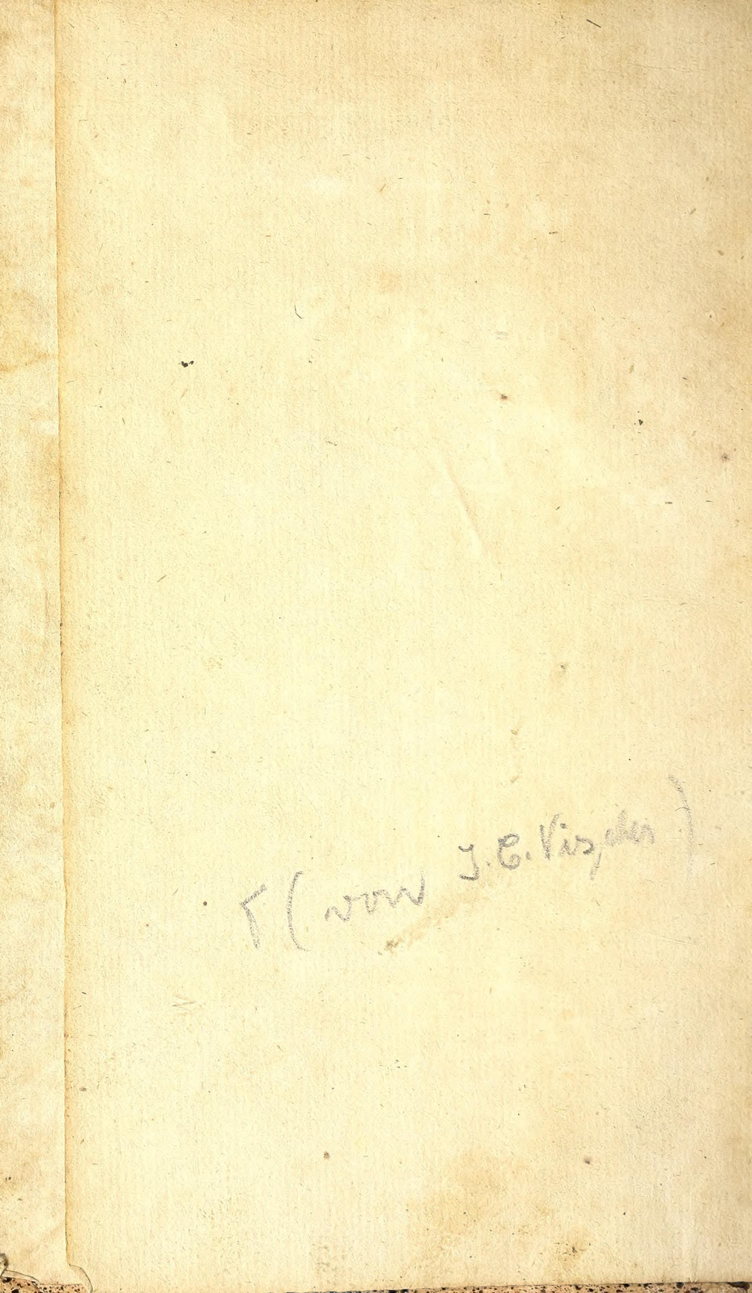




Hrn. Frezier,

Königl. Französis. Ingenieurs,



nach der

Süd=See,

und denen

Küsten

von

Chili/ Peru

und

Brasilien.

Aus dem Französischen übersetzet/ und mit saubern Kupfern versehen.

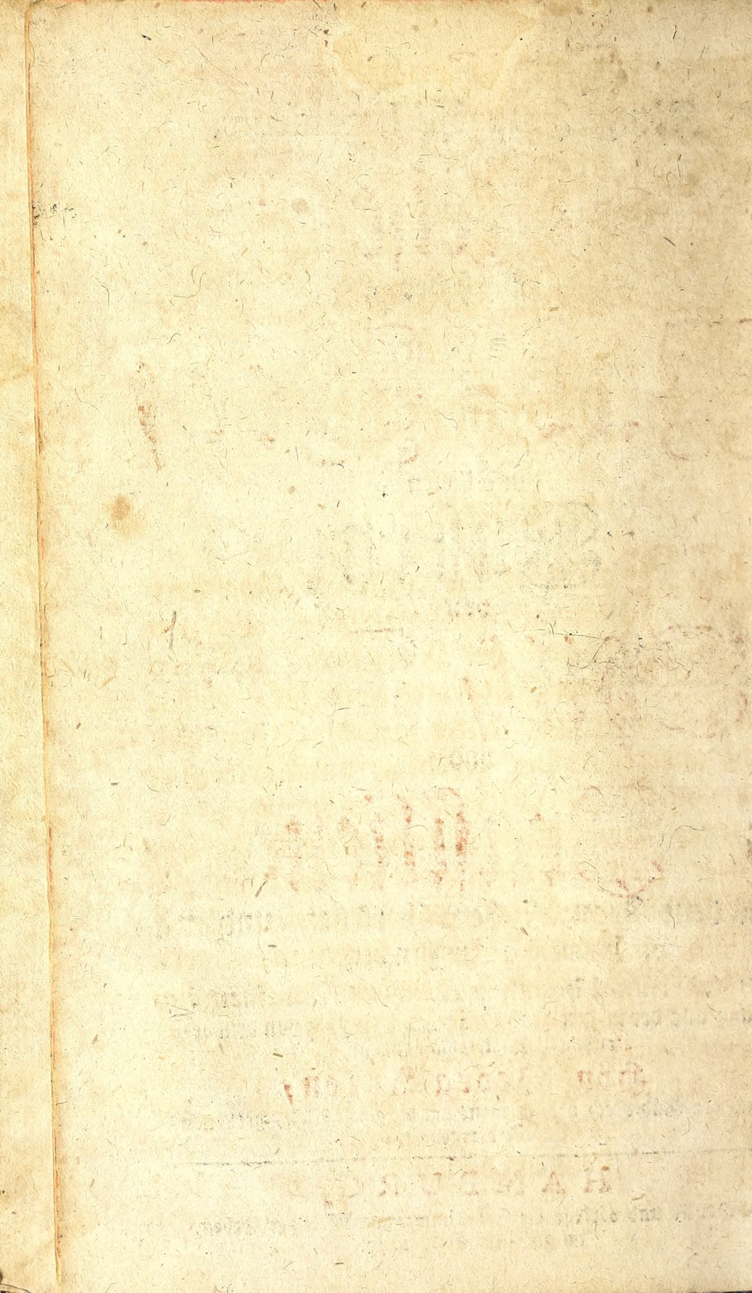
Zum andernmal herausgegeben/ und mit einem Anhang aus der in den Jahren 1740 bis 1744 von dem berühmten Engl. Commandeur,

Hrn. Georg Anson,

nach der Süd=See, oder meistens um die ganze Welt, gethanen Reise vermehret.

HAMBURG,

Gedruckt und verlegt bey seel. Thomas von Wierings Erben, im güldnen ABC. 1745.





Vorbericht.

Geehrter Leser.

Man lieset die meisten Reisebeschreibungen sehr begierig/ obgleich zum öftern der Nutze derselben in blossem Zeitvertreib bestehet. Es hat aber der Verfasser dieser gegenwärtigen eine ganz andere Absicht geführet, und dürfte ihm solche, allem Vermuthen nach, nicht übel gelungen seyn, zumal die erste ziemlich starke Auflage in kurzer Zeit vergriffen worden, und man, der vielen Nachfrage halber, zu einer zweiten schreiten müssen, bey welcher sonst nichts zu erinnern stehet, als daß, da eben währenden Drucks in England die vierjährige Reise-Beschreibung, welche der berühmte Englische Seeheld, Georg Anson, auf Befehl des Königs von Gros-Britannien, im Jahr 1740 mit 6 Kriegs-Schiffen nach der Süd-See, und meistens um die ganze Erdkugel unter-

nommen, ans Licht getreten, man für dienlich erachtet hat, dem Frezier einen Anhang daraus beyzufügen, indem solche mit demselben eine genaue Verwandschaft hat, und viele Sachen in ein helleres Licht setzet.

Zwar hat man die Beschreibung aller Insulln, Städte und Haven, so auf dieser merkwürdigen Reise vorgekommen, samt der Lebensart ihrer Einwohner, welche vom Hrn. Frezier bereits angeführet worden, nicht wiederholen wollen; jedoch sind andere Gegenden, die jener nicht berühret hat, mit Fleisse angezeiget. Uebrigens enthalt besagte des Hn. Ansons Reise folgende merkwürdige Umstände:

I. Eine ausführliche Erzählung von dem verunglückten Schiffe, der Wager genannt; die wunderbahre Erhaltung des Volkes von diesem Schiffe an einer unbekannten Insul, nebst der Zurückkunft etlicher weniger dieser Leute, nach ausgestandenem grossen Ungemach, in England.

II. Die fast nie erhörte Unglücksfälle, welche die übrigen Schiffe auf ihrer Fahrt um das Cap Horn und in der Süd-See, sowohl durch Sturm als sonst, erlitten.

III. Einen genauen Bericht von den Spanischen Prisen, welche die Schiffe der Tryall und der Gloucester in der Süd-See erbeutet.



Hrn. Freziers Reise nach der Süd-See, und denen Küsten von CHILI, PERU und BRASILIEN, Erster Theil.

I. Capitel.

Abreise aus dem Haven St. Malo in Frankreich, Schiffbruch und Rückreise.

Der grosse Weltbau, über welchen wir Menschen uns von Natur verwundern müssen, hat gleichfalls von je her meine Curiosität auf sich gezogen. Schon von der ersten Jugend an hatte ich meine gröste Freude an allem was mir nur zu dessen näher-

nähere Erkänntniß verhelfen konnte, und wuste ich mich an den Welt-Kugeln, Land- und See-Charten, samt den Reise-Beschreibungen nie satt zu sehen noch zu lesen. Kaum war ich in dem Stande, die Dinge mit eignen Augen zu beschauen, so unternahm ich eine Reise nach Italien. Der Vorwand meiner Studien half mir nachgehends ein Theil von Frankreich durchwandern. Endlich da ich die Gnade hatte, von Sr. Allerchristl. Majest. in ein beständiges Amt gesetzt zu werden, vermeynte ich keine Hoffnung mehr übrig zu haben, meiner Reisebegierde fernerhin ein Genügen zu thun. Doch fügte sich eine erwünschte Gelegenheit, Chili und Peru zu sehen, und ich erhielte darzu allergnädigste Erlaubniß.

Demnach begab ich mich als ein Schiffsofficier zu St. Malo auf ein Schiff von 36 Stücken, 350 Tonnen, und 135 Köpfen, Namens St. Joseph, unterm Commando des Hn. Duchéne Battas, eines erfahrnen und klugen Seemannes, so zugleich grosse Wissenschaft im Kaufhandel hatte, welches sich eben zu unsrer Absicht treflich schickte.

Montags, den 23 Nov. des Jahrs 1711 liesen wir aus dem Seehaven St. Malo hinaus, in Gesellschaft eines kleinen Schiffes von 120 Tonnen, genannt Maria, unterm Commando des Hn. Jordais Daniel, so uns zu einem Proviant-Schiff dienen solte. Wir warteten beym Cap Frehel, unter dem Geschütze des Casteels la Latte, in der Bucht Frenaye, woselbst wir selbigen Tags vor Anker gekommen, auf guten Wind, aber, bey 2 Monaten umsonst.

Der Verdruß über eine so lange Zögerung, die Strengigkeit des schon nahe herangerückten Winters, der Wind, die Kälte und der Regen, dem man auf der

nach Schiffs-Gebrauch von 4 zu 4 Stunden bey Tag und bey Nacht abwechselnden Wache unaufhörlich aushalten muste, und der enge Raum auf unserm Kauffardey-Schiff, da alles so voll gepfropfet, daß man sich kaum regen konnte, gaben mir allmählich zu verstehen, wie ein hartes Leben es um die Schiffahrt sey, und wie übel sie sich zu Ruhe und Nachsinnen derer Studien, welche auf dem festen Lande sonsten mein liebstes Vergnügen waren, schickten (*) Endlich erlernte ich deren unglücklichsten Zustand vollends durch einen Schiffbruch, der vor unsern Augen geschahe, und mit deme es folgendermaassen zugina.

Voraus ist zu wissen, daß die meiste aus dem Haven St. Malo ausgehende Schiffe auf der Rheede de la Frenaye, so nur 4 Meilen Westwerts davon gelegen, ankern, entweder auf guten Wind zu warten, oder auch bis sich das Volk, welches so lange als immer möglich am Lande bleibt, zu Schiffe einfindet. Den 9. Dec. lagen ihrer fünfe da. Der Graf von Girardin, der Michael Andreas, der Jäger, die Maria, und wir. Des Abends gegen 6 Uhr wirft der Ritter de la V***, so ein zur Caap ausgerüstetes Schiff von 36 Stücken, Namens Großbritannien führete, seinen Ebbe-Anker recht bey unserm Fluht-Anker aus. Weil aber das Touw, unten am Anker, woran die Boy oder der Anker-Wächter angeknüpfet, aus Versehen am Schiff feste hangen geblieben, und also den Anker in den Grund einzuhauen verhindert hatte, reißt das ablau-

(*) . . . jam inde ab adolescentia
Ego hanc clementem vitam urbanam atque otium
Secutus sum, &, fortunatum isti putant,
Uxorem nunquam habui. Ter. Adel, I. I.

sende Wasser das Schiff neben einen feuchten Ort hin, unten an dem Fort de la Latte, ehe man einen andern werfen konnte. Nun hielte dieser letztere zwar das Schiff die übrige Ebbe hindurch etwa 1 Pistolenschuß weit von gedachter verborgenen Klippe; allein als die Fluth wiederkam, wurde es durch den Strohm in kurzem auf dieselbe geschmissen. Der Capitain unterließ bey ersehender unvermeidlichen Gefahr freylich nicht, die auf der Rheede liegende Schiffe durch etliche Canonschüsse um Hülfe zu rufen: Es that auch jedes sein Bestes, ihm Volk zuzuschicken, so ihm wieder davon abhelfen solten. Doch alles umsonst. Dann der Südosten-Wind wurde stärker, und machte mit der Fluth die See so hohl, daß kein Boot hinan konnte, ja des Grafens von Girardin seiner so weit zur Bay hinaus verschlagen wurde, daß er selbige Nacht sein Schif nicht wieder zu erreichen vermogte. Die Chaloupper des Jägers ging gar zu Grunde, und wäre, wo die Unsrige nicht geholfen, von der Mannschaft kein einziger davon gekommen. Endlich stieß das Schiff um Mitternacht auf die Klippe, und zerscheiterte in so kurzer Zeit, daß das Volk kaum Zeit hatte, sich unten am Casteel zu salviren, davon jedoch 3 Gemeine und 1 Officier ertrunken.

Des andern Tages erblickten wir das traurige Wrack oder Ueberbleibsel des auf der Seite liegenden Schiffes, welches von den Wellen immerzu geschlagen und in 24 Stunden vollends zertrümmert wurde. Es ist sich leicht einzubilden, wie tausenderley ernsthafte Gedanken dieses betrübte Spectacul bey jedermann erwecket; absonderlich bey mir, der ich meine Probe der Seefahrt auf einer Reise, die zum wenigsten ein paar Jahre währen müste, ablegen solte.

Es

Es waren schon 27 Tage, daß wir fast steten Sturm und Unwetter gehabt, und dennoch wegen des contraíren Windes nicht auf die offenbare See hinaus laufen konnten, so kam von unsern Rheedern Befehl, wieder nach St. Malo zu kehren, um von denen Englischen Schiffen, welche der bey ihnen eingelaufenen Zeitung nach uns hieselbst angreifen würden, nicht überfallen zu werden. Demnach nahmen wir Sonntags den 20 December den Rückweg immerhin wieder nach St. Malo, und blieben allda bis den 6 Januarii folgenden 1712ten Jahres stille liegen.

An diesem Tag drehete sich der Wind nach dem Osten, und wir liefen aus der Rheede de Rance zum andernmal aus. Kaum aber waren wir vor der Oeffnung der Rheede draussen, so musten wir wieder ankern, aus Angst, wir mögten sonst in der Nacht auf die Klippen stossen, bey denen wir, wann wir anders in den Canal (zwischen Frankreich und Engelland) hinein wollten, unumgänglich vorbey musten. Der Wind war Nord-Nord-Ostlich, und das Schiff schlengerte wegen der hohlen See so stark, daß, sobald der Anker im Grunde, das Cabel-Touw entzwey risse. Musten wir also wieder vornen an der Bucht de la Frenaye vor Anker gehen, und hatten eine sehr üble Nacht.

Folgenden Morgen gingen wir unter Seegel, um, samt der Maria, deren gleiches Unglück begegnet, unsere Anker zu suchen. Sie fand den ihrigen, allein der unsere war und blieb verlohren, weil die Boy untergesunken. Während wir mit dessen Suchung beschäftiget waren, überfiel uns eine Wind-Stille, deswegen ankerten wir nun zum drittenmal anderthalb Meilen vom Casteel do la Latte, bis der Wind, welcher alle Au-

genblick umlief, endlich aus einem Strich beständig wehen mögte.

Bey anbrechendem Tage gedachten wir unter Seegel und auf die ofne See hinaus zu gehen, weil aber das Cabel-Touw 30 Klafter vom Anker herauf zerrieben befunden wurde, erachtete man fürs beste, es zu kappen (abzuhauen,) ein anders aus der Stadt zu holen, und zugleich einen neuen Anker, statt des verlohrnen, beyzubringen. Demnach näherten wir uns derseblen ein wenig, und hatten die Flagge eingebunden. Wir gaben überdis mit einem Canon-Schuß ein Zeichen, daß wir Hülfe benöthiget, kehrten sodann wieder um, und legten uns unter obgedachtem Casteel nun zum viertenmal dieser zweyten Abreise vor Anker. Sofort wurden zween Officiers wegen der uns gebrechenden Dinge abgefertiget, und von selbigen des andern Tags uns alle Nothdurft an Boord gebracht.

Hier lagen wir noch ganze 8 Tage, und sahen nach dem Ost-Wind aus, ohne daß sich etwas besonderes zugetragen. Diese Zeit aber wandten wir an zu beßrer Ordnung unsers Schiffs, als welches, weil es obenher allzu beschweret, nicht recht seegeln wollte, wie wir den Tag unsers zweyten Auslaufens erfahren.

II. Capitel.

Zweyte und völlige Abreise. Die Insul Palma. Curieuse Anmerkungen über die Lock-Schnure oder das Schiffchen, womit die Fahrt eines Schiffes auf der See erforschet wird. Grünes Gewölke. Insuln des grünen Vorgebürgs. Glänzendes Meer.

End-

Endlich, nachdem wir bey dem stets harten und uns ganz nicht dienlichem Wetter sehr vieles ausgestanden, lief der Wind Osten zum Süden. Sofort gienge man zu Seegel, um zwischen Rochedouvre und Guernsey durch den grossen Canal zu paßiren, mithin recht in die Mitte der Meer-Enge (la Manche) hinein zu kommen, damit wir solchergestalt denen feindlichen Capern, welche sich gerne auf der Cüste von Bretagne finden liessen, zu entgehen. Wir wischten in der Nacht auch glücklich durch, und hatten um 10 Uhr Rechedouvre etwa 1 Meile Süd-West-lich von uns vermerket.

Etliche Stunden hernach entdeckten wir beym Mondschein ein Schiff, so hinter uns her war. Sofort wurden die Hang-Matten in das Finken Netz gethan, und alles zum Gefecht fertig gemacht, in Meynung, es sey ein Caper von Jersey. Allein er hatte das Herz nicht, uns anzugreifen, und blieb noch vor Tags hinten aus, daß wir ihn nicht weiter sehen konnten.

Die folgende 3 Tage erblickten wir deren noch mehr, denen wir aber durch unsre gute Seegelage ohne Schlagen entgingen.

Endlich brachte uns der stark-kühlende Osten-Wind aus den gefährlichsten Gewässern, und zum Canal hinaus. Unterm 40zigsten Grad der Nord-Pol-Höhe hatten wir einen Nord- und Nord-Osten-Wind von hinten mit solcher Heftigkeit, daß wir kaum die Focke, (das grosse Seegel des vordersten Masts) unerachtet wir ein Reff desselben eingebunden, führen konnten. Weil uns die Maria nicht zu folgen vermogte, musten wir alle Seegel mindern, und fuhren dennoch jede Stunde bey 3 Meilen.

Während dieser Zeit sahen wir ein kleines Schiff, so wir für einen Portugiesen, der von Madera käme, hielten. Allein die See ging viel zu hohl, und wir hatten mit uns selber viel zu viel zu schaffen, als daß wir auf Beute machen denken sollen. Doch that uns dieser scharfe Wind weiter keinen Schaden, als daß unser Schiff auf der linken Seite meistens im Wasser lag, ja wir hielten vielmehr dabey die rechte Fahrt. Kaum hatten wir die Nordliche Breite vom 32 Grad erreichet, so trafen wir eine stillere See und die gewöhnliche Nord- und Nord-Osten-Winde an, welche das Meer nicht ungestühm machten, und uns tapfer forthalfen.

Wir genossen nach einem stürmichten und dunkeln Wetter, die Anmuth einer lieblichen Luft und heller Tage, und wurden des Abends im Süd-Osten zum Osten, etwa 15 Meilen von uns, Land gewahr. Zu unserm neuen Vergnügen merkten wir, daß es die Insul PALMA, und ich empfand noch eine besondre Freude darob, weil wir uns ganz eigentlich nach meiner Muthmassung so nahe dabey befanden: Nicht als ob ich diese Accuratesse, welche ein blosser Zufall und die Muthmassung der zween Ober-Lieutenants war, so die Tabelle der Lock-Schnure (*) fleißig eingerichtet hatten, meiner Geschicklichkeit zuschreiben sollen, sondern weil die andern, so da von mir wusten, daß ich weder bey einem

(*) Bey den Engelländern, und nach deren Exempel auch andern Nationen, so eine lange Schiffahrt vorhaben, sieht man ein Stücklein ausgehölten Holzes, länglicht, von etwa 8 bis 9 Zoll, so sie Lock, wir Teutschen aber insgemein das Schiffgen nennen. Dieses beschweren sie mit ein wenig Bley, damit es auf dem Wasser stille liege. An demselben ist eine Schnur oder dünner Strick, die Lock-Line genannt,

nem Schiffer in die Schule gegangen, noch jemals auf dem Meer gewesen, sich nicht einbilden konnten, daß man mit einer geringen Mathematischen Wissenschaft Sachen zu thun vermöge, welche die Seefahrende aus bloßer Gewohnheit errathen, davon sie doch wie in allen ihren noch so schlechten Dingen, keine gründliche Ursache beyzubringen wissen.

Nun ist nicht zu läugnen, daß uns eine 4 oder 5malige Beobachtung der Sonnen-Höhe viel zurechte geholfen. Seit unserer Abseeglung befanden wir uns schier allezeit weiter zurücke als unsre Muthmassung gegangen. In meinen Gedanken legte ich die Schuld dieses Fehlers der Abtheilung der Lock-Schnure bey. Unsere Seefahrende schlagen nemlich jeden Knoten nur 41 Schuh 8 Zoll weit, für den dritten Theil einer Meile, und rechnen eine See-Meile auf 15000 Französis. Schuhe. Welches doch gar ein dummer Fehler ist, wann 1 Grad 57060 Ruthen, und 1 See-Meile 2853 derer nach dem Pariser Fuß hält, wie die Hrn. der Königl. Academie sie im Jahr 1672 auf Befehl des verstorbenen Königs abgemessen. Dann wann dieser Rechnung zufolge die Meile 17118 Schuhe begreift, solte ja die Lock-Schnure, in Ansehung einer Seconden-Uhre, zu jedem Knoten 47 Schuhe, 6 Zoll, und 7 Linien, ha-

genannt, mit Knoten in gewisser Weite insgemein 30 Secunden abgetheilet, und auf einen Stock gewickelt. Indem nun das Schiff bey gutem Wetter unter Seegel ist, werfen sie das Schiffchen aufs Wasser, lassen die Schnur 1. 2. oder mehr Minuten lang, nach der dabey liegenden accuraten Uhre, ablaufen, zehlen sodann die Knoten, und errathen dann muthmaßlich, wie weit sie in gedachten Minuten geseegelt, mithin, wie weit sie von dem Ort der Abfahrt wegseyen.

haben. Da nun aus diesem Grunde die Knoten allzunahe an einander, wunderte ich mich nicht, daß wir nicht so weit gefahren, als unsre Gissing oder Muthmassung gewesen; Massen wir $\frac{1}{4}$ und $\frac{21}{190}$, das ist, ungefehr $\frac{1}{3}$ weniger seegeln solten.

In solcher Meynung wurde ich den 31 Jan. bekräftiget, als ich, nachdem wir seit der letzten Observation bey 100 Meilen gefahren, 8 Meilen $\frac{1}{3}$ zu viel Gissing, und die andern noch mehr befanden. Allein ich habe im Verfolg unsrer Reise die Ungewißheit des Schiffchens abgemerket. Es recht zu werfen gehört eine Erfahrung und gesunder Verstand darzu. So bleibt auch der Wind die 2 Stunden über, da mans nicht wirft, nicht allemal gleich stark. Der Fall derer unbekannten Ströhme ist eine neue Ursache solcher Ungewißheit. Also daß sichs öfters zugetragen, daß die Lock-Tabelle mit der genommenen Höhe übereinkam, ja man gar zuweilen, anstatt davon abzuziehen, noch etwas zugeben muste.

Es fanden sich noch einige unter uns, die sich auf ihre Gissing gründende sich einbildeten, sie hätten das Land schon des Mittwochs Abends gesehen. Den 4 Febr. als des Donnerstags, erblickten wir Osten zum Süden ein ander Land, welches man zufolge der genommenen Höhe und dem Weg von dem Eiland Palma her, welcher mit der Weite dieser zwo Insuln ganz wohl überein kam, für das Eiland FERRO annahme.

Weil wir nun gewiß wusten, in was für einer Gegend wir wären, richteten wir die Fahrt nach denen Eiländern des grünen Vorgebürges mit einer schwachen Kühlung aus dem Nord-Osten, und Nord-Nord-Osten, so uns innerhalb 3 Tagen unter den Tropicum

brach-

brachte, woselbst uns die Wind-Stille die stärkste Hi-
ze zu empfinden gab. Doch währete sie nur 3 Tage
über, und die Luft kühlete sich je und je durch einen fri-
schen Wind aus dem Westen zum Süden.

Unter diesem schönen Himmels-Strich fingen wir
an fliegende Fische zu sehen. Sie sind an Grösse als
grosse Sardinen oder Heeringe. Ihre Flügel sind ei-
gentlich nichts als lange Finnen, mit denen sie nicht
länger, als sie naß sind, fliegen können. Wir fingen
ihrer zum öftern, wann sie ins Schiff hinein, oder auf
die grosse Rust, (die dicke Seiten-Bretter am Schiff,
woran die Wand befestiget,) fielen. Es ist ein deli-
cates und wohlgeschmacktes Essen darum.

Diese Fische haben zu ihren Feinden die Dorades
oder Meer-Forellen, welche mit ihnen in stetem Krie-
ge leben. Wer von jenen einen an den Angel steckt,
kann ihrer genug fangen. Massen sie so begierig dar-
nach schiessen, daß wann man einen fliegenden Fisch
auch nur mit Leinwänd oder etwas dergleichen nach-
macht, sie sich, ob sie gleich sonst an keinen andern Köder
anbeissen, immerhin berücken lassen. Auf solche Weise
haben wir die allererste, so ich jemals gesehen, erhaschet.
Ich konnte ihre Schönheit nicht genug bewundern.
Auf ihren Schuppen glänzets als das schönste Gold mit
Himmelblauen, grünen und viol-färbigen Flecken, also
daß sich nichts schöners einzubilden. Der Geschmack
aber ist weit so nicht als ihre Schönheit, sondern, ob
mans gleich essen kann, ists doch so was trockenes.

Meine Neigung zur Mahlerey ließ mich auch unter
dem Krebs-Cirkel bey der Sonnen-Untergang über-
aus schöne grüne Wolken beobachten, dergleichen ich
mein Lebetag in Europa nicht, noch so eine lebhafte und
hübsche Farbe gesehen.

Un-

Unterm 21 Grad, 21 Minuten der Breite, und dem 21 Grad, 39 Minuten der Länge oder vom Parisischen Meridiano ab, fanden wir 5 bis 6 Meilen lang das Meer sehr weiß. Wir liessen das Bley-Loot 40 Klafter lang schiessen, ohne Grund zu finden, vermeinten also, weil das Wasser seine gewöhnliche Farbe wieder annahm, wir müsten etwa über einen feuchten Grund, der in den See-Charten nicht bemerket, hinüber geseegelt seyn.

Wir hatten etliche Tage nach einander eine feine Kühlung aus dem Nord-Westen, welches sonst in diesen Gewässern was ungewöhnliches ist. Nachmals brachte uns der Nord und Nord-Nord-Osten Wind unter den 17 Grad, 40 Minuten, allwo wir eine Nacht ohne Seegel trieben, weil wir wusten, daß wir nicht weit von den Eilanden des grünen Gebürges abseyn könnten.

Des andern Morgens, den 15 Februarii, erblickten wir würklich ein sehr hohes ganz mit Nebel umzogenes Land, und erkanntens folgenden Tags ganz deutlich für das Eiland St. Nicolai, und nachgehends die Insul St. Lucia, so Süd-Süd-Westlich vor uns lag.

Wir dreheten das Schiff, um in der Nacht die hohe See zu halten, und meinten, nachdem wir 8 Meilen nach Nord-Osten zum Osten geseegelt, wir sähen an dem Glanz des Meers, so an diesem Ort sehr schimmert, Klippen. Dann es leuchtet hieherum bey Nacht-Zeiten ungemein, wie lauter Feuer-Funken, wann sich das Wasser durch die Fische oder durch das Schiff obenher nur ein wenig bewegt, also daß die Sooge, (der Strich den das Schiff hinten mit dem Ruder im Meer macht,) lauter Feuer schiene. Ich hätte mir nie mals einbilden können, daß dieses von der Bewegung des Salz-Wassers

sers herkäme, wann ich es nicht selbst gesehen: Unerachtet ich schon etwas davon durch die Naturkündiger erfahren, insonderheit durch Rohault, welcher in seiner Physica auch die Ursachen darzu setzet, warum das Meer in den heissern Himmels-Gegenden mehr als anderwerts funkle. Dem sey wie ihm will, wir dreheten das Schif, meines Erachtens für einer blossen Bank von Fischen, nicht aber Klippen, fuhren 14 Meilen Osten zum Norden, und bekamen des Nachmittags um 3 Uhr, durch den Nebel hindurch, das Eiland St. Lucia gegen Süden, etwa anderthalb Meilen von uns, zu Gesichte.

Eine Stunde darauf entdeckten wir die Insul St. Vincent, und zwar, gleichwie die vorige Eilande, durch blosses Muthmassen, weil sie keiner von allen unsern Leuten jemals von der Nordlichen Seite her gesehen hatte. Damals erkannte ich den Nutzen der Abzeichnungen der Länder im Prospect, wann sie in denen Gegenden gestellet, wo man sie gewöhnlich vermuthet. Doch erkennt man diese Insul an einem niedrigen Erdreich, so sich unten an hohen Gebürgen Nordostlich gegen der Insul St. Antonio erstrecket, wie auch an einem kleinen Felsen, der wie ein Zuckerhut bey dem Mund der Bay, Westwerts der Insul, etwa ein paar Anker-Touwen lang vom Lande abstehet.

III. Capitel.

Ankunft bey St. Vincent, einer der Insuln des grünen Vorgebürges. Anmerkungen über die Gissing. Die Schiffe nehmen Holz und Wasser ein. Allerhand rare

re Erd-Gewächse. Paßirung der Linie, unter welcher sich die Schiffleute mit lächerlichen Ceremonien taufen. Verschiedene Ströhme auf dem grossen Welt-Meere.

Auf so gewisse Kennzeichen liesen wir des Abends um 6 Uhr mit einem guten Nord-Nord-Westen und Nord-Wind in den Canal zwischen den beeden Insuln St. Vincent und St. Antonio hinein, und fuhren den kleinen Felsen etwa einen Flintenschuß weit vorbey, um den Wind zu bekommen. Der Grund darum herum ist ganz rein und sonder Gefahr. Wir fanden in solcher Weite 27 Klafter tief Wasser, u. s. w. Im Vorüberfahren bey diesem kleinen Eiland ist man heftigen Wirbelwinden, welche vom Gebürge gegen Nord-Osten herab fallen, unterworfen. Wie dann etliche Schiffe des Hrn. du Guay daselbst ihre Mars-Seegel eingebüßt, unter andern la Magnanime, welches eben deswegen das Schiff recht in den Wind drehen müssen.

Endlich ankerten wir an einer Einfahrt auf 10 Klafter reinen sandichten Grund, Süden zum Osten des kleinen Felsen-Eilandes, und gegen Osten der Spitze auf der rechten Hand. Zu gleicher Zeit ging die Maria Süd-Ostlich von uns auf 8 Faden leimichten Grund, vor Anker.

Unsere Ankunft bey dem Eiland St. Vincent traf just mit unsrer Muthmassung überein, weil wir unter dieser schönen Himmels-Gegend, woselbst es allezeit heiter Wetter ist, schier täglich die Höhe nahmen, welche von unsrer Muthmassung etwa 5 bis 6 Minuten auf den Tag Südwerts unterschieden, auch sogar bey der

Wind-

Wind-Stille; Woraus ich geschlossen, die Ströhme müsten uns dahinwerts reissen. Ja vom 19 Grad her hatte die Gissing gar einen Vorsprung. Dieser Irthum mogte von der Lock Linie entstehen, wie ich vornen gemeldet, weil ich auf 1 Tagereise von 45 Meilen, mit Abzug 4 Meilen, annoch mehr als eine für den gewöhnlichen Strohm, der uns ein wenig gegen Süden versetzte, befand.

Folgenden Tages, den 16 Febr. vermeinten wir in einem Bach, welcher etliche Monate im Jahr in einer der Nordlichsten kleinen Anfuhrten läuft, Wasser einzunehmen, sahen aber nichts als das ausgedrocknete Gestade. Uns wurde bange einer so nothwendigen Erfrischung zu ermangeln, schickten also ein paar Schifsofficire mit Matrosen ab, dessen auf dem Eiland zu suchen, u. zu sehen, ob nirgends keine Wohnung anzutreffen, woraus man Ochsen oder einige Früchte holen könte Sie fanden aber nichts als etliche Sümpfe von gesalzenem Wasser, und anstatt der Häuser Hütten von Baum-Aesten, so sich füglicher zu Vieh-Ställen als menschlichen Wohnungen schickten; maassen die Thüren so niedrig, daß man aufm Bauch hineinkriechen muste. Der ganze Hausrath bestund in etlichen Säcken von Thierhäuten, und in Schildkröten-Schaalen, so zu Bänken und Wassergefässen dieneten. Die darin sonst wohnhafte Negros hatten sie verlassen, aus Furcht, man mögte sie aufheben und für Sclaven verkaufen, uneracht sie uns an der Fahne für Engelländer annehmnn sollen. Man erblickte ihrer ein paar splitternackt, welche sich auf den ersten Anblick unsrer Leute ins Gehölze verkrochen, ohne daß wir sie durch Zurufen, daß wir Freunde seyen, herbey locken mögen.

Endlich fand man durch emsiges Suchen, an der

Südlichen Spitze der Bay ein schmales Wässerchen, so von dem steilen Erdreich an das Meer-Ufer herab rieselte. Man grub ein weites Loch, damit Wasser genug zum schöpfen zusammen laufen mögte. Also versahen wir uns damit innerhalb 2 Tagen, ob es wohl ziemliche Mühe kostete, es an Bord zu bringen, weil die See sehr hoch ging. Dieses frische Wasser war doch nicht das beste, und wurde in 7 oder 8 Tagen so stinkend, daß es uns eine rechte Strafe war davon zu trinken.

Während man Wasser einnahme, sammelte man auch ein paar hundert Schritte davon, Holz. Dis ist eine Art Tamarinden, dessen man aber ganz leicht und ziemlich nahe am Meer habhaft werden kann.

Wir hatten die Englische Flagge samt dem Wimpel auf den grossen Mast gestecket, und dabey 1 Canon-Schuß gethan, um die Einwohner des nur 2 Meilen davon entlegenē Eilandes St Antonio herbey zu locken: Allein da kam niemand: Entweder daß sie unsrer List nicht traueten, oder uns auch wegen der dicken Luft nicht helle sehen konten. Nur erblickten wir ein Feuer, welches dem Schein nach eben so als dasjenige, so unsre Leute beym frisch-Wasser einnehmen des Nachts am Strande gemacht hatten; Und gleichwohl, als etliche Monate hernach das Schiff St. Clemens von St. Malo mit seinem Pingre an eben dem Ort vor Anker gekommen, wurde er von den Einwohnern der Insul St. Antonio besucht, und ihm gegen Bezahlung, Ochsen, Ziegen, Feigen, Bananes, Citronen und sehr süsser Wein an Boord gebracht. Ihrem Berichte nach mögen von allerhand Geschlechte, Farbe und Zustand wohl 2000 Seelen auf dem Eyland seyn, und liege oberhalb dem Anker-Grund ein kleines Fort mit 4 Canonen,

nonen, worin ein Portugiesischer Gouverneur das Commando führe.

Unsrer Seits bekamen wir keine andre Erfrischungen als vom Fischfang, welcher in der Bay St. Vincent sehr reich ist, Doch hats nur eine Anfurt zwischen den beeden Erdspitzen gegen Ost-Süd-Ost, wo sichs mit dem Streich-Netz ziehen läst, weil das ganze niedrige Ufer sonsten überall voll Klippen. Hingegen kann man sich des Schadens mit dem Angel erholen. Dann es giebt allda eine Menge Fische, insonderheit eine gewisse Art so einen Ratzen-Schwanz und allenthalben runde Flecken haben. Einer davon, den wir fingen und 6 Schuh lang war, findet sich in dem Kupferstich, und gleichet sehr der Brasilischen Petimbuaba des Margrave, p. 148. So fängt man hieselbst auch öfters sogenannte Beutel-Fische von ungemeiner Schönheit, welche in der Reise des Hrn. de Gennes durch Sr. Froger beschrieben werden. Wann es die rechte Zeit mit den Schildkröten ist, finden sich deren eine ungeheure Menge ein, wie aus der unsäglichen Anzahl derer am Strand liegenden Schilden und Gerippe abzunehmen. Die Einwohner der Insul St. Antonio salzen sie alle Jahr ein, essens, und treiben Kaufmannschaft damit. Ja es mangelt sogar auch an häufigen Wallfischen nicht.

Wir hätten uns gerne für unsre schlechte Seespeisen mit einer Jagd ergötzt; allein es giebt fast gar kein Wildprät auf diesem Eiland. Nur findet man etliche Heerden Wald-Esel, einige Gemsen oder wilde Ziegen zu öberst auf denen sehr mühsam zu ersteigenden Bergen, wenig Pintades, und gar keine Vögel.

Obst und andre Früchte zu finden wolte uns eben so wenig glücken. Das Erdreich ist so dürre, daß keine

darauf wachsen. Man sieht bloß in den Thälern kleine Büsche von Tamarinden, und etwas weniges von Quitten- und Citronen-Bäumen. Doch fanden sich etliche ziemlich rare Pflanzen; als Titymalus arborescens: Abrotanum mas, des allerlieblichsten Geruchs und der schönsten grünen Farbe: Eine gelbe Blume, deren Stengel ohne Blätter: Palma Christi oder Ricinus Americanus, so die Spanier in Peru Pillerilla nennen, und davon vorgeben, daß wann die Blätter davon auf den Busen gelegt werden, sie die Milch bey den Säugerinnen befördern, binde mans aber auf die Nieren, so vergehe die Milch davon. Der Saamen oder Kern ist eben wie in den Indianischen Tanzapfen, woraus in Paraguay Oel gepresset wird; Eine Menge Sedum allerhand Gattung, deren einige grosse runde Blätter wie eine Haselnuß-Staude haben: Coloquinten-Apfel: Limonium Maritimum sehr dick: Lavendel ohne Geruch: Hundsgras, u. a. m.

Bey dem kleinen Felsen-Eiland wird sehr gute Ambra gefunden, davon die Portugiesen an etliche Französische Schiffe, unter andern auch dem St. Clemens verkauft.

Weil wir von dieser Insul keine Erfrischungen zu hoffen, gingen wir unter Seegel, deren auf St. Antonio zu suchen. Allein es wehete zu stark aus dem Nord-Osten und die See ging viel zu hohl, als daß wir die Chalouppen dahin absenden können. Richteten wir also unsre Fahrt lieber zu dem Canal zwischen diesen beeden Eilanden hinaus, und sahen im Vorbeyfahren die Ankerstelle gegen Süd-Osten.

Eine Weile hernach erblickten wir ein sehr weit hinaus gelegenes Land, so wir für das Eiland del Fuogo hielten. Inzwischen, als wir des andern Tages bey

45 Mei-

45 Meilen gegen Süden zum Osten geseegelt, merkten wir in der Nacht ein Feuer, und bey angebrochenem Tag ein sehr hohes Land, etwa 5 Meilen Nord-Osten zum Osten vor uns, auf dessen Spitze man einen Rauch sahe.

Die Lage dieser Insul brachte uns auf die Muthmassung, es müste das Eiland BRAVA seyn, hingegen wegen des Rauchs hielten wirs für del Fuogo. In solchem Fall wären die Insuln des grünen Vorgebürges in dem See-Charten-Buch dessen Van Ceulen, wornach wir uns doch richteten, sehr übel angelegt.

Indessen bedienten wir uns noch im̃er eines frischen Windes aus dem Nord-Osten, der uns dann bis zum 2ten Grad an die Linie brachte: Unter deren wir 2 Tage Windstille hatten, jedoch mit einer schwachen Kühlung aus dem West-Süd-Westen nach dem Süden. Als wir nun nachgehends vermittelst eines kleinen Windes aus Süd-Süd-Osten unter 0 Gr. 40 Minuten der Breite, und dem 23 Gr. 50 Min. der Länge, nach Parisischem Meridiano, geseegelt, legten wir um, damit wir nicht zuweit auf die Brasilische Cüste verfielen, woselbst die Ströhme nach Nord-Westen verschlagen. Steuerten demnach Osten zum Süden, und paßirten des andern Tags, den 5 Martii, indem unser Cours Süd zum Osten gerichtet, mit einem frischen West-Süd-Westen-Wind, beym 355 Gr. von Teneriffa, unter der Linie durch.

Folgenden Tages, als niemand mehr zweifelte, wir seyen nunmehr würklich im Südlichen Theil der Weltkugel, wurde ja nicht vergessen, die bey allen Nationen übliche närrische Ceremonie der sogenannten Linie-Taufe ins Werk zu richten.

Man bindet die Täuflinge mit den Händen an

Stricke so von vorn nach hinten zu auf dem halben Deck für die Officiers, u. auf dem Verdeck für die Matrosen aufgespannt, treibt allerhand Affereyen und seltsame Auszüge, macht sie wieder los, führet einen nach dem andern zum grossen Mast, u. läßt sie auf eine See-Karte schwören, sie wollens andern thun wie ihnen geschehe, und zwar nach den Ordnungen der Schiffahrt, hernach muß einer ein Trinkgeld bezahlen, daß er nicht begossen werde, unerachtet es wenig hilft, massen die Capitaine selber manchmal nicht verschonet bleiben.

Die grosse Windstille, bey deren das Volk Zeit genug hatte, einander zu taufen, ließ uns 4 Tage nach einander die stärkste Hitze empfinden, und wir kamen in dieser ganzen Zeit mit unstäter Kühlung nicht über 20 Meilen weit. Doch brachte uns ein kleiner Wind von Süd-Osten und Ost-Süd-Osten nach und nach aus dieser brennheissen Gegend bis zum 16 Gr. Südlicher Breite, ohne Sturm und Regen, bey lauter heiterm Wetter. Nachgehends wurde der Wind Nord-Osten, folgends Nord-Westen mit etlichmaligen Platzregen, trüber Luft und etlichstündiger Windstille in 3 Tagen bis zum 23 ein halb Gr. der Breite und 36 Gr. der Länge.

Als wir unterm 21 und 22 Gr. Lat. und 34 und 35 Long. waren, sahen wir einen Haufen Vögel. Hier meynten wir, nicht weit von dem Eiland Ascension zu seyn, warfen das Loot, ohne Grund zu finden, und konten weder dieses Eiland noch die Insul der Dreyfaltigkeit erkennen, unerachtet wir dieser letztern, nach etlichen geschriebenen Seecharten, unterm 25' Grad, woselbst die Südliche Winde mit einer Stille abwechselten, nähern sollen. Endlich half uns eine mäßige Kühlung aus Südsüd-Osten, Nord-Osten und Osten in 3 Ta-

gen

gen an das Eiland St. Catharina auf der Cüste von Brasilien, recht nach unsrer Muthmassung; Mit deren es also zuging.

Den andern Tag nach unserm Auslaufen aus St. Vincent war die Muthmassung ein wenig zu frühe, hingegen den folgenden waren wir voraus. Allein den 26 Febr. nachdem wir die Höhe von 6 Gr. 45 Min. genommen, befanden wir uns 8 Meilen Südlicher als wir vermeynet, ob wir gleich 2 Tage zuvor 9 Gr. 45 Min. beobachtet hatten. Der Irrthum währete noch immerfort auf eben der Seite mit denen Kennzeichen der Ströme, so man Hoch-Fluthen nennt, bis gegen den 9 Gr. Südlich von 5 bis 6 Min. je nach der Tag-Länge, die Verbesserung der Lock-Schnure ungerechnet. Vom 9 bis zum 13 Gr. war der Irrthum geringer als vom 13 bis 27, und der Unterschied so viel wichtiger, weil wir dem Lande näher kamen. Also, daß wir befanden, wir seyen in einem Tag 25 Meilen geseegelt, da es der Muthmassung nach nur 16 gewesen waren.

Sonnenklar ists, daß dieser Irrthum von denen Strömen hergerühret, welche ein Schiff Südwerts verschlagen. Ob es nun gerade gegen Süden, gegen Süd-Osten oder gegen Süd-Westen geschehe, läßt sich eigentlich nicht sagen. Nur ist meinem Dünken nach die vernünftigste Muthmassung diese, daß sie nach dem Süd-Westen oder Süd-Süd-Westen verschlagen müssen, weil die Lage der Brasilischen Cüste darnach ist. Aus dieser Erfahrung gilt des van Ceulen See-Charten-Buch nicht allzuviel, wann er sagt, daß der Strom auf der Brasilischen Cüste von Merzen an bis in den Heu-Monat mit Macht langs dem Ufer gegen Norden laufe, hingegen vom December bis in den Merz-Monat der Südliche Strom verschwinde. Gesetzt

aber, er habe, was den Nordlichen Theil dieser Cüste betrift, Recht, fehlts doch auf dem Südlichen, vom 10 Gr. Süder-Breite an, ein wenig gegen dem hohen Meere zu.

Mogte man, meiner Muthmassung zuwider, einwenden, wann die Ströme gegen Süd-Westen verschlügen, so müsten sie ja die aus der Süd-See kommende Schiffe nach der Brasilischen Cüste hinreissen; Nun gebe aber die Erfahrung, daß von den Seballischen Eilanden ab sich ein Irrthum von 2 bis 300 Meilen in Ansehung der Nähe dieser Cüste, oder von der Insul Fernando Noronho, deren Ströme nicht nach dem Süd-Westen verschlagen sollten, befinde.

Hierauf gebe ich zur Antwort: 1) Daß die langs der Brasilischen Cüste laufende Ströme, indem sie unterwegens die neue Länder der Seballischen Insuln und des Staaten-Land antreffen, wieder nach dem Osten, wie es verschiedene Schiffe erfahren, zurück fliessen, nachmals zuweilen in einen andern Strich von Strömen verfallen, welche auf die Guineische Cüsten verschlagen. Wie dann, wer an der Wahrscheinlichkeit dieser Muthmassung zweifeln will, die Augen nur auf die See-Charten von den Africanischen Cüsten und dem Südlichen America richten darf.

2) Entstehen diese Fehler durch die See-Charten, wie an seinem Ort gemeldet werden solle; insonderheit aus Peter Goessteinen, deren sich unsre Schiffer doch meistentheils bedienen. Man merkt diesen Fehler, wie nahe nemlich das Land Brasilien liege, nicht allemal, wann man aus Europa kömmt, weil man öfters durch die Strome, gedachtermassen, verschlagen wird: und weil man nicht weiß, ob ihr Strich nach dem Osten oder Westen gehet, verbessert man zuweilen die Meilen

nicht

nicht darnach, wie wir auf unsrer Fahrt fast alle zusammen gethan; und dieses nach dem Beyspiel der meisten Holländer. Daher sich nicht zu verwundern, daß wir (Franzosen) ihre See-Charten, die sie nach ihren See-Journalen eingericht, für gut halten.

Dem sey wie ihm wolle, so haben wir von dem Eiland St. Vincent an bis zu St. Catharina über 60 Meilen weiter als unsrer Muthmassung nach, gegen Süden geseegelt, ob wir schon die Höhe schier alle Tage nahmen, und uns dieses Irrthums halber treflich vorsahen. Dem allen ungeacht kamen wir den 31 Merz an das Eiland St. Catharina, recht nach unserm Besteck auf der See-Charte des Peter Goes, 10 Meilen mehr oder weniger einer vor dem andern. Woraus abzunehmen, daß wann wir Westlich angelegt hätten, wir sehr weit ins Land hineingekommen wären, gleichwie den meisten Französischen Schiffen auf dem Weg nach der Süd-See widerfahren.

Dienstags, den 30 Merz, weil man nahe am Lande hinfuhr, wurde des Abends um 6 Uhr das Bley geworfen, und der Grund mit Sand, Leimen und Muschelwerk vermischt, 90 Faden tief befunden. Drittehalb Meilen weiter gegen Westen warens 10 Klafter weniger: und so hatte man die ganze Nacht hindurch, so oft das Bley alle 2 Stunde ausgeworfen wurde, einerley Tiefe und Grund angetroffen.

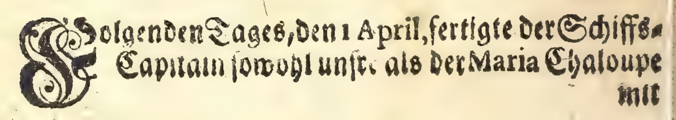
Bey anbrechendem Tage sahen wir auf 6 Meilen weiter gegen Westen als unser letzter Bley-Wurf, ein Land. Sofort merkte man an der Gestalt und etlichen kleinen Flecken, die von ferne als Schiffe lassen, wie auch an denen kleinen herum liegenden Eiländern, daß es die Insul GAL seye. Sie lag uns damalen gegen Westen zum Westen, etwa 8 bis 9 Meilen. Man

warf das Bley-Loot, und fand 55 Klafter tief Wasser mit zarten leimichten Grund. Endlich nahmen wir anderthalb Meilen von dieser Insul gegen Süden zum Osten, und etwa 3 Meilen Ostlich von der Nordlichen Spitze der St. Catharinen Insul die Höhe, und fanden 27 Gr. 32 Min. Süder Breite; und zwar auf folgende Weise.

Anderthalb Meilen weiter gegen Westen fanden wir 20 Faden Wasser, mit gräulichterm leimichten Sand. Wir forscheten die Tiefe von einem Ort zum andern, da sich der Grund immer einerley wiese, bis auf 6 Klafter tief grauen Leimen oder Letten, allwo wir zwischen der Insul St. Catharina und dem vesten Lande vor Anker gingen. Solchergestalt lag uns das Eiland Gal Nord-Osten zum Osten, etwa 3 Meilen, in gerader Linie mit den zwo Nordlichsten Spitzen der Insul St. Catharina, und der Spitze des vesten Landes gegen Norden zum Osten.

IV. Capitel.

Ankunft bey der Insul St. Catharina auf der Cüste von Brasilien. Fruchtsamkeit derer Einwohnerinnen für den Franzosen. Gefahr wegen der häuffigen Tyger-Thieren. Ganze Heerden von wilden Ochsen. Grüne Austern. Die Schiffe nehmen Erfrischungen ein.



Folgenden Tages, den 1 April, fertigte der Schiffs-Capitain sowohl unsre als der Maria Chaloupe mit

mit bewehrter Mannschaft ab, einen zum Wasser-einnehmen bequemen Ort, samt den Portugiesischen Wohnungen, daher zu holender Erfrischungen halber aufzusuchen. Zu gleicher Zeit ging der Unter-Capitain St. Lestobec in dem Boot ab, mit 3 Officiers, worunter auch ich war, um Nachricht einzuholen, ob in der Anfuhrt Arazatiba, so auf dem vesten Lande, der Südlichen Spitze der Insul gegen Westen ist, keine feindl. Schiffe vor Anker lägen.

Gleich beym ersten Aussteigen fanden wir in einer verlassenen Wohnung, etwa eine viertel Meile vom Schiff, Ost-Süd-Osten, eine sehr bequeme Gelegenheit, frisch Wasser einzunehmen. Wie wir erst diesen erwünschten Vortheil in Händen hatten, marschirten wir weiter fort auf einem schmalen Erd-Strich, und trafen ein Haus an, welches, nach der vorhandenen warmen Asche zu urtheilen, nur seit etlichen Stunden ledig stehen muste. Wir wunderten uns zum höchsten, als wir hieraus der Einwohner Mißtrauen ersahen, da wir ihnen doch ein Zeichen der Freundschaft, welches sie 1 Jahr vorher mit zween bey Arazatiba vor Anker gelegenen Französischen Schiffen verabredet, nemlich einen weissen Wimpel unter einem Englischen auf dem grossen Mast, ja gar 1 Canon-Schuß gegeben hatten, wiewohl es, ohne unser Wissen, 2 Schüsse seyn sollen. So stacken sie auch schon vorhin in der Angst wegen der Zeitung, daß Mons. de Guay Trouin nur neulich, um sich an den Portugiesen zu rächen, weil sie denen Französischen Kriegs-Gefangenen, und insonderheit dem Vornehmsten unter ihnen, Mons. le Clerc, zu nahe gethan, Rio de Janeiro weggenommen und nur gegen einer grossen Summe wieder verlassen. Wir sahen würklich, als wir andre Woh-

nungen, worinn Menschen wären, aufsuchten, in einer Pirogue 3 Männer auf uns zu rudern, so uns im Nahmen des Gouverneurs der Insul bitten solten ja keinen Fuß ans Land zu setzen: Man hätte uns für Franzosen erkannt, und ihre Weiber sich sofort ins Gebürge verkrochen: Wo wir ihnen nichts zu Leyde thäten, wolten sie uns mit Eßwaaren und allerhand Erfrischungen, eben so als andre bey ihnen vor Anker gewesene Französische Schiffe versehen. Diese Abgeordnete nahmen wir mit gröster Freundlichkeit auf, und schickten sie in der Chaloupe der Maria, nebst der Unsrigen, weil wir doch die Gelegenheit des Havens von Arazatiba erkundigen wolten, immerhin an Boord.

Erstlich paßirten wir einen engen Canal, etwa 200 Ruthen breit, zwischen der Insul und dem vesten Lande, worinn nur drittehalb Fuß tief Wasser war. Hier fingen wir an da und dorten hüpsche Wohnungen zu erblicken, in welche wir aber, weil wirs denen Abgeordneten versprochen hatten, nicht hinein gingen. Unterwegens warfen wir je und je das Loot, fanden aber nie Wasser genug für ein Schiff von 6 Stücken. Wir fuhren bey etlichen schönen Anfuhrten der Insul hin, bis uns die Dunkelheit der Nacht Fuß ans Land zu setzen nöthigte. Zufälliger Weise glückte es uns, in eine kleine Anfuhrt hinein zu kommen, worinn wir frisch Wasser und Fische antrafen, deren wir sofort einige fingen, und uns wegen des Hungers treflich schmecken liessen. Die Nacht über hielten wir Wache für den Tygern, deren die Wälder ganz voll laufen, und welchen Fußstapfen im Sande ganz frisch zu erkennen waren. Bey anbrechendem Tage fuhren wir noch eine halbe Meile weiter, um zu sehen, ob kein Schiff bey Arazatiba vor Anker läge; sahen aber keines. Einer unsrer Schiffs-

Offi-

Officiers, welcher 2 Jahre zuvor mit Monsr. Chabert daselbst vor Anker gelegen war, entdeckte uns einen schmalen ins Meer heraus gehenden Strich Landes, woselbsten ganze Heerden wilde Ochsen anzutreffen, allein wir hatten nicht Proviant genug bey uns, eine Jagd anzustellen, unerachtet wir ihres Wildpräts höchst benöthiget waren, weil auf der Nordlichen Seite der Insul keine vorhanden; also daß es weit vortheilhafter wäre, an der Süder-Seite des Eilandes anzulegen, wann nur die Schiffe daselbst sicher genug. Allein, wann es aus dem Osten, Ost-Süd-Ost, und Süd-Osten gestürmet, läuft man Gefahr, um den Hals zu kommen, wie dem Schiff St. Clemens und seinen Pingre im Jahr 1712 widerfahren. Dann sie büßten ihre Chaloupe nebst 14 Mann ein, und waren selbst dem Schiffbruch ganz nahe, uneracht kein starker Wind, sondern nur die See so erschröcklich hoch gegangen. Diese Rheede liegt unterm 27 Grad 50 Minuten gegen Westen der Südlichen Spitze der Insul St. Catharina. Gegen Osten des kleinen Eilandes Fleuri hats eine Anfuhrt mit sehr gutem Wasser, und kleinen grünen Austern von herrlichem Geschmack. Auf dem Rückweg liefen wir in diese Anfuhrt und noch in 2 andre, weiter gegen dem Norden, hinein, kamen an eine verlassene Wohnung, und luden unsern Boot mit süssen Pomeranzen, und groß und kleinen Citronen. Gleich gegen diesem über, nahe am festen Lande, liegt ein kleines felsichtes Eiland, hinter welchem ein schmaler Haven, worinn der Gouverneur dieser Insul gewöhnlich eine Barque zum Behuf der Einwohner hält, die aber meistens nur zum Handel mit gedörrten Fischen, welche sie nach Lagoa oder Rio de Janeiro verführen, dienet.

Die Portugiesen, so uns in einem Boot mit einer Engli-

glischen Flagge, ohne daß wir in ihre Wohnungen ausgestiegen, vorbey paßiren gesehen, kamen uns bey der Rückkehr mit ihren Piroguen entgegen, uns Erfrischungen anzubieten. Wir nahmen ihr Erbieten an, und gaben ihnen, um sie noch heimlicher und bekannter zu machen, Brandtwein, welchem Trank sie sehr ergeben, unerachtet sie sonsten nichts als Wasser trinken. Endlich erreichten wir ungefähr um Mitternacht unser Schiff, auf welchem wir den Gouverneur, Emanuel Mansa samt etlichen Portugiesen, so Erfrischungen hergebracht hatten, bereits vorfanden. Nachdem man sie nun beym Abfahren aus dem Schiff noch einmal beschenket hatte, rief man ihnen zu Ehren annoch ein lustiges Hussa! nach.

Diese gütliche Begegnung nun machte die Einwohner vollends so zahm, daß sie sich alle Tage in ihren mit Hünern, Toback und Früchten beladenen Piroguen an unserm Boord einstelleten. Während wir mit dem Boot diesen kurzen Streif gethan, wurde das Schiff mit Talch beschmieret; und 18 Stücke hinunter ins Raum gebracht, um es desto haltbarer in der See zu machen, weil uns für den schlimmen Gewässern, die wir vorn an der Spitze der Süd-Länder vor uns hatten, grauete. Man näherte sich auch der Insul St. Catharina, um desto leichter frisch Wasser einzunehmen, und weil das Auf- und Ablaufen des Meeres, unerachtet es ganz nicht ordentlich und dabey wenig bekant, dennoch sehr sichtbar, und die Ebbe und Fluth nicht über 5 bis 6 Schuh ausmacht, legten wir das Schiff an Ost-Nord-Ost, und West-Süd-West, etwa 200 Klafter weit von einem Süd-Süd-Ostlich vor uns liegenden kleinen Eiland, also daß wir das Eiland Gal im Norden zum Norden vor uns hatten, wovon die Helfte

durch

durch die zweyte Nordlichste Spitze der Insul St. Catharina bedecket war. Nachdem wir gut Holz und herrlich Wasser mit grosser Bequemlichkeit eingenommen hatten, warteten wir etliche Tage auf die Ochsen, die uns die Portugiesen 12 Meilen von der Insul, von Lagoa herholen liessen. Den 9 April aber, als wir wohl sahen, daß sie noch längere Zeit, um sie herzubringen, haben wolten, funden wir nicht für rathsam, länger zu verweilen, weil die Jahrszeit, bey dem Cap Horn, welches wegen der Gegenwinde und dem im Winter daselbst so gewöhnlichen Ungewitter gefährlich zu paßiren, vorbey zu seegeln, schon ziemlich verflossen war. Gingen demnach des Sonntags, als den andern Tag darauf, unter Seegel, die raume See zu suchen. Ehe wir aber unsere Reisebeschreibung fortsetzen, muß vorher noch etwas von der Insul St. Catharina melden.

V. Capitel.

Nähere Beschreibung der Insul St. CATHARINA. Beständig grüne Wälder. Weisse und schwarze Einwohner. Ihre Waffen. Besondere Lebensart. Elende Nahrung. Krankheiten. West-Indianischer Baumwollen-Strauch und andre rare Pflanzen. Fische, Wildprät, Vögel, u. s. w.

Die Insul St. Catharina erstreckt sich vom Norden nach dem Süden, vom 27 Gr. 22 Min. bis zum 27 Gr. 50 Min. Sie ist ein das ganze Jahr hindurch mit grünen Bäumen besetzter Wald, worinn keine

keine wegsame Stelle, als was die Einwohner etwa um ihre Wohnungen herum ausgehauen. Es sind nemlich deren etwa 15 bis 16, so alle am Meere hinliegen- und zwar an kleinen Anfuhrten gegen dem besten Lande zu. Die darauf befindliche Einwohner sind Portugiesen, etliche von solchen, die aus Europa geflohen, samt einigen Schwarzen. Man erblickt doch auch etliche Indianer unter ihnen, die sich entweder gutwillig zu ihnen halten, oder aber im Kriege gefangen werden.

Unerachtet sie dem König von Portugall keine Schatzung erlegen, stehen sie doch pflichtmäßig unter dem von ihm dahin gesetzten Gouverneur oder Hauptmann, der sie dann auf den Nothfall gegen die Feinde aus Europa, und die Indianer aus Brasilien, ins Feld stellt. Dann was was die letztern betrift, sind sie mit ihnen fast stets im Kriege begriffen, also daß sie nicht schwächer als selb 30 oder 40 wohlbewafnet seyn müssen, wañ sie einen Streif in das mit dicken Wäldern gleichfals versehene feste Land wagen wollen. Dieser Hauptmann oder Gouverneur commandirt insgemein nur 3 Jahre, und steht unter dem Gouverneur von Lagoa, einer 12 Meilen gegen Süd-Südwesten von der Insul gelegenen kleinen Stadt. Er hatte damalen 147 Weisse, etliche Indianer und freye Schwarzen, deren ein Theil an dem Ufer des festen Landes zerstreuet leben. Ihre gewöhnliche Waffen sind Waid-Messer/ Pfeile und Aexte. Flinten haben sie wenig, und nur selten Pulver. Hingegen sind sie zur Gnüge verschanzet durchs Gehölze, welches wegen allerhand in ungläublicher Menge darinn befindlicher Dornsträuche schier ganz und gar unwegsam, daß sie also, indem sie allezeit eine sichere Retirade und wenig Geräthschaft mitzuneh-

nehmen haben, ruhig dahin leben, ohne Beysorge, ihres Reichthums beraubet zu werden.

Sie leiden aber würklich an allen zum bequemen Leben erforderten Dingen einen so grossen Mangel, daß keiner von denjenigen, so uns Proviant zugeführet, sichs mit Geld bezahlen lassen wolte, sondern mehr Wesen machte von einem Stücklein Leinwand oder anderm Zeug, zu seiner Decke, als von einem Stück obwohl bey uns kostbaren Metals, welches weder ihren Magen sättigen, noch sie vorm Regen, Wind, Hitz und Kälte schützen kann. Dann sie tragen statt aller Kleidung ein Hemd und ein paar Hosen. Die Prächtigste haben über dis ein buntes Camisol und einen Huth. Schier kein einziger Mensch trägt Schuh oder Strümpfe, und müssen doch, wañ sie sich in den Wald begeben, die Füsse bedecken. Sodann stecken sie die Füsse in einen Tygerfuß, u dis ist ihnen so gut als der beste Strumpf. Im Essen nehmen sies eben so wenig genau. Ein wenig Mahiz, (Türkisch Korn,) Patates, (Indianische Rüben oder Erdäpfel) etliche Früchten, Fische und Wildprät, insgemein von Affen, sind ihre Gerichte. Im ersten Anblick kommen einem diese Leute sehr armselig vor, sind aber in der That weit glücklicher als die Europäer. Weil sie von denen in Europa mit so vieler Mühe suchenden Curiositæ ten und Commoditæten nichts wissen, so entbehren sie derselben ohne einmal daran zu gedenken. Sie leben in einer Ruhe, die von keiner Ungleichheit des Standes gestöhret wird. Das Erdreich zinset ihnen von selbsten die zum Leben nöthige Dinge an Holz und Blättern, an Baumwolle und Thierfellen zu Bedeckung der Blösse und zu ihren Betten. Sie begehren keine solche prächtige Zimmer, Hausrath und so viele Aufwärter, wodurch nur der Ehrgeitz bey einem Men-

Menschen wächst, und die eitle Einbildung zwar gekützelt, niemand aber glückseliger wird. Noch merkwürdiger ists, daß sie dann erst ihrer Glückseligkeit inne werden, wann sie uns dem Gelde so eifrig nachtrachten sehen. Darinn aber allein sind sie zu bejammern, daß sie in solcher Unwissenheit stecken! Sie sind zwar Christen; aber wie solten sie viel von ihrer Religion wissen, da ein Pfaffe von Lagoa nur alle Hauptfeste im Jahr ihnen Messe lieset! Indessen bezahlen sie der Kirche den Zehenden, maassen ihnen sonsten nichts abgefordert wird.

Uebrigens geniessen sie einer sehr gesunden Luft unter einem recht guten Himmels-Strich. Selten haben sie eine andere Krankheit als ein grosses Kopfweh mit starken Zwang s. v. zum Stuhlgang, ohne daß jedoch was erfolgte. Hierwider brauchen sie ein sehr schlechtes aber gewisses Mittel. Sie stecken sich nemlich eine kleine Citrone, oder mit Wasser naß gemachtes Stückpulver in den s. v. Hindern.

Ausser diesem haben sie auch noch viele Arzneyen von den Kräutern des Landes, gegen andere ihnen etwa zustossende Krankheiten. Das wegen seines guten Geruchs und Tugend in den Venus-Zuständen bey uns so bekannte Holz Sassafras ist daselbst so gemein, das wirs zum Brennen abhauten. Guajacum, welches man in eben dergleichen Fällen gebraucht, ist gleichfalls nicht rar. Man findet sehr schöne Capillaria, und eine Menge Gewürzkräuter, so denen Einwohnern zu ihrem Gebrauch bekannt sind. Obst-Bäume hats in ihrer Art vortrefliche. Die Pomeranzen sind zum wenigsten eben so gut als die aus China. Daneben giebts einen Haufen Citronen- Gouyave- niedrige Palm- Bananas-Bäume, Zucker-Röhren, Sandies, Melonen,

Girau-

Giraumon, und bessere Patates, als die so berühmte von Malgue.

Hier habe ich zum erstenmal das Baumwollen-Bäumlein gesehen. Es ist aber dieses, von den Kräuter-Verständigen Gossipium, oder Xilon arboreum genannt, ein Strauch aufs höchste 10 bis 12 Schuh hoch. Seine grosse Blätter haben fünf Spitzen, und gleichen dem Ahorn Baum oder Ricino sehr; die kleinern aber, nemlich die nächste an der Frucht haben deren nur drey. Beyde sind etwas fleischigt und dunkelgrün.

Die Blühte solte einer Art Pappeln, so auf Französisch Passerose heissen, gleichen, wann sie nur von eben der Farbe und weiter heraus stünde. Sie stehet auf einem grünen Kelch aus drey dreyeckigten gekerbeten Blättern, welche sie nicht allzunahe umschliessen. Oben sind sie gelb, und unten mit rothen Strichen.

Nach der Blühte folgt eine grüne Frucht, in Gestalt eines Rosenknopfs, welcher in seiner völligen Zeitigung so groß wird als ein kleines Ey, und sich in 3 oder 4 Fächlein theilet, in deren jedem 8 bis 12 Saamenkörner stecken, fast so groß als eine Erbse, in eine zäserichte Materie eingehüllet, so unter dem Namen der Baumwolle bekannt, welche ganz oben heraus stehet und weiß wird, auch die Fächlein, wann sie zeitiget, aufthut, also daß sich endlich die Flocken oder Büscheln los machen und von selbsten abfallen. Sodann sehen die Körner ganz schwarz, und sind vol öllichten Wesens, von nicht unangenehmen Geschmack, denen man eine besondre Kraft wider den Blut-Fluß zuschreibet.

Diese Baumwollen-Staude hat vieles anders als die von Maltha und dem ganzen Morgen-Lande, welches nur ein Jahr-Gewächse ist, mithin alle Jahre frisch

gepflanzet und erneuert werden muß, dahero mans auch Xilon herbaceum nennt. Uebrigens sind die Blätter rundlicht und eingeschnitten, und von Grösse wie an den Pappeln.

Die Körner aus der Baumwolle heraus zu bringen, bedient man sich einer kleinen Machine mit 2 Fingers-dicken Walzen, welche, indem sie sich die eine so die andre andre anders umdrehen, die Baumwolle allmählich einklemmen und zu sich ziehen. Das Korn, so rund und dick ist, kan sodann nicht zwischen den Waitzen durch, mithin wirds los, und fällt, sobald die Baumwolle hindurch, auf den Boden.

Dem Vernehmen nach sind diese Baumwollen-Bäume von der kleinen Gattung, weil auf diesem festen Lande so grosse und noch grössere vorhanden, als bey uns die Eichbäume, von eben den Blättern als die vorige. Sie tragen sehr kurze Seyden-Flocken, so eine Art des Seyden-Watts sind.

Dampier hat einen Abriß einer andern Gattung, so in Brasilien befindlich, und Momu genannt wird. Die Blühte/ sagt er, besteht aus kleinen Zasern/ welche fast eben so dünne als ein Haar, 3 bis 4 Zoll lang/und dunkelroth von Farbe, die Gipfel aber sind aschgrau Unten am Stiel sind 5 schmale steife 6 Zoll lange Blätter.

Man findet in dasigen Wäldern auch den Mahot Baum, dessen Rinde aus ungemein starken Zasern, zu Spinnung der Stricke, dienet. Noch hats einen seiner Gestalt nach ganz besondern Baum, daher er den Namen einer Fackel oder Stachel-Kerze trägt. Wie dann würklich seine Blätter eben so als eine Fackel von 4 Kerzen, deren eine aus der andern wächßt Sie sind 8 bis 15 Schuh lang, und tragen eine Frucht

wel

welche einer Feige oder unzeitigen Wallnuß ziemlich gleichet. Man trift ihrer eine Menge in Peru von 6 Ecken an, so wie sie der P. du Tertre, in seiner Hist. des Antilles, in Kupfer gebracht. Der Mancenilier ist hieselbst etwas rarer. Dis ist einer der allergiftigsten Bäumen, von denen man nur so lange die Welt steht, weiß. Er weiset den Augen einen lieblichen Apfel, der aber lauter Gift ist. Aus seiner Rinde tröpfelt eine Milch, deren vergiftetes Wesen die Matrosen öfters empfinden. Dann wann sie beym Brennholz-Hauen auch einen solchen Baum treffen, und ihnen die Milch ins Gesichte sprützt, oder sie das Holz mit der Hand anfassen, geschwillet ihnen die Stelle sofort und verursacht etlichtägigen Schmerzen. Fallen diese Mancelinier-Aepfel aber ins Meer, und die Becunes essen davon, so kriegen sie gelbe Kiefen, und wird also dieser Fisch zum Gifte.

Es giebt einen rechten Ueberfluß an Fischen in den kleinen Einfuhrten an der Insul und dem festen Lande, allwo sichs bequem angeln läßt. Wir fingen daselbst Fische von 4 bis 5 Schuh lang, sehr delicat, und fast den Karpfen ähnlich, deren Schuppen grösser als ein Thaler waren. Einige habens rund, und diese heissen Meros; andre viereckt, und werden auf Portugiesisch Salemera, auf Indianisch aber Piraguera genannt. Noch giebts kleinere, Quiareo genannt, so im Kopf ein Bein recht als eine grosse Bohne haben. Zu geschweige der Menge allerhand andrer hieselbst vorhandenen Fische.

Einstens fingen wir einen Säge-Fisch, welcher auf dem Kopf ein plattes auf beeden Seiten gespitztes Bein hat, womit er sich, wie wir einstens auf der Cüste von Chili gesehen, gegen den Wallfisch wehren kann.

Noch ist was besonders an ihm, daß sein Maul und sonst noch eine Oefnung etwas Menschen-ähnliches.

Uneracht das Meer Pferd in Europa gemein genug, habe ich doch eines, so ich im Netz gefangen, in Lebens-Grösse in Kupfer vorstellen wollen.

An Wildprät fehlets eben so wenig: Allein die Wälder stehen so dicke und voll Dornen, daß man ein Wild fast unmöglich verfolgen, noch, wenn mans gleich getroffen, finden kann. Die gemeinste Vögel sind Papagoyos, so treflich gut zu essen, und allezeit Paar und Paar ganz nahe bey einander laufen: Eine Art Phasanen, Giacotins, genannt, so aber nicht so delicat: Ouaras, eine Gattung Meven, ganz roth von recht glänzender Farbe: Noch kleinere, von allerhand gemischten sehr lebhaften Farben Saiquidas genannt. Ueberdis hats allda einen ganz besondern Vogel, mit einem breiten Schnabel, der viel schöner als Schildkröten-Schaale, und einer Feder anstatt der Zunge. Dis ist der Toucan, dessen Froger und P. Feuillee p. 428 gedenket. Die gewöhnlichste Jagd der Einwohner ist auf die Affen/ so sie öfters essen; die beste für die vor Anker liegende Schiffe aber sind die wilde Ochsen, deren obgedachtermaassen aufm festen Lande bey Arazatiba eine grosse Menge vorhanden.

Sieben Meilen gegen Norden der Insul St. Catharina ist eine Anfuhrt, in deren die Portugiesen allezeit dergleichen im Vorrath haben, und woselbst die Chaloupe des Schiffs St. Clemens etliche eingenommen. Unweit davon ist der Haven Guarupa, den eben diese Chaloupe ausgefunden. Allda liegt man vor allen Winden sicher. Er läßt sich schwerlich erkennen, weil er von aussen her nur als eine grosse Anfuhrt scheinet, in deren jedoch hinten die kleine Eröfnung des See-Havens

vens ist. Weil wir nicht wusten, wo wir Ochsen finden mögten, und die Portugiesen, welche, ihrer Sage nach, deren von Lagoa herunter holen liessen, allzulange ausblieben, gingen wir, wie gedacht, Sonntags den 10 April unter Seegel. Allein der Wind vergönnte uns nicht, hinaus zu laufen; waren wir demnach genöthiget fast an eben dem Ort, wo wir zum erstenmal gewesen, vor Anker zu gehen.

Des andern Tags gings uns nicht glücklicher. Wir lavirten eine Weile zwischen der Insul und dem vesten Lande, mit dem Bleywurf in der Hand, und fanden ziemlich ebenen und einerley Grund. Wir entdeckten nahe dabey eine kleine Einfuhrt auf der rechten Seite des Schiffs, woselbst guter Anker-Grund auf 5 bis 6 Faden, und die Schiffe vor allen Winden sicher liegen; nebst einem kleinen Strom süssen Wassers, treflich bequem für die Schiffe, welche bey dem ersten kleinen Eiland auf der linken Seite in einer sandichten Einfuhrt der Insul St. Catharina, ankern. Unterm Laviren erblickten wir die grosse Anfuhrt Toujouqua, in welche sich ein grosser Strom ergeußt. Vorn scheint die Einfuhrt enge, und auf der Südlichen Seite sieht man Klippen unter Wasser. Weil wir zum Canal nicht völlig hinaus konnten, musten wir Süd-Westen zum Süden, etwa drittehalb Meilen von dem Eiland Gal, und West-Nord-Westen von der ersten Spitze von St. Catharina eine halbe Meile, das Anker werfen.

VI. Capitel.

Abreise von der Insul St. Catharina, Wallfische und seltsame Vögel. Irrthum

der Holländischen See-Charten. Ankunft bey dem Feuer-Land oder Terra del Fuogo.

Endlich liefen wir Dienstags den 12ten mit einer frischen Kühlung aus dem Nord- und Nord-Nord-Osten zum Canal hinaus. Doch sprang der Wind um nach Süd-Westen, und wurde eine Wind-Stille. Nachher wehete es schier allezeit unbeständig bis unter den 40zigsten Grad, allwo die frische Nord und Nord-West-Winde einen so dicken Nebel brachten, daß, um die Maria auch sogar bey Tage bey uns zu behalten, wir je und je die Canonen lösen musten. Hierauf folgte eine durch eine schwache Kühlung aus dem Nord-Nord Osten und Süd Osten unterbrochene Wind Stille, und das dunkle Wetter ergrif uns noch einmal unterm 43½ Grad Süder Breite.

Unter dieser Breite und dem weissen Vorgebürg / so unterm 46 Grad liegt, sahen wir eine Menge Wallfische und neue Vögel wie Tauben, deren Federn mit weiß und schwarz ganz ordentlich vermischt waren; daher sie unsre Matrosen die Brettspiel-Vögel, die Spanier aber Pardela nennen. Sie haben einen etwas krummen Schnabel, der in der Mitte mit 2 Naßlöchern durchlöchert. Der Schnabel aber läßt nicht anders als die gekräuselte kleine Flor-Schärffen.

Weil wir uns allezeit für den Ströhmen und dem Irrthum der Holländischen See-Charten hüteten, welche letztere das weisse Vorgebürg 4 Grade Westlicher setzen als es in der That ist, wie alle bey St. Catharina vor Anker gelegene Schiffe beobachtet haben, als von deren sie allemal ihr Besteck genommen; fingen wir an unterm 43 Grad 30 Minuten der Breite, und nach mei-

meiner Muthmassung unterm 52 Grad 33 Minuten der Länge das Bley-Loot auszuwerfen, aber ohne Grund zu finden. Allein unterm 46 Grad 50 Minuten Lat. und dem 58 Grad 8 Minuten Long. fanden wir 85 Faden tief grau und röthlichen Sand-Grund. Damals achtete ich mich 50 Meilen von Cap Blanc oder dem weissen Vorgebürg, und zwar nach Ausweise eines gewissen mit der Feder gerissenen See-Charte, nemlich unterm 321 Grad 52 Minuten des Meridiani von der Insul Ferro, oder dem 323 Grad 32 Minuten von Teneriffa, welches sich zu den Observationen mit dem Bley-Loot etlicher Schiffe, so dieses Cap gleichfalls untersucht, sehr wohl reimete. Daher zu schliessen, daß wenn auch die Frage von seiner Länge an sich nicht ist, es doch in Ansehung der Insul St. Catharina nicht wohl bemerket seye. Man hat in der That beobachtet, daß die Costa deserta oder die Cüste der Patagons nicht Süd-Westlich oder Süd-Westen zum Westen läuft, wie doch auf den See-Charten vorgegeben wird, sondern Süd-Westen zum Süden oder Süd-Süd-Westen: wodurch dann manches Schiff in Gefahr gerathen.

Etwa 13 Meilen gegen Süd-Westen, weiter über unsre erste Ergründung der Tiefen mit dem Bleywurf hin, fanden wir 75 Klafter Wasser, vier Meilen weiter auf eben dem Strich 70, nachgehends 66, vorigen Grund, bis unter den 49 Gr. der Breite, allwo er auf 75 Faden mit groben Kies, Muscheln-Schaalen, und kleinen schwarz und gelben Steinlein vermischet war. Unterm 50 Gr. 20 Min. sahe der Sand ein wenig schwärzlich. Bey 60 und 65 Faden, immerhin gegen Süd-Westen, auf etliche Grade gegen Süden oder Westen, um uns der Cüste unterm 52 Gr. 30 Min.

 der

der Breite, und 65 Gr. 45 Min. der Länge unvermerkt zu nähern, war der Sand grau mit schwarz und rothen Steinlein; auf 55 Klafter tief. Die Nacht zwischen den 5 und 6 Martii liessen wir das Schiff treiben, um nicht allzu nahe an Land zu kommen; und zwar nicht sonder Ursache: dann wir fanden des andern Tags das Meer sehr verändert, und erblickten des Abends ein ganz ebnes niedriges Land, und 5 bis 6 Hügel, wie Eilande, so der Welt-Kugel nach, West-Süd-Westlich, auf 9 oder 10 Meilen vor uns aus lagen. Etliche hieltens für das Jungfern-Vorgebürg, sich gründende auf die See-Bücher, so es untern 52 Grad 30 Minuten setzen, da es doch in den Charten weiter gegen Norden liegt. Allein diese Meynung stimmete ganz nicht mit der letzten Pol-Höhe überein. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß es das Vorgebürg des Heil. Geistes auf Terra del Fuogo gewesen. Man warf das Bley noch einmal, und befand 36 Faden Wasser mit schwarzem Sand, worunter kleine Steine von eben der Farbe gemenget waren.

Des andern Tages erblickten wir das Land del Fuogo ganz deutlich, und fuhren 4 bis 5 Meilen davon hin. Es ist mittelmäßig hoch, hat ein steiles und gleichsam wie Zinnen unterschiedenes Ufer, und scheinet als Blumen-Büscheln zusammen gebunden. Ueber dieser ersten Cüste siehet man hohe, sonst allezeit mit Schnee bedeckte Gebürge. Man dürfte die Lage dieser Cüste der Insul del Fuogo, gegen Nord-Westen zum Norden und Süd-Osten zum Süden von der Magellanischen Strasse nach der Meer-Enge le Maire, setzen, nur daß ein halber Strich des Windes oder 23 Grad der Abweichung des Magnets gegen Nord-Osten weniger genommen wurde.

Nach-

Fig: I.

Cap Gonzales ou de bon Succès

Route

Baye Valentin

C. S. Barthelemi

Partie de l'Isle ou Terre de Feu

Baye de bon Succès

Port Maurice

Nord de l'Aimant declinant ou N.E. de 24 d. 1712

dit

Cap S. Antoine

C. S. Diego

3

2 1

C. S. Vincent

St. Joseph

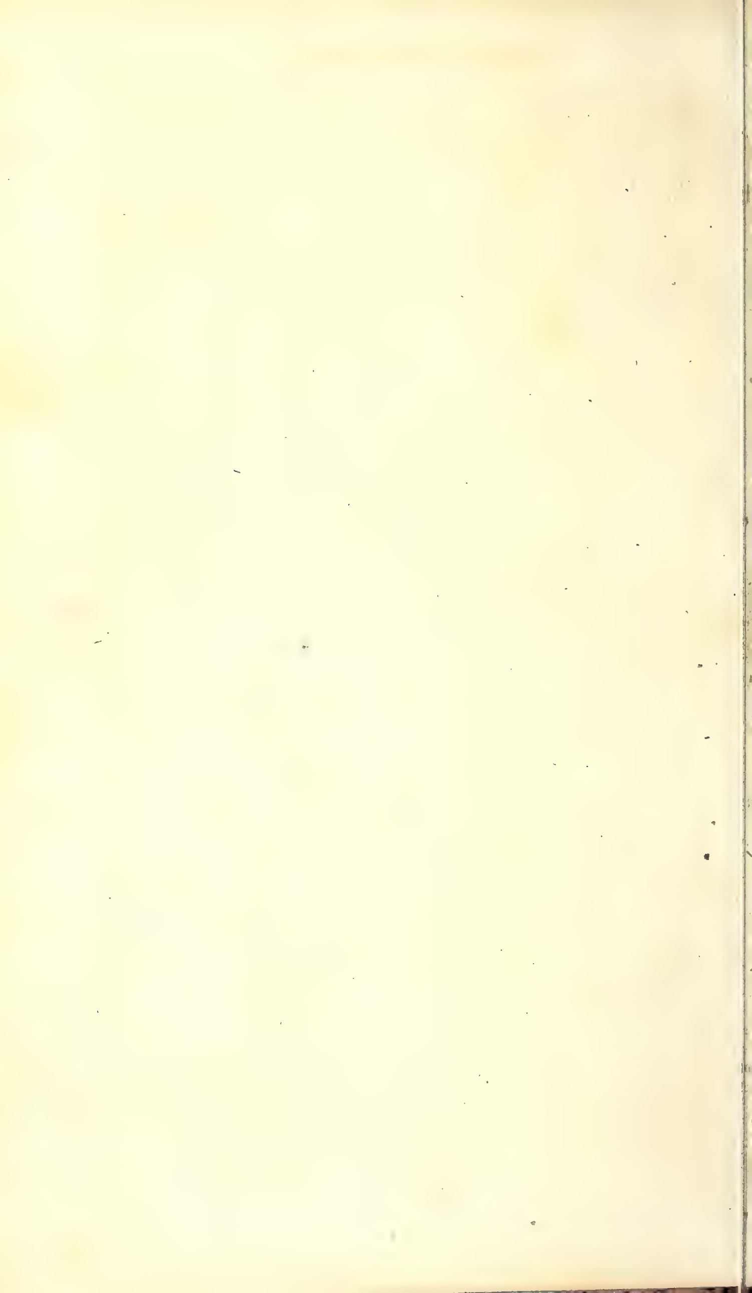
Die Meer Enge oder Straffe Le MAIRE Zwischen Terra del Fuogo und dem Staaten Land.

Autre Vue plus pres

S.E. ½ S A S 2 S.O. ½ S 1 3 S ½ N.O.

Vue de reconnoiss.ce du détroit de Maire

S A 2 1 3



Nachdem wir das Land del Fuogo bis auf 5 bis 6 Meilen bey der Strasse le Maire vorbey geseegelt, liessen wir das Schiff auf etwa 4 Meilen weit in die hohe See hinein die Nacht über treiben, um es des andern Tages zurück legen zu können. Hier hatten wir 40 Klafter tief groben aber reinen Sand-Grund. In dieser Nacht stunden wir harte Püffe vom Süd-Westen Wind aus, welcher uns Schnee und Frost von denen weit Landeinwerts gelegenen Bergen brachte. Dem ungeacht verschlugen wir wenig von der Fahrt, zum gewissen Zeichen, daß der Strom nicht stark, oder daß er gar gegen den Wind gehe; welches doch wegen der niedrigen Lage der Cüste nicht wohl zu vermuthen.

Sonntags den 8 May setzten wir die Seegel bey, die Strasse le Maire aufzusuchen. Man erkannte sie sonder Mühe an drey gleichförmigen Bergen, die drey Brüder genannt, deren einer am andern auf Terra del Fuogo liegt. Ueber denenselben sieht man einen hohen Berg weit im Lande drinnen, als einen Zucker-Hut, mit Schnee ganz überdecket.

VII. Capitel.

Umständliche Beschreibung der Meer-Enge oder Strasse le Maire in der Südlichen Spitze von America, samt dem Naturel dasiger Einwohner &c.

Etwa eine Meile Ostwerts von diesen niedrigen Bergen erblickte man das Vorgebürg St. VINCENT, welches ein sehr niedriges Land ist. Folgends komt noch ein kleines und gleichfals niedriges

Vorgebürg, Cap St Diego genannt; wiewohl ich fast glauben solte, das Cap St. Vincent liege viel Nordlicher, und dasjenige, dem man diesen Namen beygelegt, sey eben das von St. Diego, und gründe ich mich in diesem Fall auf geschriebene sehr alte Spanische See-Charten, welche vieleicht nach der Fahrt derer Nodales eingerichtet worden. Wann man diesen kleinen Vorgebürgen gegen Nord-Nord-Westen und Norden ist, siehet man, je näher man kömmt, die Meer-Enge oder Strasse le Maire, welche sie durch das Staaten-Land verdeckten, sich nach und nach hervor geben, bis man endlich dreyviertel Meile vom letztern der völligen Oefnung gewahr wird. Diese Anmerkung ist nöthig, um die Strasse gewiß zu treffen, weil verschiedene Schiffe, und letztens noch die Incarnation und Concordia hinein zu kommen vermeynet, unerachtet sie dem Staaten-Land gegen Osten gewesen, und es also nur von der Westlichen Seite her gesehen: massen sie sich durch solche Hügel, die drey Brüder, und durch etliche Anfuhrten, welche denen an Terra del Fuogo gleichen, verführen lassen.

Kaum waren wir gegen Osten des Cap St. Vincent, so fanden wir eine starke und schnelle Fluth, wie auf einem Rif oder Sand-Bank, wodurch unser Schiff so heftig schlenkerte, daß die vorderste Bram-Stenge ins Wasser hinein schlug. Weil wir aber schon wusten, was die Fluht, welche 6 bis 7tehalb Stunden daurete, für einen Strich hielte, richteten wir uns mit der Fahrt darnach, und seegelten 1¼ Meile aufs höchste von der Cüste del Fuogo, hin. Wir liefen also glücklich hinein mit der Fluth, welche mit grosser Heftigkeit nach dem Süden läuft, und sich in zween Ströhme theilet,

deren

deren einer in die Strasse, die nur 6 bis 7 Meilen breit ist, hinein, der andre aber längst dem Staaten Land gegen Osten gehet.

Ungefähr in der Mitte der Strasse erblicket man den Haven Mauritio, welches eine kleine etwa ½ Meile breite Einfuhrt ist, in deren ganz hinten gegen Norden ein mäßiger Strom läuft, aus welchem herrlich Wasser und Holz mit leichter Mühe zu holen.

Neben diesem eine viertel Meile weiter gegen Süden erscheint eine Bay, etwa 1 Meile in der Oefnung, und viel tiefer hinein, so einige für den Haven Bon Succes, andre aber für die Valentins-Bay annehmen; worinnen trefliche Gelegenheit zu frischem Wasser und Holz, welches letztere noch überdiß weiß und leicht, und daher zu den öbersten Schiffs-Masten bequem wäre.

Dem Ansehen nach solte der Haven de Bon Succes die erste Anfuhrt seyn, die man beym Herausseegeln, nach zurückgelegtem Vorgebürge Gonzales oder Bon Succes antrift. Der Nahme allein scheinet denjenigen Zweifel, den man etwa über die Lage der Valentins-Bay und dieser hegen mögte, zu entscheiden, massen es in der That ein guter Succeß für die Nodales, die es zuerst erfunden, gewesen, daß sie durch die Strasse le Maire hindurch paßiret, und eine gute Bay, um sicher darinn vor Anker zu liegen, angetroffen. Es sey endlich um die Benennung wie es wolle, haben doch verschiedene Schiffe, und letztens noch den 6 Nov. des Jahrs 1712 die Königin von Spanien, unter Commando des Capt. Brunet daselbst angelegt, und vorn bey der Einfahrt 10 Faden tief leimichten Sand-Grund gefunden. Gedachtes Schiff nahm erstlich aus einem kleinen Strohm, der, wenn man hineinfährt, zur linken Hand fleußt, süß Wasser ein, so dem Ansehen

nach

nach etwas röthlich, bald aber klar und gut wurde. Sie hieben auch Holz, und fanden Bäume darunter, die man, wie die vorige, gleichfalls zu Stengen auf den Schiffen brauchen könnte. Die Wilden thaten ihnen bey der Ankunft nichts zu leyde. Diese gehen, obwohl in einem überaus kalten Lande, splitternackt. Nur etliche hängen über ihre Schaam eine Haut von einem Vogel, andre ein Fell über die Schultern, wie Froger die Einwohner von Magellana abmahlet. Sie sind fast eben so weiß als die Europäer. Sr. Ville-morin von St. Malo, Capitain des Schiffes, Johannes der Täuffer genannt, berichtet ein gleiches von denen, so sie in der Strasse le Maire im May 1713 gesehen. Nachdem eine Wind-Stille sein Schiff mitten in der Strasse ergriffen, und es durch die Fluth sehr nahe ans Land verschlagen worden, kamen ein paar Kähne der Wilden von dem Eiland del Fuogo an Boord, und liessen eine ungemeine Neigung gegen der rothen Farbe, und zugleich eine ganz ausserordentliche Keckheit verspüren. Dann der Erste, so hinauf gestiegen, als er auf dem Kopf des ihn empfangenden Officiers eine rothe Mütze erblicket, nahm ihm dieselbe unverschämt herunter und steckte sie untern Arm. Ein andrer, da er an den Hünern die rothe Kämme gewahr worden, riß sie ihnen gleichfalls ab; Ja sie wollten gar einem in der Chaloupe befindlichen Officier seine rothe Hosen ausziehen. Diese Leute liessen übrigens sehr stark, sahen besser aus als die Indianer aus Chili, und die Weiber, so sie bey sich hatten, waren auch hübscher: Alle zusammen aber rechte Meister im Stehlen. Ihre Piroguen oder Kähne bestunden aus künstlich zusammen genäheten Baum-Rinden. Sie schlugen alles, was man ihnen nur zu essen anbote, aus, und bewiesen eine grosse Furcht vor

den

den Canonen, um die sie recht als schüchterne Menschen herumhüpften; weil sie deren einige vielleicht von einem vor Anker bey ihnen gelegenen Schiffe abfeuren gesehen. Wie mir dann ein Officier von Capt. Brunets Schiff erzehlcte, daß als er mit der Flinte eins eine Meve geschossen, die Wilden vor Schrecken alle auf die Erde niedergefallen.

Um den Mittag, weil wir der Valentin-Bay gegen Osten waren, wurde uns die Fluth zuwider, und wir konten sie mit einem starken Wind aus dem Süd-Westen, der nachgehends mit schröcklichen Platzregen und Stössen so heftig wurde, daß wir bey den zwey niedrigsten Seegeln, da sie doch eingebunden, die See so hoch als unsern Boord hatten, nicht stopfen, und gleichwohl musten wir die beste Kraft der Seegel beybringen, um nur bey dem Vorgebürge St. Bartholomæi, als dem Südlichsten des Staaten-Eilandes, vorbey zu kommen. Wir fuhren Süd-Süd-Ost nach dem Compaß, und hielten doch kaum den Strich von Osten zum Osten, wegen des heftig andringenden Strohms der Ebbe, welcher an dem Staaten-Land auf der Mittagseite hin, und auf eben dieser Seite in die Strasse le Maire wieder hinein geht. Endlich legten wir dieses Vorgebürg zurücke, und es blieb bey völlig eingebrochener Nacht etwa auf 2 Meilen Nord-West vor uns; doch als ungestümes Wetter eingefallen, musten wir alle Seegel einnehmen, und nur das Gröste, an welchem noch überdies ein Reff eingebunden, stehen, das Ruder aber fest machen lassen; Worbey uns für unser Leben erschröcklich bange war, weil wir wusten, daß wir so nahe am Lande und noch darzu den Wind gegen uns hatten. Hier fingen die Beherzteste unter uns selber an zu zagen, maassen man, so zu reden, nur des

Augen-

Augenblicks erwartete, in einer düstern Nacht und bey solchem Ungewitter auf die Cüste geworfen zu werden, ohne Hoffnung zu haben, davon wieder abkommen zu können. Die See-Charten droheten uns mit einem unvermeidlichen Schiffbruch. Zu unserm guten Glücke aber liegt das Staaten-Land auf der Mittags-Seite nicht Ost-Süd-Ost und West-Nord-West an, wie es etliche bezeichnen, sondern erstrecket sich vielmehr nur Ost- und Westlich nach dem Globo, ja nimmt gar bey dem Vorgebürge St. Bartholomæi etwas von Norden an. Wir hätten würcklich, indem wir mit dem Schiff also getrieben, nach dem Globo Osten zum Osten abweichen sollen, mithin unfehlbar zu Grunde gehen müssen.

Mögte man hierauf antworten, eben derjenige Strohm, so uns langs der Staaten Cüste verschlagen, habe uns auch verhindern köñen, nicht so sehr nach dem Nord-Osten abzuweichen, wie wir doch sonsten gethan hätten, weil er, wie die Cüste, an dem Lande hinlaufen und in gleicher Weite davon abhalten müsse. Diese Meynung würde wahrscheinlich seyn, wann nicht andere Schiffe die Lage, wovon hier die Rede ist, besser als wir, angemerkt hätten. Im übrigen ist was ausgemachtes, daß wir sehr weit gegen Osten abgetrieben wurden. Dann wir sahen des Morgens um 9 Uhr, bey ein wenig heller gewordenem Wetter kein Land mehr, da wir doch nur ein paar Meilen gegen Süden, oder Süd-Osten, aufs allerhöchste davon abseyn sollen, wann es anders 13 oder 14 Meilen lang von der Strasse her, wie diejenige, so es beseegelt, versichern wollen.

Während wir uns wegen vermiedenen Schiffbruchs zu ergötzen und lustig zu machen anfingen, waren wir dennoch nicht sonder Angst wegen der Maria,

die

die wir bey eingefallener Nacht unterm Wind und eine Meile weit an die Cüste verschlagen gelassen hatten. Doch wurde unsere Freude vollkommen, als wir des andern Tags ihrer wieder ansichtig wurden. Sie hatte im Sturm sehr viel gelitten, der Ruder-Stock war entzwey, und die Gallion in Stücken geschlagen. Nachdem sich die Wind-Stille wieder eingefunden und der grausame Sturm aufgehöret, konnten wir ihr ganz bequeme die Zimmerleute schicken, um sie wieder zurechte zu machen, damit sie den starken Stossen des Meers, wovon sie jedoch dismal nur wenig beschädigt worden, aufhalten könnte.

Als die Winde nachgehends vom Nord-Nord-Westen, durch den Norden, nach dem Nord-Nord-Osten umgelaufen und wacker bliesen, holten wir in 25 Stunden einen Theil des Weges, den wir durchs Treiben verlohren hatten, wiederum ein. Vom 43 ein halb Grad bis zum 57, hatten wir fast gar keine Ostliche Winde, noch heitere Tage gehabt, sondern veränderlich neblicht Wetter, indem die Winde immer aus dem Norden nach dem Süden durch den Westen frisch kühleten, ausser vom 46 Grad bis unter den Süd-Osten, da sich ein paar Tage schwacher Wind eingestellet. Diese Kühlung aus dem Nord-Nord-Osten kam uns um so viel angenehmer vor, weil wir uns auf dieser Seite keines mehr vermutheten, und wir dadurch aus einem Gewässer kamen, in welchem wir der Gefahr, so zu reden, das Weisse im Auge gesehen.

Dieser gute Wind sprang um nach dem Süd-Osten mit heftigen Stössen, und zwang uns, etliche Stunden lang zu treiben. Doch wurde er wieder gelinder, wir bedienten uns seiner bey 24 Stunden, ob wir gleich wegen seiner scharfen Kälte und der erschröcklich holgehenden

den

den See ein ziemlichs ausstunden, und waren nur zufrieden, daß er uns hüpsch auf dem Strich forthalfe. Er lief aber bald nach dem Süden und Süd-Süd-Westen mit solcher Heftigkeit um, daß wir die obwohl gereffte unterste Seegel kaum führen konnten.

Den 14 May unterm 58 Grad 5 Minuten Südlicher Breite, und 64 zum 61 Grad der Länge verlohren wir die Maria aus dem Gesichte. Wir dachten, sie habe sich etwa gewendet, um Westlich an zu seegeln, wendeten also mit unserm Schiff gleichfals 1 Stunde hernach, sie zu suchen; aber umsonst, und bekamen sie eher nicht als in der Conceptions-Bay wieder zu uns.

Den 17, da der Wind aus dem Süd-Westen bließ, segelten wir in der Nacht Süd-Osten zum Süden, aus Furcht, an den Eilanden Barnevelt, welche etliche geschriebene See-Charten unter den 57 Grad der Breite setzen, anzustossen, weil uns der dicke Nebel, starke Wind und die hole See nicht vergönnet hätten, davon wieder abzukommen. Vier und zwanzig Stunden hernach lief der Wind wieder nach dem Süden, und wir fuhren Nord-Westlich.

Wir befanden uns, unsrer Muthmassung nach, unterm 27 Grad Lat. und vom 69 zum 66 Grad Long. als bey starkem Wind und neblichtem Wetter, anderthalb Stunden nach Mitternacht die Wache des Steuer-Boords eine Helle in der Luft erblickte, die auch den ältesten Seefahrenden auf dem Schiff unbekannt. Es war ein Schein ganz anders als St. Elmus-Feuer oder als das Wetterleuchten, währete etwa eine halbe Minute, und ließ ein wenig Hitze spüren. Diese neue Sache, in der Kälte und bey hartem Wind versetzte die meiste in eine Angst, daß sie die Angen zuthaten. Diese beschriebens nun als einen Blitz, der auch durch die Augelieder

lieder selbst durchgeschienen; Andere, als weniger erschrockene, hingegen betheuerten, sie hätten eine helle bläuligte Kugel, etwa 3 Fuß im Durchschnitt gesehen, welche zwischen den Wänden der grossen Stenge verschwunden.

Jedermann hielte es für einen Vorbothen eines Sturms. Diese Prophezeyung gefiel mir gar nicht, weil das Wetter ohnedem schon schlimme genug, daß kein schlimmers nöthig war. Dann neben deme, daß es kalt, die See sehr hol und ungestühm, hatten wir den Wind noch darzu von vornen, also daß wir laviren und alle Augenblick das Schiff drehen musten, ohne daß wir doch in der Länge etwas gewinnen können. Jedoch waren die drey folgende Tage nichts beschwerlicher. Am vierten trieben wir etliche Stunden lang mit gerefften Seegeln; Nachdem aber die vom Westen nach dem Süd-Süd-Westen abwechselnde Winde endlich Nord-West worden, stellte sich auch bequemer und heller Wetter ein. Den 23 und 24 halfen sie uns vom 59 zum 58 Grad Süder-Breite, unter welchem wir lange herum schwärmeten. Den 25 musten wir gleichfals etliche Stunden das Schiff mit festgemachtem Ruder treiben lassen, und wurden den 26 vollends durch eine Stille aufgehalten.

Ich begonnte schon mir selbst mit der Hoffnung zu schmeicheln, in kurzem aus diesen mühseligen Gegenden und gefährlichen Gewässern hinaus zu seyn, weil unsrer Rechnung nach wir schon 9 bis 10 Grad, das ist bey 100 Meilen über das Cap HORN, hin waren, so überfiel uns ein so gewaltiger Wind aus dem Nordwesten und West-Nordwesten, und das Meer tobete so entsetzlich, daß wir die Raa oder Seegel-Stange des vor-

dersten Masts, samt der Vor-Bram-Stenge, ja sogar den Flaggen-Stock abnehmen musten. Mich verdroß und ermüdete eine so lange Fahrt aufs höchste, und that mir recht in der Seele wehe, daß ich mich in solch schweres Ungemach gewaget. Wobey mich nicht nur das gegenwärtige Unglück kränkete, sondern auch das noch bevorstehende ängstigte, wann wir nemlich, wie vielen andern Schiffen geschehen, in Rio de la PLATA einlaufen und daselbst überwintern müsten, zumalen man in solchem Gewässer einen gar schlechten Anker-Grund, vieles von den Sturm-Winden und Sand-Bänken auszustehen, und den etlichen unsrer Schiffs-Officiers hieselbst schon einmal begegneten Schifbruch zu befürchten hat. Ich stellte bey mir selbst in Vergleichung das ruhige Leben eines der ärmsten Menschen auf dem Erdboden mit dem Zustand eines ehrlichen Mannes auf einem Schiff zur Zeit des Sturms: Die heitere Täge, deren man den 27 May insgemein in Europa geneußt, mit diesen kurzen und dunkeln, welche nur 6 Stunden daureten, und nicht heller waren als eine Sternklare Nacht: Die Schönheit derer mit Blumen geschmückten Feldern, mit dem Geräusche der sich wie schröckliche Berge erhebenden Wellen: Die angenehme Ruhe, so man auf einem grünen Rasen-Bette nehmen kan, mit dem continuirlichen Schlenkern und Getöse des so heftig dahin getriebenen Schiffs, daß man, ohne sich an etwas recht wohl befestigtes zu halten, weder stehen, sitzen noch liegen konnte; welches uns gleichwol ohne Aufhören schon bey einem Monat lang das Leben erleidete. Dieses alles, samt der Erinnerung der erschröcklichen Nacht, so wir in der Strasse le Maire ausgestanden, schlug mein Gemüthe dermaassen nieder, daß ich mich endlich der Traurigkeit gänzlich

über-

übergab. Nunmehr zoge ich die Klagen beym Horatio Lib. III. Od. 27. und Sat. VI. lib. 2 auf mich.

- - - - Melius ne fluctus
Ire per longos fuit, an recentes
Carpere flores!

***

O Rus! quando ego te aspiciam, quandoque licebit
Nunc veterum libris, nunc somno & inertibus horis
Ducere sollicitæ tranquilla oblivis vitæ?

Zu gutem Glücke daurete dieser Sturm nur 24 Stunden. Dann nachgehends lief der Wind vom Nord-Westen durch den Westen nach dem Süden und Ost-Süd-Osten, mit frischer Kühlung, welches in diesen Gegenden etwas ungewöhnliches, und wir erreichten, unserer Muthmassung nach, den 51 Grad der Breite und den 84 oder 82sten Grad der Länge, also daß wir die weit gewöhnlichere Winde aus dem Süd-Westen und Süd-Süd-Westen brauchen konnten. Drey hüpsche Tage vergönnten uns nunmehr, nach so vieler Unruhe und Mühe, uns wieder ein wenig zu erholen. Den letzten, nemlich den 2 Junii sahen wir auf unsrer Wache aufm Back-Bord (der linken Seite des Schiffs) 2 Stunden nach Mitternacht eine Helle, wie eine Raquete vom Fähnlein des hintersten Masts bis auf die Mitte der Wand herunter laufen und hernach im Augenblick verschwinden.

Des andern Tags, nachdem der Wind vom Süd-Osten nach dem Nord-Osten, und zwar durch Süden und Westen herumgelaufen, und aus dem Ost Nord-Osten hart gewehet, legte er endlich seine Wuth durch

eine Stille bey sehr holer See, drehete sich die 3 folgende Tage vom Norden nach dem Süden durch den Osten, bald mit starker bald mit schwacher Kühlung, und hörte gegen dem 45 Grad Lat. mit Süden zum Osten, durch eine Stille, wobey das Meer doch sehr unruhig und das Schlenkern des Schiffs uns überaus unbequem war, auf. Endlich, nachdem wir 2 Tage lang gegen eine aus dem Norden herab rollende sehr hohe See mit Osten und Süden Wind angeseegelt, erreichten wir den 40 Grad 40 Minuten der Breite, und musten uns zum höchsten wundern, das Land funfzig ganze Meilen eher zu sehen, als wir nach einer geschriebenen See-Charte von St. Malo, vermuthet hatten, da doch gedachte Charte von uns bis an die Strasse le Maire hinab besser als die Holländische See-Charten befunden worden. Wir hatten zwar, auf Bemerken, daß Peter Goos die Cüste der Patagons 60 Meilen zuweit gegen dem Westen, in Ansehung Brasilien, verleget, ihm nicht weiter gefolget, seiner Länge nach aber trafen wir mit dem Schiff ganz genau ein.

Erstgemeldte geschriebene See-Charten sind, was das weisse Vorgebürg/und die Strasse le Maire betrift, aus den Journalen derer nach der Süd-See gesegelten Schiffen von St. Malo, welche wegen der Länge des Cap sowohl als der Strasse ziemlich übereinkommen, verbessert worden. Ob nun diese allgemeine Uebereinstimmung einen gewissen Satz machen könne, weiß ich eben nicht, weil sich doch langs der ganzen Cüste die Ströhme im Meer merken lassen. Vom 32 bis 35 Gr. Lat. seegelten wir nicht so weit als wir unsrer Muthmassung nach seegeln sollen. Dis mogte vom Fehler der Lock-Schnure herrühren. Hingegen kamen wir vom 37 bis 41 Gr. 6 bis 7 Meilen über

fünf-

funfzig, weiter gegen Süden, und 3 Tage hernach 16¼ Meilen über siebenzig, nach der Gissung, das ist, ungefehr ½, und sodann immer weniger: daß also unterm 49 Gr. 50 Min. die Pol-Höhen mit der Gissung sehr wohl übereinkamen, bis zur Strasse le Maire, welche ich unter dem 61 Gr. 35 Min. befand, so dem 318 Gr. 15 Min. der Insul Ferro. oder dem 316 Gr. 45 Min. des Meridiani von Tenerifa gleich seyn wird. Seither zweifle ich, ob die See-Charten, betreffend die Länge des Cap Horn und der Cüste von Chili mit Grund haben mögen verbessert werden; massen die dabeyhin geseegelte Schiffer versichern, daß sie Ströhme angetroffen, durch deren Gewalt sie manchmal gegen Osten gefahren, da sie nach dem Westen zu seegeln vermeynet. Daher rühret der Unterscheid derer See-Charten, welche 100 Meilen von der Strasse le Maire nach Cap Horn rechnen, wann die geschriebene hingegen nur 40 bis 50 setzen. Das gewisseste ist, daß es nur unterm 55 Gr. 50 Min. oder aufs höchste unterm 56 Gr. liegt, unerachtet es in allen gedruckten See-Charten unterm 57½, oder 58 Gr. gesetzt worden. Die Weite dieses Vorgebürgs bis nach der Cüste von Chili belangend, ist selbige noch wenig bekannt, weil selten ein Schiff die Cüste del Fuogo auf dieser Seite vorbeyfährt. Es wäre auch was thörigtes, sich solchergestalt in Gefahr zu begeben; dann die Winde wehen insgemein aus dem Süd-Süd-Westen nach dem Westen so heftig, daß sie einen auf die Cüste verwerfen könnten. Doch hats einen Canal oder Durchfahrt, wodurch man sich in die Magellanische Strasse salviren mögte: welcher Canal den 25 May, 1713 durch die Tartane, la St. Barbe, wie an seinem Orte folgen soll, von ungefähr entdecket worden.

Nach der Astronomischen Observation des P. Feuillée, welcher die Conceptions-Bay untern 75 Gr. 32 Min 30 Secunden Longit. setzt, nemlich 25 Meilen Westlicher als die verbesserte geschriebene See-Charten, wann die Länge der Strasse le Maire so ist als ich sie oben angemerkt, und 35 Meilen Ostlicher als auf Peter Goos seinen Charten, trug unser Fehler nicht mehr als etwa 30 Meilen aus. Gewiß ist, wie ich bereits gemeldet, daß wir in der Nacht, da wir zur Strasse hinaus geseegelt, merklich nach dem Osten abgewichen, nicht nur weil wir des andern Tages kein Land mehr sahen, sondern auch uns über 10 bis 12 Meilen der Gissung annoch 8 Min. weiter gegen Norden befanden. Zween Tage hernach, unterm 57 Gr. 26 Min. der Breite, hatten wir hingegen ohne 70 Meilen der Fahrt, annoch 22 Min. weiter gegen Süden. Folgends waren uns die Ströhme eine lange Zeit nicht mehr merklich. Dann nachdem sieben Tage, ohne die Höhe zu nehmen, hingegangen, innerhalb welchen man schier allezeit hart Wetter gehabt, laviret, das Schiff treiben lassen, und bey 80 grosse Meilen in der Länge geseegelt, fanden wir unterm 59 Gr. 20 Min. keinen Unterscheid, und 3 Tage hernach unterm 55 Gr. 40 Min. fast gleichfalls keinen. Weil wir aber die Sonne ganzer acht Tage nicht gesehen, befanden wir uns 27 Min. Südlicher als unsre Muthmassung mit sich brachte: nemlich unterm 53 Gr. 6 Min. Lat. und vielleicht dem 84 und 82 Gr. Longitudinis.

Diesem und denen vorigen Fehlern zufolge, scheinet, man dörfe sich zween ordentliche Ströhme vorstellen; den einen durch die Süd-, den andern aber durch die Nord-See. Der letztere muß von St. Catharina an bis an Terra del Fuogo gegen Süd-Süd-Westen,

und

und von der Strasse le Maire ab gegen Süd-Osten und Ost-Süd-Osten verschlagen, worzu er durch die Cüste der Patagons, folgends durch das neue Land der Seballischen Eilanden, wie auch das Land del Fuogo und der Staaten gedrungen wird. Der Strohm aus der Süd-See hingegen muß beynahe der Lage der Terra del Fuogo vom Cap des Piliers an bis zum Cap Horn folgen, und von dar sich gegen dem Osten und Ost-Nord-Osten langs den Barneveltischen und Staaten-Eilanden drehen, wie uns solches die Erfahrung gelehret hat. Es folget hieraus auch dieses, daß ein wenig Strohm daselbst vorhanden seyn müsse, den derjenige, so an der Spitze der Länder im Südlichen Theil von Chili befindlich, zu sich reisse. Womit die Erfahrung gleichfalls stimmet. Dann als wir Land zu Gesichte gekriegt, waren wir noch 20 Min. weiter gegen Süden, als unsre Muthmassung mit sich brachte.

Uebrigens begehre ich eben nicht zu behaupten, daß die Ströhme im Meer diesen und jenen Strich insbesondre nehmen müssen. Sie sind nicht allezeit gleich stark, und nahe am Lande kann sie eine Neben-Ursache verändern: wie leicht zu begreifen. Nur kann ich für gewiß versichern, daß sie beym Cap Horn gegen Nord-Osten laufen müssen. Dañ unsre Maria befand sich würklich am Eiland Diego Ramires nicht nur, da sie nach dem Peter Goos, der sie 30 Meilen weiter gegen Westen als die geschriebene See-Charten setzt, noch 40 Meilen davon war, sondern auch als sie sich 2 Gr. Südlicher erachtete; wiewohl sie vielleicht aus Irrthum die Barnavelles für Diego Ramires mag angesehen haben.

Muß demnach jedes Schiff, welches vom Osten herkömmt, und das Cap Horn vorbeyseegeln will, allezeit, Süden und Westen die Helfte mehr anseegeln, als es

sonsten nöthig zu seyn vermeynet, entweder weil die Winde immerzu von der Westlichen Seite herwehen, oder um sich von den Ströhmen, die es leicht zurücke treiben können, zu hüten. Dann dieses eben ist verschiedenen Schiffen begegnet, daß sie sich nahe am Lande befunden, da sie sich eingebildet, schon beym Cap vorbey und 40 bis 50 Meilen weit hinein auf dem breiten Meer zu seyn. Wodurch vielleicht der Fehler derer Holländischen See-Charten entstanden, daß sie die Helfte zuviel Distanz der Strasse le Maire bis ans Cap Horn setzen.

Dem sey wie ihm wolle, so war unser recht grosses Glück, daß das Land nicht mit dickem Nebel überzogen, und wir einen starken Westen Wind hatten. Dann als wir bey anbrechendem Tage dem Compaß zufolge nach Norden, und nach der Welt-Kugel Norden zum Osten anseegelten, geriethen wir an eine Erd-Spitze 3 bis 4 Meilen Norden zum Osten vor uns, so wir für Vallena ansahen, weil uns eine andere gegen Osten lag, und bey uns für St. Marcello galte. Endlich vermerkten wir 3 bis 4 kleine Eilande hinter uns im Süd-Süd-Osten, so allem Ansehen nach die in der Einfahrt von Chiloe sind, und von den Spaniern Farellones de Carelmape genannt werden, bey denen wir in der Nacht, so erschröcklich dunkel gewesen, nicht über einen halben Stück Schuß weit vorbey paßiret waren. Wir erschracken, uns so nahe am Lande zu sehen, stachen aber geschwinde weiter See einwerts mit einer guten Kühlung aus dem West-Süd-Westen, mit Schlag Regen und Hagel vermischt, und entfernten uns also allmählich davon, weil die Custe Nord-Nord-Ost hin liegt. Des Abends fuhren wir noch bey einer Erd-Spitze im Süd-Osten zum Osten, auf 9 bis 10 Meilen, und einer andern

dern im Norden zum Norden des Compasses, auf ungefähr 8 Meilen vorbey, welche letztere allem Ansehen nach die sogenannte Galera ist, von deren die Oefnung des Flusses von Baldivia den Anfang nimmt. Ich hätte sehr gewünscht, diesen Haven zu sehen, als welcher durch die Vortheile der Natur und daselbst gemachte Befestigungs-Werke der schönste und stärkste unter allen See-Häven im ganzen Süd-Meer ist: Allein weil es kein guter Anker-Ort für Schiffe, so Erfrischungen benöthiget, indem kein Wein und wenig Korn allda vorhanden, waren wir nur auf Fortsetzung unsrer Fahrt nach Conception bedacht. So viel ich aber von den Officiers von unsrer Maria, welche 2 Tage hernach daselbst vor Anker gekommen, davon erfahren, will in folgendem Capitel mittheilen.

VIII. Capitel.

Der See-Haven BALDIVIA. Das Eiland St. MARIA. Brüsten-förmige Berge. Ankunft in der Conceptions-Bay.

Es liegt nemlich 3 Meilen gegen Osten der Erd-Spitze de la Galera, deren im vorigen Meldung geschehen, ein runder Hügel, Morno Gonzales genannt, auf welchem eine Batterie mit Canonen. Nord-Osten zum Norden davon ist der Morro Bonofacio. Von solchen zween ins Merr heraus ragenden Berg- oder Hügeln beginnet der Mund des Flusses Baldivia, welcher an diesem Ort ungefehr 4 Meilen breit ist: Indem aber beede Ufer gegen Süd-Süd-Osten

näher zusammen gehen, wird nur ein schmaler Hals etwa ½ Meile breit daraus, dessen Einfahrt mit 4 Schanzen, auf jeder Seite zwo, und insonderheit von der ersten auf der linken Seite dem Fort de Nieble, defendiret wird, welches letztere man ganz nahe vorbey seegeln muß, zu Vermeidung der vom Fuß des Forts de Margue, als auf der rechten Seite, bis in den Canal hinein befindlichen Sand-Bänke. Will man nachgehends im Haven du Corral ankern, fährt man rechter Hands herum bis unten an das Fort gleiches Nahmens, auf 4 Faden tief Wasser. Verlangt man gar vor die Stadt, nemlich an den allernächsten Ort bey derselben, hinauf zu gehen, paßiret man zwischen dem Fort Nieble und Mansera, welches auf der Insul, hinter deren auf dem vesten Lande ein so bequemer Haven zu finden, daß man daselbst die Waaren auf einer breiten Fähre ohne Hülfe der Chaloupen ausladen kann.

Von dem Haven du Corral haben die Chaloupen einen um die Helfte kürzern Weg durch den Canal zwischen dieser grossen Insul und dem auf der linken Seite liegenden vesten Lande. Die Schiffe selber fahren da nicht durch, weil ihnen für denen in der Mitte befindlichen Sandbänken grauet. An welchem Ort man immer vor Anker liegt, ist man dennoch für allen Winden sicher, weil der Anker-Grund wegen des harten Leimen gut, und niemals eine hole See darinn entstehet, ausser bey dem Haven du Corral bey starkem Nord-Wind. Ueberall kann man frisch Wasser ganz gemächlich einnehmen. Holz hats im Ueberfluß, nicht allein zum Brennen, sondern auch zum Schiffbau. Wann das Erdreich gebauet wird, ists sehr fruchtbar an Korn und Hülsen-Früchten. Trauben werden zwar nicht zeitig, doch läßt sich dieser Mangel mit dem Obst-Trank

erse-

ersetzen, wie in etlichen Provinzen von Frankreich; massen hieselbst eine solche Menge Aepfel-Bäume vorhanden, daß ganze kleine Wälder davon zu sehen.

Die vortheilhaftige Lage dieses See-Havens hat die Spanier bewogen, verschiedene Schanzen anzulegen, um denen auswärtigen Nationen den Eingang zu verwehren, weil sie ihn für den Schlüssel zur Süd-See halten. Die Holländer haben würklich sich daselbst feste setzen wollen, um einen sichern Ort bey ihrer Einfahrt in solche See zu haben. Sie bemeisterten sich demnach desselben im Jahr 1643. Allein der Hunger, die Krankheiten, und insbesondere der Tod ihres Generals entkräfteten sie dermassen, daß sie abziehen, und auf erhaltene Nachricht, daß der Marquis de Mansera, Statthalter in Peru, einen Spanischen Succurs schicke, ihre Bagage nebst 30 Canonen im Stiche lassen musten.

Heutigs Tags stehen über hundert Canonen um die Einfahrt herum. Das Fort Mansera hat deren 40, Nieble 30, Margue 20, Corral 18, meistentheils von Metall.

Um nun diesen See-Haven nicht öde zu lassen, schicket man die Weissen aus Peru und Chili, welche etwas Halsbrechendes begangen, dahin; also daß es gleichsam so viel als ein Zucht-Haus oder Galeere ist. Hier müssen diese Leute an der Fortification arbeiten, und der Besatzung an die Hand gehen, welche aus eben solchem Gesindel bestehet, und aus denen man, auch da sie würklich zum Fesseln verdammet, dennoch Officiers und Soldaten macht. Der Vice-Roy oder Statthalter von Peru solle jährlich 300000 Thaler zum Unterhalt der Troupen und Fortificationen dahin senden. Diese Gelder nennet man Real Situado, worunter der Proviant

viant und Montur begriffen. Unerachtet nun diese Summe eben nicht genau geliefert wird, ermangelt der Präsident von Chili doch nicht, alle Jahr ein erkleckliches abzuschicken, wovon sich dann die Gouverneurs dermassen bereichern, daß dieser Posten wegen der Einkünsten vor der ganzen übrigen Cüste am meisten gesucht wird, ob er gleich einem ehrlichen Mann wegen der schlechten Gesellschaft, wie auch wegen des alle Winter bey 6 Monaten lang stets anhaltenden Regens gar unangenehm und verdrießlich seyn sollte.

Von eben solchen unehelichen Leuten ist auch die Stadt, welche den Nahmen von ihrem Erbaner, Petro BALDIVIA, führet; seit die Indianer die erste Spanische Einwohner verjaget, wiederum besetzt. Man zehlet heutigs Tags bey zwey tausend Seelen darin. Sie ist mit Mauren von Erden umfangen, und hat zu ihrer Defension zwölf 16 pfündige Canonen, wie auch eine Pfarr-Kirche und Jesuiter-Collegium. Erstmals wurde sie im Jahr 1552 auf einer Ebne 4 oder 5 Ruthen höher als das Wasser angelegt. Gleich dabey war eine Vestung, die Indianer im Zaum zu halten. Allein diese des Tyrannischen Jochs der Spanier überdrüßige Völker, als welche sie in denen daselbst sehr häufigen Gold-Bergwerken arbeiten liessen, oder für jeden Kopf des Tags 25 bis 30 Rthlr. forderten, schüttelten dieses erschöckliche Joch endlich ab, schlugen den Baldivia, zufolge dem Bericht des Pater Ovalle, mit einer Keule todt, und gossen ihm, wie es da im Lande erzehlet wird, geschmelztes Gold in den Hals, sagende: Er solte nun des Goldes satt trinken / wornach ihn so gedürstet hätte, rissen sodann die Vestung nieder, und plünderten die Stadt.

Nun

Nunmehro ist sie ein wenig weiter ins Land hinein am Fluß wiederum erbauet.

Sieben Meilen von dar gegen Nord-Nord-Osten hat man auf einer Höhe, las Cruces genannt, ein Fort aufgeworfen, worauf 2 sechspfündige Stücke stehen, nebst 20 Mann zur Guarnison, den Ein- und Ueberfall derer noch nicht bezwungenen Indianer in der Nachbarschaft zu verhindern. Jedoch; es seye hiemit genug gesagt von einem Ort, den ich anders nicht als aus der Erzehlung eines andern kenne. Nun wollen wir wieder zu unsrer Reise schreiten.

Weil uns bange war, die Winde mögten uns auf die Baldivische Cüste verschlagen, richteten wir die Fahrt immer abwerts davon: und zwar nicht sonder Ursache, maassen es aus dem West-Süd-Westen und Nord-Nord-Westen so stark wehete, daß wir bloß die unterste Seegel führen konnten. Nach eingefallener Stille bließ der Wind aus dem Nord-Westen, von neuem so heftig, daß wir gar treiben musten. Folgends drehete er sich nach dem West-Nord-Westen, mit starker Kühlung, Hagel und Blitzen.

Den 15 Junii lief der Wind von West-Süd-Westen um nach dem Süden, kühlete nur mittelmäßig, und wurde endlich stille.

Den 16ten erblickten wir Land in Osten auf 12 Meilen. Etliche Stunden hernach erkannten wir die Insul St. MARIA, welche niedrig und schier ganz eben, auch etwa 3 Viertel einer Meile vom Norden nach dem Süden lang seyn mag.

Auf der Südwestlichen Seite ist ein kleines Eiland, und West-Nord-Westlich eine Brandung oder Klippe unter Wasser, die man von weitem merkt. Dem Bericht nach hat sie auf der Nord-Ostlichen Seite eine gefähr-

fährliche Sandbank, und noch eine in Nord-Westen, welche fast eine halbe Meile lang. Daher man nicht gerne in denen Buchten gegen Norden und Süden vor Anker gehet, wiewohl es auch vielleicht deswegen geschieht, weil es allda nicht recht tief ist.

Nachdem wir St. Maria vorüber geseegelt, erblickten wir sofort die sogenannte Mamelles oder Brüste von Biobio, welche 10 Meilen davon gegen Nord-Osten entlegen. Dis sind zwey Berge neben einander, von Höhe und Runde fast gleich, recht wie ein paar Brüste, die man so gar deutlich erkennen kann, daß unmöglich zu irren. Weil uns die Nacht überfallen, liessen wir etwa 4 Meilen West-Süd-Westlich davon das Schiff mit eingenommenen Seegeln und festgemachtem Steuer treiben, und schwebeten des andern Morgens recht auf dem vorigen Ort. Woraus wir merkten, es müsse hier weder Strohm noch Ebbe und Fluth seyn.

Des Mittags nahmen wir die Höhe West zum Westen von den Mamelles, und fanden den 36 Gr. 45 Min. Lat. welches ihre rechte Lage ist in Ansehung der 11 Graden der Nord-Ostlichen Abweichung.

Weil wir nun an denen so deutlichen Merkzeichen abnahmen, wo wir wären, richteten wir den Cours nach dem Haven de la Conception, den wir an der Insul Quiriquine, 2 Meilen gegen Norden der Mamelles erkannten. Diese Insul liegt ein wenig niedriger als das feste Land, mit deme es zwo Passagen macht. Die im West-Süd-Westen schickt sich nicht wohl für grosse Schiffe, wiewohl sie im Nothfall noch wohl durchkönnen. Doch ists, wann man nicht vollkommnen Bescheid weiß, was gefährliches, sich zwischen eine Reihe Klippen hinein zu wagen.

Die Oefnung im Nord-Osten ist eine halbe Meile

breit,

breit, und sonder Gefahr. Fuhren wir also bey der Nacht in der Bay hinein, und zwar eben recht. Dann da der Nord-Westen Wind nach dem Ost Nord Osten umgesprungen, hätten wir, wans nur eine halbe Stunde länger gedauret, das Eiland nicht zurücke legen können. Wir gingen im Süden der Spitze Heradura des festen Landes, und Süd-Osten zum Süden der Spitze von Quiriquine, welche mit erstgenannter Erd-Spitze den Eingang dieser Bay macht, auf 15 Faden schwarzen weichen Leim-Grundes vor Anker.

Des andern Tags, den 18 Jun. nachdem wir durch den Boot recognosciren lassen, ob auch Schiffe zu Talcaguana, weil wir wegen des dicken Nebels nichts sehen konten, vor Anker lägen, huben wir die Unsrige, um dahin zu gehen, begrüßten die Stadt mit 7 Stückschüssen, die ihrer Gewohnheit nach aber uns mit keinem einzigen dankte, fuhren im̃erhin mit den kleinsten Seegeln, mit dem Bleyloot in der Hand, gegen unsern Boot hinauf, welcher nach beschehener Besichtigung derer vor Anker liegenden Schiffen, sich mit einem Signall der Freundschaft hingelegt hatte, und befanden zu unserer Bestürzung nur 3 Faden Wasser, ja nachgehends gar noch etwas weniger. Endlich als wir mehrere Tiefe angetroffen, legten wir das Schiff Nord- und Südlich auf fünftehalb Faden tief von vorigem Leim-Grund feste, also daß wir 2 kleine Vorgebürge der Halb-Insul Talcaguana im Norden zum Westen recht eines hinter dem andern, und die Einfahrt der drey Jungfern im Nord-Westen hatten.

Weiter gegen Süden lagen 2 Französische Schiffe, welche ihre Waaren auf der Cüste zu verkaufen gedachten. Eines war von Marseille, Namens MARIANE, unter Commando des Capitains Pisson, aus

Frey-

Freystadt in der Grafschaft Nizza: Das andere hieß die Eintracht, geführet von Sr. Pradet Daniel von St. Malo, aus der Escadre des Ritters Guai-Trouin, welcher es mit der Beute von Rio Janeiro beladen hieher gesandt.

Während wir beschäftiget waren, was neues zu erfragen, und sich ein jeder inniglich erfreuete, endlich einmal nach einer so langen Schiffahrt in einem Haven zu seyn, lief das Meer, welches durch den Nord-Wind sehr hoch angewachsen war, dermaassen ab, daß unser Ruder unten auf den Grund stieß. Hier merkten wir, daß wir auf der Spitze einer Sandbank wären, welche sich ungefehr 1 Anker-Touw lang von uns gegen Nord-Nord-Osten entdecket hatte. Sofort steckte man die Tey-Anker-Saile gegen Süden länger hinaus, um flott zu werden, wobey sich alle insgesamt, weil ja einem jeden daran gelegen, sehr eifrig brauchen liessen: fanden endlich 5 Klafter völlig Wasser unter dem Schiff, und legten uns im Nord-Nord-Osten vor Anker; Obwohl nicht sonder Mühe, weil, neben dem, daß die im Leimen und Modder eingesunkene Anker sehr beschwerlich heraus zu heben sind, wir auch von dem Regen, welcher gleichsam mit Eimern herunter gegossen wurde, gar vieles ausstehen musten.

IX. Capitel.

Beschreibung der CONCEPTIONS Bay auf der Cüste von Chili in America Jmgleichen der Stadt PENCO, deren Politischen und Militair-Zustandes, u.s.w.

An

Aus der Erzehlung dieser Begebenheit erhellet, daß man gewisse Merkzeichen in Acht zu nehmen habe, wann man in die Conceptions-Bay hinein und vor Anker gehen will, unerachtet sie schön und groß bey ungefehr 2 Meilen von Osten nach dem Westen, und 3 Meilen vom Norden nach dem Süden. Sie hat nur 2 gute Stellen, da man des Winters für den Norden Winden, so sehr heftig und bey 5 Monaten im Jahr nicht sonder Gefahr wehen, sicher liegen kann. Der eine Ort ist an der Südlichen Spitze von Quiriquine, auf 10 bis 12 Faden Wasser, ein Ankerseil lang von dem Lande ab. Dieser, ob er gleich sehr gut, und man darinn für gedachten Winden sicher, wird doch wenig besucht, nur weil er von der Stadt und dem festen Lande allzuweit entfernet.

Der andre Ankerplatz ist hinten in der Bay unweit dem Dorf Talcaguana, auf 5 bis 6 Klafter Wasser mit schwarzen weichen Leimen. In diesen nun hinein zu kommen, muß man obgedachte Spitze der Sandbank ja vermeiden, als welche bey einer viertel Meile weit Ost-Süd-Ostlich hinlauft, soviel man bey niedrigem Wasser, welches sodann 3 Klafter tief abnehmen kann. Solcher Sandbank zu entgehen, muß man, indem man auf der rechten Hand dem Lande nähert, ein kleines niedriges hinten in der Bay befindliches Vorgebürg fassen, so sich mit einem von gleicher Höhe ein wenig weiter Landeinwerts sich ausstreckenden kleinen Berge aufthut; nemlich das Vorgebürge Estero von Talcaguana durch den Westlichen Theil des Hügels Espinosa. Wann man zugleich die Südliche Spitze von Quiriquine in geradem Strich mit dem Westlichẽ Theil dieser Insul faßt, ist man grade zu äusserst an solcher Sandbank-Spitze. Folgends nähert man sich denen

nen Wohnungen von Talcaguana, bis man Quiriquine bey der Erdspitze von Heradura vorbey ist; da man dann 5 bis 7 Foden tiefen Grund findet, und also vor dem Nord-Winden beschirmet liegen kan. Es ist sich auch inacht zu nehmen, daß man nicht allzunahe an Talcaguana kömmt, wegen eines feuchten Grundes etwa ein halbes Anker-Touw lang vom Lande. Dis ist sodann der einzige Ort, wo man bey den Nordlichen Winden eine sichere Anker-Stelle hat. Sommers-Zeit aber kann man vor der Stadt Nord-Westlich vom Casteel vor Anker gehen, oder, welches eben so gut ist, Süd-Ostlich der Südlichen Spitze von Quiriquine, wann man sie durch das Vorgebürg der hohen See von Talcaguana zurücke legt, oder auch vorn vor Irequin, eine gute viertel Meile vom Lande: Weil es sonst wegen der Klippen unterm Wasser gefährlich. Allenthalben ist gute Bequemlichkeit, süß Wasser und Holz zum Kochen, ja auch zum Schifzimmern, zu bekommen. Des Sommers fahren die Chaloupen ganz leichte ans Land; im Winter aber hats eine andre Bewandniß.

Des andern Tags nach unsrer Ankunft fertigte man den Untercapitain ab, dem Oidor das Compliment zu machen, und um Erlaubniß wegen Einnehmung der uns sehr nöthigen Erfrischungen anzuhalten. Welches dañ auch sofort bewilliget worden; also, daß wir zween Tage hernach ein Magazyn in der Stadt aufrichteten, und etliche am Scharbock schwer darnieder liegende aber bald wieder genesende Matrosen zu Talcaguana an Land setzten. Büsseten wir demnach auf unserer ganzen Schiffarth vom Vaterlande bis in die Süd-See, welche gleichwohl 5 Monat Tag und Nacht gedauret, nicht einen einzigen Mann ein, und hatten noch darzu

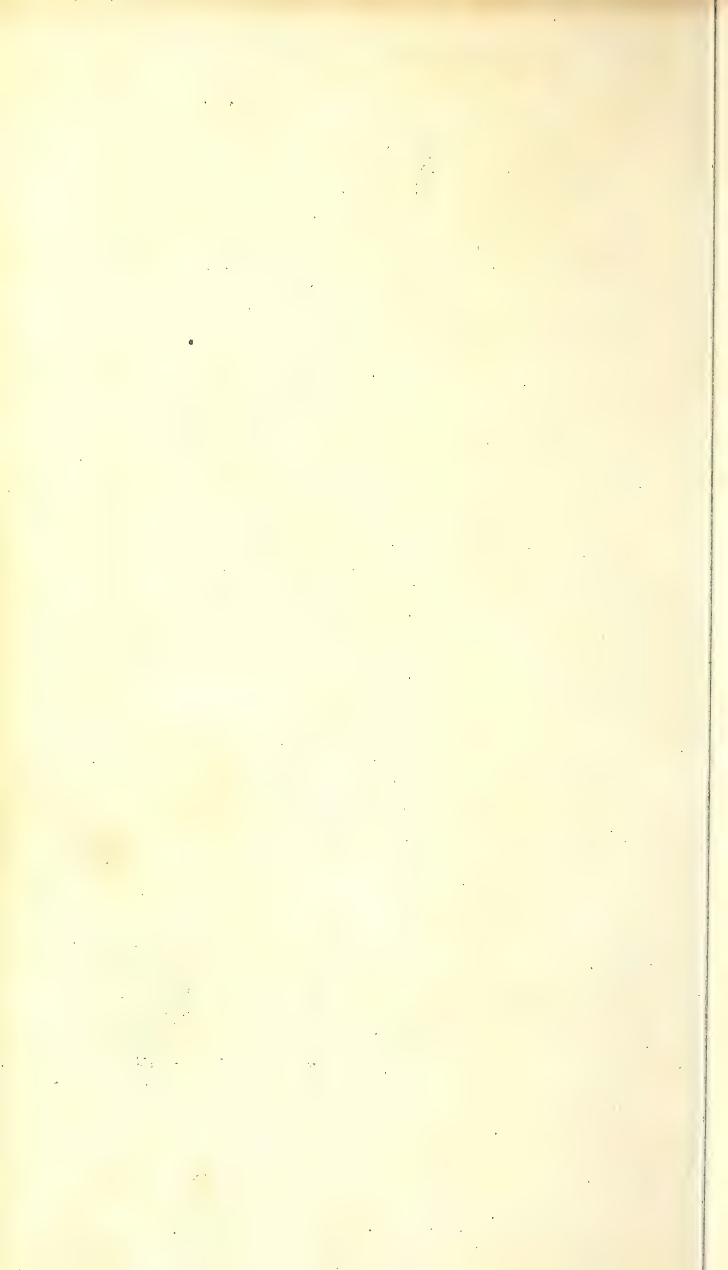
fast

Fig: II.

Prospect von
PENCO.

Grund: Riss der Stadt
PENCO
beleg: auf der Küste von
Chil: 30 45 gr: Südl:

Seuchter Grund



fast gar keine Kranken. Doch wars hohe Zeit, einstens in einen rechten Haven zu kommen, weil sich viele allmählich übel aufbefinden wolten, und es uns überdeme an Holz zum Kochen gebrach. Allein es währete auch nicht lange, so hatten wir uns wieder alle Nothdurft angeschaft.

Die Conceptions-Bay ist ohne Widerspruch der beste Anleg-Ort auf der ganzen Cüste, um alles zu den Schiffen sowohl als Proviant benöthigte zu bekommen: Und ob die Stadt gleich eigentlich nur ein feines Dorf, findet man doch ziemlich lustige Gesellschaft, sich von dem Verdruß, auf dem Schiffe immerzu bey einerley Personen zu seyn, vergnüglich zu erholen.

***

Umständliche Nachricht
von der
Stadt PENCO.

Die Stadt de la CONCEPTION, sonsten auch von dem bequemen Ort, Wasser einzunehmen, auf Indianisch PENCO genannt, maassen Pen so viel heißt als ich suche, und co, Wasser, liegt auf der Cüste von Chili am Meer-Strand, ganz hinten in einer Rheede gleiches Namens auf der Östlichen Seite unterm 36 Gr. 42 Min 54 Sec. Süder-Breite, und vielleicht dem 75 Gr. 32 Min. 30 Sec. Westlicher Länge oder vom Parisischen Meridiano ab; wie P. Feuillée es ausgerechnet.

Der Grund darzu ist im Jahr 1550 durch den Eroberer von Chili, Peter Baldivia, geleget worden,

nachdem er die Indianer daherum bezwungen. Er bauete eine Vestung daselbst, um eine sichere Retirade vor ihnen zu haben. Allein nachdem dieser General, schon berührtermaassen, getödtet worden, machte sich Lautaro, als Anführer derer Indianer, davon Meister, und Caupolican verstöhrete sie endlich durchaus. Die Spanier setzten sich zwar, nach angelangtem Succurs, wieder allda feste; doch Lautaro verjagte sie zum andernmal. Endlich schickte der Vice-Roy von Peru, unter seinem Sohn Garcia Hurtado de Mendoza, den er zum Statthalter in Chili, an Baldivia Stelle ernennet hatte, frische Mannschaft zu Wasser dahin ab. Dieser bemächtigte sich, unterm Vorwand, Frieden zu machen, der Insul Quiriquine ohne Mühe, ließ oben auf den Bergen von Conception eine Vestung anlegen, und besetzte sie mit 8 Canonen.

Heutigs Tags erscheinen nicht die geringste Fußstapfen mehr von dieser Vestung, sondern die Stadt steht überall offen, und kann durch 5 Hügeln beschossen werden, wovon die sogenannte Einsiedlerey fast in die Mitte hinein geht, und sie ganz offenbar da legt. Die ganze Defension bestehet aus einer niedrigen Batterie an dem Ufer des Meeres, welche aber bloß den Haven vor der Stadt, so eine gute viertel Meile gegen dem Nord-Westen ist, bestreichet. Allein neben dem daß dieselbe nicht groß, sondern nur 35 Ruthen lang und 7 breit, ist sie auch in ziemlich schlechtem Zustande, indem auf dem meisten Stellen keine Bretter liegen und wegen des blossen Leimens wenig festes daran ist.

Die Canonen sind eben so schlecht. Neun Metallene von ungleicher Ladung, so von 23 bis 17 Pfund, nemlich 24 bis 18 Spanischen Gewichts, schiessen, sind vorhanden, wovon ihrer viere auf gar baufälligen Laveten lie-

liegen. Die grösten Stücke haben 13½ Schuh in die Länge, 7½ Schuh am Lauf von vorn bis zu den Zapfen, und 5 Schuh 9 Zoll, von diesen an bis hinten an den Knopf. Alle diese Stücke haben so ausgebrannte Zündlöcher, daß man sie mit einem Stücklein Eisen ausfüttern müssen. Sie sind aus der Stück Giesserey von Lima, unter der Jahrzahl 1618 und 1621.

Am Eingang des Hofes in den Pallast oder die Wohnung des Oidors, welcher insgemein das Statthalter-Amt versieht, stehen zwey vierpfündige Stücke gleich bey dem Wachthause, welches den linken Flügel dieses Hofes ausmacht. So schwach nun diese Fortificationé, so ein Mangel ist an Soldaten und guten Officierern.

Der Maese del Campo ist ein General-Officier über alles Militair-Wesen ausserhalb der Stadt. Dieß ist insgemein ein Bürger ohne Kriegs-Erfahrenheit, welchen der Präsident von Chili auf 3 Jahr lang ernennet. Nach ihm komt der General-Lieutenant des Präsidenten, ein Obrist-Wachtmeister und die Capitaine. Die Troupen, so er commandiret, sind nicht Zahlreich. Wenn die Weissen allein gezehlet werden, mögen sie etwa ein paar tausend schlechtbewehrte Männer sowol in der Stadt als dasiger Gegend ausmachen. Zwo Compagnien sind zu Fuß, das übrige Reuterey. So diese als jene stunden in des Königs von Spanien Sold, welcher zum Unterhalt viertehalb tausend Köpfe, sowohl zu Beschützung der Stadt als der entlegenen Posten oder Garnisonen, von ihnen Presidios genannt, den Situado geschicket; allein seit 14 Jahren ist diese Bezahlung ausgeblieben, und alles in Unordnung: Dann die Soldaten sind gezwungen, sich hier und dar zu zerstreuen, um Lebensunterhalt zu finden, also daß wann die Indianer Lust zur Empörung hätten, sie die Spanier, als die sich

unachtsam auf den mit ihnen geschlossenen Frieden verlassen, ohne Defension antreffen würden. Doch haben sie verschiedene kleine Schanzen oder Retrenchemente von Erden mit etlichen Canonen, einiger Militz und mit ihnen in Freundschaft lebenden Indianern, welche wanns ihnen beliebet, Wache halten.

Der am weitesten entfernte Posten heißt Puren, 15 Meilen jenseits dem Fluß Biobio. Ein wenig weiter drinnen kömmt del Nascimento, und gegen der Cüste zu, Arauco, dessen Mauren fast ganz übern Haufen liegen. In dem letztern stehen 6 Stücke, so eine 12 pfündige Kugel, und viere, so 4 Pfund schiessen; alle ohne Lavetten. Endlich ist langs dem Strom her die Schanze S. Piedro, disseits Biobio, 3 Meilen von Conception. Weiter oben liegen Talquemahuida, San Christoval, St. Juana, und Yumbel. Die Posten von Boroa, Coloe, Repocura, la Imperial und Tucapel sind geschleiffet und verlassen, und stehen schon seit 100 Jahren nirgends als auf unsern Land-Charten.

Die Spanier thun übel, daß sie die Befestigungs-Werke, die sie gleichwol gegen der Indianer Aufstand haben könnten sogar aus den Augen setzen und verfallen lassen, da sie doch jener ihre Macht schon zum öftern empfunden, und die letztere nichts mehr suchen, als die Gelegenheit, die andern, unerachtt des unter ihnen scheinbaren Friedens, auszurotten.

Eben wegen des öftern Einfalls dieser Barbarischen Völker, hat man die Königliche Canzley, welche zu Conception im Jahr 1567 aufgerichtet worden, nach St. Jago verlegen müssen. Jetzo, seit Philippi V. Regierung, hält man daselbst nur einen Oidor, das ist, einen Ober-Richter, so in dem Gerichts-Collegio, welches Cavildo genannt wird, das Amt eines Corregidors

ver-

versieht. Es bestehet aber solches Collegium aus VI. Regidores, zween Alcaldes, welche gleichsam die Ober-Aufseher der Policey sind, einem Alferes oder Königl. Fähnrich, einem Sergeanten oder Alguacil Mayor, und einem General-Archiv-Verwalter. Alle diese Bedienungen werden durch die Wahl vergeben, und dauren nicht länger als ein Jahr. Ihr Staats-Habit ist schwarz mit der Golille, dem Mantel und Degen, nach Spanischer Manier.

Aus gleichen Ursachen ist auch der Bischöfliche Sitz in diese Stadt verlegt worden. Dann seit die Indianer sich der Stadt Imperial, als dem ersten Ort dieser Geistlichen Würde, bemeistert, hat sich der Bischof nach Conception geflüchtet. Seine Gerechtsamkeit erstrecket sich von dem Strohm Maule, welcher dem von Santjago zu Gränzen dient, bis in Chiloé, als der Südlichsten von den Spaniern und Christlichen Indianern bewohnten Provinz. Es steht unter dem Erz-Bischof von Lima, und sein Capitul begreift nur zwey Thum-Herren und etliche Priester.

Aus Mangel sich angebender feiner und gelehrter Personen zum Priester-Amt ist man genöthiget, solche anzunehmen, welche bloß etliche Reguln der Lateinischen Sprache verstehen, ja es sind ihrer einige so dumm, daß sie kaum im Meß-Buch lesen können. Nun mag man urtheilen, ob so ungelehrte Pfaffen ihre Schaafe recht weyden können, folglich wie treflich die Indianer von den Spaniern im Christenthum, wozu sie doch, wenn sie solche in Diensten haben, verbunden, unterrichtet werden!

Die Mönche, die Jesuiten ausgenommen, sind noch einfältiger als die Pfarrer, und dem freyen Leben, worzu ihnen die allzugrosse Ehrerbietigkeit derer Lands-Ein-

 woh-

wohner von ihrem Geistlichen Gewand viel hilft, sehr ergeben. Ich will hier nur ein Stück einer Predigt erzehlen, welche während wir zu Talcaguana vor Anker lagen, von einem Domicaner am Feste ihres Patriarchen gehalten worden. Dieser Pfaffe erhub den Heil. Dominicum aufs höchste, und brauchte unter andern viele Worte über die gute Freundschaft dieses Heiligen und St. Francisci, so er dem Adonis und Cupido verglich. Hierauf bekannte er, gegen das Interesse seines eignen Ordens, Sanct Franciscus sey der allergröste Heilige im ganzen Paradiese. Bey seiner Ankunft in solchem gebenedeyten Ort, als die Mutter Gottes keine Stelle, die hoch genug für ihn gewesen, finden können, sey Sie von ihrer eignen ein wenig weggerückt, um ihm zwischen Sich und GOtt dem Vater Platz zu machen. Als nun der heilige Dominicus gleichfalls in Himmel gekommen, habe sein guter Freund und treuer Zeuge seiner Heiligkeit auf dieser Welt, ihm aus Demuth, die Helfte seines Sitzes einräumen wollen. Die Heil. Maria habe aus diesem Erbieten des St. Francisci geschlossen, St. Dominicus müsse ein grosser Heiliger seyn, mithin nicht zugeben wollen, daß er sich auf Einer Stelle mit ihrem Freund behelfen solte: Seye demnach noch ein wenig weiter aufgerücket, um ihm einen völligen Platz zu verschaffen; daß also die zween Heilige nunmehro zwischen Ihr und GOtt dem Vater sitzen. Niemand denke, als habe ich dieses nur zum Possen erdacht, sondern die drey Schiffe können mir desfalls das Zeugnis der Wahrheit geben. Was für Gedanken muß nun eine solche Predigt in dem Gemühte gemeiner Leute, absonderlich derer Indianer erwecken! Ohne Zweifel werden sie die Apostel gegen diese zween Ordens-Stifter nur für gar kleine Lichtlein ansehen

sehen, weil diese Völker in Religions-Sachen ohnedem sehr einfältig sind.

X. Capitel.

Von den Indianern in Chili, so Manns- als Weibs-Persohnen, deren Lebens-Art, Religion/ Waffen/ Speise und Trank, Regiment, Zusammenkünften, Fest-Tägen und Ergötzlichkeiten, Music/ Naturel, Farbe, Kleider, Wohnungen, Pferde-Zucht, u. a. m.

In denen Gegenden um Conception herum giebts fast gar keine rechte Christen ausser denjenigen, so bezwungen worden u. in der Spanier Diensten stehen. Wiewohl auch von diesen selber annoch zu zweifeln, ob sie es mehr als durch die Taufe, und in den wesentlichen Stücken der Christl. Religion gründlich unterrichtet seyen. Uebrigens treiben sie den Bilder-Dienst so hoch, daß er einer Abgötterey ziemlich gleich; massen sie denen Bildern dermassen ergeben, daß sie ihnen öfters Essen und Trinken hinsetzen, und von denen Sachen anders nicht als durch die äusserliche Sinnen urtheilen: So gar schwer gehets ihnen ein zu begreiffen, daß in den Menschen eine Seele vorhanden, die vom Leibe könne geschieden werden. Wann man ihnen nicht beyzubringen bemühet ist, die Heiligen sehen, wegen des Genusses der Seeligkeit, dasjenige was hienieder geschiehet, mithin verstehen sie das an sie gerichtete Gebet, und bitten für uns, (nach der Lehre der Römischen

mischen Kirche) und ihre Bilder seyen nur Zeichen, woran wir ihren Wandel abnehmen; so ists nicht zu verwundern, daß sie ihnen Speise und Trank bringen. Dann weil sie sehen, daß diese Bildnissen mit so kostbarem Gewand von den Spaniern umhänget, und ihnen geräuchert wird, bilden sie sich ein, sie musten ja auch etwas für den Magen haben, und könnten sich an dem blossen Räuchwerk nicht sättigen.

Die Indianer auf denen Gränzen, insonderheit längst der Cüste schienen der Christlichen Religion eben nicht abhold zu seyn, wann sie ihnen nur das Schwelgen und die Vielweiberey verstattete. Es sind gar einige, so sich täufen lassen, aber über diese zween Puncten sich keine Gewalt anthun mögen. Der Bischof von Conception, Houvansales Montero, stellte im Jahr 1712 in seinem geistlichen Gebiet eine Visitation an, und fand jenseits dem Fluß Biobio über 400 Indianer, welche ihm aufpaßten, und in Meynung, als ob er ihnen ihre Weiber wegzunehmen gekommen, ihn durchaus erwürgen wollten. Er wuste sich aus diesem gefährlichen Handel nicht zu reissen, als daß er allen Fleiß anwandte, sie zu bereden, daß dies sein Absehen nicht, noch er ihnen etwas zu nahe zu thun gesinnet seye. Ich habe sorgfältig nachgeforschet, worinn dann ihre Religion bestünde, aber erfahren, daß sie gar keine haben. Ein glaubwürdiger Jesuite, Procurator derer vom König von Spanien in Chili errichteten Missionen, betheuerte mir, sie seyen rechte Atheisten, betheten nichts an, und hätten über alles, was man ihnen dagegen vorbrächte, ihr Gelächter: Mit einem Worte, ihre Hrn. Patres richteten nichts aus; welches sich ganz nicht reimet mit den Erbaulichen Briefen derer Missionarien/ im VIII. Theil, worinn gemeldet wird, es hät-

hätte sich unterm 42 Grad, funfzig Meilen von dem Meer bey denen Puelches und Poyas, im Jahr 1704) eine grosse Menge bekehret. Doch wandern diese Hrn. Heyden Bekehrer fast bis an die Magellanische Strasse hinunter, und geschieht ihnen von denen Wilden nichts böses, vielmehr tragen diese Völker eine kleine Ehrfurcht für ihnen. Mit der Zeit dörften sie wohl einigen Nutzen schaffen, weil sie von den vornehmsten Caciquen oder Lands-Herren die älteste Prinzen in die Schule abholen. Sie erziehen derselben eine gewisse Anzahl in dem Jesuiter-Collegio zu Chikan, worzu der König von Spanien die Unkosten hergiebt, und wann sie dann erwachsen, schickt man sie, in der Religion und denen Spanischen Studien unterwiesen, ihren Eltern wieder nach Hause, also daß sich heutigs Tags würkliche Christen unter ihnen befinden, die sich mit einer Frauen vergnügen.

Ein Merkzeichen, daß die Indianer in Chili keine Religion haben, ist dieses, daß bey ihnen nie kein Tempel noch Fußstapfen einiger von ihnen etwa angebeteter Götzen gefunden worden, wie gleichwohl an vielen Orten in Peru, insonderheit zu Cusco, allwo annoch der Sonnen-Tempel vorhanden, zu sehen. Wann auch je etwas einem, obwohl abgöttischen Dienst oder Prophezeyung zukünftiger Dinge ähnliches unter ihnen vorhanden, beruhets blos auf ihrem Gift, dessen sie sich zum öftern bedienen. Uebrigens giebts doch einige so ein anders Leben gläuben, in Ansehung dessen man denen Verstorbenen Essen, Trinken und Kleider ins Grab mitgiebt. Die Spanische Geistliche haben diese Gewohnheit unter denen, so schon als Christen getauft sind, noch nicht abgeschaft. Dann weil sie ihren Nutzen dabey finden, lassen sies immerhin geschehen, und

neh-

nehmen, wie sichs zu Talcaguana in der That erwiesen, die für den Todten hingelegte Sachen fein hüpsch zu sich.

Die Ehweiber derjenigen, so keine Christen sind, bleiben etliche Tage bey dem Grab ihrer Männer, kochen allerhand Speisen, schütten ihnen von ihrem Trank, Chicha, auf den Leichnam, und machen ihnen ihre Bündeln zurechte, gleichsam als ob der Verblichene eine sehr ferne Reise abzulegen hätte. Doch ist sich dabey nicht einzubilden, als hielten diese wilde Leute dafür, die Seele sey ein Geist und daher unsterblich, sondern sie sehen sie vielmehr für etwas Cörperliches an, welches über die Meere hinüber an die Oerter der Wollust ziehen und sich mit Fleisch und Fischen anfüllen werde: Allda werden sie eine Menge Weiber haben, die keine Kinder gebähren, aber ihnen gutes Chicha sieden, und sonsten aufwarten müssen.

Allein es um dieses ihr Wissen etwas gar ungewisses, und haltens manche für selbst erdichtete Einbildung. Etliche Spanier gläuben, sie hätten diese Meynung von der unrecht verstandenen Lehre des Heil. Thomæ, welche er auf der andern Seite von Cordillera ausgebreitet. Doch die Ursachen, auf welche sie den Bericht gründen, als seye dieser Apostel samt dem Heil. Bartholomæo in dies Land gekommen, sind so elend, daß sie nicht einmal hergesetzt zu werden verdienen.

Die Indianer in Chili haben unter sich keine Könige noch gebietende Herren, von denen sie sich müsten Gesetze vorschreiben lassen. Jeder Haus-Vater war in seinem Hause Meister. Nachdem sich aber diese Haußhaltungen vermehret, wurden die Haußväter zu Herren über etliche Vasallen, so ihnen gehorchten, aber keinen Tribut bezahlten. Solche Herren nennen die Spanie

nier CACIQVES. Ihre ganze Gerechtsame bestehen darinn, daß sie im Kriege commandiren, und die Justitz handhaben. Sie folgen einander in solcher Würde nach dem Alter, und jeder ist in seinem Gebiete ein unumschränkter Herr und Meister. Ich rede hier nicht nur von denen sogenannten Bravos oder Unbezwungenen, sondern auch von denen von der Reduction. Dann ob sie gleich in einem Friedens-Vortrag den König von Spanien für ihren König zu erkennen bewilliget, sind sie doch zu keinem andern Tribut an ihn, als einer gewissen Mannschaft zu Ausbesserung seiner Fortificationen und Vertheidigung gegen die andere Indianer, verbunden. Diese Mannschaft wird auf 14 bis 1500 Köpfe gerechnet.

Mit denen von der Reduction oder Bezwungenen aber hats eine andere Bewandniß. Sie werden Yanaconas genannt, und sind dem König von Spanien zinsbar, dem jeder des Jahrs 10 Thaler an Geld oder Proviant liefern muß. Man braucht sie auch in Spanischen Familien, denen Se. Catholische Maj. entweder zur Belohnung ihrer tapfern Thaten oder behäglichen Dienste, oder auch für Geld eine gewisse Anzahl Indianer erlaubet, die ihnen als Knechte, nicht aber als Sclaven dienen. Massen man ihnen, neben Essen und Trinken, jährlich noch 30 Thaler bezahlen muß, und wann sie nicht dienen wollen, können sie gegen Erlegung 10 Thaler, so eine Commenthur genannt wird, an ihren Herrn, loß kommen. Ihre Dienst-Jahre sind vom 16ten Jahr ihres Alters an bis zum 50igsten. Darüber und darunter steht bey ihnen, es zu thun. Neben denen Indianern, die sie Encomenderos nennen, haben die Spanier, doch nur in Chili, deren einige in Diensten, so sie als Sclaven von den freyen Indianern ge-

gekauft; maassen diese ihre Kinder jenen gerne um Wein, Gewehre, allerhand Puppenwerk u. s. w. verhandeln. Gleichwie dis aber ein gegen die Verordnungen des Königs von Spanien eingeschlichener Mißbrauch ist, deme durch die Finger gesehen wird, als sind solche erhandelte Indianer keine Sclaven wie die Schwarzen. Der Käufer kann sie nicht mehr anders als heimlich verhandeln, und mit Bewilligung des Sclaven, als der mit einem Amparo oder Schutzbrief seine Freyheit wieder zu fordern befugt ist. Zu dem Ende in jeder Stadt und bey dem Tribunal zu St. Jago ein Schutzherr der Indianer, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen, befindlich.

Durch eben diese Toleranz geschiehets auch, daß die Kinder der Sclaven ihres Mütterlichen Rechtes, wie doch nach Justiniani Ausspruch: Partus sequitur ventrem, seyn solte, nicht geniessen, wann sie von einen Vater, so ein Encomendero ist, d. i. von einem Commenthur-Knecht herkommen; weil, wann das Letztere erlaubt, ihm ja die Vorzüge vor dem andern angedeyen müsten. Die Vermischung des Spanischen Geblüts macht diejenige, welche ein Vater zu erkennen Lust hat, frey, und gibt denen Mestices, d. i. denen von einem weissen Vater und einer Indianerin gebohrnen Kinder das Recht, Leinwand zu tragen

Um hinter den Ursprung dieser Sclavenähnlichen Dienstbarkeit zu kom̃en, muß man in die Zeiten der Eroberung von Peru einen Blick thun. Die Privat-Personen, so deren erste Urheber gewesen, solten vermög ihres mit dem König von Spanien getroffenen Vergleichs die Indianer zu Sclaven auf ihre ganze Lebenszeit haben, solche aber sodañ den ältesten Söhnen, oder wann sie ohne Erben verstürben, ihren Weibern zufal-

len.

len. Dieser Handel schiene einigermaassen recht und billig, nicht nur sie wegen ihrer Mühe und Tapferkeit zu belohnen, sondern auch weil sie diesen Krieg auf eigne Unkosten unternommen und fortgesetzt hatten. Dem ungeacht, wie sie mit ihren Sclaven unmenschlich umsprangen, wurden etliche wackre Leute zum Mitleiden gegen diese Unglückselige bewogen, und stellten dem Spanischen Hofe nachdrücklich vor, daß sie dieselbe nicht nur durch übermachte Auflagen mißhandelten, sondern sich auch aufs grausamste an ihren Personen vergriffen, ja sie gar tödteten.

Diese Klagen fanden Gehör, und der Kayser Carl V. schickte diesem Uebel abzuhelfen, im Jahr 1542 Blasco Nunnez de Vela als Vicekönig nach Peru, die Indianer der ihnen zugemutheten Auflagen zu entschlagen, und ihnen die Freyheit wieder zu geben. Weilen aber der vornehmste Reichthum derer Colonien in einer grossen Anzahl Sclaven bestehet, absonderlich bey den Spaniern, welche sich der Handarbeit allzeit geschämet, wegerten sich die meisten diesem Befehl, der ihnen allzustreng däuchte, und durch dessen Vollziehung sie halb an den Bettelstab gerathen musten, nachzuleben: Wolten demnach diesen neuen Vice-Roy nicht erkennen. Woraus dann schwere bürgerliche Kriege entstunden, welche beym Zarate umständlich nachzulesen.

Endlich, um der Salaverey der Indianer eine Linderung zu schaffen, und die Spanier gleichwohl auch nicht zu ruiniren, nahm der König diejenige, deren Herren gestorben waren, an sich, und verschenkte sie nachmals seinen Kriegs- und andern Bedienten auf obgemeldte Bedingungen.

Diese Commenthur-Dienstbarkeit wurde nach der Hand eine Ursache der grausamen Kriege, welche die

Spanier mit den Indianern geführet. Sie wegerten sich freylich nicht, den König von Spanien für ihren gebietenden Oberherrn zu erkeñen, aber als gescheite Leute wolten sie gleichwol auch ihre Freyheit beybehalten, und nicht anders als mit solchen Bedingungen ist vor 25 oder 30 Jahren der letzte Friede geschlossen worden. Dann ob uns diese Völker gleich wild vorkomen, verstehen sie sich dennoch auf ihr allgemeines Beste ganz wohl. Sie komen mit den Aeltesten u. Erfahrensten zusamen, und wanns eine Fehde betrift, erwählen sie ohne Partheylichkeit einen verdienten u. bekañtlich tapfern Feldherrn, und folgen seinen Befehlen aufs genaueste. Durch eben solche kluge Anstalten und Tapferkeit verhinderten sie weyl. dem Ynca von Peru, bey ihnen einzubrechen, und setzten denen Eroberungen derer Spanier die Gränzen, daß sie weiter nicht als bis an den Fluß Biobio und die Cordillerische Gebürge komen konnten.

Mit der Anschickung zu ihren Land- oder Versammlungs-Tägen gehet es nun so zu. Erstlich lassen sie auf ein schönes hierzu ausersehenes Feld, vieles Getränke bringen. Wann sie nun zu trinken angefangen, tritt der Älteste oder der eines andern Vorzugs halber zu reden hat, auf, stellet den gegenwärtigen Handel für, und sagt seine Meynung sehr kräftig darüber, massen sie der Sage nach, von Natur sehr beredt seyn sollen. Hierauf wird der Ausschlag durch Mehrheit der Stimmen gegeben, durch einen Trommelschläger abgekündigt, und dreytägige Frist zum Ueberlegen gegebē. Findet sich dann innerhalb solcher Zeit keine sonderliche Schwürigkeit, wird der Schluß bekräftiget, die Mittel abgeredet, und alles zur Vollziehung veranstaltet.

Gedachte Mittel sind mit gar wenigem zu bestreiten. Dann die Caciques schiessen ihren Unterthanen zum

Krieg

Kriege nichts her. Bloß thun sie es ihnen kund, so bringt ein jeder ein Säcklein Gersten- oder Indianisch Korn-Mehl, so sie mit Wasser anrühren, und womit sie sich etliche Tage erhalten. Ein jeglicher hält sein Pferd und Gewehr allzeit fertig, also daß sie im Augenblick eine Armee ohne Unkosten auf die Beine bringen. Damit sie auch von allem Ueberfall sicher bleiben, ist in jedem Caciquat, auf dem allerhöchsten Hügel, allzeit eine Trompete von Kühhorn, welche man auf 2 Meilen rund umher hören kan̄. Sobald sich nun ein Lermen erhebt, läßt der Cacique in die Trompete stossen, und ein jeder weiß, wo er sich auf seinem Posten zu stellen habe.

Wir sind zwar arm; (sagten die Scythen zu Alexander dem Grossen) Allein eben darum werden wir allezeit schneller seyn, als deine mit dem Raub von so vielen Nationen beladene Armee; Und wann du meynen wirst/ wir seyen sehr weit von dir abe/ werden wir dir hinten auf den Fersen sitzen. Dann wann wir gleich sehr schnelle fliehen/ so sind wir hingegen unserm Feind eben so schnell wieder im Rücken.

Ihre gewöhnliche Waffen sind Piquen und Lanzen/ die sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu werfen wissen. Etliche unter ihnen haben Hellebarden/ so sie den Spaniern abgenommen. Ueberdis haben sie Beile und Säbel/ so sie von jenen erhandeln. Welches gewiß eine Staats-Klugheit an jenen, und ein Fehler an diesen ist, weil sichs leicht fügen könnte, daß sie einstens mit ihrer eignen Ruthe gezüchtigt würden. Sie bedienen sich auch, wiewohl nicht so ofte, der Wurf-Spiesse/ Pfeile/ Streithammer/ Riemen und Stricke von Leder/ wormit sie so geschickt umzugehen wissen, daß sie ein Pferd in vollem Lauf, an dem Ort wo sie nur wollen, einholen können. Diejenige, so kein Eisen zu

Pfeilen haben, bedienen sich eines gewissen Holzes, welches am Feuer gehärtet, dem Stahl nichts nachgiebt. Durch stetes Kriegen mit denen Spaniern haben sie auch Cuirasse und völlige Rüstung überkommen, und diejenige, die keine von Eisen oder Stahl haben, verfertigen deren aus rohem Leder, wodurch kein Degen dringen kann, und diese haben den Vortheil vor den andern, daß sie leicht und ihnen im Gefechte keine Hinderung geben. Uebrigens sind ihre Waffen nicht einerley, sondern jeder braucht solche als ihm am anständigsten.

Ihre Schlacht-Ordnung richten sie also ein. Sie stellen Squadronen in kleinen Gliedern, 80 bis 100 Mann mit Piquen und Pfeilen unter einander. Wann die ersten zurück geschlagen werden, rücken die andern so geschwinde ein, daß man keinen Riß merken kann. Sie tragen allezeit Sorge, einen See oder Morast zum Hinterhalt zu haben, worinn sie weit sichrer als in der besten Vestung sind. Zur Schlacht marschiren sie mit größtem Hochmuth, unterm Schall ihrer Trommel, mit gemahlten Waffen, und auf den Kopf mit Federbüschen. Vor dem Gefechte hält der Feldherr insgemein eine Rede, worauf sie insgesamt die Füsse zusammen schlagen, und sich durch ein greßliches Geschrey zur Schlacht aufmuntern.

Wann sie sich zu verschanzen haben, brauchen sie Palisaden, oder graben sich auch nur hinter dicke Bäume ein. Vorn graben sie hier und dar Brunnen, stecken Pfähle hinein obenher mit Dornen, und bedecken sie mit Rasen, damit man sich keiner Hinterlist versehe, sondern aus Unvorsichtigkeit hinein stürze. Diejenige nun, so auf solche Art, wie in Wolfsgruben, gefangen werden, sind sehr übel dran; dann sie zerreissen sie in Stücken, nehmen das Herz heraus, zerstücken es

gleich-

gleichfalls, und fallen auf ihr Blut wie die Raub-Thiere. Ists jemand Vornehmes, stecken sie den Kopf oben auf eine Pique, trinken hernach aus der Hirnschaale, und verwahren dieselbe als ein Siegeszeichen. Aus den Schenkel-Knochen machen sie Flöten zu ihren Festinen, welche anders nichts als Schwelgereyen sind, und so lange dauren als noch Trank da ist. Diese Berauschung ist ihnen so lieb, daß auch diejenige, so Christen sind, die Christliche Feyertäge damit begehen oder vielmehr entheiligen.

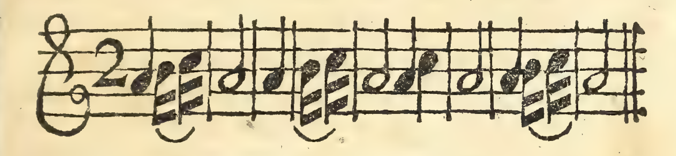
Ich habe ein Festin der Commenthur- oder Ritter-Sclaven zweyer Spanier, so beede den Namen Petrus geführet, an ihrer Herren Namens-Tag, im Dorfe Talcaguana, (woselbst wir vor Anker lagen,) gegeben, mit eignen Augen angesehen. Nachdem sie die Messe angehöret, setzten sie sich zu Pferde, und ritten nach einem Huhn, wie anderwerts nach der Gans, ausser mit dem Unterschied, daß alle auf den gefallen, der den Kopf abgerissen, um ihn wieder wegzunehmen, und vor demjenigen, zu dessen Ehren das Festin angestellet, niederzulegen. Im vollen Rennen stieß einer an den andern, solchen Kopf zu gewinnen, und was dann auf den Boden fiel, ging in die Rappuse. Nach vollbrachten Wettrennen stiegen sie ab, die Mahlzeit einzunehmen. Diese bestund in einer grossen Anzahl Schüsseln aus holen Kürbissen, von ihnen Maté genannt, so rings herum auf das Gras gesetzt, und mit Brod, in einer Brühe von Wein und Mahiz oder Indianischem Korn genetzt, angefüllet waren. Hiernechst brachten die Indianer, so die Mahlzeit ausrichteten, jedem deren eingeladenen Gästen ein 18 bis 20 Schuh hohes Bambus-Rohr, so rings herum voll Brod, Fleisch und Aepfel hing. Als man nun um die Speisen recht nach dem

Tackt umher getanzet, wurde demjenigen, so ein Compliment an die Gäste abzulegen hatte, ein rothes Fähnlein mit einem weissen Creutz in der Mitten, überreichet. Diese hingegen erwähleten wiederum Einen, ihm dasselbe zu beantworten. Der dann so einen langen Senf daher machte, daß es über eine Stunde währete. Ich befragte sie um die Ursache solcher Weitläuftigkeit, und bekam die Antwort, ihre Redensart brächte es so mit sich, daß wann sie das geringste vorbringen solten, sie allemal ein Ding vom ersten Ursprung herholeten, und tausenderley Nebensachen mit einmengeten.

Nachdem die Mahlzeit vorbey, stiegen sie auf ein rundes und vorn offenes Gerüste, das Fähnlein stund in der Mitten, und die andern mit ihren langen Stäben neben her. Rund herum um ihre Mützen stacken Straussen- und andere kostbare Federn, und in solchem Ausputz fingen sie an zu zweyen Instrumenten zu singen. Diese waren verfertiget aus einem Stück Holz, wodurch mitten ein einzigs Loch, in welches je nachdeme man scharf oder schwach bließ, je lauter oder leiser der Thon erschallete. Darzwischen ein erthönete auch eine Trompete von einem Ochsen-Horn, so auf eine lange hole Stange gebunden, in deren vorn ein Blättgen, so den Thon macht. Zu allen diesen herrlichen Musicalien rührte man auch eine Trommel, welche aber eben so düster und verdumpft lautete als der Singenden ihre Minen aussahen, an denen bey alle ihrem grösten Geschrey nichts lustiges im geringsten wahrzunehmen. Ich gab auf sie genaue Achtung, konnte aber das ganze Festin hindurch kein einziges lachendes Gesichte unter ihnen sehen.

Die Weiber reichten ihnen Chicha, eine Art gewissen Biers, wovon nachgehends soll gedacht werden, in einem

nem hölzernen Instrument ungefähr drittehalb Schuh lang. Dis ist eine Schaale mit einer Handhebe auf der einen, und einem langen Stiehl auf der andern Seite. In das Brett, worauf diese Schaale oder Tasse vorn bey der Handhebe stehet, ist von eben dieser Tasse an, in deren ein Loch vorhanden, eine Schlangenweise laufende Grube oder Rinne eingeschnitten, damit wann die Frau das Brett hinhält, der Trank aus der Tasse fein langsam nach des Trinkenden Mund schleiche. Mit diesem Trink Gefässe sauffen sie sich, ohne Unterlaß und alle zugleich singend so voll als die Bestien; Doch ist ihr Gesang so unordentlich, daß man die ganze Symphonie mit 3 Noten componiren kann. Wie aus folgendem zu ersehen.



Die Worte, so sie singen, sind keine Reimen, und passen auch sonst nicht auf einander, sondern was ihnen in den Sinn kömmt, wird von ihnen auf obige Weise hergeplerret. Bald erzehlen sie die Geschichten ihrer Vor-Eltern, bald reden sie von ihren Kindern, bald sprechen sie was von dem Festin und dessen Ursache u. s. w.

Dieses Unwesen dauret Tag und Nacht, so lange sie was zu sauffen haben, welches ihnen doch in etlich Tagen nicht ausgeht. Dann nebendeme, daß derjenige, zu dessen Ehren das Festin angestellet ist, ihnen viel Getränke anzuschaffen verbunden, bringt auch ein jeder Anwesender, geladen oder ungeladen, etwas mit. Sie sauffen und singen manchmal 10 bis 14 Täge aneinander. Die-

jenige, welche der Rausch überwiegt, verlassen darum die Gesellschaft nicht. Wann sie denselben im s. v. Koth und bisweilen gar in ihrem eignen Unflath ausgeschlafen, steigen sie wieder hinauf aufs Gerüste, setzen sich an die ledige Stellen, und fangen das Schwelgen von neuem an. Wir haben sie sich auf solche Weise Tag und Nacht ablösen gesehen, ohne daß ein starker Regen und heftiger Wind sie in dreymal 24 Stunden abwendig machen mögen. Die, so keinen Raum auf dem Gerüste haben, singen und tanzen mit den Weibern unten herum, wo anderst dieses ein Tanz heissen mag, wann Paar und Paar miteinander mit Bücken und schnellem Herumdrehen allerhand Posturen machen, und in die Höhe hüpfen, ohne doch mit den Füssen von der Erden zu kommen. Sie tanzen auch im Crais herum, fast wie bey uns Europäern. Diese Ergötzlichkeiten, von ihnen Cawin Tuhan, und von den Spaniern Borrachera Schwelgerey genannt, belieben ihnen dermaassen, daß sie ohne dieselbe nichts wichtiges thun. Doch stellen sie einen Theil ihrer Leute zu ihrer Wache hin, während die andre sich voll saufen und lustig machen. Selbst die sich zu Christen haben täufen lassen, können dieser Lust nicht entbehren, unerachtet ihnen die täglich daraus entstehende Lasterthaten vor Augen gestellet werden. Zum wenigsten erneuert man hieselbst die alte Feindschaften, ja man will gar versichern, daß sie ihre Rachbegierde auf solche Gelegenheiten aussetzen, damit ihnen der Rausch bey ihrer Feinde Ermordung zur Entschuldigung diene: Andre überladen sich dergestalt u. so viele Täge nach einander, daß sie davon bersten; gleich sich auf jetzt erzehltem Festin, weil sie neben dem Chicha auch viel Wein hatten, geschehen.

Aller dieser öftern Unordnungen ungeacht leben sie

Den-

dennoch ganze hundert Jahre ohne Krankheiten, so stark und hart sind sie: Wie sie dann Hunger und Durst im Krieg und auf Reisen lange Zeit aushalten können.

Ihr gewöhnliches Essen zu Hause sind Erd-Aepfel, von ihnen Papas genañt, von gar schlechtem Geschmack. Mahiz oder Indianisch Korn in Kolben schlechtweg gekocht oder gebraten: Pferd- und Maul-Esel Fleisch, schier niemals aber Rindfleisch, als welches ihnen, wie sie sagen, im Bauch wehe thut. Das Mahiz richten sie auf unterschiedliche Weise zu: Entweder kochen sie es nur schlechthin im Wasser, oder bratens in einem irrdenen Hafen unter heissem Sand, oder machen auch vom Mehl mit Wasser einen Teig. Dis nennen sie Ullpo, wann es zum Trank, und Rubell wanns zu einem dicken Brey mit Pfeffer und Salz gemacht wird. Das Mahiz, wann es geröstet, zu mahlen, brauchen sie statt der Mühle Eyrunde anderthalb Schuh lange Steine, auf welchen sie es mit einem andern 8 bis 10 Zoll langen Stein kniend mit den Armen zerknirschen. Dieses ist der Weiber gewöhnliche Arbeit. Aus diesem Mehl verfertigen sie, gemeldtermaassen, ihren Proviant im Kriege, und behelfen sich bloß damit. Wann sie durch einen Ort reiten, wo Wasser vorhanden, vermengen sie das Mehl damit in einem Horn, Guampo genannt, welches sie allezeit am Sattelknopf hangen haben, und trinken und essen also, ohne sich aufzuhalten.

Ihr gewöhnlicher Trank ist obengedachtes Chicha, dessen sie verschiedene Gattungen verfertigen. Die gemeinste ist von Mahiz, welches sie so lange einweichen bis die Körner aufspringen, eben als ob man Bier brauen wolte Nachmals lassen sie es kochen und trinken das davon gekommene und verkühlte Wasser. Das beste Chicha wird aus Mahiz, so die alte Weiber gekauet, de-

ren Speichel dann eine Gährung, wie der Sauerteig in einer Pastete, verursachet. In Chili macht man viel Getränke mit Aepfeln, fast wie Cidre oder Aepfel- und Birn-Most. Das stärkste und theuerste ist dasjenige, so sie von den Beeren eines Baums, Winnian genannt, verfertigen. Dieses Gewächs gleichet sehr viel an Grösse und Geschmack dem Walcholder. Das Wasser färbet sich davon als ein röthlicher Burgunder Wein, und man bleibt lange davon berauschet. Ihre Weise, daheime zu essen, ist diese, daß sie im Crayse herum mit dem Bauch auf der Erden liegen, sich auf ihre Elbogen steuren, und durch ihre Weiber bedienen lassen. Die Caciquen fangen an, nach dem Beyspiel derer Europäer, sich Tische und Bänke anzuschaffen.

Die natürliche Farbe dieser Völker ist braunroth, fast wie glühendes Kupfer, worinn sie von denen Molattos oder denen von einem Weissen und einer Mohrin gezeugten Kindern unterschieden. Diese Farbe ist durchgängig auf dem ganzen vesten Lande, sowohl vom Südlichen als Nordlichen America. Wobey zu merken, daß dieses nicht von dasiger Luft noch von den Speisen herkommt, sondern eine besondere Eigenschaft des Geblütes sey. Dann die Abkömmlinge der Spanier, so sich daselbst niederlassen und Europäerinnen zu Weibern genommen, auch mit den Chilienserinnen sich ganz und gar nicht vermischet, sind dennoch viel weisser, gesünder und frischer von Farbe als die in Europa, unerachtet sie in Chili gebohren, fast einerley Speise mit den Einwohnern des Landes geniessen, und insgemein die natürliche Indianerinnen zu Säug-Ammen haben.

Die Schwarzen, so aus Guinea oder Angola dahin gebracht werden, behalten ihre natürliche Schwärze,

von

von den Eltern auf die Kinder, ebenfalls beständig, wann sie nur bey ihrer Art und Geschlechte bleiben.

Eine andre Bewandniß hats mit der Luft in Brasilien und auf unsern (Französischen) Eilanden in America. Die CREOLEN, unerachtet sie aus unvermischtem Geblüte gebohren, verliehren daselbst dennoch die röthliche Weisse der Europäer, und nehmen eine Bley-Farbe an. Hier merkt man keine Veränderung ausser derjenigen, so aus der Vermischung unterschiedener Gattungen entstehet, welche in denen Spanischen Colonien sehr, in Chili ziemlich, insonderheit aber in Perù gemein ist, allwo man unter dreißig Gesichtern kaum zwey findet, so einander an Farbe gleichten. Etliche ziehen sich vom Schwarzen aufs Weisse, wie die Molattos; andre fallen von der weissen Farbe in die schwarze, wie die Zambes, welche von den Molattos und Schwarzen herrühren. Einige verändern ihre Indianische Farbe ein wenig mit der weissen, wie die Meſtichos; andre hingegen, ob sie gleich Meſtichos sind, ziehen sich doch wieder aufs Indianische, und so erwachsen dann endlich aus jeder dieser Vermischungen unendlich viele andre.

Aus jetzt angeführtem dörfte man schier denken, GOtt habe unter den Kindern Adams dreyerley Farben werden lassen. Eine Weisse, eine Schwarze, und eine röthliche oder braunrothe, welche etwas von den beeden Ersten an sich hat.

Von der letztern Gattung finden wir in der Heil. Schrift vielleicht nichts: kein Zweifel aber waltet: Sie rede vor der zweyten beym Chus, Noäh Enkel, welches Wort schwarz bedeutet, wovon man die Abyßinier und Einwohner von Chuſiſtan oder Churiſtan, wegen Gleichheit des Nahmens, herleitet. Diese Meynung scheinet mir weit wahrscheinlicher, als wann man,

wie etliche Naturkündiger ihre Gedanken haben, gedachte Gesichtsfarbe der Indianer einigen besondern Krankheiten zuschreiben will.

Dem sey wie ihm wolle, so sind die Indianer in Chili fein gewachsen, haben grobe Glieder, breite Brust und Gesichter, ohne Bart, nicht sonderlich annehmlich, Haare so stark als die Mähne an Pferden, und glatt; worinn sie von den Schwarzen und Molattos noch mehr unterschieden. Dann die Negros oder Schwarzen haben statt des Barts und der Haupthaare nichts als eine weiche sehr kurze Wolle, und die Molattos kurze, aber sehr krause Haare. Die Farbe ihres Haares betreffend, ist solche bey den Indianern durchgehends schwarz, und was sehr rares, eines zu sehen, das sich aufs Weisse zöge. Welches wohl daher kommen mag, weil sie sich den Kopf so oft mit Quillay, wovon hernach ein mehrers, waschen.

Die Puelches schneiden sichs den Ohren gleich, und haben überaus kleine Augen, welches die Weibsbilder recht scheußlich macht. Insgesamt haben sie von Natur keinen oder doch nur wenig andern Bart als oberhalb den Oberlippen nach den Backen zu, den sie sich aber mit Zänglein von Meerschnecken ausreissen.

Unter denen so auf dem platten Lande wohnen, befinden sich einige mit weisser Haut und etwas röthlichem Gesichte. Diese entsprossen von Weibern, welche in denen von den Indianern zerstöhrten Städten Angolla Villarica, Imperial, Tucapel, Baldivia und Osorno gefangen worden, alwo sie alles geistlich und weltliche Frauenzimmer wegnahmen, und mit ihnen Kinder zeugten, die noch jetzo eine kleine Zuneigung zu der Nation ihrer Mütter bezeugen; daher es kömmt, daß sie fast immerzu sich friedlich aufführen. Dergleichen sind

die

die auf der Seite von Arauco, unerachtet ihr Land der Schauplatz des von ihren Nachbarn geführten Krieges ist. Von solcher Zeit an hat man keine Nonnen-Klöster mehr zu St. Jago gestattet. Dem ungeacht will der Bischof zu Conception wieder dergleichen anlegen, ohne eine abermalige Entweyhung zu fürchten.

Die Kleider=Tracht der Indianer ist so schlechtweg, daß sie kaum bedeckt gehen. Sie haben ein Futter=Hemb an, so ihnen bis auf die Hüften reichet, und so genähet ist, daß es keine Oefnung hat, als wo der Kopf und ein Arm durch muß. Sie nennens Macun. Ein paar ofne Hosen über ihre ganze Füsse, bedecken kaum ihre Blösse. Oben drüber tragen sie, sich vorm Regen zu schützen oder auch um manierlich und im Staat zu gehen, einen viereckt langen Mantel, wie ein Tisch-Tuch, ohne einzige Facon, in dessen Mitten ein Schlitz ist, den Kopf durchzustecken. Wanns am Leibe ist, gleichets fast einem Meß=Gewand. Haupt und Füsse sind insgemein nackt; wann sie aber Nothdurft- oder Wohlstands halber sich je bedecken müssen, haben sie eine Mütze, die sie mit zween Zipfeln umschlagen, und auf die Achseln hangen lassen, wie auch ein paar leinene ganz kleine Stifelgen, die sie jedoch selten anziehen, ausser wann sie auf Steinen gehen müssen, in welchem Fall sie überdies Pantoffeln von Ledernen- oder von Schilf-Riemen, von ihnen Ojota genannt, tragen. Die Spanier bedienen sich nunmehr des Chony oder Poncho, und Stifletten oder Polonias zum Reiten, weil der Poncho sie vorm Regen beschirmet, von dem Wind nicht loßgehet, wie auch des Nachts zur Decke und aufm Feld zum Teppich dienet.

Die Weibs-Personen vergnügen sich mit langen Röcken ohne Ermel, auf einer Seite von oben bis unten

ten aus offen, da sie es dann über einander schlagen und mit einem Gürtel unter der Brust, auf den Achseln aber mit 2 silbernen Haacken, die einen 3 bis 4 Zoll im Durchschnitt breiten Kopf haben, befestigen. Dieß Kleid heißt auch Chony, ist allezeit blau, oder doch von einer Eisen Farbe, so sich aufs dunkle ziehet. In den Städten tragen sie einen Weiber-Rock und einen Revos darüber, aufm Lande aber ein viereckte s Stücklein Zeug, Iquella, dessen beede Seiten mit einer grossen silbernen Nadel, deren platter Kopf gleichfalls 4 bis 5 Zoll im Durchschnitt breit ist, und Tonpos genannt wird, auf dem Busen zusammen geheftet werden. Sie haben lange Haare, öfters hinten geflochten, und vorn kurz geschnitten; an den Ohren aber silberne Bleche, 2 Zoll breit ins Gevierdte, gleichsam als Ohrgehänge, so sie Oupelles nennen; dergleichen die alte Römerinnen mit einem Haacken getragen: Wie aus Gaspar. Bartholini *Syntagm. de Inauribus Veterum* erhellet.

Ihre Wohnungen sind niemals etwas anders als eine Hutte von Baum-Aesten, so groß, als eine Haushaltung beysammen Platz erfordert. Eine kleine Kiste und die Hammel-Felle, worauf sie schlafen, nehmen nur wenig Platz weg. Von Verschliessung ihrer Sachen, und also dem Nutzen der Schlüssel, wissen sie nichts. Die Treue ist bey ihnen unzerbrüchlich. Bey den Spaniern hingegen nehmen sie es so genau nicht, insonderheit die Puelches, welches sich aufs Stehlen treflich verstehen. Alle Häuser sind hier und dar zerstreuet, und stehet nie keines am andern, daß sie etwa in einer Gesellschaft zusammen leben sollten. Worinn sie dann von den Peruanern nnterschieden: Also daß in ganz Chili keine einzige Stadt noch Dorf von Lands-Eingebohrnen zu sehen. Sie machen gar von dem

Ort,

Ort, wo sie sich erstlich niedergelassen, so wenig Werks, daß wann sie die Lust ankömmt, sie ihre bisherige Häuser verlassen oder anderwerts hinbringen. Daher die Kunst, sie zu bekriegen, nicht darinn bestehet, sie aufzusuchen, sondern sich vielmehr nur mit einem kleinen Haufen Volks mitten in ihr Land zu setzen, sie am Säen zu verhindern, ihre Felder zu verwüsten, und ihnen ihr Vieh wegzutreiben. Diese Gewohnheit, also zerstreuet zu wohnen, macht, daß man das Land für öde und wüst ansiehet, da es doch in der That sehr Volkreich, und die Familien hüpsch stark sind. Weil sie viele Frauen nehmen, so haben sie auch viele Kinder: und dis ist eben ihr Reichthum, weil sie dieselbe verkaufen, insonderheit die Töchter, die man ihnen zu Weibern abhandelt. Sind sie demnach rechte Sclavinnen, die sie wieder verkaufen, wann sie ihnen nicht länger anstehen, und zu der allerhärtesten Arbeit des Feldes gebrauchen. Die Männer graben das Land nur einmal des Jahrs zur Säung des Mahiz, Französischer Bohnen, Linsen und andrer Hülsen-Früchten, so sie insgemein kochen; wann sie damit fertig, versammeln sie sich mit ihren Freunden und Bekannten, machen sich lustig, saufen einen Rausch und legen sich schlafen. Nachgehends säen die Frauen das Korn, begiessens und erndens ein. Diejenige, so beym Hausherrn schläft, ist auf den folgenden Tag die Köchin, tractiret ihn, sattelt und zäumet ihm das Pferd: Maassen sie des Gehens so gar wenig gewohnt, daß wenns auch nur 200 Schritte weit, sie nie zu Fusse gehen. Hingegen sind sie trefliche Reuter. Man sieht sie so steile Oerter auf und abreiten, daß unsere Europäische Pferde unfehlbar stürzen würden. Wann sie bey einem Ueberfall oder auf der Flucht durch Wälder müssen, hängen sie sich dem Pferd

unterm Bauch, damit sie nicht von den Baum-Aesten zertrümmert werden. Kurz: Sie verrichten alles dasjenige auf ihren Pferden, was man ungemeines von den Arabern erzehlet, und gehen sie vielleicht noch über. Ihr Sattel ist eine gedoppelte Haut von einem Hammel, so ihnen des Nachts auf dem Felde zum Bette dient: die Steig-Bügel sind viereckte hölzerne Schuhe, wie die Spanier bey der Parade von Silber haben, die manchmal 4 bis 500 Thlr. kosten.

Weil sie aber die Pferde gleichwohl aus Europa bekommen, haben sie den Reit-Zeug ziemlich nachgemacht, indem sie dasjenige, was sie an andern von Eisen und Silber sehen, von Holz und Horn verfertiget. Betrachtet man die heutige ungeheure Menge derselben auf dem ganzen festen Lande von America, ist sich zu verwundern, wie in weniger als 200 Jahren deren so viele worden, daß die, so eben nicht die schönsten, zu Conception 2 bis 3 Thaler gelten. Gleichwohl essen die Indianer, wie ich schon oben angezeiget, deren viele, und schonen ihrer auch im Reiten so wenig, daß ihrer alle Tage umfallen.

Die Anzahl ihrer Heerden und die Erinnerung ihrer besondern Angelegenheiten zu behalten, bedienen sich die Indianer gewisser Knoten von Wollen, welche ihnen mit ihren Farben und Fallen statt der Zeichen und Buchstaben sind. Die Wissenschaft dieser Knoten, von ihnen Quipos genannt, ist ein Geheimniß, welches die Väter ihren Söhnen nicht eher offenbahren, als wann sie sich ihrem Ende nahe achten. Weil es aber öfters geschiehet, daß sie aus Mangel des Verstandes das Geheimniß nicht begreifen, gereichen ihnen solche Knoten nur zum Irrthum und wenig Nutzen. Damit sie auch etwas anstatt der Bucher hatten, legen

sie

sie denjenigen, so vom glücklichen Gedächtniß sind, auf, die Geschichte des Landes zu lernen, und andern hernach wiederum vorzusagen. Auf solche Weise behalten sie noch immer das Andenken der harten Begegnung, welche ihre Voreltern von den Spaniern, als sie sich des Landes bemeistert, erduldet: Wodurch der Haß gegen die letztern allezeit unterhalten wird. Wann ihnen aber die Vortheile, so sie nachgehends über diese Ausländer befochten, und wie sie dieselbe aus denen auf ihrem Grund und Boden erbaueten fünf Städten verjaget, wann, sage ich, diese Vortheile ihnen zu Gemüthe geführet werden, da erholet sich ihr angebohrner Hochmuth und Trotz, und sie trachten nur nach Gelegenheit, die Spanier noch einmal aus Conception zu vertreiben: Allein so lange sie Französische Schiffe ab- und zufahren sehen, erkühnen sie sich ja nicht, die Larve abzuziehen, weil sie wohl wissen, die Franzosen würden die andern nicht stecken lassen. Wegen ihrer hochmüthigen Einbildung geschiehets ihnen sehr sauer, sich von andern commandiren zu lassen; sie können sich aber treflich verstellen, und treiben Handelschaft mit ihnen, verkaufen ihnen Ochsen, Ziegen und Maulthiere, herbergen sie bey sich, und thun ihnen, als Freunden, gütlich.

XI. Capitel.

Kauf-Handel der Spanier mit den Indianern von Chili und andern Americanischen Königreichen. Allerhand Erdgewächse, Fisch-Fang, Jagden, Bergwerke, 2c.

Was nun die Handelschaft der Spanier mit den benachbarten Indianern betrift, hat mir die Weise davon ein Franzose, so mit einem Spanier die Puelches, eine Indianische bisher unbezwungene und auf denen Cordillerischen Gebürgen wohnhafte Nation, Kaufmannschaft halber besuchet, mit folgendem erzehlet. Man gehet nemlich gerade zu dem Cacique oder Herrn des Orts, stellet sich vor ihn hin, und spricht kein Wort. Hierauf fängt er an und fragt den Kaufmann: Bist du hergekommen? Dieser sagt: Ja ich bin hieher gekommen. Was bringst du mir dann mit? heißt es dann. Ich bringe Wein (dann der muß allezeit dabey seyn) oder dis und jenes zur Verehrung. Nun/ versetzt der Cacique, so sey dann willkommen! giebt ihm auch bey seiner eignen Hütte ein Zimmer ein, woselbst ihn die Frauen und Kinder gleichfals willkommen heissen, und etwas zum Geschenke, es sey hernach so geringe als es wolle, abfordern. Zu gleicher Zeit läst der Cacique seinen, obgedachtermassen hier und dar zerstreuet wohnhaften Unterthanen durch eine Trompete kund thun, es sey ein Kaufmañ angelangt mit dem sie handeln können. Diese kommen herbey, und besichtigen die Waaren, welche insgemein in Messern/ Aexten/ Kämmen, Nadeln, Zwirn/ Spiegeln/ Bändern u. a. mehr bestehen. Das beste vor allen wäre der Wein, wann keine Gefahr dabey, daß sie sich voll söffen, weil man sodann seines Lebens nicht sicher, indem sie sich unter einander selbst ermorden. Wann der Kauf geschlossen, nehmen sie die Waaren mit sich nach Hause, ohne Zahlung; also daß der Kaufmann alles weggegeben, ohne zu wissen an wem? noch seiner Schuldner einen zu sehen. Endlich

wann er wieder hinweg will, läst der Cacique abermals in die Trompete stossen, und ertheilet dadurch Befehl, die Bezahlung zu liefern. Hierauf bringt ein jeder sein Vieh, das er schuldig ist, treulich herzu, und weil es lauter wildes, in dem Gehölze erzieltes Vieh an Maulthieren, Ziegen, und insonderheit Stieren, und Kühen ist, beordert er zugleich eine genugsame Mannschaft, dieselbe bis auf die Gränzen des Spanischen Gebiets zu treiben. Aus erst angeführtem erhellet, daß unter diesen Völkern, die wir wilde Leute nennen, eben so viel gute Policey und Redlichkeit, als bey den allercivilisirtesten und unter der besten Regierung lebenden Nationen anzutreffen.

Diese grosse Menge Stiere und Kühe, welche in Chili, worin man jährlich sehr viele schlachtet, verzehret werden, kömmt aus dem platten Lande von Paraguay, allwo die Felder fast ganz damit bedecket sind. Die Puelches bringen sie durch das Thal Tapatapa, so von den unbezwungenen Indianern, den Pehvingues, bewohnet ist. Dis ist der leichteste Weg, durch Cordillera zu kommen, weil es in 2 Berge zertheilet, die weit bequemer zu ersteigen sind, als die andern, über welche die Mauesel fast unmöglich kommen können. Noch hats einen Weg 80 Meilen von Conception bey dem Berg Silla Velluda, welcher je und je Feuer speyet, und zwar zuweilen mit solchem Geräusche, daß mans in dieser Stadt hören kann. Hierdurch kürzet man den Weg ungemein und gelangt in 6 Wochen nach Buenos Aires.

Vermittelst dieser Wege ersetzt man alle Jahr die grosse Heerden von wilden Ochsen und Ziegen, welche in Chili bey Tausendweise geschlachtet werden, um Talch und Manteca zu machen. Dis letztere ist die Fettigkeit, so man aus dem Fleisch und den Mark-Kno-

chen kochet, welches in dem ganzen Spanischen Süder-America statt der Butter und Oels, deren keines sie in ihren Brühen gebrauchen, genutzet wird.

Statt des Einsalzens, wie in Europa, trocknen sie das Fleisch an der Sonne, oder räucherns. Aus eben diesen Matances oder Schlachthäusern kommen auch die Ochsenhäute, und insonderheit die wilde Ziegen-Felle, die man zu Corduan bereitet und sodann nach Peru zu Schuhen oder andern Gebrauch verschicket.

Neben dem Leder- Talch- und Gesalzen-Fleisch-Handel treiben die Einwohner zu Conception ihr Gewerbe auch mit Korn, womit sie alle Jahre 8 bis 10 Schiffe von 4 bis 500 Tonnen nach Callao laden; ohne das Meel und Zweyback, so sie an die Französische Schiffe verkaufen, welche hieselbst Proviant einnehmen, um nach Peru hinab zu gehen, und nach Frankreich zurück zu kehren. Dis wäre für ein so gutes Land, wann es angebauet würde, nur wenig. Es ist sehr fruchtbar, und so leicht zu bearbeiten, daß mans mit einem Pflug, der öfters nur aus einem Creutz-Ast von einem Baum bestehet, und von ein paar Ochsen gezogen wird, nur obenhin schürfet, und ob der Saamen gleich kaum bedeckt, trägts dennoch selten weniger als Hundertfältig. Nicht mehr Mühe geben sie sich auch mit ihren Weingärten, und kriegen doch guten Wein; weil sie aber die Botiches oder irrdne Krüge, worein sie ihn füllen, nicht zu glasüren wissen, müssen sie dieselbe inwendig mit Harz verpichen, welches dann, zusamt dem Schmack von den Bock-Fellen, worinn sie ihn verführen, ihm einen bittern Geschmack fast wie Theriac, und zugleich einen Geruch giebt, an den man sich nicht sonder Mühe gewöhnen kann.

Ihre Früchten wachsen von sich selber, ohne daß sie die Bäume sorgfältig impften. Aepfel und Birnen

han-

hangen von Natur in den Wäldern, und wann man die Menge ansiehet, läßt sichs fast nicht begreifen, wie diese Bäume seit der Einkunft der Spanier so um sich wuchern und an so viele Oerter sich ausbreiten können, wanns anders, wie man doch versichern will, wahr ist, daß keine vorher da gewesen.

Man pflanzet daselbst ganze Felder voll einer gewissen Art Erd-Beere, welche aber an ihren Blättern, als die viel runder, dicker und sehr rauch sind, von unsern Europäischen unterschieden. Die Beere selbst sind insgemein so groß als eine Nuß, und manchmalen wie ein Hüner-Ey. Die Farbe ist weißröthlich, und der Geschmack nicht gar so angenehm als unsre Wald-Erdbeere. Ich habe etliche Würzelgen dem Hrn. de Jussien für den Königl. Französischen Garten mitgebracht, allwo man durch fleißige Wartung Früchte von ihnen zu erhalten hoffet.

Ohne diese mangelts auch nicht an solchen, die im Gehölze, wie bey uns in Europa, wachsen. Uebrigens gerathen bey ihnen schier alle in unserm Welt-Theil befindliche Wurzel- oder Küchen-Kräuter gleichfals im Ueberfluß und fast sonder Mühe. Ja man findet deren sogar ohne Pflanz- und Wartung auf dem wüsten Felde; als da sind Rüben, Erd-Apfel, zweyerley Wegwarten, u. s. w.

Die Gewürz-Kräuter betreffend, stehets von kleinen Balsamsträuchen, Melissen, Camillen, Beymenten, und einer Gattung Maußörchen, deren Geruch dem Wermuth nahe kömt, auf den Feldern ganz voll. Es giebt auch Judenkirschen (Alkekengi) deren Frucht weit stärker, als bey uns, von Geruch. Imgleichen eine Art Salbey, so zu einem Stäudlein erwächst, deren Blätter von Gestalt dem Roßmarien,

und von Geruch dem Ungrisch-Wasser ein wenig gleichen. Die Indianer nennens Palghi. Vielleicht ist diese eine Gattung von der Coniza Africana salviæ odore. Sie muß, nach dem Geruch und Geschmack zu urtheilen, viel flüchtiges Salz ꝛc. in sich halten. Die Rosen wachsen auf den Hügeln von sich selber, und die gemeinste daselbst vorhandene Art ist entweder weniger stachelicht als bey uns oder ganz und gar ohne Dornen. Es findet sich auf dem Felde auch eine Blume, einer Gattung von Lilien, welche in Bretagne les Guerneziaises, und von P. Feuillée Hemorocalis floribus purpurascentibus striatis genannt werden, nicht ungleich. Ihr Name heist auf Indianisch Liuto, und nicht Lictu, wie er schreibet. Es hat ihrer von allerhand Farben, und unter ihren sechs Blättern sind allezeit zwey wie Federbüsche. Aus der im Ofen gedörreten Wurzel dieser Blume machet man ein sehr weisses Mehl zum Confect-Teige.

In den Gärten ziehet man ein Bäumlein mit einer weissen Blüthe wie Glocken-Blumen, Floripondium genannt. Der Pater Feuillée nennets Stramonides arboreum oblongo & integro folio fructu levi. Der Geruch ist sehr angenehm, insonderheit des Nachts. Die Höhe ist 8 bis 10 Zoll, und die Dicke unten 4 Zoll im Durchschnitt. Die Blätter sind rauch, und ein wenig spitziger als an den Wallnuß-Bäumen. Dieses ist ein treflich Zertreib-Mittel in gewissen Geschwulsten. Doch bedienen sich die Einwohner in dergleichen Zuständen auch einer Gattung Gundel-Reben (Hedera terrestris,) welches die Spanier Herba de los Companones nennen.

Wenn einer einen schweren Fall thut, daß ihm das Blut aus der Nase stürzet, haben sie ein unfehlbares

Mittel dafür. Nemlich sie kochen das Kraut Quinchamali, eine Gattung Santolina, Tausendgülden-Kraut, mit gelb- und rothen Blumen. Die übrige geringere Arzney-Kräuter, die wir in Frankreich haben, sind auch hieselbst sehr gemein; als das Frauen-Haar verschiedener Gattung, insonderheit etliche darunter denen aus Canada ähnlich: Pappeln/ Eibisch-kraut, Bingelkraut/ Fünff-Fingerkraut/ Engelsüß, Schaafgarbe, gemeiner sowohl als nach Biesem riechender Storckenschnabel, Genserich/und viele andere so diesem Lande eigen, mir aber unbekannt.

Neben den Arzney-Kräutern haben sie auch etliche zum Färben, welche die Seife vielmal vertragen können, ohne daß die Farbe ausgehet. Darunter gehöret das Reilbon, eine Gattung Färber-Röthe, mit kleinern Blättern als die unsrige. Diese Wurzel wird in Wasser gekocht, um roth damit zu färben. Poquell ist eine Art Stabwurz oder Abrotanum fœmina folio virente vermiculato, welches gelb färbet, und gleichfalls sehr lange hält. Der Stengel beziehet sich aufs grüne. Lanil ist eine Gattung Indigo, zum blau färben. Die schwarze Farbe machen sie vom Stiel und der Wurzel des Panque, dessen Blätter rund und gleichsam gewebet, wie am Bärenklau, und 2 bis 3 Schuh im Durchschnitt, unerachtet P. Feuillée, welcher ihm den Namen Panke Anepodophili folio beylegt, nur 10 Zoll setzet. Wann der Stengel röthlich ist, isset mans rohe zur Erfrischung. Es hat eine sehr astringirende Kraft. Man siedets mit dem Maki und Gouthicu, als zweyen besondern in diesem Lande allein wachsenden Bäumlein, und bereitet eine schwarze Farbe daraus. Diese ist schön, und verbrennet die Zeuge nicht wie unsre Schwärze in Europa. Uebrigens ist

diese Pflanze nirgends als an morastigen Oertern anzutreffen.

Die Wälder stehen voll Gewürz-Bäume; als von allerhand Myrrhen: Einer Art Lorbeer-Bäume, deren Rinde einen Geruch vom Sassafras, aber noch lieblicher, an sich hat: Boldu, deren Blätter wie Weyrauch riechen, und die Rinde von scharfem Geschmack fast wie Zimmet. Doch giebts noch einen Baum, der würklich diesen Namen trägt, unerachtet er von Ost-Indischen Zimmet-Bäumen unterschieden. Seine Tugenden aber sind einerley. Das Laub siehet aus wie an den grossen Lorbeer-Bäumen, doch ists noch ein wenig grösser. Es scheinet fast, Virgilius wolle diesen Baum in seinen Georgicis, Lib. II. 131. mit folgenden Versen beschreiben:

Ipsa ingens arbor, faciemque simillima lauro:
Et si non alium late jactaret odorem
Laurus erat: folia haud ullis labentia ventis:
Flos apprime tenax; animas & olentia Medi
Ora fovent illo, & senibus medicantur anhelis.

Dieser Baum wird bey den Indianern zu denen Friedens-Ceremonien geheiliget. Bey dem zwischen ihnen und den Spaniern im Jahr 1643 geschlossenen Frieden, schlachteten sie viele von den Schaafen des Landes, deren wir nachgehends gedenken wollen. In dieser ihr Blut tunkte man einen Zweig vom Zimmet-Baum, und der Abgeordnete derer Caciques überreichte ihn dem Spanischen General, dem Marquis de Baydes, zum Zeichen des Friedens. Diese Ceremonie, ob sie gleich von wilden Völkern beobachtet worden, ist doch nicht ohne Exempel auch sogar in der Hl. Schrift. Dann da stehet im II. Buch Mose am XI. und

Hebr.

Hebr. am IX. Cap. Als Moses ausgeredet hatte von allen Geboten / nach dem Gesetze / zu allem Volk / nahm er Kälber- und Bocks-Blut mit Wasser und Purpur Wolle und Ysopen / und besprengete das Buch und alles Volk / und sprach: **Das ist das Blut des Testaments, das GOtt euch gebohten hat.**

Es giebt hier einen ganz gemeinen Baum, von dessen Schatten der Leichnam eines darunter schlaffenden überall aufschwillet. Wie es dann einem Officier von der Mariane geschehen. Dann als dieser etliche Stunden unter einem solchen Baum gelegen, geschwolle ihm das Gesichte dermassen, daß er nicht mehr aus den Augen sehen konnte. Diesem Uebel abzuhelfen nimmt man ein Kraut, Pellboqui genannt, so eine Gattung von Erd-Epheu ist: oder auch von Hierba mora, mit Salz gestossen. Hiemit reibet man die Geschwulst, daß sie in ein paar Tagen vergehet, ohne ein Merkmal zurück zu lassen. Noch wächst hieselbst ein Baum, Namens Peumo, dessen Rinde gekocht eine gute Linderung in der Wassersucht ist. Trägt eine rothe Frucht, recht wie eine Olive. Das Holz davon dienet zum Schiffbau; doch ist das beste hierzu der Roble, eine Art von Eichen, deren Rinde, gleich der Hieule, dem Pantoffelholz ähnlich, hart und im Wasser dauret. Langs dem Fluß Biobio hats eine Menge Cedern-Bäume, die nicht nur zum Schiff-Zimmern, sondern auch zu recht guten Mast-Bäumen dienlich. Die Schwürigkeit, sie auf dem Fluß, auf deme vorn kein Schiff-Wasser genug hat, hinab zu bringen, verursachet, daß man sichs nicht zu Nutz machen kann. Die Bambous-Röhren sind allenthalben überaus gemein.

Auf den Feldern finden sich unzehlich viele Vögel, insonderheit Holz-Tauben, viele Turtel-Tauben, Rebhüner, so doch so gut nicht als in Frankreich: Einige Moor-Schnepfen: Allerhand wilde Enten, worunter die sogenannte Patos reales einen rothen Kamm auf dem Schnabel haben. Ueberdieß hats grosse und kleine Taucher, imgleichen Pipelienes, so einigermassen denen See-Meven ähnlich Diese haben einen rothen, geraden, längen, schmalen und oben platten Schnabel, auch einen Strich von gleicher Farbe über den Augen, und Füsse gleich den Straussen. Sind übrigens angenehm zu essen: Papogoyen: Pechiolorados oder Roth-Halse von schönen Federn: Einige Schwähne, und sogenannte Flamans, wormit die Indianer ihre Mützen auf ihren Fest-Tägen ausschmücken, weil sie die daran befindliche hüpsche rothe und weisse Farbe besonders lieben. Die Jagd-Lust wird allda öfters unterbrochen durch gewisse Vögel, so die Europäer Schreyer nennen, weil sie, sobald sie einen Menschen erblicken, um ihn herum flattern, und durch ihr Schreyen andre Vögel scheu machen. Oberhalb dem Gelenke an jedem Flügel haben sie eine rothe Spitze, 1 Zoll lang, so hart und spitzig als ein Sporn, womit sie sich gegen andre Vögel wehren.

Wir fingen einstens in einem Morast eines der auf der Erden und im Wasser lebenden Thieren, Pengoins genannt, so grösser als eine Gans war. Statt der Federn hatte es graue Haare fast wie ein See-Hund, wie dann seine Flügel denen Flossen oder Füssen solcher Thiere ziemlich gleichen. Man findet in verschiedenen Reise-Beschreibungen davon Nachricht, weil sie in der Magellanischen Strasse nichts ungewöhnliches. Seine Gestalt ist im Kupfer zu sehen.

Derer

Derer jetztgedachten See-Hunden giebts allhier eine so grosse Menge, daß die Klippen um die Insul Quiriquine herum, öfters davon bedeckt scheinen. Sie sind von den See-Hunden in den Nordischen Welt-Gegenden darinne unterschieden, daß da die letztere breite Füsse oder Patten haben, an diesen zwo lange Floß-Federn, welche wie Flügel gegen den Schultern zu, nebst zwo andern kleinern, welche den Bürzel beschliessen. Dennoch hat die Natur zu äusserst an den Floßfedern einige Gleichheit mit denen Patten oder Pfooten beybehalten: Massen 4 Nägel an den 4 Spitzen befindlich, vielleicht darum, weil diese Thiere sich derselben bedienen, auf dem Lande hin und wieder spatzieren; massen sie überans gerne auf der Erde seyn, und ihre Jungen, die sie, der Sage nach, ungemein herzen und drücken, darauf mit Fischen auferziehen sollen. Auf dem Lande geben sie ein Geschrey oder Blöcken von sich, recht wie die Kälber, daher sie in vielen Reise-Beschreibungen Meerkälber genannt werden. Doch gleichet ihr Kopf vielmehr einem Hund als irgend einem andern Thier; Welches eben die Ursache, warum die Holländer ihnen den Namen der Zee-Honden beylegen. Ihre Haut ist mit einem sehr glatten dicken Haar bedeckt, und ihr Fleisch sehr öhlicht, widerwärtigen Geschmacks, also daßman, ausser der Leber, fast nichts davon geniessen kann. Dem ungeacht tröcknens die Indianer von Chili auf, und verwahrens zum Essen, die Französische Schiffer hingegen kochen Oel oder Thran daraus zu ihrer Nothdurft. Mit ihrem Fang gehts gar leichte zu, und braucht wenig Mühe, ihnen sowohl im Wasser als aufm Lande beyzukommen. Es giebt ihrer unterschiedlicher Grösse. Im Süden sind sie so groß als ein starker Baur-Hund, in Peru aber hats einige, so 12 Schuh

lang. Die Häute brauchen sie anderwerts zu ihren Balsas oder mit Luft angefüllten Säcken, statt der Schiffe; Zu Conception aber binden die Fischer nur 3 Büscheln leichten Holzes mit ledernen Riemen zusammen, setzen sich auf das mittlere, so etwas niedriger als die beede auf der Seite, und fahren also aufs Meer hinaus. Das hierzu bequemste Holz ist der Stiel einer Gattung Aloe, 6 bis 7 Schuh lang.

Wann man zu Talcaguana vor Anker liegt, fängt man Fische mit Angeln und Netzen auf dem Estero, einem kleinen Fluß ganz hinten in der Bay, auf eben der Seite. Hier giebts eine Menge See-Barben: Eine Art Tarbütte, Lenguados oder Zungen genannt: Rovalos, einen delicaten Fisch, so den Hechten ähnlich, mit einem schwarzen Strich übern Rücken: Sammt noch einer Gattung kleiner Fische, die wegen ihrer Annehmlichkeit und guten Geschmacks nur Peje Reyes, d. i. Königs-Fische genennet werden.

Conception liegt in einem Lande, wo nicht nur alles zum Unterhalt Menschlichen Lebens erforderliches, sondern auch ein unsäglicher Reichthum anzutreffen. Ueberall um die Stadt herum findet man Gold; insonderheit 12 Meilen gegen Morgen, an einem Ort, Estancia del Rey genannt, allwo man durchs Waschen diejenige Stücklein puren Goldes bekömmt, welche in der Sprache dasigen Landes Pepitas heissen. Etliche darunter sind 8 bis 10 Mark schwer, und von trefflichem Schroot und Korn. Vormals wurde vieles aus der Gegend nach Angol zu, 24 Meilen von obgedachter Stadt, geholet, und wann das Land von arbeitsamen Leuten bewohnet wäre, würde dessen an tausend Orten zu haben seyn, als woselbst man gute Lavaderos oder solche Erde, aus deren man auf bald folgende Weise

durchs

durchs Wasser des Goldes theilhaftig wird, gewiß vermuthet.

Kömmt man gar bis in die Cordillerische Gebürge hinein, so finden sich unzählbare Gold-Silber und andre Metallen-Adern. Unter andern auf zween Bergen, so nur 12 Meilen von Pampas in Paraguay, oder 100 Meilen von Conception entlegen. Man hat in dem einen solche Gänge von reinem gediegenem Kupfer angetroffen, die so ergiebig, daß manche Pepitas oder Stufen 100 Centner gewogen. Die Indianer nennen den einen dieser Berge Payen, d. i. Kupfer, Don Juan Melendés aber, so diese Erze zum ersten entdeckt, nannte ihn St. JOSEPH. Er grub ein Stück von 40 Centner, woraus er, während ich zu Conception war, sechs sechs pfündige Feld-Stücke gegossen.

Man siehet daselbst Steine von bereits gediegenen, theils von unvollkommenem Kupfer. Daher man von dasigem Erdreich sagt, es seye creadice, d. i. es wachse allda alle Tage Kupfer.* In eben diesem Gebürge wird auch der Lapis Lazuli gefunden.

Der andre in der Nähe gelegene Berg, von den Spaniern Cerro de St. Ynnes genannt, ist wegen der grossen Menge Magnet-Steine, womit er fast ganz bedeckt, merkwürdig.

In denen noch nähern, von den Puelches bewohnten Gebürgen gräbet man Schwefel und Salz. Zu Talcaguana, Irequin, und in der Stadt selbsten hats sehr gute Steinkohlen-Gruben, nach denen man nicht über 1 oder 2 Schuh tief graben muß. Die Einwohner

* Hiob XXVIII, 2. Aus den Steinen schmelzet man Erz.

ner wissen sich deren nicht zu bedienen: Ja sie waren ganz bestürzt, als sie aus der Erde etwas graben sahen, damit man Feuer machen könnte: maassen wir uns damit zu unsrer Schmiede versahen.

Während wir allhier vor Anker lagen, kam aus Chiloe Zeitung über Land her, die Indianer hätten sich empöret, und 60 Spanier beyderley Geschlechts ermordet. Die Sache verhielt sich würklich also. Dann weil die Spanier ihnen allzu grausam fielen, und insonderheit der Gouverneur von einem jeden eine gewisse Anzahl Alerse *Bretter forderte, auch ihnen sonst sehr Tyrannisch begegnete, stunden sie endlich auf, und tödteten 13 bis 14 Männer nebst einer Frauen. Doch diese schritten sofort zu einer grausamen Rache. Sie versamelten sich nemlich zu Hause, und erschlugen alles was ihnen vorkam, ja suchten sie gar in den Insuln auf, sie zu ermorden. Dem Vernehmen nach tödteten sie auf solche Art ihrer über zweyhundert, um hierdurch das Ansehen und die Achtung derer Weissen wieder auf einen guten Fuß zu stellen, als welche in Vergleichung mit den Indianern eine nur kleine Anzal ausmachen, gestalten man in dieser Provinz nicht mehr als 1000 bis 1200 wehrhafte Männer, und der Indianer wenigstens zehenmal so viele rechnet. Allein die Einwohner sind von Natur schüchtern und blöde, u. wissen sich der Unachtsamkeit derer Spanier nicht zu bedienen, da die letztere doch nur schlecht bewaffnet, und bloß ein kleines Fort Chacao haben, welche an Kriegs-Geräthschaften allezeit Mangel hat. Dann was die Stadt Castro anbelangt, wird sie an Stärke der Stadt Conception

* So heißt das Holz, womit in Chili und Peru Handlung getrieben wird.

ception verglichen. Gleichwohl wäre den Spaniern daran gelegen, einige Mannschaft auf diesen Eiländern auf den Beinen zu haben, weil sonsten die Europäische Nationen, wann sie eine Fahrt nach dem Süd-Meer anstelleten, sich deren leicht bemächtigen könten. An allerhand Erfrischungen und Lebens-Mitteln würde es, ausser dem Wein, darauf nicht fehlen; ja man holet sogar viel Ambra von daher.

Die Indianer um Chiloé herum werden CHONNOS genannt. Uneracht sie unter einem sehr kalten Himmels-Strich und zwischen den Gebürgen wohnen, gehen sie doch ganz nackt. Nur decken sie sich mit einer viereckten Thier-Haut, wovon 2 Ende übern Bauch herübergehen, das dritte auf dem Kopf, und das vierte auf den Rücken herunter hängt.

XII. Capitel.

Curieuse Nachricht von Indianischen Riesen.

Weiter Landeinwerts wohnt eine andre Nation Indianischer Riesen, von ihnen CAVCAHVES genannt. Weil sie mit denen CHONNOS in gutem Vernehmen stehen, kommen ihrer etliche zuweilen mit ihnen bis an die Spanische Wohnungen in Chiloé. Mir ist von Don Pedro MOLINA, ehmaligem Gouverneur dieser Insul, wie auch von etlichen die es mit Augen gesehen, erzehlet worden, sie seyen bey 9 bis 10 Schuh hoch. Man nennet sie PATAGONS. Sie wohnen auf der Östlichen Cüste des wüsten Landes, dessen die alte Reise-Be-

Beschreibungen gedenken. In folgenden Zeiten wurde diese Sache für eine Fabel gehalten, weil sich in der Magelanischen Strasse Indianer sehen lassen, welche nicht grösser als andre Menschen gewesen: Wordurch Froger in der Reise-Beschreibung des Hrn. von Gennes verführet worden, massen etliche Schiffe zu gleicher Zeit Leute sowohl von gemeiner als Riesen-ähnlicher Statur gesehen. Im Julio des Jahres 1704 sahen die Matrosen des Schiffs St. Jacob von St. Malo von Capitain Harington geführet, sieben solche Riesen in der Bay Gregorio; die auf dem Schiff St. Peter von Marsilien, unter Commando des Capt. Carman von St. Malo, erblickten deren sechse, unter welchen einer war, den man für einen Vornehmern als die andre, erkennen konnte. Seine Haare waren in eine von Vogel-Därmen gestrickte Netz-Haube eingewickelt, mit schönen Federn um den ganzen Kopf herum. Ihre Kleider waren ein Sack von einem Thier-Fell, dessen Haar inwendig hineingekehret. An dem Arm, im Ermel, trugen sie ihre Köcher voll Pfeile, wovon sie ihnen etliche verehreten, wobey sie ihnen auch den Boot aufs Trockne hinauf zu ziehen halfen. Die Matrosen boten ihnen Brod, Wein und Brandtwein an; allein sie schlugens aus. Des andern Tags sahen sie ihrer über zwey hundert am Ufer beysammen stehen. Diese Menschen, ob sie gleich viel grösser als die andre, sind dennoch weit frostiger, maassen sich die kleinen mit einer blossen Thierhaut über die Achseln, behelfen.

Was ich hier aus dem Munde glaubwürdiger Leute erzehlet, kömt mit demjenigen, was wir in denen Nachrichten der berühmtesten Reise-Beschreibern finden, so eigentlich überein, daß sichs, meines Erachtens, ohne Leichtsinnigkeit gläuben läßt, es sey in diesem Stück

von

von America eine Nation Leute so weit grösser als wir Europæer. Die genaue Beschreibung der Zeit und der Oerter, wie auch aller bey solcher Erzehlung befindlichen Umstände scheinen die Sache, so ungerne man auch von Natur daran kömmt, ganz beglaubt zu machen. Mag seyn, daß die Personen, beym Anblick so ungewohnter Leute, ihre Grösse vielleicht etwas zu hoch gerechnet, wann mans aber ansieht als eine solche, die nur durchs Augen-Maaß und nicht eben just nach der Ehle genommen worden, dürfte sich nicht ein allzugrosser Unterscheid zwischen ihnen finden. Der geneigte Leser wird hoffentlich nicht übel deuten, daß ich, zu Behauptung meiner Meynung, dasjenige, was in verschiedenen Büchern davon zerstreuet anzutreffen, allhier zusammen anführe.

Antonius PIGAFETA, dem wir die Beschreibung de Magalhanes oder Magellana zu danken, berichtet, die Spanier hätten in der St. Juliani-Bay untern 49 1 halben Gr. Südlicher Breite, etliche so hohe Riesen gesehen, daß sie ihnen nicht bis an die Hüften gereichet. Unter andern gedenket er von einem, welcher auf jedem Backen ein gemahltes Herz gehabt. Sie hatten statt andern Gewehrs, Bogen, und waren mit Thierhäuten bekleidet. (Besiehe OSORIUM von den Thaten Königs EMANUEL von Portugal das zweyte Buch.)

Bartholomæus Leonhard d'ARGENSOLA, im I. Buch der Eroberung der Moluckischen Insuln, meldet, Magellanus habe in der von ihm nachmals genannten Strasse Riesen gefangen, welche über 15 Spannen, das ist, 11 ein halb Castilianische oder 10 ein halb Fuß Französische Schuh hoch gewesen, aber weil man ihnen ihre gewöhnliche Speise nicht reichen können, bald wieder gestorben.

Gedach-

Gedachter Scribent führet im III. Buch an, es hätte das Bootsvolk von den Schiffen von Samiento mit Männern gestritten, welche über 3 Spanische Varras oder bey 8 Französische Fuß hoch. Anfangs wurden die Spanier von ihnen zurück geschlagen, beym zweyten Angrif aber jagten diese die andere in solcher Eile in die Flucht, daß, um mich der Worte des Spaniers zu bedienen, sie keine Mußqueten Kugel einholen können. Hieraus, sagt er, siehet man, daß es nicht ohne Grund geschiehet, wann in den Reise-Beschreibungen die Riesen für verzagte Lumpenhunde gescholten werden. Doch habe ich mir durch die Einwohner in Chiloé sagen lassen, daß die Caucahues, so groß sie sind, eben so beherzt und tapfer auch seyen.

Ein sehr ähnlicher, aber vielleicht ein wenig vergrösserter Umstand findet sich auch in der Reise-Beschreibung Sebaldi von WERT, welcher, da er mit 5 Schiffen in der Grünen Bay/ 12 Meilen in die Magellanische Strasse hinein, vor Anker gelegen, sieben Kahne voll Riesen gesehen. Sie seyen 10 bis 11 Schuh hoch gewesen: *Die Holländer hätten gegen sie gefochten, und sie mit ihrem Geschütze dermaassen erschröcket, daß sie, um sich vor den Mußqueten-Kugeln zu bedecken, ganze Bäume aus der Erden gerissen.

Olivier de NOORT, welcher etliche Monate nach Sebald in die Meer-Enge eingelaufen, erblickte Menschen von 10 bis 11 Schuh hoch (vasto ac procero corpore sunt, pedes 10 peræquante: Hist. Antip. p. 9) daneben aber auch Leute von unsrer gewöhnlichen Grösse.

Georg

* Die 7 Maji, sind seine Worte) 1599. . . . quorum ut conjectura dabat, Longitudo 10 aut 11 pedum erat Hist. Antip. P. 9.

Georg SPILBERG, als er den 2 April 1615 in die Magellanische Strasse hinein fuhr, sahe auf dem Lande del Fuogo einen Mann von ungeheurer Grösse *, welcher auf einen Hügel hinauf gestiegen war, die Schiffe vorüber fahren zu sehen.

Als Wilhelm SCHOUTEN, (dessen Reise-Beschreibung im Jahr 1619 zum erstenmal in Amsterdam gedruckt worden,) den 11 December gedachten 1615 den Jahres im Puerto Desirado unterm 47 Gr. der Süder Breite lag, fanden seine Matrosen lange Steinhaufen, welche bey ihnen die Curiosität erweckten, zu sehen, was etwa darunter verborgen, und entdeckten Menschen-Knochen 10 bis 11 Fuß lang.

Ich habe nicht undienlich erachtet, diesen kleinen Nebenbericht hieher zu setzen, um hierdurch eine Sache beglaubter zu machen, die man bey erster Anhörung der Unwahrheit beschuldiget, uneracht wir wegen der Hl. Schrift und des Zeugnisses vieler Historien-Schreiber, ja auch wegen der Exempel einiger Riesenähnlichen Menschen, die je und je auch in unsern Ländern gebohren und gesehen werden, etwas obgleich ausserordentliches und ungewöhnliches zu glauben nicht solche Schwürigkeit machen solten. Jetzo schreite wieder zu fernerm Bericht von meiner Reise.

Daß sich die Indianer in Chiloé empöret haben sollen, ist oben gemeldet worden. Darneben nun ging auch die Rede, ein kleines Französisches Schiff, so an dieser Insul angelegt, habe den Spaniern Schießpul-

* Conspexerunt autem ibi ad terram de Fogue immanis admodum & horrendæ Longitudinis hominem: d. i. Sie sahen daselbst am Rande del Fuogo einen Menschen von ungeheurer und greßlicher Grösse ꝛc.

ver zukommen lassen, die Indianer wieder zu paaren zu treiben. Dieser Umstand brachte uns auf die Gedanken, es seye die Maria, so wir, wie hievorn gemeldet, beym Vorgebürge Horn verlohren hatten. Allein wir erfuhren bald hernach, sie liege bey Baldivia vor Anker. Endlich bekamen wir sie den 8 Augusti vor Conception wiederum zu uns.

Hier erzählten sie uns, sie hätten nach erlittenem vielem Ungewitter und Sturm sich bey der Insul Diego Ramires befunden, da sie, ihrer Muthmassung nach 80 Meilen gegen Westen, nach den geschriebenen, und 60 Meilen nach den gedruckten See-Karten, mithin zween Grade weiter gegen Norden, als in der That, davon abgewesen; Nachdem sie aber bey Erblickung dieses Landes ihr Besteck verändert, seyen sie, nach P. Goos Paß-Charten ganz just in Baldivia eingelaufen: wordurch dann die von mir oben wegen der Ströhme angeführte Muthmaassungen bestärket werden.

Wir hatten, ungeacht des steten Regens, bey Ankunft der Maria unsern Proviant schon eingenommen, und fehlte nun nichts mehr, als auch ihr die Nothdurft anzuschaffen, so empfing der Oidor zu Conception vom Statthalter in Chili Befehl, alle und jede unter was Vorwand es auch seye, auf der Rheede befindliche Französische Schiffe, und zwar längstens innerhalb 4 Tagen wegzuschaffen. Allein man kehrte sich an diese über ein Frauenzimmer entstandene Ordre nicht sonderlich. Die Concordia brach eher nicht nach Valparaisso auf als den 19 Julii: die Maria den 20, nach Hisso, und wir blieben noch etliche Tage zu völliger Abthuung unsere Sachen stille liegen.

Inzwischen begonnten die heitere Tage sich statt des Regens und der kalten Winter-Winden einzustellen,

und

und wir hatten uns durch die Hoffnung, Kaufmannschaft zu treiben, nicht aufhalten lassen; dann neben deme, daß die zwey gemeldte Schiffe die Stadt mit denen für sie nöthigen wenigen Waaren bereits versehen, lag auch Champloret le Brun als Capitain des Schiffes Assomption, schon seit dem 24 Junii allda, und suchte, zu Bezahlung seines Proviants, einige seiner Waaren loß zu werden. Also richteten wir unsern Sinn auf Peru, unser Gewerbe daselbst mit besserm Erfolg zu treiben.

XIII. Capitel.

Abreise derer Französis. Schiffen aus der Conceptions-Bay. Ankunft derselben auf der Rheede Valparaisso. Umständliche Nachricht davon, wie auch von allen auf der Cüste befindlichen Befestigungs-Werken. Das Eiland Juan Fernando. Die Spanier feyren das Pater-Noster-Fest mit vielen Ceremonien.

Demnach liefen wir den 30 Augusti zur Conceptions-Bay hinaus, unschlüßig, wohin? Bloß das Land zu recognosciren steureten wir nach VALPARAISSO, woselbst wir dennoch hernach über ganze 8 Monate blieben. Unterwegens hatten wir ganz contrairen, schwachē oder veränderlichen Wind: ja wir beobachteten gar, daß wann es gleich aus dem Norden wehet, hiesiger Gegend es auch gegen die Gewohnheit doch klares heiteres Wetter gebe. Sechs Tage nach unserer Abfahrt erblickten wir den Bischofs-

Hügel, eine halbe Meile Südwerts dem Vorgebürg Curaoma, gegen welches man insgemein anseegelt, um Valparaisso unterm Wind zu bleiben, damit die heftige Windstösse aus dem Süden und Süd-Westen einen nicht von diesem Haven verschlagen, maassen es nachgehends Mühe kosten würde, wieder hinein zu kommen, wann man nicht sehr weit ins hohe Meer hinaus laufen wollte. Also bekamen wir ihn des Nachmittags um 5 Uhr zu Gesichte.

Weil es bereits spät, hatten wir eben keine grosse Lust, bey Nachtzeiten nach Valparaisso hinein zu seegeln, unerachtet die Oesnung der Rheede sehr groß ist. Demnach wandten wir mit dem Schiff nach der See, dreheten des andern Morgens wieder nach dem Lande zu, und sahen den vorigen Hügel abermals, als welcher sich wenig verändert, weil er hoch und rund als eine Glocke aussieht.

Nachdem man das Vorgebürg Curaoma vorbey geseegelt, entdecket man 2 Meilen weiter hin im Nord-Osten zum Osten die Spitze von Valparaisso, welche, samt dem Vorgebürge die Anfuhrt Longanilla ausmacht, in deren man jedoch, wegen des schlimmen Grundes, nicht vor Anker gehet.

In dem Haven Valparaisso hinein zu kommen, muß man, im Vorüberseegeln des Gebürges ganz nahe an einem feuchten Ort, den man etwa ein halbes Anker-Seil lang vom Lande ab hineinwerts gewahr wird, hinfahren, um also übern Wind zu kommen. Dieser feuchte Ort oder unter Wasser vorhandene Klippe ist übrigens sehr rein u. ohne neben aus befindliche gefährliche Stellen; gestalten wir ein Spanisches Schiff bey stillem Wetter ohne anzustossen so nahe als seine Chalouppe lang war, vorbey fahren gesehen. Entfernt

fernt man sich davon allzu weit, muß man eine lange Meile laviren, bis man auf die rechte Anker-Stelle geräth: Wie uns selber begegnet. Wir kamen vor Anker den 5 September auf 25 Klafter tief grauen sich auf die Oliven-Farbe ziehenden Leim-Grundes, und hatten also die Spitze von Valparaisso im Nord-Westen zum Norden, die weisse Batterie im West-Süd-Westen, und das Vorgebürge Concon im Norden zum Osten. Kaum hatten wir den Anker in den Grund fallen lassen, so grüßten wir die Vestung mit 7 Stück Schüssen, und bekamen einen Schuß dargegen. Wir fanden auf der Rheede die Concordia, sammt 7 Spanischen Schiffen, welche Korn nach Callao einnahmen.

Diese Schiffe legen sich insgemein so nahe ans Land, daß sie 3 Anker aufm Land an Steine oder Pfähle befestigen, und doch noch 10 Faden tief Wasser haben. Dies ist eine sehr nützliche Weise zu ankern, weilen des Sommers ordentlich alle Tage des Mittags eine so starke Kühlung aus dem Süd-Westen und Süden kömmt, daß auch die beste Anker nachgeben und weichen müssen. Doch hat man sich zu hüten für einer Sandbank 1 Anker-Seil lang vom Lande ab ganz nahe an der Batterie Castillo Blanco, auf welcher Sand-Bank oder feuchten Grund bey der Ebbe nur 13 bis 14 Fuß Wasser ist. Des Hn. de Champloret Schiff, Assomption, stieß nur ein wenig daran, weil das Meer hieselbst 6 bis 7 Fuß fällt. Uebrigens ist die Bay sehr sauber und von allen Klippen und Sand-Bänken frey. Man kann sicher laviren, und allenthalben von 50 bis auf 8 Klafter tief zu Anker gehen. Nur hat man sich in Acht zu nehmen, wann man mit dem Schiff gegen die Hermanas, das ist, gegen der Östlichen Seite wendet,

daß man dem Lande nicht über drittehalb Anker-Touwen lang zu nahe komme, recht gegen einem Bach über, über welchen ein röthlicher Weg gehet; Massen daselbst ein feuchter Grund, auf welchem nicht mehr als drittehalb Klafter Wasser bleibet.

Man ankert gewöhnlich nur in dieser Ecke der Rheede vor der Vestung zum Behuef der Handlung und Sicherheit der Schiffe. Bey dem allen aber taugt diese Rheede doch des Winters ganz und gar nicht, weil die Norden-Winde, so durch die Oefnung oder Einfahrt der Rheede frey hinein wehen, das Meer so heftig bewegen, daß manche Schiffe gar an den Strand geworfen werden. Die Südliche Winde des Sommers wehen fast eben so stark, weil sie aber über Land herkommen, setzt es keine hohe Wellen; Gesetzt auch, die Schiffe würden von ihren Ankern loß getrieben, so liefen sie nur ins weite Meer hinaus.

Des andern Tages nach unsrer Ankunft legte unser Capitain einen Besuch bey dem Gouverneur oder Befehlhaber der Militz ab. Auf solche Weise ist der Gouverneur hiesigen Orts von dem Präsidenten in Chili, den man schlechtweg einen Gouverneur nennet, unterschieden. Dieser Herr hieß Juan Covarruvias, von vornehmen Geschlecht, welcher, weil er in Flandern Kriegsdienste gethan, denen Franzosen viele Geneigtheit erwiese. Unerachtet er unter dem Präsidenten stehet, erkennet er ihn doch nicht unter solchem Titul, sondern nur als einen General Capitain von Chili.

Das Fort, worinn er das Commando führet, hat wenig zu bedeuten, entweder weil es schlecht angeleget, oder weil die Rheede, so es beschiessen solle, nahe bey andern Anfuhrten, welche eben die Bequemlichkeit als diese, haben. Dergleichen ist die Rheede oder Bucht von

Quin-

Quintero, bey deren ganz keine Befestigungs-Werke, und welche nur 5 Meilen davon ist. Doch wird keine mehr als die von Valparaisso, weil sie der Hauptstadt am nächsten, in ganz Chili besuchet. Dieser Ursachen halber hat man sie für dem Ueberfall der Holl- und Engelländer, welche öfters einen Streif auf diese Cüsten gethan, in Defensions-Stand gesetzt. Vorzeiten war daselbst anders nichts als eine Batterie, so dem Meer gleich niedrig lag, seit 30 Jahre aber hat man die grosse Fortresse unten an dem hohen Berg gebauet. Sie liegt auf einem Hügel von mittelmäßiger Höhe so gegen Süd-Osten und Nord-Westen von 2 Tiefen durchschnitten, welche zween Gräben 20 bis 25 Ruthen tief von Natur ausmachen, und unten fast nicht höher als das Meer selber. Mithin ist sie von allen herum liegenden und etwas höhern Hügeln gänzlich abgesondert.

Gegen dem Meer zu ist sie von Natur gähe, daß nur mit der grösten Mühe hinauf zu kommen; Von der Landseite oder dem hohen Berge aber hat sie einen Graben, welcher quer von einer Tiefe zur andern geht, mithin den Zwinger der Vestung, mit seiner einem langen Vierecke ähnlichen Figur, gleichsam verbollwerket. Die Lage des Bodens hat nicht zugelassen, eine ordentliche Vestung daselbst anzulegen. Sondern es sind eigentlich blosse nach dem Umkreise der Höhe angelegte Mauren, welche einander gar wenig, ja hier und dar ganz nicht bestreichen. Mitten auf der Strecke des Bollwerks oberhalb dem Marktflecken ist eine kleine Brustwehr mit ausspringenden Ecken, vorn sieben Klaster breit mit seinem Schillerhäusgen.

Die gegen über liegende Seite, oberhalb der Tiefe St. Augustini, wird bloß defendiret von der Seite eines

halben Bollwerks, so einen todten oder einwerts gehenden Winkel macht, wodurch die Face eine allzukrumme Defension überkömmt. Die Berg-Seite bestehet aus einer Courtine oder flachen Mauer von 26 Klaftern, und zwey halben Basteyen von 20 Klafter vorn, und 11 auf der Seite, also daß die Defensions-Linie nur 45 Klafter lang ist. Alles dieses ist von Back-Steinen, 25 Schuh hoch auf den Fuß des Walles aufgemauert. Die Tiefe des Grabens ist ungefähr 10 Schuh, und die Breite 3 Klafter gegen den ausspringenden Winkeln, woher er auf dem Schulter-Winkel seine Defension bekömmt. Er ist in einen mürben oder verfaulten Felsen eingehauen, welchen man an beeden Enden steil gemacht, damit niemand durch die Tiefen hinauf steigen möge. Die Brustwehre sind nur drittehalb Schuh dick, und der übrige Umfang des Ortes nichts als ein gleichfalls schwaches Mauerwerk von ungleichen Steinen. Nirgends sieht man einen Wall ausser auf der Land-Seite, die Vestung zu decken, und zu verhindern, daß sie von dem sich allmählich gähe hinan erhebenden Berge nicht gesehen werde. Allein das schlimmste ist, daß man wegen der einen Mußqueten-Schuß davon entlegenen Höhen die Flanquen von hinten zu, und die Courtinen und Facen recht nach der Länge hin beschiessen kann: Also daß es wenig Mühe kostet, dieselbe unbrauchbar zu machen. Am Fuß des obern Forts, so an den Flecken stößt, ist eine Batterie von 9 Canonen, 13 Schuh hoch auf einer Vorsetze oder aufgemauertem Strand von gleicher Höhe, von dar sich die Rheede dem Wasser gleich beschiessen lassen muß. Doch neben deme, daß solche Batterie keine Defension wegen ihrer Fläche hat, also liegt sie auch dem Geschütze aller umliegenden Hügeln offen.

offen. Man nennt sie Castillo Blanco, oder das weisse Casteel, weil mans, um es weit sehen zu können, übertünchet hat. Hinter dieser Batterie ist das Thor, die Treppe, und die daran befestigte Lehne, vermittelst deren man aus dem Flecken in die Vestung kömmt. Der Weg dahin ist bedeckt durch eine Strecke Mauer, und weiter oben durch einen krummen Laufgraben, dessen Seiten-Verschanzung (Epaulement) nicht einmal das mittlere Thor des Platzes, so man von der Rheede herauf ganz übersehen kann, beschirmet.

Von der Berg-Seite her, mitten in der Courtine ist noch ein Thor, wohin man, wegen Mangel einer Zug-oder aber ständigen hölzernen Brücke, nur durch Hinaufklettern aus dem Graben gelanget. Durch dieses leitet man die Röhre des Wassers, so aus der Tiefe St. Augustini nach dem obern Fort hinaufgezogen wird. Dieses Wasser könnte man ihnen ganz leichte abschneiden, und die Besatzung kein anderes bekommen, als aus dem Bach, welcher hinten aus der Tiefe St. Francisci mitten durch den Flecken läuft. Siehet man demnach, wie wenig es mit der Vestung Valparaisso zu bedeuten habe, wann man nur erst den Fuß ans Land gesetzt, wie sichs bey schönem Wetter wohl thun läßt, absonderlich auf dem niedrigen Ufer hinten in der Rheede, an dem Orte Almendrad, allwo man sich für dem Geschütze fast nicht zu fürchten hat.

Auf der untern niedrigen Batterie stehen 9 metallene Canonen, so 12 bis 18 pfündige Kugeln, nach Spanischem Gewichte schiessen: davon jedoch nicht einmal zwo also stehen, daß sie das Aussteigen in selbiger Gegend verhindern könnten, zumalen sie bey einer halben Meile davon ist. Auf dem obern Fort sind 5 Stücke, von 9 bis 12 pfündigen Kugeln, und zwey kleine Hau-

bitzen; welche alle zusammen 16 metallene Geschütze ausmachen. Hier muß ich im Vorbeygehen gedenken, daß dieses Geschütze durch die Zimmerleute des Französischen Schiffs, le Clerc, im Jahr 1712, untern Capitain Boisloret in den Stand gesetzt worden; Allein, wofern der Gouverneur für den denen Spaniern hierdurch erwiesenen Dienst nicht erkenntlicher gewesen wäre, als der Präsident von Santjago, hätte der gute Capitain wegen eines über den Kaufhandel vorgefallenen kleinen Streits dasselbe leichtlich zum ersten an sich selber probiren müssen.

Am Fuß der Vestung in einer ziemlich kleinen Tiefe (Coulée) liegt der Marktflecken oder die Stadt VALPARAISSO. Sie bestehet aus etwa hundert armseligen Häusern, unter denen aber keine Ordnung ist. Gleichwie auch eines niedrig, das andere auf einem Hügel, u.s.w. Sie erstreckt sich längs dem Meer, woselbst die Kornhäuser stehen. So mäßig dieser Ort auch ist, finden sich doch darin neben einer Pfarrkirche zwey Clöster, eines vor die Franciscaner, das andre für die Augustiner. Unter denen hieselbst seßhaften etwa anderthalb hundert Familien finden sich kaum dreyßig Weisse; die übrige sind lauter Schwarze, Molattos und Mestichos, d. i. wie schon oben erkläret worden, aus vermischtem Indianisch- Africanisch- und Europäischem Geblüthe Entsprossene. Die Anzahl der wehrhaften Mannschaft ist ganz nicht groß, aber die herumgelegene Wohnungen und Meyer-Höfe geben auf das erste Zeichen aus der Vestung, sechs Compagnien auf eigne Unkosten beritten gemachte Soldaten her, worunter die meisten kein ander Gewehr tragen als einen Degen, den die Weissen bey denen auch allergarstigsten Verrichtungen anbehalten. Auf einkauf-

laufenden Bericht derer längs dem Ufer ausgestellten Schildwachen versammelt man, sobald sich nur ein Schiff, das man für kein Spanisches hält, ansichtig wird, zum wenigsten einen Theil solcher Troupen. Wie wir dann, auf den geringsten Argwohn, blinden Lärmen auch sogar des Nachts, und umsonst, schiessen gehöret.

Etliche Tage nach unsrer Ankunft erhielte der Unter-Kaufmann unsers Schiffs vom Präsidenten die Er-Erlaubniß, ihn wegen Handels-Sachen, zu Santjago besuchen zu dürfen.

Mittlerweile ging St. Carolus, ein von den Spaniern denen Franzosen abgekauftes Schiff, an der Ostlichen Insul Juan Fernando, 80 Meilen Westlich von Valparaisso zu Grunde. Es hatte Bacallao (oder Backliau, wie es die Holländer aussprechen) welches eine Gattung Stockfische, dergleichen man sonst von Terre-Neuve oder Neu-Frankreich holet, und welche die Franzosen daselbst unter einem Nahmens Apremont gefischet hatten, eingenommen. Im Vorbeyseegeln der Cüste nun stieß dieses Schiff auf einen feuchten Grund, so nahe am Lande, daß alles Volk davon kam. Von diesen gingen ihrer etliche in der Chaloupe nach Valparaisso, beym Gouverneur um ein Schiff anzuhalten, um die auf der Insul zurückgebliebene Fischer abzuholen, und was sie von trocknen Fischen noch gerettet hatten, darein zu laden. Weil man dem Präsidenten nun zuvor unsre Dienste angeboten, verlangte er hierzu unsre Maria. Doch da sie voll Kaufmannswaaren stack, konnte man ihm darinn nicht zu Willen seyn: Muste er also das Spanische kürzlich von Callao um Korn zu laden angekommene Schiff, St. Domingo, dazu nehmen;

das dann auch den 1 Oct. abging, und den 14 wieder zurücke kam.

Diese am weitesten gegen Osten gelegene Insul Juan Fernando wäre sehr fruchtbar, wann sie nur gebauet würde. An süssem Wasser und Holz mangelt daselbst nicht. In den Wäldern läufts voll wilde Schweine und Ziegen: und das Wasser wimmelt recht von Fischen. Die Rheede, woselbst man vor Anker liegt, hat guten haltbaren Grund, nur ist das Wasser ganz nahe am Lande allzu tief. Hier haben die Französische und Englische Freybeuter während ihren Streifferenen auf dieser Cüste ums Jahr 1682 sich öfters eine Zeitlang aufgehalten.

Der Ueberfluß an Kaufmanns-Waaren, womit das Land bey unsrer Ankunft bereits versehen war, zusamme dem damaligen niedrigen Preis, brachte uns zum Entschluß, eher nichts zu verkaufen, bis ein besserer Vortheil zu machen. Doch bis dahin muste uns freylich die Weile, weil nichts zu thun war, treflich lange werden, und wir auf allerhand Zeitvertreib bedacht seyn. Da nun den 2 Oct. das Pater-Noster oder Rosen-Cranz-Fest einfiel, bekamen wir 8 Tage nach einander immerzu etwas zu sehen.

Gemeldtes Fest ist bey den Spaniern eines ihrer Vornehmsten. Sie haltens eben so hoch, ja ich darf fast sagen, noch höher, als die allerheiligste Feste der Christenheit. Zu dessen feyerlicherer Begehung steckte man des Abends vorher Illuminationes und ein Freuden-Feuer an, so aber nur aus Schwärmern, die statt der Cartausen aus Röhren gemacht, und etlichen Salven von Feuer-Kugeln, bestanden. Die drey folgende Tage stellte ein wohlhabender Mann ein öffentliches Stiergefecht an, worbey doch, meinem Dünken nach, wenig merkwürdi-

würdiges. Das Vornehmste war dieses, daß ein Kerl auf einem dieser muthigen Bestien mit Spornen saß, an denen die Rädlein, nach Landsgebrauch, 4 Zoll im Durchschnitt wären. Das Gefecht selber geschah auf einem Platz, um welchen herum Gerüste mit soviel Zuschauern als nur Einwohner da sind, als die an diesem Zeitvertreib ein besonders Vergnügen finden. Die drey letzte Tage spielte man auf eben dem Platz vor der Kirchthüre St. Francisci bey unterm freyen Himmel brennenden Lichtern eine Comödie. Es solte Mühe setzen, den Innhalt davon zu erzehlen, sogar mancherley und übel auf einander passend war sie. Eigentlich aber warens lauter gemeine Possen mit Aufzügen und Tänzen vermischt, die endlich nach Landesgewohnheit noch hüpsch genug, ausser der Music, welche in nichts als einer Harpfe und etlichen Guitarren oder Viguelas bestunde. Am lächerlichsten und am wenigsten erbaulich aber waren die Worte, so ein ungeschicktes Gemische von Lobsprüchen der Jungfrau Maria vom Rosen-Cranz/ mit allerhand groben Eselspossen und ganz nicht ehrbahren Schwänken.

Nach Endigung dieses Festes, weil ichs müde wurde, immerzu nur einerley Dorf vor mir zu haben, nahm ich mir in Sinn, die Hauptstadt des Landes, von deren mir die Einwohner so viele herrliche Dinge zu erzehlen wusten, zu besehen. Weil ich aber hierzu der Erlaubniß des Präsidenten, bey dem ich sie doch aus Furcht, er mögte mirs bey Erfahrung meiner Profeßion, abschlagen, nicht gerne suchen wolte; weil, sage ich, ich seiner Erlaubniß darzu benöthiget, stelle ich mich an, ob wolte ich nur mit einem Französischen nach Frankreich zurückgehenden Schiffer mich von Conception hinweg u. nach der Heimat begeben. Da nun dieser bey dem Präsiden-

ten wegen ein und andrer ihm erwiesenen Gefälligkeiten in gutem Credit stunde, wurde es ihm nicht abgeschlagen, und ich ging gleichsam im Vorbeyseegeln, unter solchem Vorwand mit ihm nach Santjago, ohne mich zu befürchten, daß ich angehalten und in Ketten und Banden zurückgesandt werden würde, gleich etlichen ohne Erlaubniß dahingereiseten Franzosen geschehen: Gestalten ein Französischer Freybeuter, als es an Buenosaires gescheitert, und durch Santjago nach der Süd-See paßiret, um mit einem Französischen Schiff nach Hause zu kehren, ohne einzige andre Schuld ins Gefängniß geworfen worden.

Mögte man allhier fragen, warum denen nach Santjago gehenden Franzosen so übel mit gefahren werde? So sinds wohl folgende zwo Ursachen. Erstlich/weil in denen Spanischen Gesetzen denen Ausländern verboten, die Colonien des Süd-Meeres zu betreten. Zweytens und hauptsächlich deswegen, weil die Kaufleute der Stadt, unter welchen der Präsident mit zu zählen, sich darüber beschweren, daß die Franzosen Waaren dahin bringen, sie wohlfeiler als jene in den Kramläden verkaufen, mithin den Handel verderben. Daß ich mich also doppelt vorsehen muste.

Wir brachen von Valparaisso den Tag vor Allerheiligen auf, und reiseten auf der Heerstrasse von Sapata. Ich sahe den ersten Tag mit Verwunderung, daß man nicht nur unterwegens nicht fütterte, sondern auch aus Mangel einer Wohnung, im freyen Felde schlafen muste, unerachtet man mir eine gute Herberge versprochen hatte. Allein ich befand, daß dasjenige, was man in Chili ein Alojamiento oder Quartier heißt, nur einen Ort bedeute, wo Trinkwasser und Weide für die Maulesel zu haben. Inzwischen hatten wir gleichwol den ganzen

Weg

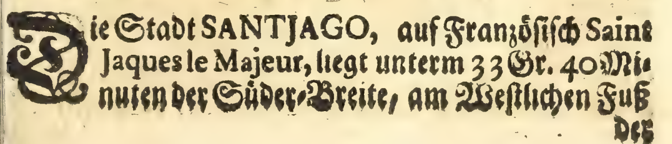
Weg auf eine halbe viertel Meile von Sapata zurückgelegt. Gedachtes Sapata ist ein Dörflein, und zwar das einzige auf einem Weg von 30 Meilen. Allein es ist die Mode im Lande nicht, in Häusern einzukehren.

Des andern Tags ritten wir über das sehr hohe Sapatische Gebürge, kamen nachgehends über das Thal Poangue, worinn ein kleiner Fluß läuft, so im Winter bey dem Regenwetter gefährlich zu paßiren. Folgends kamen wir über einen Berg, so noch unwegsamer und rauher als der vorige, la Costa del Prado genannt, und nahmen unser Lager unten auf der andern Seite am Ufer des Flüßleins Podaguel. Diese zwo Tag-Reisen hindurch sahen wir fast kein gebautes Erdreich, die Felder liegen alle wüste, und stehen nur voll gewisser stachlichten Bäume, welche den Weg sehr unbequem machen.

Endlich gelangten wir den 2 Octobr. frühe nach Santjago, welches von unserm Quartier jenseits dem Podaguel nur 4 Meilen entlegen. Zehlte ich demnach von Valparaisso bis hieher 28 Meilen, obgleich Herrera deren nur 14 rechnet.

XIV. Capitel.

Beschreibung SANTJAGO, der Hapt-Stadt in Chili, nach ihrem Natürlichen, Politischen und Militair-Zustande.



Die Stadt SANTJAGO, auf Französisch Saint Jaques le Majeur, liegt unterm 33 Gr. 40 Minuten der Süder-Breite, am Westlichen Fuß der

der langen Reihe Gebürge, la CORDILLERA genannt, welches quer durch das Südliche America, von Mitternacht gegen Mittag gehet: und zwar auf einer Ebne von mehr als 25 Meilen, welche gegen Morgen an den Anfang des Gebürges Cordillera, gegen Abend aber an die Berge Prado und Poanque, gegen Mitternacht an den Fluß Colina, und gegen Süden an den Strohm Maypo stößt.

Sie wurde im Jahr 1541 von Peter Baldivia angelegt. Dann als dieser Ueberwinder von Chili in dem Thal Mapocho eine grosse Anzahl Indianische Wohnungen angetroffen, schloß er daraus des Bodens Fruchtbarkeit. Da ihm nun zugleich die schöne Lage des Orts zu seinem Vorhaben, eine Stadt zu erbauen, treflich anstunde, ließ er den Grund darzu mit viereckten kleinen Insuln, wie ein Schachspiel, nach eben der Abmessung, als in LIMA, abstechen, nemlich 150 Varras oder 64 Klafter auf einer Seite; daher die Abmessung nach Quadras oder Vierecken hergekommen, nach welcher man im Lande die angebauete Felder misset. Jedes Quartier oder Häuser-Eiland wurde wieder in 4 Theile, Solar genannt, abgetheilet, damit die Einwohner zu bequemen Wohnungen Gelegenheit hätten. Wie sie dann würklich, obgleich nach Verfliessung der Zeit dieser Raum in viele Stücke abgetheilet worden, doch noch jetzo so viel Platz haben, daß fast kein einzigs Haus in der Stadt zu finden, so nicht vorn einen Hof, und hinten einen Garten hätte.

Diese Stadt wird auf der Morgen-Seite von dem kleinen Strohm Mapocha beflossen, welcher zwar durch Schmelzung des Schnees vom Gebürge Cordillera des Sommers, und im Winter durch den häufigen Regen anwächst, aber dem ungeacht allezeit so niedrig

drig ist, daß man durchreiten kann. Weil er sehr schnelle fleußt, ist das Wasser allezeit ein wenig trübe; doch seigens die Einwohner, weil sie kein anders haben, durch hierzu bequeme Steine, absonderlich wann der Schnee abgeht; massen es, wo mans zur selben Zeit nicht läutert, der Gesundheit schädlich ist. Inzwischen könnten sie dessen ohne viele Arbeit aus denen benachbarten Quellen ungefähr eine halbe Meile von der St[illegible] haben.

Damit nun der Strohm durch seinen Zuwachs keine Ueberschwemmung verursachen möge, hat man eine Mauer und Damm verfertiget, vermittelst deren man Jahr aus Jahr ein einige Bäche übrig behält, die Gärten damit zu wässern, und die Gassen, wann man will, zu erfrischen: Welche unschätzbare Gemächlichkeit wenig Städte in Europa sogar von Natur besitzen. Ueber diese Bäche leitet man aus dem Fluß auch noch grössere Canäle ab, zu Treibung der in verschiedenen Gegenden der Stadt zum Behuf eines jeden Quartiers befindlichen Mühlen.

Die Gassen sind nach den vier Haupt-Gegenden des Himmels, Norden, Süden, Ost und Westen, abgetheilet. Sie sind 5 Klaffter breit in sehr hüpscher Linie, und sauber gepflastert mit kleinen Steinlein so gleichsam als durch Furchen durch größre getheilet, die in gleicher Weite durch die Quere liegen, und in der Mitte etwa drittehalb Schuh Platz zum Bach lassen, die Gassen damit rein zu machen, oder, wanns nöthig, zu erfrischen. Diejenige Strassen, so nach Osten und Westen gehen, empfangen ihr Wasser durch die erste Canäle oder Ableitungen des Flusses, und die, so die Quere durch, vom Norden nach dem Süden angelegt, habens durch diejenige, so mitten durch die Insuln der Häuser

quer durch die Gärten und die Strassen unter den kleinen Brücken laufen, von dar man ihn sodann wegleitet. Ohne diese Hülfe könnten die Gärten wegen Mangel des Regens ganze 2 Monate des Jahrs hindurch, nichts hervor bringen, da man hingegen durch dieses Mittel in der Stadt alle Anmuth und Gemächlichkeiten des Feldes zu [illegible] und Hülsen-Früchten, des Tags kühlen Schatten, und des Nachts den angenehmen Geruch von den Pomeranzen-Bäumen und Floripondios, welche die Häuser gleichsam durchbalsamen, findet.

Die daselbst öfters sich ereugende Erdbeben haben der Stadt grossen Schaden zugefüget. Unter andern im Jahr 1647 und 1657, deren das Erste so heftig war, daß es dieselbe fast ganz übern Haufen warf, und in der Luft solche böse Dünste erweckte, daß alle Menschen bis auf drey oder vierhundert Personen davon gestorben. Seit solcher Zeit hat sich eine kleine Veränderung ihrer ersten Anlage ergeben, vermittelst der erweiterten Clöster, deren einige sich bis über die Linien hinaus erstrecket. Dem ungeacht ist sie noch so wohl durchbrochen, und zu gemeinen und particulier-Bequemlichkeiten ausgetheilt, daß wann die Häuser höher als auf ebnem Boden stünden, und schöner gebauet wären, es eine sehr anmuthige Stadt seyn würde.

Fast mitten in der Stadt ist der Königliche Platz, den man durch Einziehung eines ganzen Quartiers von 4096 Ruthen gemacht, neben der Breite von 4 Gassen; daß man also von 8 Orten hinein kömmt. Die Seite gegen Abends begreift die Stift-Kirche und den Bischöfl. Pallast: Im Norden steht der neue Pallast des Präsidenten, die Königliche Justitz-Kammer, das Cabildo, und die Gefängniß. Das Südliche Quartier ist eine Reyhe bedeckter Bogen-Gänge zur Bequemlichkeit der

Kauf-

Kaufleute, mit einer Gallerie obenher, wovon man das Stier-Gefecht ansehen kann. In dem Viertel gegen Morgen ist nichts besonders. Mitten auf dem Platz steht ein Brunn mit einem metallenen Becken.

Was die Erbauung der Häuser betrifft, hält mans hier damit wie in ganz Chili. Sie haben nemlich nur ein niedriges Stockwerk von ungebrannten Ziegel-Steinen, ausser daß sie an diesem Ort säuberer gehalten werden als anderwerts. Die Kirchen sind hieselbst auch mehr vergüldet als sonsten, aber an der Bau-Kunst ganz nichts besonderes, ausgenommen die Jesuiter-Kirche, welche ein gewölbtes Lateinisches Creutz oder T mit Dorischer Ordnung vorstellet. Alle Kirchen haben vorn her einen kleinen Platz, zur Bequemlichkeit der Caleschen und Proceßionen. Die meisten sind von Backsteinen aufgeführet: doch hats auch welche von Bruch- und andern harten Mauer-Steinen, so aus einem kleinen Felsen zu Ende der Stadt gegen Morgen, der St. Lucien-Berg genannt, gebrochen worden: Von welchem Hügel man auf einmal die ganze Stadt mit ihrer ganzen gewiß recht anmuthigen Gegend übersiehet.

Diese Stadt ist die Haupt-Stadt in ganz Chili: welches ein grosses Königreich, aber so schlecht bewohnet ist, daß in einer Weite von 400 Meilen vom Norden nach dem Süden kaum fünf Städte anzutreffen. Diese fünf Städte, neben unserm Santjago, sind CASTRO auf der Insul Chiloe, CONCEPTION oder PENCO, CHILLAN, CONQUIMBO oder SERENA, und COPIAPO: worzu annoch die Sechste, jenseits den Cordillerischen Gebürgen, nemlich MENDOZA gerechnet wird. Die vornehmste Markt-Flecken heissen MAULE, VALPARAISSO, QUILLO-

TA, und St. JUAN de la CORDILLERA, woselbst sehr ergiebige Silber-Adern vorhanden, in denen man aber wegen des häufigen Schnees nur 4 Monate im Jahr graben kann. Uebrigens sind lauter Meyer-Höfe, oder sogenannte Estancias, und zwar so weit von einander entlegen, daß das ganze Land, so wie ich von guter Hand erfahren, nicht zwanzig tausend Weisse, und Santjago insbesondere zweytausend wehrhafte Männer aufzubringen vermag: Alle die andere Einwohner bestehen aus Mestichos, Molattos und Indianer, deren größte Anzahl etwa dreymal so viel austragen möchte. Doch sind diejenige Indianer, so mit den Spaniern gute Freunde, und jenseits dem Fluß Biobio wohnen, welche man auf funfzehen tausend Köpfe schätzet, auf deren Treue sich aber schlecht zu verlassen, nicht mitgerechnet.

Ueberhaupt kann man von der Spanischen Macht in diesem Lande sagen, daß ihre Militz aus sehr zerstreueten, des Kriegs ungewohnten und schlecht bewaffneten Leuten bestehe: daß das Nordliche Stück von Chili schier ganz wüste liege; daß die im Südlichen Theil bezwungene Indianer den Spaniern, die sie für ihre Tyrannen ansehen, deren Joch sie gerne vom Halse schütteln wollten, nicht sonderlich geneigt; Und daß endlich die Spanier keine Vestungen auf ihren Ländern haben, in die sie sich im Nothfall flüchten könnten, sondern sich allemal auf die Gebürge ziehen müssen. Gegen einen Anfall von der See-Seite haben sie auch nichts als Baldivia und Valparaisso, deren das Erste voll aus Spanien verwiesener Leute steckt, das andere übel gebauet und dabey in schlechtem Stande gehalten wird. Des Forts CHACAO auf der Insul Chiloe mag ich deswegen nicht gedenken, weil es weder wohl ange-

angelegt, noch besser versehen, und dahero des Namens einer Vestung je nicht würdig ist.

Der Statthalter dieses Königreichs hat seine gewöhnliche Residenz zu SANTJAGO *. Vorzeiten wohnten diejenige, so ihres Königs Nutzen suchten, zu CONCEPTION oder auf den Gränzen von ARAVCO, um durch ihre Gegenwart die Bezwingung der Indianer zu befördern; ja sie sind gar verbunden, alle 3 Jahre dahin zu gehen. Allein heutigs Tags geben sie sich die Mühe nicht mehr, theils weil sie mit den Indianern im Friede leben, theils weil die Bezahlung des Real Situado ausgeblieben.

Gedachter Statthalter nennet sich auch einen **Präsidenten** und **General Capitain** oder **Ober-Feldherrn**, weil er nemlich in **Kriegs** und **Gerichts-Sachen** allein zu sprechen hat. Von dieser letztern Würde eben führet er den Titul eines Präsidenten, weil er im Königlichen Gerichte präsidiret, oder den Vorsitz hat. Es bestehet aber dieses Königliche Gericht aus 4 Oidors oder Beysitzern, zween Fiscalen, deren einer die Angelegenheiten der Indianer und der Croisade wahrnimmt. Folgends kömmt der Alguacil Mayor de Corte, die Canzler, Secretarien, Referenten, u. s. w. Von solchem Gericht, welches nur wichtige Sachen urtheilet, oder die im Untern-Gericht schon ausgesprochene bekräftiget, läßt sichs nicht appelliren, als an den Königl. Rath von Indien zu Madrit.

 Die

* Sr. de FER hat denen alten Land-Charten zu viel getrauet, und daher in dem Neben-Bericht bey seiner zuletzt aufgesetzten Charte von der Süd-See mit einfliessen lassen, als hielte der Präsident oder Statthalter seine Hofstaat zu Conception.

Die gewöhnliche Händel schlichtet man im CABILDO, welches, wie das zu Conception, aus zween Alcaldes, einem Alferes Real, einem Alguacil Mayor, einem Ober-Syndico und sechs Regidori bestehet: deren die Helfte Encomendaderos oder würklich im Amt sind, andere Moradores, und wiederum andre Propriètairs oder Eigenthums-Herren genannt werden, weil sie die Spanische Edle, das ist, ihren Titul, zu dessen Zeichen sie einen 6 bis 7 Schuh langen Stab öffentlich tragen, ums Geld gekauft haben.

Uneracht der Präsident unter dem Vice-Ré von PERU stehet, macht doch die weite Entlegenheit, daß er um sein Wort nicht viel giebt: Also daß man ihn die 7 Jahre über, da seine Statthalterschaft dauret, in Chili selbst für einen Vice-Ré ansehen möchte. Derjenige, so damalen am Ruder stund, hieß Don Juan Andres USTARIS, ein vormals gewesener Kaufmann zu Sevilla in Spanien: welcher, ob er gleich seinen Stand verändert, seine vorige Neig- und Beschäfftigung darum doch nicht angegeben; massen er, denen Gesetzen des Königreichs zuwider, mit denen Franzosen öffentliche Handlung getrieben, und von ihnen ein grosses Geld gewonnen. Doch that ers mit guter Manier, welche Sache gewiß sehr zu loben in einem Lande, da einer seiner Authorität mißbrauchen kann, in welchem man mehr als anderwerts gerne Gelder aufnimmt, aber so fertig nicht wieder bezahlet.

Der Kirchen-Staat gehöret, wie der Weltliche, unter LIMA, die Haupt-Stadt von Peru. Doch hat der Bischof nicht eben allzu viel zu sagen. Dann erstlich erlauben ihm die Landes-Gesetze nicht mehr als bey erledigter Pfarre 3 Personen vorzustellen, unter denen der Präsident, in welchem Monat es auch sey, einen

einen im Namen des Königs erwählet: Also daß der Papst selber nicht, wie in Europa, seine besondere Monate vor sich hat. Zum andern wollen die Mönche den Jesuiten nicht einräumen, daß sie die Pfarren allein überall bestellen, welches diese doch zu thun sich befugt achten, und zwar neben hundert andern Privilegien so sie sich in Indien ausnehmen, und wovon sie bey meiner Anwesenheit zu Santjago ein Theologisches Buch heraus gegeben: Daher die Kirchspiele ziemlich öde stehen. Ausser der Stiffts-Kirche sind deren noch drey, als St. Pauli, St. Annæ und St. Issidori, so aber nur klein und wenig besucht werden. Die Mönche haben weit ansehnlichere Kirchen-Gebäude. Es befinden sich aber hieselbst VIII. Manns-Clöster/ nemlich III. von Franciscanern/ zwey von Jesuiten/ eines von Brüdern der Barmherzigkeit/ eines von St. Jean de Dieu, und eines von Dominicanern. Andere Geistliche Orden finden sich in ganz Chili nicht. Der Nonnen-Clöster hats fünfe: Eines mit Carmeliterinnen/ eines mit Augustinerinnen/ eines der Seeligen/ so eine Schwesterschaft gleichfalls des Heil. Augustini ist, und dann zwey vom Orden St. Clara. Alle diese Clöster sind stark besetzt, und es giebt unter ihnen etliche, so uber zweyhundert Personen unterhalten.

Das Inquisitions-Gericht von Chili hat hier ebenmäßig seinen Sitz. Der Oberste davon hat seine Wohnung zu Santjago, seine Bediente aber stecken hier und dar in allen Städten und Dörfern seines geistlichen Gebiets. Ihre meiste Arbeit ist die Untersuchung der Erscheinungen der wahren oder auch nur vermeintlichen Zauberern, und gewisser vor die Inquisition gehöriger Verbrechen, als die Vielweiberey u. s. f. Dann was die Ketzer anbetrifft, bin ich versichert, daß ihnen keiner

unter die Hände kömmt. Man studirt hieselbst so wenig, daß ganz keine Gefahr, daß sich einer durch allzu grosse Neugierigkeit in Glaubens-Sachen so leicht vergehen sollte. Sondern die blosse Begierde, sich durch einen Ehren-Titul vor andern zu unterscheiden, beweget manche Geistliche, sich ein wenig auf die Scholastische- und Moral-Theologie zu legen, zu Erwerbung des Licentiaten oder Doctor-Tituls, den die Jesuiten und Dominicaner vermöge eines Privilegii vom Papste, unerachtet zu Santjago keine eigentliche Universität befindlich, ertheilen können. Doch dürfen sie sichs um solche Titul so wenig sauer werden lassen, daß unter denen Herren Licentiaten manche anzutreffen, die fast gar kein Latein wissen, ja es nicht einmal zu Erlernung der Wissenschaften für nöthig achten.

Während ich bemühet war, mich zu Santjago etwas genau umzusehen, ereugnete sich ein gewisser Zufall, der mich von dannen wegbrachte. Es erhub sich nemlich zwischen der Chaloupe des Französischen Schiffs, die Mutter Gottes genannt, von St. Malo, welches zu Conception eine Zeitlang vor Anker gelegen war, und nun wieder nach Frankreich gedachte, über einige an Land zu bringende Waaren mit den Bedienten des Corregidor, die es hindern wollten, ein Streit. Der Corregidor wurde darüber hitzig, gieng mit seinen Leuten ins Schiff-Magazin, und gabs preiß. Zum Unglück schoß ein Franzose mit einer Kugel aus der Flinte einen Soldaten übern hauffen. Hierauf wurden alle hiesigen Orts befindliche Franzosen von Haus zu Haus aufgesucht, und ins Gefängniß geworfen. Sofort schickte der Schiffs-Capitain einen Officier hin, sich bey dem Präsidenten über diese Gewaltthätigkeit zu beschwehren, und Satisfaction zu fordern. Ueber diesen Handel

del entstund zu Santjago selber ziemlicher Lärmen: Und weil die Spanier unsre (Französische) Nation, so wenig wir ihnen auch zunahe thun, ohnedem nicht allzu gerne leiden, und wann wir je was geringes versehen, es allemal sehr hoch aufzumutzen wissen, fand ich fürs rathsamste, mich, während der Rath sammt dem Präsidenten denen unglückseligen Ausländern eine Strafe von neuntausend Thalern auflegte, lieber von Santjago wegzumachen.

XV. Capitel.

Umständliche Nachricht von den Gold-Bergwerken zu TILTIL, sammt einem Physicalischen Discours über den Ursprung und Wachsthum des Goldes.

Das Verlangen, so ich hegte, die Gold-Bergwerke und zugleich neue Oerter und Gegenden zu sehen, bewog mich, den Weg nach Valparaisso über TILTIL, so nicht mehr als ein paar Meilen um, zu nehmen. Dieses Land liegt nicht so wüste als Sapara, sondern es kommen einem je und je gepflügte Felder zu Gesichte, und ob man gleich über ein sehr rauhes Gebürge muß, giebts doch keine so ungemächliche Pfade, zwischen stachlichten Bäumen, an denen man sich die Haut überall aufritzet. Gelangte ich also nach Tiltil, einem Dörfflein ein wenig mehr als auf der Helfte eines hohen Berges, so voller Gold-Adern ist, gelegen. Allein überdem daß diese Bergwerke nicht allzu ergiebig, ist die Erde oder die Stuffen sehr hart, und finden sich wenig Bergknappen daselbst, seit man anderwerts rei-

chere Gänge entdecket, oder auch weil die Mühlen wegen Mangel des Wassers 4 Monate im Sommer unbrauchbar sind. Bey meiner Durch-Reise stunden fünf Mühlen, von den Spaniern Trapiches genannt, daselbst, so fast eben auf die Art gemacht, als in Frankreich und anderwerts die Machinen, das Obst zu mahlen. Sie bestehen aus einem Trog oder grossen runden Stein, von 5 bis 6 Schuh im Durchschnitt, aus einem Zirkelrunden und anderthalb Schuh tiefen Canal oder Rinne ausgehölet. Dieser Stein ist in der Mitten durchlöchert, damit eine Welle durchkönne, an deren ein wagrechtes Rad unten, mit halben Schaufeln, an welche das Wasser schlägt, daß das Rad und dann auch der Stein herum läuft. Durch dieses Mittel läßt man in dem Zirkelrunden Canal einen aufrecht stehenden Mühlen-Stein, so auf die Walze des grossen Rades passet, herum laufen. Dieser letztere Stein wird von den Spaniern la Volteadora, vom Umdrehen, genannt. Sein gewöhnlicher Durchschnitt ist 3 Schuh, 4 Zoll, und die Dicke 10 bis 15 Zoll. Mitten durch ihn geht eine Achse in den grossen Wellbaum, und indem dieser ihn wagrecht umtreibt, zerdrückt und zermalmet er das aus der Berg-Ader gegrabene steinharte Erdreich, so die Einwohner des Landes das Metal oder Ertz nennen. Es giebt dessen weisses, röthlichtes und schwärzliches, das meiste aber den Augen wenig oder gar kein Gold zu erblicken.

Sobald das Ertz nur ein wenig zermalmet, wirft man eine gewisse Quantität Mercurii oder Quecksilber hinein, welches sich dann an das Gold, so der runde Stein von dem gemahlenen Ertz schon geschieden hat, anhängt. Mittlerweile läßt man in dem Zirkelrunden Trog einen schnellen Wasser-Strahl durch eine kleine

Rinne

Rinne hinein stürzen, zu Abspühlung der Erde, welche sodann durch ein ausdrücklich dazu verfertigtes Loch hinaus läuft. Das mit dem Quecksilber vermischte Gold nun sinkt zu Boden, und bleibt, wegen seiner Schwere, liegen. Man mahlt des Tags ein Caxon, d. i. fünf und zwanzig Centner Ertz, und wann man ausgemahlen hat, wird dieser im tiefsten Ort des steinernen Troges befindliche Gold- und Quecksilber-Kuchen aufgehoben, in einen leinenen Bündel gethan, das Quecksilber soviel möglich herausgepreßt, folgends, um das noch zurück gebliebene vollends ausdämpfen und verrauchen zu lassen, zum Feuer gebracht, um ihm der Name Zapfen-Gold * (l'Or en pigne) beygelegt.

Das Gold nun von dem Quecksilber, wormit es noch vermischet, gänzlich zu entledigen, muß man den Gold-Zapfen schmelzen, wornach sich das eigentliche Gewicht und Güte äussert. Weitere mühsame Arbeit brauchts nicht. Die Schwere des Goldes, und seine geschwinde Amalgamisir- oder Vermischung mit dem Quecksilber macht, daß die Schlacken oder die grobe Erde sofort davon weggeht. Diesen Vortheil haben die Gold-Ertz-Gräber für denen so mit dem Silber umgehen. Sie wissen alle Tage, was sie gewinnen, da jene es hingegen, wie an seinem Orte gedacht werden soll, manchmal erst nach ein paar Monaten erfahren.

Das Gold-Wägen geschieht mit Castillans. Ein Castillan ist der hundertste Theil eines Spanischen Pfunds.

---

* Man hat kein bequemer Wort, und das sich zu der würklichen Gestalt solcher Gold-Klumpen, die auch wohl einem Zucker-Hut einigermassen ähnlich, im Teutschen finden können.

Pfunds. Er theilet sich in acht Tomines, daß also sechs Castillans und zwey Tomines eine Unze ausmachen. Zu merken, daß nach Spanischem Gewichte 6 und ein halb pro Cent weniger als nach unserm, dem Französischen, Münz-Gewichte heraus kömmt.

Die Güte oder das Schrot des Goldes wird nach Quilates oder Karaten abgenommen: Da dann das allerfeineste von 24 Karaten, und nicht höher ist. Dasjenige, was aus jetztgemeldten Gold-Gruben erbeutet wurde, war von 20 bis 21 Karaten.

Je nachdem die Ertz-Gänge gut und ergiebig, geben funfzig Centner Ertz, oder jedes Caxon 4 bis 6 Untzen Goldes. Wann man nur zwo Unzen gewinnt, so bekömmt der Bergmann oder der Ertz-Pachter blos seine Unkosten wieder. Welches eben nichts seltenes. Hingegen erholet er sich seines Schades auch nachdrücklich wieder, wann er reiche Gänge antrifft. Dann die Gold-Adern sind unter allen Ertz-Gängen die aller ungleicheste. Man gräbt manchmal einer Ader nach, sie erweitert sich, sie wird schmäler, ja sie scheint sich gar zu verliehren, und dieses alles in einem kleinen Stück Erdreich. Dieser, (wann man ihn so nennen darf) wunderliche Eigensinn der Natur erhält die Ertz-Gräber in der Hoffnung, einstens den Beutel, wie sie es nennen, oder gewisse so ergiebige Zipfel hinten an den Gängen zu finden, daß manchmalen ein Mann auf einmal reich dadurch geworden. Wiewohl diese Ungleichheit sie auch öfters an den Bettelstab gebracht*. Daher kömmts, daß man nicht so oft einen reichen Gold-Berg-

* Syr. XXXI. 6. Viele kommen zu Unfall um Golds willen, und verderben darüber vor ihren Augen.

Bergwerker antrifft, als einen der nach Silber oder anderes Ertz gräbt, unerachtet dasselbe von dem unreinen Gesteine heraus zu bringen so viele Unkosten nicht darauf gehen: wie wir nachmals anzeigen werden. Eben dieser Ursache wegen sind die Gold-Gewerken privilegiret, also daß man sie Schulden halber nicht angreiffen darf, und dem König wird vom Golde nur der zwanzigste Theil bezahlt, welcher den Namen Covo von einer Privat-Person hat, deren der König von Spanien diese Gnade erwiesen: massen man vorher, wie noch jetzo vom Silber, den Fünften erlegen müssen.

Die Gold-Adern, gleichwie auch alle andere Bergwerke, gehören demjenigen, der sie am ersten entdecket. Es kostet eine blosse an die Justitz-Kammer aufgesetzte Bittschrift, so wirds einem zuerkannt. Man mißt über dem Ertz-Gang achtzig Spanische Ellen, oder 246 Fuß in die Länge, und 40 Schuh in die Breite für denjenigen dem es zuerkannt worden, der auch diesen Strich eignen Gefallens nimmt. Folgends misset man noch 80 Ellen, für den König; das übrige bleibt alles für den ersten Angeber, in voriger Maasse, der dann damit anfangen kann was er selber will. Was dem König zugehöret, wird an den Meistbietenden, welcher nur zu einem unbekannten und ungewissen Reichthum Lust hat, verkauft. Uebrigens erhalten diejenige, so mit eignen Händen arbeiten wollen, von dem Eigenthümer gar leichte eine Ader. Was sie heraus graben, ist für sie, nur daß sie dem König das Seinige abgeben, und die Miethe der Mühle bezahlen, welche letztere so einträglich, daß manche sich blos davon, und nicht durch mühsame und ungewisse Nachgrabung in den Ertz-Gängen zu bereichern begehren.

Vor alten Zeiten giengs in Teutschland bey Zuer-

kennung

kennung eines Bergwerkes ganz anders und mit weit grössern Ceremonien, wie Agricola im IV. Buch meldet, zu. Derjenige, so eine Berg-Ader entdecket hatte, sagte es dem Ober-Berg-Hauptmann an. Dieser begab sich sodann nebst einem Berg-Beamten und zween Zeugen an den Ort hin, fragte den Supplicanten, an welcher Stelle sein Ertz-Gang sey, liesse sichs mit Fingern zeigen, und daß es würklich der Seinige, eydlich zuschwöhren. Hierauf wiese ihm der Ober-Berg-Hauptmann zu seinem Theil einen gewissen Strich und Bezirk an, so nach Landes Gebrauch und Sprache drittehalb Läfften begriff. Endlich maß er einen Theil für den Lands-Fürsten, einen für dessen Gemahlin, den dritten für den Ober-Stallmeister, den vierten für den Mund-Schenk, den fünften für den Hof-Prediger, und für sich behielt er gleichfalls einen.



Von Tiltil begab ich mich nunmehro hinweg, und setzte meine Reise nach Valparaiſſo fort. Im Hinabreiten vom Berg auf der westlichen Seite zeigte man mir eine Tiefe, woselbst ein reiches Gold-Wasch-Werk. Man findet öfters darinne kleine Stücklein gediegenen Goldes bey 1 Unze schwehr: Weil aber des Sommers es an Wasser gebricht, kann man das ganze Jahr nicht mehr als 3 oder 4 Monate daselbst arbeiten.

Selbigen Tag annoch paßirte ich durch das Dorf LIMACHE, woselbst der Baum gefunden worden, dessen Gestalt der Pater Onalle in seiner Relation des Missions da Chili vorstellet. Eben dergleichen einer stehet auch zu RINCAN, zwo Meilen von Santjago, gegen West-Nord-Westen. Dies ist ein von der Natur

tur gemachtes Creutz, an welchem gleichsam von erhabener Arbeit ein Heyland von eben demselben Holze hängt. Die Bildhauer aber habens durch allzu vieles Betasten an unterschiedlichen Orten verderbet, weil man nicht mehr sehen kann, wie es, als mans zum erstenmal gefunden, eigentlich beschaffen gewesen.

Don Francisco Antonio von MONTALVO thut eben eines solchen Baums Meldung, welcher im Jahr 1533 zu CALLACATE, in dem Lande Caxamarca in Peru am Creutz-Erfindungs-Tage gefunden worden. Don Juan Ruiz BRAVO, so ihn zuerst entdecket, ließ ihn aus der Acht. Allein man fand ihn just am Creutz-Erhöhungs-Fest Ao. 1677 auf eben der Stelle wieder. Wofern diese Umstände wahrhaftig, hat mans für ein Wunderwerk zu achten. Dieses Creutz ist 22 Fuß lang, und das Querholz 15 Fuß, wovon die Dicke des Baums den dritten Theil befasset. Aus denen drey äussersten Enden gehen Zweyge heraus, welche noch drey andere kleine Creutze vorbilden.

Endlich langte ich zu Valparaisso wieder an, voll Verdruß über die Reise in einem Lande, darinn weder Häuser, noch Eßwaaren, noch Ställe und Herbergen anzutreffen: Also daß man sogar das Bette mitschleppen muß, wann man nicht, wie die Einwohner des Landes, auf Schaaf-Fellen auf der harten Erde schlafen will. Doch hat endlich diese Art zu reisen dieses zum Besten, daß einen eben kein sonderlicher verliebter Kützel sticht, noch man auch viel Geld auszugeben hat. Was aber das Futter für die Maul-Esel und Pferde anbelangt, sind vom König in Spanien die Weyden alle zum gemeinsamen Gebrauch frey gegeben.

Um mich nun meines Schadens, daß ich zu Tiltil kein Ertz mahlen gesehen, zu erholen, begab ich mich etliche

Tage

Tage nach meiner Zurückkunft nach Palme, 4 Meilen Osten zum Osten von Valparaisso, woselbst die Jesuiten auf eigne Rechnung arbeiten lassen, das Gold durchs Waschen aus den Ertz-Stuffen herausziehen zu sehen.

Man gräbt nemlich ganz hinten in den Tiefen in denen durch Länge der Zeit entstandenen tief einwerts gehenden Winkeln, wo man aus gewissen Kennzeichen, massen mans in dem Erdreich, worinn es steckt, mit dem Auge nicht fassen kann, Gold vermuthen. Zu desto leichterer Bewerkstelligung dieser Aushöhlung leitet man einen Bach dahin, und schauffelt das Erdreich, während das Wasser läuft, um, damit es ab- und desto leichter weggespühlet werde. Endlich wann man auf den Strich, da Gold befindlich, gelanget, leitet man den Bach ab, und gräbet mit aller Macht. Dieses Erdreich oder Gold-Ertz nun führet man auf Maul-Eseln zu einem kleinen Becken, so der Gestalt nach einem Schmiede-Blasebalg ähnlich sieht, und läßt zu dessen Abspühl- und Wegflössung einen kleinen schnellen Bach hinein laufen. Damit sichs auch besser durchnetze, und das damit vermischte Gold sich scheide, rühret mans immerzu um mit einem eisernen Haacken, welcher auch zugleich dienet, die Steine, so man mit den Händen nachmals heraus wirft, zusammen zu raffen. Dieses ist nöthig, damit solche den Lauf des Wassers nicht aufhalten: Dann der starke Strahl des Bachs muß alles wegspühlen und mit sich fortreissen, ausser das Gold nicht, als welches wegen seiner grossen Schwehre sich durch einen zarten schwarzen Sand unten im Becken setzet, und daselbst eben so wenig sichtbar ist als in der Erde, es seyen dann Körner darinne, die wenigstens eben so groß als eine Linse. Manchmal finden sich noch grössere, und hat man aus dem Wasch-Becken, (so zu reden) dessen ich

hie

hier gedenke, einige 3 Mark schwere gehoben. Doch ist bey mir ausser allen Zweifel gesetzt, es müssen viele kleine Gold-Theilchen zum Becken mit hinaus fliessen; dem aber leichte vorzubeugen wäre. In Thüringen und am Rhein-Strohm legt man, zu Verhütung dieses Verlusts oder Abfalls, Leinwand, Wollenzeug, imgleichen Küh- oder Pferdehäute auf die Rinne, damit die kleine Gold-Fäserchen darin hangen oder kleben bleiben; welche man hernach durchs Waschen heraus bringt. Auf solche Weise sammelten die Einwohner in Colchis das Gold, indem sie in die Hölen der Brunnquellen Thierfelle legten: Wordurch die Poeten Gelegenheit genommen, die Raubung des güldnen Vliesses durch die Argonauten/ zu erdichten

Endlich, nachdem das Wasser abgeleitet, sammelt man den hinten im Becken sitzenden Sand, und schüttet ihn in eine grosse hölzerne Schüssel, in deren Mitte eine kleine Tiefe etwa den vierten Theil eines Zolls breit. Hierinn rührt man den Sand gleichfalls im Wasser mit der Hand um, also daß alles was nur von Erde und Sand darinnen, an den Rand hinaus und überläuft, das Gold aber, welches von einer so mäßigen Umrührung nicht sonderlich beweget wird, bleibt auf dem Grunde liegen, und zwar in Körnern, die grösser oder kleiner als etwa kleiner Sand, in allerhand Figuren, aber rein, sauber, und mit seiner natürlichen Farbe, ohne daß man ihm im geringsten durch die Kunst helfen dürfte.

Diese Art, Gold zu bekommen, ist weit vortheilhafter, wann anders das Erdreich nur ein wenig ergiebig, als wann mans aus den Bergwerken graben muß. Es braucht schlechte Unkosten. Man hat keine Mühle, noch Queckfilber, weder Meissel noch Schlegel vonnöh-

 ten,

ten, die Adern mit grosser Arbeit entzwey zu schlagen. Ein paar Schaufeln, so ofters nur aus Schulterblättern von Ochsen gemacht, sind schon genug, die Erde, so man wäscht, durch einander zu rühren.

Man trift schier in allen Tiefen in Chili Goldträchtiges Erdreich an. Nur giebts an einem Orte weniger als am andern. Insgemein ist solche Erde gegen der Obernfläche hinauf röthlich und dünne. Etwa eines Manns hoch ist sie, wo der Goldstrich anfängt, mit groben Sandkörnern vermischt. Grabt man nun weiter hinab, so finden sich lange Strecken oder sogenannte Bänke von steinichtem Grund, gleichsam als von einem verfaulten Felsen, bläulicht, mit einer Menge gelber Strohhälmgen vermengt, die man für Gold halten solte, und die doch anders nichts als Feuersteine oder Marcassir/und zwar so dünne und leichte, daß der Strohm des Wassers sie wegspühlet. Unter diesen Stein-Lagen oder Bänken findet man weiter kein Gold, und scheinet fast, es sey höher herab gefallen, und hier liegen geblieben.

Die verständigste Einwohner des Landes schreiben diese Vermischung des Goldes mit der Erde der allgemeinen Sündfluth zu, welche die Berge unterst über sich gekehret, mithin die Erzgänge zerbrochen, und das Gold davon abgerissen habe, das dann von dem Gewässer in die niedrigste Länder herab geflösset, und bis auf den heutigen Tag darinn geblieben sey.

Diese Meynung, welche der Engelländer WOODWARD sehr weit getrieben, ist in der Heil. Schrift nur schlecht gegründet. Maassen dieselbe, anstatt etwas von solchem vermeynten unter- über sich kehren zu melden, vielmehr anzuzeigen scheinet, die Sündfluth habe auf der Oberfläche der Erden wenig Veränderung

verur-

verursachet, weil das zweytemal, als Noah die Taube ausgelassen, sie ihm einen Oelzweig zurück gebracht. Mögte man einwenden, es sey vielleicht von einem ausgerissenen oder zerbrochenen Baum, so auf dem Wasser geschwommen, gewesen, weil nach dem Bericht derer Reise-Beschreiber um den Berg Ararat, auf welchem sich die Arche niedergelassen, keine Oelbäume zu finden, so ist zum wenigsten wahrscheinlich, daß sie das drittemal ihren Unterhalt gefunden, weil sie nicht wieder gekommen; woraus dieser Erzvater ermessen, daß die Gewässer verlauffen seyn müsten.

Ohne zu so gar alten Zeiten zurücke gehen, dünket mich, das blosse Regnen im Winter könne eben das gewürket haben. Dann es regnet in Chili im May, Junio, Julio und August so häufig, und das Erdreich wird so wenig von Felsen unterstützet, daß sich alle Tage neue Brüche äussern, und sich durch die überhangende Berge vergrössern, die da, so weit man sehen kann, sich an unzählichen Orten aufschlitzen.

Das öftere Erdbeben mag freylich in diesem Lande auch manche grosse Veränderungen verursachet haben. ACOSTA erzehlet von einem, welches in Chili ganze Berge umgekehret, also daß durch solche Versetzung der Lauf der Ströhme aufgehalten, und stehende Seen daraus worden, ja das Meer etliche Meilen von seinem vorigen Ufer einwerts gewichen, und die Schiffe auf dem Trockenen stehen gelassen.

Schickt sich diese hier angeführte Ursache nicht eben auf andre Länder, worinn Gold-Staub gefunden wird, zum Ex. in den Flüssen von Guinea und daherum, mögte man wohl mit dem Authore des Buchs: Curiositates Philosophicæ genannt, und im Jahr 1713 zu Londen gedruckt, denken, die Berge seyen durch eine

Gährung (Fermentation) eingefallen, und die noch nicht völlig zeitige Erz-Adern geborsten, und mit der Zeit in die niedrigste Oerter, dergleichen die Ufer der Flüsse sind, herab gesunken.

Unerachtet man aber nicht rechten Bescheid geben kan, wie es mit diesen grossen Erschütter- und Versetzungen des Erdreichs zugegangen, kann man doch daran nicht zweifeln, wann man nur auf gewisse Cörper, die ausser ihrem natürlichen Ort daselbst gefunden werden, absonderlich auf die Berg-Muscheln acht giebt. Ich habe einen ganzen Strich davon auf dem Eiland Quiriquine gesehen, welcher 5 bis 6 Schuh hoch recht mit der Fläche des Meeres, und unter einer Höhe von Erden, so über 200 Schuh hoch, eingeschlossen war. Schon vor langen Zeiten hat man dergleichen in Europa angemerket, worüber sich die Gelehrten die Köpfe ziemlich zerbrochen, und doch keine zulängliche Ursachen zu geben wissen.

Es liesse sich auch mit vielen Einwohnern des Landes gedenken, das Gold wachse in der Erde auch sogar ohne eine Metal-Ader; Und zwar gründen sie sich darauf, daß man nach vielen Jahren dessen in dem schon einmal gewaschenen Erdreich gefunden. Wie verschiedene von denen Lavaderos oder Waschwerken zu Andacoll bey Coquimbo berichten. Welche Meynung wir anderweit untersuchen wollen.

Dem sey wie ihm wolle, ists gewiß, daß dergleichen Waschwerke in Chili sehr häufig, und daß die Unachtsamkeit der Spanier und der daselbst vorhandene Mangel an Arbeitern einen unermäßlichen Schatz in der Erde lassen, dessen sie doch leichtlich habhaft werden könnten. Allein weil sie mit mäßigem Profit nicht zufrieden, bleiben sie bey ihren Erzgruben, aus denen ein ansehn-

ansehnlicher Gewinn zu holen. Entdecket sich irgends eine ergiebige Ader, so läuft jedermann dahin. Auf solche Art ist Copiapo und Lampanguy so schnelle Volkreich worden, und haben sich so viele Arbeiter dahin gezogen, daß in diesen letzten Bergwerken innerhalb zwey Jahren schon sechs Puch-Mühlen angeleget worden.

Der Berg St. Christofle von Lampanguy ist bey Cordillera, ungefähr unterm 31 Gr. der Breite und 80 Meilen von Valparaisso. Hieselbst hat man im Jahr 1710 viele Brüche von allerhand Metallen, Gold, Silber, Eisen, Bley, Kupfer und Zinn entdeckt. Welches die Meynung vorgedachten Scribentens übern Hauffen wirft, als der da gläubt, es können sich diese Metallen alle nicht an einem Orte finden. Doch lehret die Erfahrung das Widerspiel, massen man öfters in Einem Gesteine Gold und Silber beysammen antrift.

Das Lampanguische Gold ist von 21 bis 22 Caraten. Die Stuffen sind hart. Zwo Meilen davon aber im Gebürge Lidoin ist das Gesteine weich und leicht zu zerreiben, und das Gold daselbst in einem so feinen Staub, daß das Auge nichts im geringsten merken kann.

XVI. Capitel.

Beschaffenheit des Landes, dessen Gewächse, Fischfang, u. d. g.

Was nun im übrigen die Beschaffenheit des Landes und dessen Gewächse überhaupt betrift, ist nicht zu läugnen, daß, unerachtet das Land sehr gut und mit reichen Bergwerken versehen, die Einwoh-

ner dennoch überaus armselig leben, weil sie, an statt in den Erz-Gruben zu arbeiten, sich bloß mit dem Leder, Unschlitt-gedörreten Fleisch, Hanf- und Korn-Handel behelfen.

Der Hanf kömmt aus den Thälern, Quillota, Aconcagua, von Ligua, Limache, und andern Orten mehr.

Das Thal QUILLOTA liegt 9 Meilen Nord-Osten zum Norden von Valparaisso. Dieß ist eine der ersten Gegenden, wo sich die Spanier Anfangs niedergelassen, und die ihren Eroberungen sich wiedersetzende Indianer angetroffen. Von diesem Widerstand ist dieses Thal und der dadurch fliessende Strohm CHILLE, wovon CHILI den Nahmen hat, berühmt worden. Weil nun die erste Nahmen eines neuen Landes am meisten in Acht genommen werden, blieb dieser durch eine kleine Veränderung nachgehends diesem ganzen grossen Königreich, welches die Spanier Chilé, und wir andre Europæer unrecht Chili nennen. (Besiehe den Spanischen Scribenten Herrera, Dec. VII. lib. 1) Dieß ist ausser Zweifel der eigentliche Ursprung dieses Nahmens, welchen doch etliche Scribenten von einem Indianischen Worte, so kalt bedeutet, herleiten wollen, ungeacht sich diese Benennung zu einem so anmuthig- und temperirten Lande gar schlecht schicket.

Ohne uns weiter darein einzulassen, so hatte das Thal Quillota einen solchen Ueberfluß an Gold, daß der General Baldivia dienlich erachtete, daselbst eine Vestung anzulegen, sowohl vor sich selber darinn sicher zu seyn, als auch die Indianer, die er zum Goldgraben nöthig hatte, im Zaum zu halten. Allein die letztere machten sich deren durch eine sehr wohl ausgesonnene List Meister. Einer unter ihnen brachte einstens einen

Ha-

Hafen voll Gold-Staub, bey denen zur Besatzung darinn liegenden Soldaten eine Neugierigkeit und Geitz zu erwecken. Diese stellten sich auch sämmtlich um diesen kleinen Schatz herum. Während sie mit einander disputiren, wieviel ein jeder vor sein Antheil bekommen solle, springt eine Parthey von mit Pfeilen versehenen Indianern unvermuthet hervor, und macht ihnen den Garaus. Hierauf schleiften sie das Fort, und wurde seit der Zeit weder ein neues aufgebauet, noch in dasigen Goldgruben gearbeitet. Heut zu Tage ist an diesem Thal nichts besonderes als der fruchtbare Boden. Es steht ein Dorf darinn von ungefähr anderthalb hundert Weissen, und etwa 300 Indianern und Mestichos, deren ihre Handlung Korn, Hanf und Touw-Werk, so man zur Betackelung und Ladung der Spanischen Schiffe nach Valparaisso bringt, die es dann folgends nach Gallao und andere Peruanische See-Häven verführen. Sie machen diese Seile nur weiß, und pichen sie nicht mit Theer, weil sie keinen andern haben als der aus Mexico und Guayaquil zu ihnen kömmt, welcher aber den Hanf verbrennt, und bloß zum Holz am Schiff dienlich ist. Uebrigens ist die Ebene von Quillota an sich selber sehr lustig. Ich war gerade in der Fasten, welche in diesem Lande auf den Anfang des Herbstes fällt, da, und erblickte mit Vergnügen allerhand schöne aus Europa dahin verpflanzte Früchten, welche hieselbst treflich gerathen, voraus die Pfersiche, von denen ganze kleine Wälder da stehen, ohne daß man sie wartet oder sich andre Mühe giebt, als Bäche aus dem Fluß Chille um sie her zu leiten, weil es den ganzen Sommer nicht regnet.

Der Fluß Chille wird sonsten auch Alconcagna genannt, weil er aus einem Thal gleiches Nahmens her-

kömmt, so wegen des daselbst ungemein häufig wachsenden Korns berühmt ist. Eben von daher und von der Gegend um Santjago, gegen Cordillera zu, wird alles Korn hergeholet, und von Valparaiſſo nach Callao, Lima und andere Peruanische Plätze verführet. Gewiß, wo man von dieser guten Beschaffenheit des Erdreichs, welches insgemein 60 bis 80 fältig trägt, nichts weiß, läßt sichs unmöglich einbilden, wie in einem so wüst liegenden Lande, darinn keine andere gebauete Felder als in etlichen Thälern von 10 zu 10 Meilen, eine solche Menge Korn sowohl für die Einwohner als auch zur Ausfuhr wachsen könne.

Die 8 Monate über, die wir zu Valparaiſſo gewesen, gingen 30 mit Korn beladene Schiffe ab, deren jedes 6000 Fanegues oder 3000 Maul-Thiers-Lasten inne haben mogte, wovon bey sechszig tausend Menschen ein ganzes Jahr essen könnten. Dieser übergrossen Ausfuhr ungeacht ist das Korn dennoch sehr wohlfeil. Die Fanegue oder 150 Pfund kostet etwa 18 bis 22 Realen, so 9 bis 10 Französis Livres betragen. Welches ein gar schlechtes Geld in einem solchen Lande, worinn die kleinste Silber-Münze fünftehalb Französische Stüber ausmacht. Im übrigen, weil es 8 bis 9 Monate im Jahr nicht regnet, kann der Boden auch nicht überall, sondern nur an Orten wo Bäche sind, angebauet werden.

Dem ungeacht sind die Berge voll Graß und Pflanzen, und unter denselben auch viele Gewürz und Arzney-Kräuter. Unter den letztern ist bey den Einwohnern das bekannteste die Cachinlagua oder das Centaurium minus, (klein Tausend Gülden-Kraut) welches mir aber bittrer vorkam, als das bey uns in Frankreich wächst, mithin mehr Salz in sich haben

muß.

muß. Wird für ein vortreflichs Mittel wider das Fieber gerühmet. Vira Vida ist eine Art von Heliochrysum oder Immortelle, mit dessen Trank ein Französischer Wund-Arzt beym dreytägigem Fieber Wunder gethan. Man findet auch eine Gattung Senet-Blätter, so denjenigen, die wir von Seyde aus der Türkey bekommen, ganz ähnlich. Weil man nun solche Levantische Senet-Blätter in hiesigem Lande nicht hat, nehmen die Apothecker zu Santjago dieses einheimische Gewächse, so die Indianer Unnoperquen nennen, und etwas kleiner als der im Lande wachsende Mayten-Baum ist.

Alvaquilla, auf Indianisch Culen, ist eine Staude, deren Blätter ein wenig nach Basilicum riechen. Es steckt ein herrlicher Balsam darinn zu den Wunden, dessen ungemeine Würkung wir zu Yrequin an einem Indianer, so einen sehr tief verwundeten Halß hatte, gesehen. Ich habe ihn auch an mir selber probiret. Die Blume ist lang, wie eine Aehre, weiß von Farbe, so sich auf Violbraun ziehet; und siehet wie andre Kräuter die man unter die Hülsen-Gewächse zählet.

Noch ein anders Bäumlein, Harillo genannt, so aber von dem Harilla aus Tucuman unterschieden, wird gleichfalls für die Wunden gebraucht. Die Blüthe sieht wie die Genista oder Pfrimmen, mit ganz kleinen Blätterchen, von starkem Geruch fast als Honig. Es steckt so voll Balsam, daß es davon ganz klebricht.

Payco ist eine Pflanze mittelmäßiger Höhe, mit sehr zerkerbten Blättern, hat einen starken Geruch wie faule Citronen. Gekocht und getrunken treibts den Schweiß, und ist sehr gut wider das Seitenstechen. Es wächßt hier zu Lande auch eine Menge unechter Roßmarin von gleicher Würkung.

Palqui ist eine Gattung von Attich / sehr stinkend; mit einer gelben Blume, womit man den Grind vertreiben kann.

Thoupa ist ein Strauch wie das Oleander Bäumchen, mit langen Aurora oder hoch Goldfärbigen Blumen, fast wie an der Hohlwurz. P. Feuillée, so ihn im Kupfer vorstellet, nennet ihn Rapuntium spicatum foliis acutis. Aus den Blättern und der Rinde gehet eine gelbe Milch, womit gewisse Krebs-Schäden geheilet werden. Uebrigens hält mans für giftig. Allein der Schaden kömmt so geschwinde nicht, als er schreibt: Massen ichs in die Hand genommen, und daran gerochen, ohne daß mirs etwas gethan. Die in Spanien zu Zahnstöchern so bekannte Bisnagues wachsen in den Thälern um Valparaisso herum ganz dichte. Diese Pflanze sieht dem Fenchel sehr gleich.

Quillay ist ein Baum, dessen Blätter einer grünen Eiche nicht unähnlich. Die Rinde gähret im Wasser wie Seife, und machts reiner, um Wollenzeug desto besser zu waschen. Hingegen wird die Leinwand davon gelbe. Alle Indianer bedienen sich deren zu ihren Haaren, und putzen den Kopf damit anstatt des Kammens. Man glaubt, die Haare färben sich davon schwarz.

Der Cocos Baum hat Blätter schier wie die Dattel-Bäume. Er trägt eine Traube oder Büschel von runden Cocos, die so groß als eine kleine Nuß und voll weisser öhlichter Substanz, so gut zu essen. Aus der Gegend Quillota schickt man deren nach Lima, um sie in Zucker einzumachen, oder auch die Kinder damit spielen zu lassen. Die Frucht steckt in etlichen Häuten. Diejenige, so um die Schaale herum ist, gleicht einer grünen Nuß-Schaale, vermittelst deren sie auch, wie die Trauben-Beere, an einander hangen. Die zweyte Haut gehet

het ganz drüm herum, und öfnet sich, wann sie gelb und zeitig, in zwo grosse halbe Rundungen, 3 Schuh lang, und 1 breit, je nachdem viele Früchten darinn stecken. P. Gualle meynet, diese Bäume trügen niemals, wann sie allein stünden, sondern das Männlein müste allezeit ein Weiblein neben sich haben. Allein die Einwohner haben mich des Gegentheils berichtet.

Die aus Europa dahin gebrachte Frucht-Bäume gerathen in diesen Gegenden überaus wohl. Die Luft ist so gut, daß, wann anderst die Erde eine Nässe bekömmt, das Obst allda das ganze Jahr hindurch wächst. Ich habe öfters an einem Aepfel-Baum eben dasjenige, was wir in Europa an den Pomeranzen gewohnt, nemlich Blüte, Knospen, ganz gewachsene, halb reife und auch ganz zeitige Aepfel, alles zugleich gesehen.

Anderthalb Meilen von Valparaisso gegen Nord-Osten ist ein kleines Thal, Vinna à la Mar genannt, worinn nicht nur Brenn-Holz für die Schiffe, die es doch ziemlich weit zu holen haben, sondern auch Zimmer-Holz zu Brettern und Dielen häufig anzutreffen. Kömmt man 4 oder 5 Meilen weiter hinein, so trift man auch zum Schiff-Bau selber bequeme Stämme an. Wir hieben daselbst Bretter von dem Laurel, einer Gattung Lorbeer-Bäume, so weiß und leicht von Holz: Von Vellota, so gleichfalls weisses Holz: Von Peumo, so aber sehr brüchig: und von Rauli, welches besser und fester. Zu Krumhölzern braucht man den Mayten, dessen Blätter fast wie am Mandelbaum. Hat ein hartes, röthliches und festes Holz. Champloret le Brun, Capitain des Schiffs Assomption zimmerte, während unsers Daseyns eine Barque von 36 Fuß lang von obgedachten Bäumen.

Man findet in diesen Gegenden auch den Molle, den

die Indianer Wighan oder Winnan nennen. Seine Blätter gleichen sehr viel der Acacia. Die Frucht ist eine Traube von kleinen rothen Beerlein, fast wie die Holländische Johannis-Beere, ausser daß jene bey der Zeitigung schwarz werden. Der Geschmack ist wie Pfeffer und Kramets-Beere. Die Indianer machen eine eben so gute und starke Chicha daraus, als Wein, ja noch stärker. Das aufgelösete Gummi dieses Baums dient zum Purgiren. Man sammelt von diesem Baum Honig, und macht hingegen auch Eßig davon. Wann seine Rinde nur ein wenig geöfnet wird, so läuft eine Milch heraus, die, dem Vorgeben nach, den Staar in den Augen vertreibet. Aus dem Herz seiner Sprossen distilliret man ein Wasser, so das Gesicht erheitert und stärket. Endlich giebt seine Rinde, wann sie gesotten wird, eine sich aufs röthliche ziehende Caffee-Farbe, wormit die Fischer zu Valparaisso und Concon ihre Netze färben, damit die Fische sie desto weniger sehen sollen.

Zu Auswerfung solcher Netze ins Meer bedienen sich diese Fischer statt der Schiffe der sogenannten Balsas. Dies sind mit Luft angefüllte Säcke von See-Hunde-Fellen, und zwar so fest genähet, daß wann man gleich etwas ziemlich schweres darauf legt, die Luft dennoch nicht heraus geht. Massen man deren zu Peru verfertiget, die bis dreyzehnhalb Centner oder funzig Arobes tragen können. Die Art solches Nähens ist was besonderes. Sie stechen die zwo Häute mit einer Schuster-Able oder einer Gräte von Pejegallo durch, und ziehen durch jedes Loch ein Stücklein Holz oder eine Fisch-Gräte, um welche sie dann oben und unten nasse Vieh-Därme wickeln, daß der Luft aller Ausgang versperret werde. Dergleichen zween Ballonen oder vorn spitzig

und

und hinten weite Säcke, (deren eigentliche Gestalt sich am deutlichsten aus dem Kupfer ersehen läst) binden sie vermittelst etlicher darüber hergelegten Stecken so zusammen, daß das Vördertheil viel näher bey einander als das hintere. Auf dieses Fahrzeug nun wagt sich ein Mensch mit einem Pagai oder Ruder, welches oben und unten Schaufeln hat, aufs Wasser, und setzt wohl, wann ihm der Wind dienlich, ein kleines Baumwollenes Seegel bey. Um aber je den Abgang der etwa herausdringenden oder schwachwerdenden Luft zu ersetzen, hat er vorn ein paar zugebundene Därme, durch die er auf den Nothfall, frische Luft hineinblasen kann.

Dergleichen Erfindungen sind in unserm alten Welt-Theile eben nicht neue. Als Alexander über den Fluß Oxus und Tanais setzte, fuhr ein Theil seiner Soldaten auf Säcken mit Stroh ausgestopft, über beede Ströhme; und beym Hieronymo in seinen Briefen steht vom Malchus, er sey auf einer Bockshaut über einen Fluß entkommen.

Der grosse Fischfang geschieht bey CONCON, einen Flecken 2 Meilen Norden zum Osten von Valparaisso zu Wasser, woselbst eine Bucht oder Anfuhrt, in welche sich der Fluß Alconcagua oder Chille, so bey Quillota hinläuft, ergiesset. Hieselbst hats zwar eine Ankerstelle und guten Grund für grosse Schiffe, allein die See gehet fast allezeit hohl. Man fängt allda Corbinos, einen in Spanien wohlbekannten Fisch, imgleichen Tollos und Pejegallos, so man dörret und nach Santjago verschickt, welche Stadt aber auch ihre frische Fische daher holet.

Was die Pejegallos oder Hahnen-Fische anbetrift, haben sie ihren Namen von ihrer Gestalt, weil sie etwas Hahnenkamm- oder vielmehr Rüsselähnliches an sich

haben,

haben, und dahero von den Creolen oder in Indien gezeugten Spanier also genannt werden. Die Franzosen nennens das Fräulein, oder auch den Elephanten, wegen seines Rüssels, der hier im Kupfer erscheinet. Dasjenige, wo der Buchstaben A stehet, ist ein so harter hornener Stachel, daß er statt einer Ahle zu Durchstechung des auch trockensten Leders zu gebrauchen.

In der Rheede vor Valparaiso fängt man gleichfalls einen Ueberfluß an allerhand guten Fischen: als Pejereyes oder Königs-Fische, sehr delicate Gournaux, imgleichen Lenguados oder Zungen, deren schon oben gedacht, See-Barben u. s. w. Nicht zu gedenken derjenigen Fische, so sich in gewissen Jahrszeiten häufig einfinden; als da sind die Sardinien, und eine Gattung Stockfische, so sich im October, November und December auf der Cüste einstellen: imgleichen neben andern auch eine Gattung Anchois oder Sardellen, die bisweilen so häufig, daß man ganze Körbe voll oben auf dem Wasser davon abschöpfen kann.

Es weiset sich in dem Kupferstich auch eine besondre Art Krebse, dergleichen Rondelet auf Griechisch Tetis, Rumphius aber im 1 Buch, Cap. 4. seiner natürl. Historie, Squilla Lutaria im Latein nennet, und deren Farben ungemein lebhaft und hüpsche waren. Die zwo länglicht-runde Floß-Federn A waren von dem schönsten Blau, das man nur erblicken mag, und mit Goldfarbigen kleinen Fransen besetzt: die Füsse B desgleichen, Die Scheeren C sahen auch so schön blau. D sind zwo durchsichtige Floß-Federn. E bedeutet die Augen. F sind wieder zwo grünliche Flossen, ebenfals mit ihren Fransen eingefaßt. Die Schaale sieht wie Muscus und die Füsse G Fleischfarb, weiß gebrähmt. Unterhalb dem Kopf sitzen noch sechs gebogene Füsse, so nicht zum

Vor-

Vorschein kommen, aber an den Enden rund, platt, blau und gleich den andern mit göldnen Fransen besetzt.

Das geschlachtete Vieh ist daselbst so gut von Fleisch nicht als zu Conception, insonderheit des Sommers. Die Hammel haben meistentheils 4 Hörner, bisweilen 5 bis 6. Ich habe einige gesehen, die gar 7 gehabt, nemlich 4 auf einer, u. 3 auf der andern Seite, oder auch 3 auf jeder Seite und eines in der Mitte.

Mit dem Wildprät hats gleiche Bewandtnis, und das wilde Geflügel ist eben nicht vom besten Geschmack. Doch giebts ganz hinten in denen Tiefen eine Menge Rebhüner, so aber trocken und fast ungeschmackt. Die wilde Dauben schmecken bitter, und an den Turtul-Dauben ist auch nichts besonders. Wir schossen eines Tages einen Raubvogel, Candor genannt, so von der Spitze des einen Flügels zur andern 9 Schuh lang war, und einen braunen Kamm hatte, der aber nicht, wie an den Hahnen, zerkerbet. Vorn unterm Halse, welcher roth ist, sitzen kleine Federn, recht wie an den Indianischen Hahnen. Ist insgemein so groß und stark, daß er ein Lamm in die Luft führen kann. Wann sie eines von der Heerde wegholen wollen, sträuben sie sich, laufen mit ausgespannten Flügeln auf sie zu, damit sie, weil sie dichte in einander schlupfen, und die Köpfe zusammen stecken, sich nicht wehren köñen, und schleppen sodann das beste hinweg. Garcilasso meldet, es seyen in Peru solche Hahnen gesehen worden, welche von einem Flügel zum andern 16 Schuh lang gewesen, u. von einer gewissen Nation Indianer angebetet wurden.

Hier muß ich eines ganz besondern Thieres oder vielmehr Ungeziefers nicht vergessen. Dieses, wann mans ohne Bewegung da liegen sieht, läst nicht anders als ein Stück von einem Baum-Ast, der mit einer Rin-

de

de wie an den Castanien-Bäumen, überzogen ist. Die Dicke ist einen kleinen Fingers, die Länge 6 bis 7 Zoll, und mit 4 oder 5 Knoten oder Gelenken abgetheilet, die gegen dem Schwanze zu kleiner werden, welcher Schwanz, gleich dem Kopf, recht wie ein End an einem zerbrochenen Ast aussieht. Wann er seine 6 Füsse ausstreckt, und sie gegen den Kopf zusammen hält, mögte mans für Wurzeln, und den Kopf für einen abgebrochenen Stift oder Zapfen ansehen. Die Chilienser nennen ihn Pulpo, und sagen, wann man ihn in der blossen Hand halte, so werde sie auf eine kleine Weile starr, weiter aber thue es keinen Schaden. Woraus ich urtheile, es müsse diese eine Heuschrecke von eben der Gattung seyn als P. du Tertre im Kupfer vorgestellt, und in seiner Historie der Antillischen Eilanden unterm Namen Coqsigrue beschrieben: ausser mit dem Unterschied, daß ich an ihm keinen in 2 Aeste gespaltenen Schwanz, noch die kleine an seiner Coqsigrue befindliche Nadelspitzige Bühelgen wahrgenommen. Uebrigens gedenkt er auch nichts von einer kleinen in dem Pulpo vorhandenen Blase voll schwarzen Safts, woraus die schönste Dinte gemacht wird. Dem sey wie ihm wolle, so ist dieses sonder Zweifel die Arumazia Brasilia, beym Marggrave, L. VII. p. 251.

Wir fingen auch zu Valparaisso zwo abscheuliche ganz haarichte Spinnen, dergleichen der Pater du Tertre ebenfalls im Kupfer vorgestellet, und voll gefährlichen Gifts angiebt: Da man doch hievon in Chili nichts wissen will.

Unser Verbleiben in erstgemeldter Stadt war ganze 8 Monate, innerhalb welchen sich eben nichts wichtiges zutruge. Nur bebete die Erde etlichemal, insonderheit im October und November, worüber ich meine Gedanken hernach mittheilen will.

Der General-Commissaire derer Franciscaner in West-Indien, kam aus Europa über Buenos aires zu Ende des 1712ten Jahrs zu Valparaisso an. Die Vestung grüßte ihn bey der Ankunft mit 3 Canon-Schüssen, und bey seiner Abreise den 10 Jan. mit eben so vielen. Als er auf der Rheede ins Schiff trat, nach Lima zu seegeln, schossen ihm auf Befehl des Gouverneurs alle Französische Schiffe 7mal zu Ehren. Hieraus läßt sichs schliessen, wie viel die Pfaffen bey den Spaniern gelten, weil die hohe Obrigkeiten selber ihre Freundschaft beyzubehalten bemühet leben.

Eine Zeitlang hernach langten gleichfalls aus Spanien über Buenos aires vier Capucinerinnen an, die den 13 Jan. sich zu Schiffe nach Lima begaben, ein daselbst aufgerichtetes Nonnen-Closter ihres Ordens vollends zum Stande zu bringen. Man grüßte auch diese aus der Vestung und sämmtlichen auf der Rheede vor Anker liegenden Schiffen mit 7 Schüssen; welche Ehre diese Schwestern des Heil. Francisci in ihren Geschicht-Büchern gewiß nicht zu vergessen haben. Bey ihrer Ankunft zu Lima wurden sie von der ganzen Stadt in einer Procession und eben solcher Zurüstung empfangen, als man immerhin für den König machen können.

Den 22sten gedachten Monats fand sich das Schiff St. Clemens von St. Malo von 50 Canonen unterm Capitain Hiacint Gardin, nebst seinem Pingre von 20 Stücken vor Conception ein. Er führte eine Spanische Flagge und Wimpel, weil ihm der König von Spanien gegen Erlegung funfzig tausend Thaler die Erlaubniß auf der Cüste zu handeln ertheilet hatte. Mit sich brachte er den Oidor Don Juan Calvo de la Torre, welcher sich nach Santjago retirirte, weil er den schlimmen Sinn der Einwohner zu Conception, woselbst er Gouverneur gewesen, nicht länger vertragen mochte.

Den 8 April kam der General der Süd-See, Don Pedro MIRANDA, von Buenos aires, seine Bedienung zu Callao anzutreten. Die Vestung schoß ihm zu Ehren sowohl bey der Ankunft als Abfahrt fünfmal. Alle Französische Schiffe feureten 7 Canonen ab, die Spanische aber so viel sie aufhatten.

Uebrigens war das Vornehmste, so auf den Schiffen vorgieng, dieses, daß man einen Bootsmann, so sich gegen das öffentliche Verboth 12 Tage lang von dem Schiff absentiret, **gekielholet**, d. i. mit einem um den Leib gebundenen Strick von der Seegel-Stange herab ins Wasser, unter dem Kiel des Schiffs durch und so auf der andern Seite wieder heraus gezogen.

Den 26 Jan. wurde eben dergleichen Strafe an einem andern, den man eines Diebstahls überwiesen, und den er auch selbst bekannt, vollzogen. Des andern Tags ließ man ihn durch die Spießruthen laufen, welches ihm so wehe nicht that, als wann er von allem Schiffs-Volk, wie auf dem Meer sonst gewöhnlich, Streiche mit Stricken einnehmen müssen.

Den 6ten besagten Monats calfaterte man das Schiff, die Maria, welches leck war, doch weil man kein Wergk hatte, mußte mans schlechtweg verpichen.

Am Grünen-Donnerstag überreichten die Augustiner-Mönche dem Hrn. Duchesne den Schlüssel zum Sacrament-Häußchen in ihrer Kirche, worein man die Hostie des heiligen Grabes setzte. Dieß ist eine von den Mönchen listig erfundene Manier, sich der Unkosten, so sie sonst an solchem Tage zu machen hätten, zu entledigen. Demnach thun sie einem Weltlichen die Ehre, daß er diesen Schlüssel 24 Stunden lang an einer breiten goldenen Borde am Halse hangen hat. Dankbarkeit und Wohlstands halber muß ein solcher nun dem

dem Closter etliche Wachs-Kuchen verehren, die Mönche, wanns auch gleich in der Fasten und heiligen Woche, mit einer guten Mahlzeit bedenken, und ihnen überdieß eine Verehrung geben. Des Abends an selbigem Tage, nachdem eine Predigt über die Schmerzen und Betrübniß der Jungfrau Maria gehalten worden, stellte man die Abnehmung Christi vom Creutze vor, und zwar vermittelst eines Crucifixes, mit dem man eben so als mit einem Menschlichen Cörper umgehen konnte. Wann die Nagel/ die Dornen Crone/ und die übrige Paßions-Werkzeuge ausgezogen und abgenommen wurden, brachte sie der Kirchen-Diener einem schwarz gekleideten Marien-Bild, welches diese Dinge durch gewisse Kunstwerke in die Arme nahm, und eines nach dem andern küßte. Endlich als der hölzerne Heyland vom Creutz herabgenommen, legte man ihn mit gefaltenen Händen und geradem Kopf in ein prächtiges Bette auf schöne weisse mit Spitzen besetzte Leilache, unter eine hüpsche Dammastene Decke. Um das Bette her war ein köstliches verguldetes Schnitzwerk, und ganz herum stunden Wachs-Lichter. In den meisten Peruanischen Kirchspielen und denen Kirchen der Barmherzigkeit werden dergleichen Parade-Bette zu obgedachter Ceremonie, Entierro de Christo oder die Begräbniß Christi genannt, aufbehalten. In solchem Aufputz trug man ihn bey brennenden Kerzen durch die Gassen. Verschiedene der Proceßion beywohnende Büssende waren mit einem leinenen Sack, welcher an den Hüften offen, verhüllet, und geisselten sich dermassen hart, daß man das Blut an dem entblößten Theil herabriselн sahe. Welches gewiß eine unnöthige Casteyung, massen man, nach des Heil. Tertuliani Lehre, sein Fleisch nicht so strenge zu züchtigen hat, daß eben

Blut darnach laufe. Gerson zeucht zu dem Ende den 1 Vers des XIV. Cap. des V. B. Mose an, da es heißt: Ihr seyd Kinder eures Gottes/ ihr sollt euch nicht Mahl stechen etc. Diese Gewohnheit war in Frankreich ehmals zu einer Mode geworden, durch das Parlament zu Paris aber im Jahr 1601 die öffentliche Geißlungen feyerlich verbothen.

Ich habe mir sagen lassen, man halte zu Santjago eigene Tröster ums Geld, welche denen sich in die Wette geisselnden Einhalt thun müssen. Doch gabs unter ihnen auch einige, welche keine Lust hatten, ihre Haut also zu zerfleischen. Diese giengen neben der Leiche her mit einem dicken Stock hinten auf dem Halse, den sie an beeden Enden mit hart gebundenen Händen, in Gestalt eines Creutzes, hielten. Weil sie nun wegen ungleichen Gewichtes bald auf die rechte, bald auf die linke Seite taumelten, mußte man ihnen je und je unter die Aerme greiffen, und wieder zu gleichem Gewichte helfen. Die meiste von diesen letztern waren Weibs-Personen, und weil die Proceßion ein wenig zu lange währete, sanken sie, der Hülfe ungeacht, unter der Last zu Boden, also daß man sie loßbinden muste.

Die ganze Nacht hindurch schossen die Schiffer auf der Rheede alle 7 Minuten ein Stück ab, bis des andern Tags, da die Ceremonie der Begräbnis Christi ein Ende nahm.

Nachdem die Maria calfatert (ausgebessert und die Bretter-Fugen von neuem mit Schiff-Pech verstrichen) worden, stellte man sich an, als sollte sie nach Peru seegeln, um nur zu sehen, ob sich die Spanier nicht zu Erhandlung unsrer Waaren verstehen möchten. Allein sie bothen kaum den ordinairen Wehrt zu Peru an, daß wir also ganzer 8 Monate zu Valparaisso liegen geblieben,

ben, ohne etwas zu verkaufen, als einige Kleinigkeiten, um die uns nöthige Lebens-Mitteln dagegen einzuhandeln. Unsre Hoffnung stund immer auf eine baldige Zeitung vom Frieden in Europa; Wann dann hernach keine Schiffe mehr aus Frankreich kämen, könnten wir die Handlung wieder auf einen guten Fuß setzen, und uns dieses, daß wir die letzte in der Süd-See, ansehnlich zu nütze machen. In dieser eiteln Einbildung errichteten die Capitains, Gardas, Battas und le Brun unter sich einen Vergleich auf 3 Monate, Kraft dessen sie sich bey Strafe von 50000 Rthlr. verbunden, keine Waaren anderst als in dem von ihnen abgeredeten Preiß wegzugeben. Allein alle diese Anstalten vermochten die Spanische Kaufleute doch nicht auf einen andern Sinn zu bringen.

Endlich als der Winter begonnte die Nordliche Winde wieder zu bringen, fühleten wir eines Tages, wie ungestühm das Meer auf der Rheede dadurch würde, wann sie auch gleich nur mäßig weheten. Hieraus schlossen wir, wie es bey schweren Stürmen seyn müste, hielten demnach nicht vor rathsam, da zu bleiben, und uns selber in Gefahr zu begeben.

XVII. Capitel.

Abreise aus der Rheede Valparaisso. Beschreibung der Bay COQUIMBO und der darinn befindlichen Stadt SERENA. Anmuthige Situation der letztern. Handelschaft auf der Cüste. Besondre Erd-Gewächse u. s. w.

Also seegelten wir den 11 May 1713 von Valparaisso ab, den Winter zu Coquimbo, woselbst man vor allen Winden sicher liegt, zuzubringen. Die frische Kühlung aus dem Süden, mit deren wir zur Rheede hinaus gelaufen, daurete nur 24 Stunden. Gleich darauf überfiel uns der Nord-Wind mit solcher Heftigkeit, daß wir einen Tag in diesem Meer, das sonst das Pacificum oder Friedliche genannt wird, die Seegel einnehmen, und mit dem Schiff ganzer 8 Stunden treiben musten, wobey die See sehr hohl gieng, und die dunkle Luft mit Donnern und Blitzen vermischt war: Welches letztere wider P. Oualle zu merken, als der da vorgiebt, daß dergleichen in Chili niemals zu hören. Doch wurde das Wetter ordentlich alle Nacht gelinder, ja fast stille. Daß wir also mit dieser Ueberfahrt, die man sonst in 24 Stunden verrichtet, ganzer 9 Tage zugebracht. Endlich als der Wind wieder Südlich umgelaufen, stachen wir hinein in die Bay Tongoy, welche man an einem kleinen Berg, Serro de Guanaquero genannt, und einer niedrigen Land-Spitze, welche die Spanier la Lengua de Vacca heissen, und diese Bay auf der Westlichen Seite beschleust, erkennen kann.

Das Land auf der Cüste, unerachtet es eben nicht allzu niedrig, scheinet dennoch 25 bis 30 Meilen von der hohen See heraus nicht anders, als ob es ganz unter Wasser stünde, während man oben drüber hohe allezeit mit Schnee bedeckte Berge erblicket. Welches gewiß eine handgreifliche Würkung der Rund- des Meers ist, die sich in einem so kleinen Bezirk dennoch so stark sehen läst.

Sobald man in die Bay Tongoy hinein, ist man nur noch 8 Meilen von Coquimbo gegen Süden. Man hat

hat sich dichte an Land zu halten, um der Einfahrt in die Bay nicht zu verfehlen, und über den Wind, welcher, ausgenommen im Winter, allezeit Südlich und Süd-Westlich ist, zu kommen. Ehe man dahin gelanget, findet man ein Viertel Meile über dem Wind die Oefnung einer kleinen Bucht oder Anfuhrt, la HERADURA genannt, etwa 2 Anker-Touwen breit. Folgends erblickt man untern Wind 3 oder 4 Klippen, deren erste, und dem hohen Meer am nächsten, Paxaro ninno genannt, ein Drittel einer Meile Norden zum Norden von der Spitze la TORTUGA, auf dem festen Lande zur Rechten ist, als von deren der See-Haven Conquimbo von dieser Seite her beschlossen wird. Gegen Süden dieser ersten Klippe, welche unterm 29 Grad 55 Minuten liegt, ist ein etwas kleineres Felsen-Eiland, zwischen welchem und dem festen Lande eine 17 Klaffter tiefe aber sehr enge Durchfahrt, durch welche etliche Französische Schiffe unbedachtsamer Weise geseegelt: da sie doch durch die Bay, welche sogar vornen bey drittehalb ganze Meilen breit ist, ohne alle Gefahr hinein kommen können.

Man thut wegen der immerzu aus Süden und Süd-Westen wehenden Winden wohl, sich nahe an die Erd-Spitze, auf der rechten Seite des Schiffes zu halten, und ganz hart am Paxaro ninno, welcher einer Chalouppen-Länge ganz sicher ist, hinzufahren, damit man mit wenigern Wenden und Laviren die gute Ancker-Stelle oder den sogenannten Porto, eines halben Schifs-Seils-Länge vom Lande gegen Westen, erreiche. Hier liegt man auf 6 bis 7 Faden tieff schwarzen Sand-Grund, bey einem 10 bis 12 Schuh langen, und 5 bis 6 Fuß hoch über das Wasser hervorragenden Stein, welcher einer Schildkröte gleichet, und daher auch auf

Spanisch Tortuga heisset. Die Schiffe liegen vor allen Winden sicher, wann sie die Spitze des Schildkröten-Felsen auf der linken und das feste Land auf der rechten haben; also daß man allenthalben Land siehet und keiner Erhebung des Meeres inne wird. Doch können sich nur 25 bis 30 Schiffe dieses Vortheils bedienen, und ob die Bay gleich groß und überall guter Anker-Grund ist, liegt man doch nirgends so bequem und ruhig; massen gegen der Stadt zu weniger Wasser und mehr Gefahr vor den Winden als im Porto oder Haven.

Wann einen im Aus- oder Einseegeln eine Wind-Stille überfällt, muß er ja nicht bey dem Paxaro ninno auf 40 oder 45 Klaffter das Anker fallen lassen, weil der Grund voll Klippen, welche die Touwen zerschneyden, und wo die Anker auch dermassen einhauen, daß man sie mit dem sogenannten Ancker-Reep (oder an dem Anker-Creutz befestigten Seil) nicht wieder herauf winden kann. Le Solide, ein Schiff von 50 Stücken, unterm Capitain Raguaine, ist hieselbst im April 1712 auf solche Weise um zween Anker gekommen.

Man hat in dem Porto nicht nur den Vortheil, daß man ganz nahe am Lande eben so sicher und ruhig, als in einem umfangenen Haven liegt, sondern kann auch im Nothfall ein Schiff von 24 Stücken auf obgemeldter Schildkröten-Klippe calfatern, weil man daselbst beym niedrigsten Wasser doch 12 Fuß übrig behält. Wie sich dessen dann etliche Französische Schiffe hierzu bedienet haben.

Allein gleich wie es was rares ist, in einem See-Port alle und jede verlangte Bequemlichkeiten beysammen zu haben, so hat dieser auch seine Mängel. Der größte ist, daß man von der Anker-Stelle eine ganze Meile weit

frisch

frisch Wasser holen muß. Dieses bekömmt man gegen Ost-Nord-Osten, aus einem Bach, welcher ins Meer läuft, und ob mans gleich schöpft wann das Meer niedrig und abgelaufen, schmeckts doch immerzu noch ein wenig salzig und widerwärtig, thut aber sonst an der Gesundheit keinen Schaden. Der andre Mangel ist dieser, daß kein ander Brennholz vorhanden als einiges Buschwerk, womit man aber blos den Back-Ofen einheitzen kann: Man begebe sich dann weit ins Thal hinein, welches 3 Meilen vom Port entfernet.

Zum dritten Fehler möchte man dieses zählen, daß man 2 Meilen weit zu Lande von der Stadt liegt, und zu Wasser nicht anländen kann, weil es an dem Ufer sehr hohl gehet.

Was die Stadt von Coquimbo, so sonsten SERENA heißt, betrifft, liegt dieselbe unten an dem Thal Coquimbo *, eine viertel Meile vom Meer, auf einer kleinen Höhe von 4 oder mehr Klaffter, welche die Natur als eine reguliere Terrasse oder Erd-Höhe hingesetzt; und zwar erstreckt sich solche Höhe in gerader Linie vom Norden nach dem Süden, längs der ganzen Stadt bey einer viertel Meile hin. Auf dieser giebt die erste Gasse einen sehr lustigen Spatzier-Gang, von deme man die ganze Bay und umliegende Landschaft übersichet. Eben so schnurrecht erstreckt sie sich vom Westen gegen Osten, längst einem kleinen Thal voll stets grüner Bäume, deren die Meiste von einer Gattung Myrthen/ welche die Spanier Arrayanes nennen. Mitten in diesem schönen Gebüsche läuft der krumme Fluß Coquimbo, wel-

 cher

* Fanillée setzt sie untern 29 Gr. 54 Min. 10 Sec. der Süder-Breite, und den 73 Gr. 35 Min. 45 Sec. der Westlichen Länge.

cher fast allzeit so niedrig, daß man durchwaten kann, wovon die Stadt ihr süsses Wasser nimmt, und die herumliegende Wiesen befeuchtet werden, nachdem er zwischen den Bergen heraus gerieselt, und unterwegens manch schönes und ganz leicht anzubauendes Thal fruchtbar gemacht.

Peter Baldivia, welcher dieses hüpsche Lager im Jahr 1544 zu Erbauung einer Stadt, die ihm auf dem Durchweg von Chili nach Peru zu einem sichern Ort dienen sollte, ausersehen, gab ihr wegen der herrlichen Luft den Namen Serena oder die Heitere, nach seinem eignen Vaterlande, welcher Name ihr auch mehr als einem Ort auf der Welt zukömmt: Gestalten der Himmel hieselbst allezeit angenehm und heiter ist. Dieses Land scheinet annoch die Anmuth der güldenen Zeit beybehalten zu haben: der Winter ist nicht strenge: die scharfe Norden-Winde wehen daselbst niemalen: die Sommer-Hitze wird durch sanfte Lüftlein um die Mittags-Zeit abgekühlet: und ist also das ganze Jahr nichts anders als eine glückliche Verbindung des Frühlings mit dem Herbst, welche mit einander zu regieren, und die Blumen mit den Früchten zu verknüpfen scheinen. Also daß man mit weit größrer Wahrheit davon sagen kann, was weyland Virgilius von einer gewissen Landschaft in Italien (Georgic. l. 2.) gesungen:

Hic ver assiduum atque alienis mensibus æstas;
Bis gravidæ pecudes, bis pomis utilis arbos:
At rapidæ Tigres absunt, & sæva Leonum
Semina . . . . .

Den

Den letzten Lobspruch, daß nemlich keine reissende und giftige Thiere darinnen seyen, belangend, gebühret solcher, nach Aussage der Einwohner, dem ganzen Königreich Chili, allwo man das ganze Jahr hindurch auf freyem Felde ohne Gefahr der Vergifftung schlafen kann. Doch habe ich, was auch P. Oualle dagegen vorgiebt, Kröten/ zu Conception, Schlangen und ungeheure Spinnen zu Valparaisso, und dann weisse Scorpionen zu Coquimbo gesehen. Vielleicht aber mag alles dieses Ungeziefer andrer Natur als das Europäische seyn; massen kein Exempel vorhanden, daß jemals ein Mensch davon beschädigt worden.

Der Grund-Riß der Stadt kömmt mit denen von der Natur dem Ort gegönneten Vortheilen sehr wohl überein. Die Gassen sind allesammt vollkommen gerade, in gleicher Schnur von einem Ende zum andern, wie zu Santjago, und zwar nach den vier Haupt-Gegenden des Himmels, Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht. Die aus solchen Gassen bestehende Stadt-Viertel sind nach gleicher Maasse, und bey jedem ein Bach. Allein weil nur wenig Einwohner vorhanden, die Strassen nicht gepflastert und unsauber, die Häuser unansehnlich und von blosser Erde gebauet, und mit blossem Stroh gedeckt, siehts einem Felde fast ähnlich, und die Gassen lassen als Garten-Alleen: Wie sie dann würklich auf beeden Seiten mit Feygen- Oel- Pomeranzen- Palm- und andern einen dicken sehr angenehmen Schatten ertheilenden Bäumen besetzt.

Der vornehmste Theil der Stadt bestehet aus zween Märkten und sechs Clöstern: von Jacobinern/ Augustinern, Franciscanern/ von Brüdern der Barmherzigkeit und Jesuiten: des Kirchspiels und der Capelle St. Agneta zu geschweigen. Vorzeiten stund eine

Kir-

Kirche der Heil. Lucia auf einem Hügel dieses Namens, welcher mit einer Spitze mitten in die Stadt hinein gehet, eben so hoch ist als die erste Terrasse, und wegen der niedrigen auf blosser Erde stehenden Häusern die Stadt beschiessen kann. Von dar erblickt man als von einem Amphitheatro eine schöne Landschaft, welche aus dem Prospect der Stadt, der bis ans Meer sich erstreckenden Ebne, imgleichen der Bay und derselben Einfahrt entstehet. Das ganze St. Lucia-Quartier war ehemals bewohnt, seit aber die Engeländer und Freybeuter die Stadt geplündert und eingeäschert, (welches innerhalb 40 Jahren zweymal geschehen,) ist sie eben so wenig als der Südliche Theil, wieder aufgebauet worden.

Die Entdeckung der Copiapoischen Bergwerke und das strenge Verfahren derer Corregidors tragen alle Tage was bey, daß sie je länger je dünner von Leuten wird. Unerachtet gemeldte Bergwerke bey 100 Meilen zu Lande von Coquimbo entfernet, sind doch viele Haushaltungen dahin gezogen: Also daß heut zu Tage nicht über 200 Feuerstätte und aufs höchste 300 wehrhafte Männer, die Nachbarn ungerechnet, hieselbst zu finden. In diesen wenigen Häusern steckt doch manches sehr liebreitzendes und aufgewecktes Frauenzimmer, welche nicht wenig darzu helfen, die übrige Anmuth des schönen Orts und angenehmen Luft desto besser zu geniessen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens hält viele Leute auf dem Lande in den Thälern Elques, Soraquy, Salsipued, Andacoll, Limari &c. woher man soviel Korn bekömmt, daß man 4 bis 5 Schiffe von ungefähr 400 Tonnen beladen, nach Lima schicken kann. Aus solchen Thälern geht auch viel Wein und Oel, welches letztere für

für das Beste auf der ganzen Cüste gehalten wird, nach Santjago. Aus diesen drey Gewächsen und etwas wenigem an Häuten/ Unschlitt und gedörretem Fleisch bestehet allhier die ganze Handlung, und die Einwohner sind arm wegen ihrer Faullenzerey sowohl als dem Mangel genugsamer Indianer, die für sie arbeiteten: massen dieses Land eines der reichsten an allerhand Metallen im ganzen Königreich ist.

Hæc eadem argenti rivos ærisque metalla
Ostendit, venis atque auro plurima fluxit. Virg.

Des Winters, wann etwas häufiger Regen fällt, findet man schier in allen von den Bergen herab fliessenden Bächen Gold, und könnte dessen das ganze Jahr hindurch habhaft werden, wanns nur allezeit regnete. Neun bis zehen Meilen Ostlich von der Stadt sind die Andacollische Waschwerke, worinn das Gold 23 Karate hält. Man arbeitet daselbst allezeit mit grossem Profit, wanns am Wasser nicht fehlt. Die Einwohner schwören, das Erdreich zeuge daselbst fort und fort Gold, weil, wann mans schon einmal gewaschen, etliche 60 oder 80 Jahre hernach sich doch fast eben so viel Gold wieder, als vorher, finde. In eben dem Thal sind, neben den Waschwerken, auf den Gebürgen eine so grosse Menge Gold- und auch Silber-Adern, daß man, wie ich von dem Gouverneur zu Coquimbo vernommen, über 40000 Menschen dabey zu thun geben könnte. Es sind etliche daselbst zu erbauende Mühlen im Anschlag, allein es mangelt an Arbeits-Leuten und Handwerkern.

In der Gegend Coquimbo, 2 Meilen gegen Nord-Osten, sind auch sehr häufige Kupfer Minen. Man gräbt schon lange in einem Gang, woraus fast die ganze Cüste von Chili und Peru ihr Küchen-Geräthe bekömmt;

kömmt: Wiewohl man weniger Kupferne als Silberne und irrdene Geschirre braucht. Für das Kupfer in Platen werden dem Centner nach acht Spanische Thaler bezahlet, welches in Ansehung des Wehrts des Silbers im Lande nur eine kleine Summe ist. Die Jesuiten haben noch einen Ertz-Gang 5 Meilen gegen Norden der Stadt in einem Berge Serro Verde genannt, welcher hoch und einem Zucker-Hut ähnlich, also daß man ihn zu einem Merkzeichen beym Einlauten in den Haven gebraucht. Noch giebts unzählig andre, die man aber, wegen Mangel des Verkaufs, liegen läßt. Dem Vernehmen nach werden auch Eisen- und Quecksilber-Adern daselbst angetroffen.

Hier muß ich ein und andrer Besonderheiten des Landes, die ich von dem Guardian der Franciscaner zu Coquimbo erfahren, Meldung thun. Die erste ist, daß 10 Meilen gegen Mittag der Stadt ein schwärzlichter Stein zu sehen, aus welchem, alle Monat nur einmal, eine Quelle springt, und zwar aus einer Oeffnung die einem Menschlichen Gliede gleichet, und dieses Wasser macht auf dem Stein einen weissen Strich.

Die zweyte ist, daß bey Hazienda de la Marquesa, 6 Meilen gegen Morgen der Stadt ein grauer Stein ganz eben als ein Tisch, vorhanden, auf welchem ein Schild und Helm von rother Farbe vollkommen gut gezeichnet, welche Farbe auch sehr tief in den Stein hinein gehet, den man eben deswegen, um es zu sehen, entzwey geschlagen.

Die dritte ist, daß in einem Thal ein kleiner ebner Platz, auf welchem, wann man einschlafe, man beym Erwachen ganz geschwollen: welches hingegen nur etliche Schritte davon nicht geschehe.

Weil der Haven von Coquimbo kein Handels-Ort

für Europäische Waaren, als deren man des Jahrs für mehr nicht als etwa 12 bis 15000 Thaler absetzen kann, gehen die Französische Schiffe niemals dahin als frische Eßwaaren nebst Wein und Branntewein einzunehmen. Das Rindfleisch ist allda ein wenig besser als zu Valparaisso, und meistens in einem Preise. Man hat zwar auch Feldhüner, aber schlecht von Geschmack: Hingegen sind die Turtel-Tauben recht was leckeres. In einem kleinen Sumpff unfern dem Haven giebts eine Menge wilde Enten. An Fischen fehlts in der Bay auch nicht, von der Gattung wie bey Valparaisso, ausser einem sehr delicaten Fisch ohne Gräte, Nahmens Tesson, welcher nirgends als auf dieser Cüste gefangen wird. Allein es läst sich nicht bequem angeln, oder mit dem Netze ziehen, weil das Ufer voll Steine, das Meer unruhig, ja voll langen See-Grasses schwimmet.

Mit den Pflantzen ists in dieser Gegend fast eben so als um Valparaisso herum. Der Paico ist hieselbst kleiner und schärffer von Geschmack, mithin ein Schweißtreibenderes Mittel. Es giebt sehr viel Kräuter von einer Art Ceterach, (Steinfahren-Kraut) von den Spaniern Doradilla genannt, dessen Blätter gantz gekräuselt. Sie trinkens abgekocht, um sich von der Müdigkeit langer Reisen zu erholen, und haltens für sehr gut zur Reinigung des Geblüthes. Man hat allda eine Gattung kleine Kurbisse, so das ganze Jahr hindurch währen, Lacayota genannt. Diese zieht man auf den Dächern der Häuser, und macht ein herrliches Confect daraus. Es wächst in dieser Gegend eine Menge Algarrova, eine Art Tamarinden, mit einer sehr herzichten Bohne, deren trockene Schelfe und Kern, gestossen und in Wasser gelegt, eine recht schöne Dinte zum schreiben geben, wann nur ein wenig Kupfer-Wasser

darein

darein kömmt. Man nennets auch Tara, wegen seiner Gleichheit mit der Hülfe dieser Pflanze, ob es gleich in der That davon einigermassen unterschieden.

Allmählich wird man in dieser Gegend eines Baums gewahr, welcher in dem übrigen ganzen Chili nirgends, sonst aber in Peru allein wächst. Man nennet ihn Lucumo. Sein Laub gleichet ein wenig den Pomeranzen und Floripondio, seine Frucht auch sehr der Birn worinn des letztern Gewächses Saamen steckt. Wann die Frucht zeitig, ist die Schelfe etwas gelblicht, das Fleisch aber noch gelber, und von Geschmack und Wesen meistens als ein frisch gemachter Käß. In der Mitte liegt ein Kern, der Farbe, wie auch dem haarichten und fleischichten Wesen nach, einer Castanie durchaus ähnlich, nur daß er bitter, und zu nichts nütze ist.

Gegen Cordillera näher hin findet man in den Thälern eine Pflanze, welche, wann sie erst aufgeschossen und noch ganz jung, wie ein Salat eßbar ist, sobald sie aber etwas stärker und grösser gewachsen, denen Pferden zu einem so gewaltigen Gifte wird, daß sie gleich nachdem sie davon gefressen, erblinden, geschwellen, und in gar kurzer Zeit zerbersten.

XVIII. Capitel.

Aufbruch von Coquimbo. Der Author begiebt sich auf ein ander Schiff. Die Bay QVASCO.

Das schlechte Ansehen, daß der Capitain Duchéne die Waaren in dem von ihm verlangten Preise absetzen würde, sammt seinem Entschluß so lange zu warten, bis der Friede in Europa sowohl als West-

Indien

Indien abgekündigt wäre, um der letzte auf der Cüste zu seyn, in süsser Hoffnung, es würden sodann keine Schiffe mehr aus Frankreich hieher kommen dörfen; bewogen mich dahin zu segeln, nicht länger als zwey Jahre, welche der König mir zu dieser Reise allergnädigst bewilliget, auszubleiben, zumalen ich gewiß wuste daß der St. Joseph, auf welchem ich mich bisher befunden, zum wenigsten noch ein paar Jahre auf der Cüste und zu der Heimreise vonnöthen hatte.

Demnach begab ich mich auf ein Spanisches Schif, Jesus Maria Joseph genannt, mit Korn nach Callao unter Don Antonio ALARCON geladen, um etwa einige Französische Schiffe, so ihr Gewerbe schon verrichtet, und wieder auf dem Rückweg nach Hause begriffen, anzutreffen. Die Gelegenheit schickte sich sehr wohl, weil wir in denen befahrenen und bewohnten See-Häven, Puertos intermedios genannt, einsprechen solten.

Den 30 May gingen wir unter Seegel, um aus der Coquimbo Bay hinaus zu laufen. Allein als uns draussen eine Windstille überfallen, riß der Strohm uns wieder hinein, und wir kamen dem Paxaro ninno gegen Ost-Süd-Osten auf 17 Klafter tief vor Anker. Des andern Tages gings uns wieder so, und wir liessen den Anker von neuem fallen.

Es ist eben nicht zum leichtesten, aus dieser Bay hinaus zu kommen, man gehe dann zu Seegel mit einem guten Terral oder Landwind, welcher gewöhnlich nur von Mitternacht an bis des Morgens wehet. Man hat sich wohl vorzusehen, aussen vor der Oefnung oder dem Mund der Bay von keiner Windstille ergriffen zu werden, weil die nach dem Norden laufende Ströhme die Schiffe zwischen die Paxaros Ellande und das feste

Land jenseits der Erd-Spitze der Theatiner verschlagen. Gedachte Eilande liegen 7 bis 8 Meilen Nord-West dem Compaß, oder Nord-Westen zum Norden der Weltkugel, gegen der Spitze Tortuga zu rechnen. Man könnte sich zwar mit einem guten Wind durchbringen, weil würklich eine Durchfahrt dazwischen ist; allein nebendem daß sie gefährlich u. wenig gebraucht wird, schlagen die Hochfluthen allzuhart an diese Eilande, an welchen etliche Spanische Schiffe zu Grunde gegangen. Wann demnach der Terral oder vom Lande abstehende Wind nicht stark genug noch beständig, muß man nicht hinausseegeln als mit dem Tag-Lüftgen aus Süd-Süd-Westen, und etliche Meilen West-Nord-Westlich See-einwerts stechen, mithin sich von diesen Eilanden entfernen, welche die Spanische Steuerleute bey stillem Wetter als eine Klippe meiden: um so viel mehr, weil man der rechten Gezeiten der Ebbe und Fluth allda nicht kündig. Doch hege ich von dem innern der Bay andere Gedanken, und vermeyne beobachtet zu haben, daß die Verzögerung der Hochfluth nicht daher käme, daß der Mond über den Mittagscirkel schritte, sondern vielleicht vom dritten Theil, oder von einer Viertelstunde. Für gewiß gebe ich hierinne nichts aus; maassen eine dergleichen Anmerkung, wann sie in allen Stücken deutlich und richtig seyn solte, viele Monate erforderte.

Endlich liefen wir den 7 Junii des Morgens um vier Uhr mit Ostlichen Winden hinaus. Um den Mittag nahm ich die Höhe dem Paxaro ninno gegen Westen, und befand 29 Grad 55 Minuten, wie ich schon vorher angezeigt. Nachdem sich der See-Wind des Abends eingestellt, fuhren wir in der Nacht bey der Insul CHOROS hin. Sie liegt denen Paxaros 4 Meilen gegen

gen Norden, und wir bildeten uns gar ein, sie im Dunkeln gesehen zu haben.

Des andern Morgens früh befanden wir uns 4 Meilen Norden zum Westen der Insul CHANARAL, welche vermittelst einer mit dem Nordlichen Wind von der See bedeckten Sandbank an das feste Land stößt. Sie liegt 4 Meilen von der Insul Choros, und 16 Meilen von der Spitze Tortuga, ist fast ganz platt, und nur kleine.

Vier oder fünf Meilen weiter gegen Norden zeigte man mir einen weissen Flecken bey einer Tiefe, Quebrada honda oder die tiefe Kluft genannt, über deren reiche Kupfer-Gänge vorhanden.

Folgends erblickten wir des Abends die GVASCO-Bay, allwo sichs auf 18 bis 20 Faden ganz nahe am Lande sicher ankern läßt. Dieser Haven wird wenig besucht, weil kein ander Gewerbe darauf, als was ein gewisser Kaufmann mit dem daherum gegrabenen Kupfer treibt. Die Oefnung des Havens ist gegen Norden, und er etwa 1 Meile breit. Man trift gut Wasser darinnen an.

Des andern Tages seegelten wir 4 bis 5 Meilen weit von der Bucht Totoral hin, in welcher guter Ankergrund. Man erkennet sie an nichts, als daß sie ungefehr zwischen der Mitte des Vorgebürges Serro Prieto, und einer niedrigen Erdspitze, der Salz-Bay gegen Süden liegt.

Den 10 bekamen wir den Morro oder Hügel Gopiapo zu Gesichte, welcher in die Ferne als eine Insul läßt, weil er an das feste Land nur durch eine sehr niedrige Spitze oder Erdzunge stößt. Woran man ihn auch sehr deutlich kennen kann. Diese Spitze ist mehr als mittelmäßig hoch, liegt unterm 27 Grad Süder-

Breite und wird mit der Spitze St. Helena in Peru verglichen; wie sie ihr denn, wo man sie von der Mittags-Seite her siehet, ähnlich, und von der Mitternächtlichen Seite oder unterm Wind auch nicht gar ungleich ist.

Indeme man derselben näher kömmt, erblickt man ein kleines niedriges Eiland, so etwa eine Viertel Meile im Durchschnitt, zwischen welchem und dem festen Lande dem Vernehmen nach vor den Norden-Winden gut liegen, und zwar hinten in die Anfurth hinein, wo sich der Fluß Copiapo ergeußt.

Gerade gegen dieser Anfurth oder Bucht über war uns der Nord-Wind entgegen, und ich konnte nachmals bey der Wind-Stille bemerken, daß die Ströhme nach dem Süden liefen. Welches dasjenige bekräftiget, was die Spanische Schiffer sagen, nemlich, daß sie bey Nordlichen Winden mit dem Winde gehen.

Endlich als der Wind Südlich umgelaufen, gingen wir des Nachts vor Anker in einer Bucht Puerto des Yngles oder der Engelländer Haven genannt, weil ein Engelländischer See-Räuber zum erstenmal daselbst vor Anker gekommen. Wir lagen auf 36 Faden Sand- und Muschel Grund, Nord-Osten zum Norden dem Morro Copiapo, und Süden zum Osten der allernächsten Spitze von Caldera auf der rechten Seite. Des andern Tags warf ich in dieser Anfurth das Senk-Bley, und fand gegen dem Morro zu felsichten Grund und tief Wasser, gegen Norden aber Sand und seucht Wasser. Uebrigens ist weder süß Wasser noch Holz daselbst zu haben.

XIX. Ca-

XIX. Capitel.

Beschreibung des See-Havens CALDERA, des grossen Markt-Fleckens COPIAPO und der daherum befindlichen häufigen Gold- und andern Erz-Gruben. Besondre Thiere, in deren Leibern der Bezoar-Stein gefunden wird. Ungeheure Wüste. Lächerliche Andacht, um guten Wind zu bekommen. Der Haven COBIJA samt dem dabey liegenden Dorfe. Weg von dem letztern nach den berühmten Bergwerken LIPES und POTOSI. Peruanische Löwen. Das Eiland IQVIQVE. Die GVANA Erde u. s. m.

Dienstags den 13 liesen wir aus dem sogenannten Engelländer-Haven hinaus, Willens unsern Anker im Haven CALDERA fallen zu lassen, als welcher durch eine Erd-Spitze davon abgeschieden ist, vor deren eine Brandung oder langer feuchter Grund, woran wir einen Pistol-Schuß weit hinfuhren, und so immerzu langs dem Lande am Steuer-Boord oder auf der rechten Seite des Schiffs, wo ganz keine Klippen, sondern Wasser genug, fortrückten, um über den Wind, und also ohne Lavieren oder öfters wenden, vor Anker zu kommen. Wir liessen sie auch mit dieser Wendung auf 10 Faden tief fallen, dem am Steuer-Boord am weitesten herausragenden Land gegen Süd-Osten zum Osten, also daß wir die Nordliche niedrige Erd-Spitze im Norden zum Osten drey Meilen von uns hatten. Hier schifften wir das wenige Korn,

so wir für die Stadt Copiapo eingenommen hatten, aus, und luden dagegen den auf unsre Ankunst schon ans Gestade gebrachten Schwefel wieder ein.

In diesem Haven liegen die Schiffe vor allen Südlichen Winden sicher, im Winter aber soll, unerachtt die Norden-Winde unter dieser Breite keine Macht mehr haben, das Meer dennoch sehr aufschwellen. Er ist zwar der nächste an Copiapo, wird aber wenig befahren, weil keine Nothdurft daselbst zu haben. Das Holz ist hier sehr rahr, und man muß es 5 bis 6 Meilen im Thal hinein, wo der Strohm durchläuft, holen. Frisch Wasser einzunehmen ist auch schwer. Man bekömmt es aber in einer Grube, etliche funfzig Schritte vom Ufer zu allerhinterst der Rheede, worinn sich ein wenig Braack-Wasser sammlet. In dasiger Gegend ist keine andre Wohnung zu sehen, als eine Fischer-Hütte hinten in der Bucht gegen Nord-Osten. Die Stadt liegt 14 Meilen davon gegen Morgen, wann man den kürzesten Weg über das Gebürge nimmt, dem gewöhnlichen Weg nach aber längs dem Fluß, welcher, gedachtermassen, fünf Meilen weiter gegen Süden als Caldera, sich ins Meer ergeußt, sinds 20 Meilen.

Der ganze Strand von Caldera liegt voll Meer-Muscheln: insonderheit von denen sogenannten Locos, welche nicht allzulange, und oben eine sehr weite Oefnung haben. Verstösset sich Dampier demnach, wann er sagt, es fänden sich auf dieser ganzen Cüste gar keine Meer-Schnecken.

COPIAPO ist ein grosser Markt-Flecken, worinn die Häuser hier und dar zerstreuet und ganz unordentlich gebauet. Die Entdeckung der daselbst vorhandenen Gold-Gruben hat seit 6 Jahren einige Leute dahin gelocket, also daß man jetzo 8 bis 900 Seelen zählet. Dieser

ser Anwachs von Spaniern hat Gelegenheit zu einer neuen Eintheilung des Landes gegeben, vermöge deren man den armen Indianern nicht nur ihre Felder sondern auch ihre Häuser wegnimmt, als welche der Corregidor denen Neuangekommenen für Königliche, oder, besser zu reden, für seiner Bedienten Rechnung verkauft, und zwar unterm Vorwand, denen neuen Einwohnern, welche die Bergwerke in den Gang bringen, beförderlich zu seyn. Es hat Erz-Gruben gerade über der Stadt, und wieder andre ein paar Meilen davon, von dar man das Erz auf Maul-Thieren nach denen in der Stadt selbst vorhandenen Mühlen bringt. Im Jahr 1713 stunden derer sogenannten Trapiches sechse daselbst, und man bauete noch eine von denjenigen, welche Ingenio real oder Stampf-Mühlen heissen, deren nachmals gedacht werden solle, womit man zwölfmal soviel als mit den Trapiches, nemlich zehen Caxons des Tags wird mahlen können. Das Caxon gibt hieselbst bis 12 Unzen an Gold, mehr oder weniger, zur Ausbeute. Zu den Unkosten müssen 2 Unzen heraus kommen: und die Unze Gold wird allda für 12 bis 13 Piasters verkauft.

Neben den Gold-Gruben findet man um Copiapo herum auch eine Menge Eisen-Kupfer-Zinn- und Bley-Adern, die man aber nicht einmal ausgraben mag. Ueberdiß giebts hier viel Magnet- und Lasur-Steine, von dem die Leute des Landes kein groß Wesen machen. Sie liegen 14 bis 15 Meilen von Copiapo bey einem Ort, wo ein Haufen Bley-Adern. Endlich so steckt das Erdreich auch voll Stein-Salz, daher das süsse Wasser daselbst sehr rar ist. Eben so gemein ist der Salpeter, den man in den Thälern Fingers dick über dem Boden liegen siehet.

In den hohen Cordillerischen Gebürgen, 40 Mei-

len vom See-Haven Ost-Süd-Ostwerts sind Gänge von dem allerschönsten Schwefel, den man mit Augen sehen mag. Diesen gräbt man ganz rein aus einer bey 2 Schuh breiten Ader, ohne daß er nachgehends einer Säuberung benöthiget wäre. Der Centner im Haven geliefert, von dar man ihn nach Lima verführet, gilt 5 Rthlr.

Man treibt zu Copiapo auch ein kleines Gewerbe mit Theer, einer Gattung Harz von einer Staude, deren Blätter dem Roßmarin gleichen. Es kommt aus den Aesten und dem Saomen, und wird in grosse gleichseitige Stücke, so 2 Schuh lang und 10 bis 12 Zoll dick, zerlassen. Ist an sich sehr trocken, und dienet bloß zu Verpichung der Botiches oder irrdenen Krüge, worinn der Wein und Brandtewein aufbehalten wird. Der Centner kostet im See-Haven fünf Thaler. Uebrigens ist der Boden sehr unfruchtbar, und bringt kaum so viel, daß die Einwohner, welche doch den meisten Proviant von Coquimbo holen, davon leben können.

Auf den Gebürgen dieser Landschaft giebts viele Guanacos, so etwas von einem Cameel und einem Rehe der Gestalt nach an sich haben, in deren Leibern der in der Arzney-Kunst vor Alters so hoch geachtete Bezoar-Stein, daß man ihn mit Silber aufgewogen, gefunden wird. Allein heut zu Tage, nachdem man die Krebs-Augen und andre Alcalische Salze von eben der Tugend befunden, hat er seinen Wehrt in Frankreich mächtig verlohren, ob ihn gleich die Spanier noch immerzu sehr theuer bezahlen.

Von Copiapo bis nach Coquimbo, ganzer hundert Meilen weit, ist weder Stadt noch Dorf, sondern bloß etliche Meyer-Höfe zu sehen, und von Copiapo bis ATAGAMA in Peru ist das Land dermassen rauh

und

und öde, daß die Maul-Thiere aus Mangel des Grases und Wassers verschmachten müssen. Achzig Meilen Weges ist ein einziger Strohm, so von der Sonnen Aufgang an bis zu ihrem Niedergang fleußt, weil vielleicht die Sonne des Morgens den Schnee schmelzet, und dieser des Nachts wieder gefrieret. Die Indianer nennen ihn ANCHALLULAG oder den Heuchler. Dies sind die grausam hohe Gebürge, welche Chili und Peru von einander scheiden, auf denen die Kälte manchmal so strenge, daß man, und zwar mit den Geberden eines Lachenden, zu Tode friert; dahero nach etlicher Scribenten Meynung der Nahme Chili oder Kalt entsprossen, unerachtet das Land jenseits den Gebürgen treflich temperiret ist. Man lieset in der Historie der Eroberung von Chili, die ersten Spanier, so über diese Gebürge gekommen, seyen auf ihren Maul-Eseln erfrohren. Jetzo hat man einen weit bessern Weg langs der See-Cüste ausgefunden.

Nachdem der Schwefel, den wir einzunehmen hatten, zu Schiffe gebracht, begaben wir uns Sonntags den 18 Junii zu Seegel, nach ARICA. Allein die Wind-Stille sowohl als die Nordliche Winde hielten uns etliche Tage im Gesichte des Landes auf. Weil diese Zögerung nun dem Eigner des Schiffes, Duenno, sammt dem Spanischen Schiffer verdrießlich fiel, fingen sie, sammt dem Boots-Volk ein neuntägiges Gebet zum Heil. Francisco Xavier an, daß er ein Wunderwerk verrichten und erwünschten Wind schicken mögte, so sich aber auf die von ihnen vorgeschriebene Zeit nicht einstellete. Hierüber wurden sie so böse, daß sie frey heraus sagten, sie wollten keinen Heiligen mehr anrufen, weil sie doch keiner Erhörung gewähret würden. Der Schiffer nahm seine Zuflucht hierauf zu einem klei-

nen Marien-Bild, so er an den Besaan- oder hintern Mast-Baum heftete, und öfters also anredete: Mein gutes Kind, ich nehme dich eher nicht weg / bis du uns guten Wind verschaffest. Geschahe es dann, daß die Maria von Velen, wie sie es aussprechen, d. i. von Bethlehem, nichts ausrichtete, hängte er eine Maria vom Berg Carmel, vom Rosen-Cranz oder de la Soledad, (von der Einsamkeit oder Betrübnis,) dahin. Woraus abzunehmen, wie hoch die Spanier die Bilder in Ehren halten, und was sie für ein Vertrauen darauf setzen.

Endlich brachte uns ein starker Wind aus Süd-Süd-Osten unter die Breite des 22zigsten Grads, 25 Minuten, welches eben die Höhe von COBIJA, dem Haven der 40 Meilen Landwerts gelegenen Stadt ATACAMA ist. Man kann den Haven daran erkennen, weil vom Morro Moreno an, welcher 10 Meilen über den Wind liegt, der Berg sich immer bis gerade über der Bucht, worinn er ist, erhebet, und von dar sodann wieder ein wenig niedrig zu werden anfängt: daß also diese Gegend, obgleich nur wenig, die höchste auf der ganzen Cüste ist. Daran läst sich der Haven viel sichrer erkennen, als an den weissen daselbst sichtbaren Flecken, weil man deren auf der ganzen Cüste eine Menge antrift. Uneracht wir nun daselbst niemals gewesen, will ich doch dasjenige, was ich von einigen allda vor Anker gelegenen Franzosen gehöret, beybringen. Sie sagen nemlich, es sey nur eine kleine Bucht, das Drittel einer Meile tief zwischen das Land hinein, und man solle auf 18 oder 15 Faden Sand-Grund ankern können. Vor den Süd- und Süd-Westlichen Winden, welche auf der Cüste am meisten wehen, liegt man nicht allzu bedeckt.

Wer ans Land will, muß zwischen Steinen aussteigen, welche einen engen Paß oder Fahrt gegen Süden machen, in welchem auch die Chaloupen allein ohne Gefahr anlanden mögen.

Das Dorf COBIJA bestehet aus etwa funfzig Indianischen von See-Hund-Häuten verfertigten Häusern. Weil der Boden unfruchtbar, nähren sie sich gewöhnlich mit Fischen, ein wenig Mahiz oder Indianischen Korn, und Papas oder Erdäpfeln, die man ihnen von Atacama für ihre Fische bringt. In dem Dorfe ist nichts als ein schmaler Strich etwas salzigten Wassers, und statt allen Gehölzes stehen 4 Palm- und 2 Feigen-Bäume da, welche zum Zeichen der Anker-Stelle dienen können. Für das Vieh wächst nirgends Graß, und man muß die Indianische Hämmel in eine wässrigte Tiefe gegen der Höhe des Berges antreiben, wo sie hier und dar einen Halm zu fressen finden.

Weil dieser See-Haven an allen Dingen Mangel hat, wird er niemals besucht ausser von Franzosen, welche, um die Kaufleute an sich zu ziehen, die bey den Bergwerken am nechsten gelegene und hingegen von denen Königl. Spanischen Bedienten am weitesten entfernte Gegenden aufgesucht, damit es mit der Kaufmannschaft und der Ausfuhr des Silbers und anderer Waaren desto bequemer zuginge. Dieser Ort ist also der nächste an Lipes und Potosi, welches letztere doch über 100 Meilen davon, und zwar in einem öden Lande, und wohin folgender Weg ist. Man muß nemlich von Cobija aus die erste Reise 22 Meilen weit ohne frisch Wasser und Brenn-Holz thun, bis man an den kleinen Fluß Chacanza kömmt, dessen Wasser jedoch gleichfalls sehr salzigt.

Von dar sind wieder 7 Meilen, bis zu eben solchem

Was-

Wasser; massen es der vorige Strohm, ausser daß er hier einen andern Nahmen hat.

Endlich brauchts noch 9 Meilen bis CALAMA, ein von 10 oder 12 Indianern bewohntes Dorf. Zwo Meilen ehe man dahin gelanget, kömmt man durch ein Gehölze von Algarrovos, so eine Gattung Tamarinden.

Von Calama bis CHIUCHIU oder Nieder-Atacama sind 6 Meilen. Dies ist ein Dorf von 8 oder 10 Indianischen Wohnungen, 17 Meilen von Ober-Atacama gegen Mittag. In diesem hat der Corregidor von Cobija seinen Aufenthalt.

Von Chiuchiu nach Lapis mögens 70 Meilen seyn, die man in 7 oder 8 Tagen zurücke legen kann, ohne eine Wohnung anzutreffen, und der Weg geht 12 Meilen über ein Gebürge, sonder Wald und Wasser.

LIPES ist ein grosses Bergwerk, (Asiento de Minas,) aus welchem lange Zeit viel Silber gehoben worden. Es gehen daselbst allezeit 8 Puch-Mühlen, ohne diejenige bey den kleinern Erz-Gruben dasiger Gegend, als Escala, Aquegua und Sant Christoval, in welchen Oertern deren auch Sechse vorhanden. Lipes wird in zwey Theile abgetheilet, deren eines zum wenigsten eine halbe viertel Meile von dem andern entlegen. Eines nennet man eigentlich Lipes, das andere aber GUALCO. In diesen beeden Oertern, wenn diejenige Leute, so unten am Hügel in den Silbergruben arbeiten, darzu gerechnet werden, mögen etwa 800 Personen allerhand Gattung leben. Gedachter Hügel ist mitten zwischen Guaico und Lipes, von Erz-Gruben ganz durchlöchert, worunter eine so tief, daß man gar bis auf den Fuß des Felsen oder Erz-Gesteines gekommen, unter wel-

welchem Sand und Wasser war, und der von den Spaniern deswegen die Antipodes genannt wurde.

Von Lipes nach Potosi sinds beyläufig 70 Meilen, die man in 6 oder 8 Tagen ablegen kann. Auf dem ganzen Weg sind über ein paar Indianische Hütten nicht anzutreffen.

POTOSI nun ist die wegen der vormals daher gebrachten unsäglichen Schätzen, deren man noch jetzo aus dem Gebürge, an dessen Fuß sie erbauet, nicht wenig holet, in der ganzen Welt so berühmte Stadt. Man zehlet allda über 60000 Indianer und 10000 Spanier oder Weisse. Auf Königlichen Befehl müssen die benachbarte Kirchspiele jährlich eine gewisse Anzahl Indianer, in den Bergwerken zu arbeiten, dahin senden. Man nennets la Mita. Die Corregidors schicken sie recht am Frohnleichnams-Feste fort. Die meisten nehmen ihre Weiber und Kinder mit, die aber gewiß mit weinenden Augen und sehr ungerne daran kommen. Dem ungeacht giebts unter ihnen viele, welche, wann das Jahr ihrer Schuldigkeit um ist, ihrer Wohnungen vergessen, und zu Potosi zu bleiben gewohnen. Daher eben diese Stadt so volkreich ist.

Die Erz-Gruben sind im Preise sehr gefallen, und die Münze präget nicht den vierten Theil mehr von dem was sie vor Jahren an Gelde geschlagen. Ehemals stunden bey 120 Mühlen da: jetzo aber sinds nicht über 40, und hat öfters nur die Helfte davon Arbeit.

Man beschreibet diesen Ort so kalt, daß weiland die spanische Weiber daselbst keine Kinder gebähren, noch aufbringen konnten, sondern 20 bis 30 Meilen davon ziehen musten, um mit ihren zarten Ehepflanzen nicht vor Frost zu sterben. Allein heutiges Tags halten dennoch ihrer etliche allda ihr Wochen-Bette. Diese ih-

re

re Zärtlichkeit legte man als eine Strafe vom Himmel aus, weil die Indianerinnen von solchem Ungemach nichts wissen. Was sonsten noch mehr Besonderheiten dieser Stadt sind, lassen sich in verschiedenen Reise-Beschreibungen lesen.

Nachdem wir bey Cobija vorüber, verfielen wir unterm 21 Gr. in eine Wind-Stille, und zwar bey einem kleinen Eiland, die Zelte genannt, weil es einer Zelte gleichet. Oben ists um die Hälfte schwarz, und unten weiß. Hinter diesem Eiland auf dem festen Lande ist eine schmale Anfurth für Chaloup pen. Auf dieser Cüste giebts Thiere, so von den Lands-Einwohnern Löwen genannt werden, ob sie wohl von denen in Africa sehr unterschieden. Ich habe davon Häute mit Stroh ausgestopft gesehen, daran der Kopf etwas Wolf- und Tygerähnliches an sich hat, der Schwanz aber ist viel kürzer als an gemeldten Raub-Thieren. Man hat sich übrigens für ihnen nicht zu fürchten; Sie fliehen für den Menschen, und greifen nur die Vieh-Heerden an. Wir schwebten zween Tage in der Windstille bey der Zelten-Insul herum, ohne jedoch eines Strohms gewahr zu werden.

Hierauf fuhren wir mit einigen frischen Winden gegen den Morro oder Hügel Carapucho hin, an dessen Fuß die Insul IQVIQVE in einer Bucht, wo man Anker werfen kann, liegt. Doch trift man kein frisch Wasser darauf an. Die auf dem festen Lande wohnhafte Indianer holens selber 10 Meilen davon, aus der Tiefe Pissagua, mit einem ausdrücklich darzu gezimmerten Fahrzeuge. Weil sie aber von contrairen Winden manchmal aufgehalten werden, müssen sie es aus dem Pica, fünf Meilen über Land, herholen.

Die Insul IQVIQVE ist gleichfals von Indianern

und Schwarzen bewohnt, welche daselbst GUANA graben müssen. Dis ist eine gelblichte Erde, so man für s. v. Vögel-Dreck hält, weil neben deme, daß sie nach See-Raben stinkt, auch sehr tief hinein in dieser Erde Vogel-Federn gefunden worden. Nichts desto weniger läßt sichs schwer begreifen, wie ein so grosser Haufen davon zusammen gekommen; Maassen man schon über hundert Jahre lang jährlich zehen bis 12 Schiffe voll ladet, das Land wie unten gedacht werden solle, damit zu düngen, und doch kaum zu merken, daß die Insul an Höhe abgenommen, unerachtet sie im Umfang nur etwa 3 Viertel Meile ist. Man verführet auch eine Menge davon auf Maul-Eseln in die Weinberge und Korn-Felder von Tarapuca, Pica, und andre benachbarte Oerter. Wordurch einige auf die Gedanken gerathen, als seye es eine Eigenschaft eines besondern Erdreichs. Ich meines Orts bin der Meynung nicht; gestalten die See-Vögel daselbst in so grossen Schwärmen vorhanden, daß man, sonder Unwahrheit, sagen kann, daß die Luft manchmal davon verfinstert wird. Man siehet sie in der Bay Arica in unzählicher Menge alle Morgen gegen 10 Uhr und des Abends um 5 zusammen kommen, und die um solche Zeit oben auf dem Wasser schwimmende Fische ganz ordentlich wegfangen.

Zwölf Meilen von Iquique hat man im Jahr 1713 Silber-Adern entdecket, den Schluß, sofort darinn zu graben, gefasset, und vermuthet allem Ansehen nach eine reiche Ausbeute.

Von Iquique bis Arica ist die Cüste sehr hoch und von Klippen rein. Man muß ganz nahe am Lande hinfahren, damit die Schiffe nicht von denen des Sommers Nordych und Nord-Westlich laufenden Ströh-

men

men auf das hohe Meer hinaus gerissen werden. Doch geht ihr Strich des Winters manchmalen auch Südlich, wie sowohl wir als viele andere erfahren haben.

Nach der Tieffe Pissagua kömmt diejenige so den Namen Camarones trägt: und 4 Meilen über dem Wind von Arica findet man die von Vitor, in deren süß Wasser und Holz anzutreffen. Dis ist der einzige Ort, wo die zu Arica vor Anker liegende Schiffe dergleichen einnehmen können.

Wann man 1 Meile bey Quebrada de Camarones ist, fängt man an den Hügel von Arica zu entdecken, welcher einem Eiland gleich siehet, weil er viel niedriger als die Cüste in den Wind ist: kömmt man aber 3 oder 4 Meilen näher hinzu, so erkennt man ihn an einem kleinen niedrigen Eiland, welches vornher liegt, als eine blinde Klippe, und dann auch an seiner steilen Höhe, woran man nicht fehlen kann, weil drüber hin die Cüste niedrig ist. Er liegt unterm 18 Gr. 20 Min. Süder-Breite.

Dieser Hügel ist auf der Westlichen Seite ganz weiß von dem Geklöse der sogenannten See-Raben, welche sich daselbst so häufig versammlen, daß er damit ganz bedecket ist. Solcher Ort ist auf der ganzen Cüste der allerkenntliche. Bey klarem Wetter erblickt man ins Land hinein den Berg TAGORA, welcher bis in die Wolken zu reichen scheinet. Oben hat er zween Gipfel, bey welchen der Weg nach Paz vorbeygehet. Die Luft droben ist von der untern so unterschieden, daß denjenigen, so über diesen Berg zu reisen nicht gewohnt, eben so übel im Haupt und ums Herze wird, als auf dem Meer.

XX. Ca-

XX. Capitel.

Beschreibung der Rheede ARICA und des Dorfes gleiches Namens. Besondre Manier Häuser zu bauen. Das Thal Arica. AGY oder Indianischer Pfeffer, samt dem damit treibenden Gewerbe. Weise, dieses Gewächse zu pflanzen und zu wässern. Peruanische Schaafe und Hämmel ꝛc.

Wann man in die Rheede von Arica hinein seegelt, kann man, einen Anker-Sail lang, bey der Insul GUANO, welche unten an dem Hügel liegt, nahe vorbey fahren, und Norden zum Osten dieser Insul, und Nord-Westen dem Glocken-Thurn St. Jean de Dieu, den man wegen der Höhe vor allen Gebäuden der Stadt sehen kann, das Anker fallen lassen. Hier hat man 9 Klafter tief harten Leimgrund, und liegt ausser Gefahr von den Klippen in der Tiefe, welche sonsten an verschiedenen Oertern der Rheede die Anker-Touwen schürfen und entzwey schneiden. Denen Südlichen und Süd-Westlichen Winden zwar liegt man bloß, allein die Insul Guano bricht die Wellen der holen See ein wenig.

Doch da sie diesen Nutzen schaft, ist sie hingegen sehr unbequem wegen des Gestanks von dem Vogel-Mist, womit sie ganz überdeckt, um somehr, weil sie denen Schiffen recht überm Wind liegt, ja man hält gar dafür, sie mache des Sommers die Luft in dem Haven ungesund. Allein, es scheinet gläublicher, die Krankheiten um solche Jahrszeit rühren her von der grossen Hitze,

welche die Winde nicht temperiren können, weil die Luft wegen der Nordlichen Cüste, die als ein enges Gäßgen voll allzeit brennheissen Sandes und Klippen aussieht, nicht durchstreichen und sich also reinigen kan.

Gleichwohl ist das Wasser für die Schiffe noch ziemlich gut. Um dessen Einnehmung ists was besonders. Nemlich wann das Meer abläuft, gräbt man etwa einen halben Schuh tief in das bloß liegende Ufer, und in diesen so flachen Gruben schöpft man hernach gutes süsses Wasser, welches sich auf der See ganz wohl hält.

Weil das Ufer ganz voll grosser Steine liegt, feuchtes Wasser hat, und die See allzeit hohl gehet, können die Chaloupen nirgends anländen als in drey kleinen Caletes oder Fahrten, darvon die unten am Hügel die beste ist. Da hinein zu kommen muß man zwischen zwo blinden Klippen hindurch, und sich hart an derjenigen zur rechten Hand durch das See-Graß hindurch arbeiten. Sie liegt bey der Ebbe bloß, und läst sich bey der Fluth doch auch erkennen. Wann man da vorbey, beuget man auf einmal nach der linken Hand um, recht auf die erste Häuser zu, und gelanget also in die gröste Fahrt, welche hinten fast dem Strande gleich, und worinn beym Ablauf des Meers so wenig Wasser, daß die Böte platt auf dem Grunde liegen, und die beladene Chaloupen auch so gar bey der Fluth anstossen: also daß man sie, damit sie nicht bersten, unten mit eisernen Bänden verwahren muß.

Damit aber keine feindliche Nationen an diesem Orte Fuß ans Land setzen mögen, hatten die Spanier allda Schanzen von ungebrannten Backsteinen aufgemauert, und eine Batterie als ein kleines Fort angelegt, wovon man die drey Fahrten beschiessen konnte. Allein es ist ein gar armseeligs Werk, und sie fällt jetzo vol-

lends

lends übern Haufen. Verdienet demnach dieses Dorf nichts wenigers als den Namen einer Vestung, den ihm sonst Dampier beylegt, weil er nemlich im Jahr 1680 davor weggeschlagen worden. Weil nun die Engelländer für allzuschwer hielten, vor der Stadt auszusteigen, setzten sie den Fuß ans Land in der Bucht Chachota, auf der Süder-Seite des Hügels, von dar sie dann über den Berg herüber kamen und Arica ausplünderten.

Diese Plünderungen und die oftmalige Erdbeben brachten diese Stadt endlich auf die Neige, daß sie heutigs Tags ein blosses Dorf von ungefähr anderthalb hundert Haushaltungen, meistentheils Schwarzen, Molattos, Indianern, und nur wenig Weissen ist. Im Jahr 1605, den 26 Nov. erbebete das Meer, überschwemmete sie plötzlich, und warf den grösten Theil um. Man sieht noch jetzo die Spuhren von den Strassen, welche sich bey einer viertel Meile lang von dem Ort, wo sie jetzo steht, erstrecken. Was noch von der Stadt übrig, hat sich dergleichen Zufall nicht zu befürchten, weil es auf einer kleinen Höhe am Fuß des Hügels liegt. Die meisten Häuser sind nichts als Büscheln von einer gewissen Schwertel oder Berg-Lilie, Totora genannt. Diese bindet man nach der Reyhe und eine über die andre mit ledernen Nesteln auf starke Schilf-Rohre, welche statt der Querbalken sind: Oder man steckt auch nur solche lange Rohr in den Boden, und füllt den Zwischen-Raum mit Erden aus. Die ungebackne Steine bleiben nur für die prächtigste Häuser und Kirchen. Weil es niemals regnet, besteht das ganze Dach aus einer Schilfmatte, wodurch sie von aussen her nichts anders als zerfallene Gebäude aussehen.

Das Kirchspiel, so den Namen des Heil. Marci trägt, läßt ziemlich ansehnlich und sauber. Es steht darinn ein Kloster mit 7 oder 8 Brüdern der Barmherzigkeit besetzt, ein Hospital der Brüder des Ordens St. Jean de Dieu, und ein Franciscaner Kloster, als welche, nachdem sie das eine halbe viertel Meile davon an dem schönsten Ort des Thals, unfern dem Meer gelegene alte niedergerissen, sich in die Stadt hereingezogen.

Das Thal Arica ist vorn am Gestade des Meeres bey einer Meile breit, lauter dürrer Boden, ausser wo die alte Stadt gestanden, woselbst man kleine Wiesen mit Alfalsa oder Spanischen Klee, einigen Zucker-Röhren, Oel- und Quitten-Bäumen durch einander angebauet: Imgleichen giebts darinn Sümpfe, voll der Schwertel-Blumen, wovon die Häuser gemacht werden. Es streckt sich hinein nach dem Osten, und geht auf eben der Seite enger zu. Eine Meile darinnen liegt das Dorf St. Michael de SAPA, allwo man den AGY zu pflanzen anfängt. Mit dieser Gattung Pfeffer ist das ganze übrige Thal angebauet, und die darinn gelegene Meyerhöfe legen sich auch allein auf dieses Hülsen-Gewächse. In diesem kleinen und sehr engen Thal, so nicht über 6 Meilen lang, wird dessen jährlich für mehr als 80000 Thaler verkauft.

Die Spanier in Peru haben überhaupt an diesem Gewürze ein so grosses Belieben, daß sie dessen in keiner Brühe entrathen können, unerachtet es von so herbem Geschmack, daß wers nicht gewohnt, es unmöglich auf der Zunge vertragen kann. Und weil es in Puna, d. i. auf den Bergen nicht wächset, komen alle Jahre eine Menge Kaufleute herab, und erhandeln allen Pfeffer in den Thälern Arica, Sama, Tacna, Locumba, und andern, auf 10 Meilen in der Runde, woraus nach zu rechnen,

daß

daß uneracht er wenig gilt, dennoch für mehr als 600000 Thaler ausgeführet wird.

Wer die Kleinigkeit der Oerter, woher man ihn in so grosser Menge holet, ansieht, sollte wohl Mühe haben es zu gläuben: Massen ausser den Thälern das Land überall so verbrannt, daß nirgends nichts grünes zu sehen. Allein der ungeheure Wachsthum dieser Pflanze geschieht durch die Guana, deren oben gedacht, welche, wie gemeldt, von Iquique hergeführet wird, und den Boden dermassen fruchtbar macht, daß er an allerhand Korn, Mahiz, u. dgl. insonderheit aber am Agy, wann man ihn behörig zu warten weiß, 400- und 500-fältig trägt.

Die Wartung nun geschieht folgender massen. Wann der Saamen aufgeschossen und zum Versetzen bequem ist, verpflanzet mans Schlangenweise, damit das Wasser, so man in gleichfalls krummen Furchen dahin leitet, allmählich nach der Wurzel hinlaufen möge. Sodann legt man unten an jeden Pfeffer Stengel so viel Guana, als man mit der holen Hand fassen kann. Schiesset er in die Blüthe, so legt man noch ein wenig mehr hin. Endlich wann sich die Frucht völlig gebildet und gesetzt, wirft man eine gute Handvoll dahin, und wässerts allezeit fleißig, weil es in diesem Lande niemals regnet, und ohne solche Feuchtigkeit das im Mist enthaltene Salz erhärten, mithin die Pflanze verderben würde: Wie man aus der Erfahrung gesehen. Dieser Ursachen wegen legt man diesen Vogel-Dung zu unterschiedlichen Zeiten hin, und zwar mit gewisser Behutsamkeit und allerley besondern Handgriffen, deren Nothwendigkeit man aus dem ungleichen Wachsthum erlernen müssen.

Zu Versührung der Guana auf die Felder bedient

man sich zu Arica am meisten einer Gattung kleiner Cameelen, so von den Indianern in Peru LLAMAS, von denen in Chili, CHILLEHVQVE, und von den Spaniern CARNEROS de la Tierra oder Indianische Hämmel genannt werden. Sie haben nach dem übrigen Leib zu rechnen, einen nur kleinen Kopf, einem Pferd- und Schaafs-Kopf nicht allzu ungleich. Die Ober-Lefze ist wie an einem Haasen, gespalten, und sie speyen dadurch gegen diejenige, so ihnen etwas zu Leyde thun, 10 Schritt weit. Sprützt nun solcher Speichel einem ins Gesichte, so macht er einen rothen Fleck, aus welchem manchmal eine Krätze entstehet. Sie haben einen langen Hals, unten wo der Leib anfängt, krumm gebogen, recht wie die Cameele, also daß sie ihnen ziemlich gleicheten, wann sie anders einen Buckel hätten. Ihre Höhe ist von 4 zu fünftehalb Schuhen.

Ordentlicher Weise tragen sie einen Centner am Gewichte, und gehen mit aufgerichtetem Haupt, einer verwunderlichen Ernsthaftigkeit und Stolz, und mit so regulieren und gesetzten Schritten einher, daß sie sich auch durch Schläge nicht davon abbringen lassen. Des Nachts lassen sie sich mit ihrer Last durchaus nicht zur Reise zwingen, sondern, legen sich nieder, bis man sie ihnen abnimmt, und suchen alsdann ihr Fressen. Dieses ist insgemein ein Kraut wie schmale Binsen, ausser daß es noch schmäler, und oben eine stachlichte Spitze hat. Man nennets Ycho. Alle Gebürge in Puna sind damit bedeckt. Sie fressen wenig, und wird ihnen niemals zu saufen gegeben; also daß dies Thier wenig zu erhalten kostet. Unerachtet es gespaltene Klauen wie ein Schaaf hat, braucht mans doch in den Bergwerken, das Erz nach den Puch-Mühlen zu bringen. Sobald sie ihre Ladung haben, wandern sie ohne einen Führer

rer nach dem Ort hin, wo man sie ihrer Bürde zu befreyen gewohnt ist. Oberhalb dem Fuß haben sie einen Sporn, daß sie in den Felsen sicher gehen können, weil sie sich damit anhalten. Ihre Wolle giebt einen starken und dazu unangenehmen Geruch von sich. Sie ist lang, weiß, grau, und roth mit Flecken, und ziemlich schön, aber weit so gut nicht als der Vicunnas.

Es sind aber solche VICUNNAS fast eben als die Llamas, nur daß sie kleiner und schmäler. Wegen ihrer sehr zart- und daher theuren Wolle jagt man sie zuweilen auf folgende curieuse Manier. Es versammlen sich nemlich viele Indianer, und treiben sie in einen engen Weg hinein, worinn Stricke 3 bis 4 Schuh hoch aufgespannet, an welchen Stücke von Wollen und Tuch herunter hangen. Die Bewegung solcher Lappen nun setzt die arme Thiere in solchen Schrecken, daß sie sich nicht weiter getrauen, sondern Haufenweise in einander hinein dringen, und von den Indianern mit Steinen, welche sie an lederne Stricke festgemacht, getödtet werden. Sind ungefähr unter dem Haufen einige GUANACOS, so springen sie über die Stricke hinüber, und alsdann alle Vicunnas ihnen nach.

Noch giebts ein schwarzes Thier, denen Llamas an Gestalt gleich, ALPAQUE genannt, von überaus feiner Wolle, hingegen sind die Füsse kürzer, und das Maul nahe beysammen, also daß es einigermassen einem Menschen-Gesichte gleichet. Die Indianer brauchen sie zu allerhand Dingen. Man ladet ihnen etwa einen halben Centner auf. Die Wolle dient zu Zeugen, Stricken und Säcken, und aus den Knochen verfertigt man allerhand Weber-Geräthschaft. Endlich so braucht man ihren Mist sowohl zum Feuer auf den Heerd als auch in die Stuben.

Vor den letztern Kriegen kam eine Armadilla oder kleine aus etlichen Königlichen und Kauffardey Schiffen bestehende Flotte alle Jahre nach Arica mit Waaren aus Europa, und mit Queck silber für die Bergwerke zu Paz, Oruro, la Plata oder Chuquizaca, Potosi und Lipes, und dagegen das dem König für das Fünftel der aus den Bergwerken gehobenen Erze gebührende Gelde nach Lima abzuholen; seit aber keine Gallionen mehr nach Portobello seegeln, und die Franzosen Handlung auf den Cüsten getrieben, ist dieser Haven die vornehmste Niederlage auf der ganze Cüste, wohin sich die Kaufleute erstgenannter fünf Städte, die an Bergwerken am reichesten, begeben. Der Haven Cobya ist zwar an Lipes und Potosi näher als der von Arica; Allein weil er so öde und verbrannt, daß Menschen und Viehe daselbst nichts zu beissen noch zu brechen finden, wollen sie lieber etliche Meilen weiter reisen, und keine Gefahr des Mangels ausstehen. Uebrigens ist ihnen eben nicht sonderlich schwer, ihr Silber in Zapfen ins Geheim dahin zu bringen, und sich mit den Corregidors so abzufinden, daß sie das Fünftel dem König (von Spanien) nicht erlegen dürfen.

XXI. Capitel.

Curieuser Bericht, wie mit dem ausgegrabenen Erz in West-Indien verfahren wird. Beschreibung der Ingenios reales oder Puch-Mühlen. Verfertigung der Pinnas oder Silber-Zapfen. Mancherley Silber-Erz.

Was

Was nun die obgemeldte PINNAS oder Silber-Zapfen anbetrift, sind solche porose oder löcherichte und leichte Klumpen Silber, aus einem ausgetröckneten Erz-Kuchen, welchen man durch die Vermischung des Quecksilbers mit dem aus den Erz Gruben erbeuteten Silber-Staub folgendermassen verfertiget.

Wann nemlich das aus der Berg Ader gegrabene Gesteine zerstossen worden, mahlet mans in oben beschriebenen Mühlen mit einem aufrecht stehenden Mühl-Stein, oder aber denen Ingenios reales, welche, wie unsre Gyps-Mühlen, Stämpfel haben. Sie bestehen insgemein in einem Rad von 25 bis 30 Schuh im Durchschnitt, dessen verlängerte Axe mit stumpfen Drey-Ecken versehen, welche im Herumgehen sich in die Arme oder Zapfen der eisernen Stämpfeln einhaacken, und sie zu einer gewissen Höhe aufheben, von dar sie bey jedermaligen Herumwälzung auf einmal herab fallen, und weil sie insgemein bey 200 Pfund schwer, ist ihr Fall so heftig und stark, daß sie bloß mit ihrer Schwere das auch härteste Gesteine zerstossen und zu Staub machen. Folgends siebet man diesen Staub durch eiserne oder kupferne Siebe, das Zärteste davon zu bekommen, und das Grobe wieder auf die Mühle zu schütten. Findet sich unter dem Silber-Erz etwa ein oder anders Metal, welches verhindert, daß es nicht zu Staub werden kann, zum Exempel: Kupfer, so wirft mans in den Schmelz-Ofen, und stampfets nachgehends von neuen.

In den kleinen Bergwerken, wo man sich nur der Mühlen mit einem Mühlstein be dienet mahlet man am öftersten die Erz-Erde mit Wasser, daß ein flüßiger

Schlamm daraus wird, den man in ein Behältnis oder Grube laufen läst. Hingegen wann man sie trocken mahlet, muß man sie nachmals einweichen, und eine lange Zeit tapfer mit den Fussen treten.

Zu dem Ende legt man diesen Schlamm oder Schlick in einem ausdrücklich darzu verfertigten Hof, Buiteron genannt, Tafel-weise etwa 1 Schuh dick, deren jede ein halbes Caxon oder 25 Centner des Erz-Gesteines, schwer ist; so sie Cuerpo nennen. Auf jegliche Tafel wirft man etwa 200 Pf. Meer-Salz mehr oder weniger, je nach der Beschaffenheit des Erzes, stampfts hernach unter einander, und läßts ein paar Tage zusammen stehen. Folgends geußt man eine gewisse Quantität Queckfilber darzu, und zwar druckts mans aus einem ledernen Beutel mit der Hand heraus Tropfenweise, daß das Cuerpo damit überall beträufelt wird. Je nachdem nun das Erz geartet und reich ist, thut man zu jedem 10, 15 bis 20 Pfund; Massen je reicher es ist, je mehr Queckfilber auch hineingehöret, um das darinn enthaltene Silber zusammen zu ziehen. Weiß man also die eigentliche Dosin des darein zu schüttenden Queckfilbers eher nicht als nach langwieriger Erfahrung. Eine solche Tafel oder runden Erz-Kuchen durchstampfet ein Indianer alle Tage achtmal, damit sich das Queckfilber mit dem Silber recht incorporiren möge. Zu dem Ende schüttet man öfters, wann das Erz fett ist, Kalk darunter. Wiewohl hierinn behutsam zu gehen; massen es sich, der Sage nach, manchmal so stark erhitzet, daß, so unglaublich es auch scheinet, weder Queckfilber noch Silber mehr darinn zu finden. Bisweilen streuet man auch Bley- oder Zinn-Erz darauf, die Würkung des Queckfilbers zu befördern, als welche bey grosser Kälte langsamer als bey gelin-

lindem Wetter von statten geht. Daher es kömmt, daß man zu Potosi und Lipes das Erz öfters einen Monat oder gar 6 Wochen lang stampfen muß, da sich das Silber hingegen in temperirtern Ländern innerhalb 8 oder 10 Tagen an den Mercurium hängt.

Dem Quecksilber desto eher zu seiner Würkung zu verhelfen, macht man an etlichen Oertern, als zu Puno und anderwerts, gewölbte Buiterons, legt ein Feuer darunter an, und tröcknet also den Erz-Staub 24 Stunden lang auf einem Boden von Backsteinen.

Wann man vermuthet, das Quecksilber werde nunmehr alles Silber zusammen geraffet haben, nimmt der Münzwardein aus jedem Cuerpo ein wenig Erde besonders, wäschts in einer irrdenen oder hölzernē Schüssel, und sodann erkennet man an der Farbe des auf dem Boden dieser Schüssel liegenden Quecksilbers, ob es seine Würkung gehabt. Dann wann es schwärzlicht aussiehet, so ist das Erz allzu sehr erhitzet worden, und muß man ihm mit mehr Salz oder anderer Specerey helfen: Und da heißts vom Quecksilber: Dispara, d. i. es verschwinde. Sieht es aber weiß, so nimmt man einen Tropfen davon, und drückt den Daumen geschwinde darauf. Was nun von Silber darunter ist, bleibt am Finger kleben, das Quecksilber aber läuft in kleinen Tröpflein weg. Endlich wenn man merket, daß das Silber alles beysammen, trägt man die Erz-Erde in eine mit Leder ausgeschlagene Grube, wohinein ein kleines Bächlein fällt, um sie zu waschen: fast auf gleiche Weise wie ich oben vom Golde gedacht; ausser mit dem Unterschied, daß weil hier nur ein Schlick oder Schlamm ohne Steine, anstatt eines eisernen Hackens es genug seye, daß ein Indianer ihn mit den Füssen durcheinander trete, damit dasjenige, was kein haltbares

res Silber-Erz ist, allmählich weggespühlet werde. Aus der ersten Grube fällts in die Zweyte, in deren ein anderer Indianer stehet, so es gleichfalls umwendet, damit sichs wohl abspühle und das Silber davon komme. Aus der zweyten fällts gar in eine dritte Grube, und wird eben so verfahren; damit, was in der ersten und andern nicht auf dem Grund liegen geblieben, doch in der dritten bleiben müsse.

Nachdem alles gewaschen, und das Wasser helle ist, findet sich unten in diesen runden Gruben der dem Silber incorporirte Mercurius, welches la Pella genannt wird. Diese hänget man in einem Seige-Sack von Vicunnas-Wolle auf, damit ein Theil des Quecksilbers heraus laufe, bindets, schlägts und beschwerts mit platten Stückern Holz so viel möglich. Wann nun alles, so viel man gekonnt, heraus, schüttet man diesen Erz-Kuchen in eine Form von Brettern, welche, wann sie zusammen gebunden sind, insgemein eine Pyramide von einem stumpfen Acht-Ecke vorstellen, deren Boden eine mit vielen kleinen Löchlein versehene Kupfer-Platte ist. In diese Form nun stampft mans hinein, daß es feste auf einander kömmt, und wenn man etliche Silber-Zapfen von ungleichem Gewichte machen will, theilet man die Form nur durch so viel Lagen oder Schichten von Erde ab, daß eine Pinna nicht auf die andere kömmt. Zu dem Ende wiegt man die Pella, zieht zwey Drittel davon für den darinn steckenden Mercurium ab, und weiß sodann schier ganz genau, wie viel rein Silber heraus kommen werde.

Folgends nimmt man die Form weg, und setzt den Silber-Zapfen mit seinem Kupfernen Boden auf einem Dreyfuß über ein grosses irrdenes Gefäß voll Wasser, stellt ihn unter eine (Goldschmieds-) Capelle von Erde, so man

man mit glüenden Kohlen überdecket, und so etliche Stunden stehen läßt, damit der Zapfen recht durchgehitzet und das darinn vorhandene Queckſilber durch den Rauch ausgetrieben werde. Weil dieser Rauch aber keinen Ausgang hat, schwebet er in dem leeren Raum zwischen dem Zapfen und der Capelle, herum, und wann er auf das untenstehende Wasser fällt, verdecket er sich und fällt, mit einer neuen Verwandlung in Queck silber, zu Boden. Solchergestalt geht davon wenig ab, und man brauchts etlichemale, nur daß man, weil es schwächer wird, die Dosin stärker macht. Dem ungeacht verbrauchte man vorzeiten, nach Acosta Bericht, zu Potosi allein an Queckſilber des Jahrs 6 bis 7000 Centner Woraus abzunehmen, was für eine unsägliche Summe an Silber man daher müsse erbeutet haben.

Weilen aber in dem grösten Theil von Peru weder Holz noch Kohlen zu haben, nimmt man nur das hiebevor gemeldte Riedt-Gras Ycho, und bringt die Zapfen dardurch in die Hitze vermittelst eines Ofens, den man zu der Desazogadera, d. i. einer gewissen, das Silber zu tröcknen u. vom Mercurio zu säubern verfertigten Machine hinstellet, und bringt die Hitze dahinein durch eine Röhre, worinn er sich dann als ein Schwefel ansetzt.

Ist der Mercurius erst verraucht, so ist nichts dahinten als sehr leichte aneinander hangende Gold-Körner, die man fast zerreiben kan, und la PINNA genañt werden; welches ausserhalb denen Ertz-Gruben eine verbotene Waare ist, weil man vermittelst der Gesetze des Königreichs verbunden, sie in die Königliche Cassa oder in die Münze zu liefern, um dem König das Fünftel davon zu bezahlen. Hier schmelzt man dieses Silber zu Klumpen, und schlagt das Wapen der Krone, den Ort,

wo es verfertiget, sein Gewicht und Haltung, samt dem Schroot des Silbers darauf, um, nach dem Ausspruch eines alten Welt-Weisen, alle Dinge damit zu messen.

Man ist allezeit sicher, daß diese also bemerkte Klumpen unverfälscht seyn; mit den Pinnas oder Zapfen aber nicht. Dann diejenige, so sie verfertigen, thun bisweilen in die Mitte Eisen, Sand oder andre Dinge, damit sie desto schwerer werden. Daß also die Klugheit erfordert, sie auf- und glüend-machen zu lassen: Massen wo das Silber verfälscht ist, es vom Feuer schwarz, oder gelb, oder auch viel leichter flüßig wird. Diese Probe dienet auch zu Ausziehung einer gewissen Feuchtigkeit, die sie an denen Oertern, wo man sie ausdrücklich, um sie nur schwerer zu machen hingesetzt, in sich gesogen. Man kann würklich ihr Gewicht um ein Drittel vermehren, wann man sie, da sie ganz glüend, im Wasser abkühlet. Zudem werden sie durch das Feuer auch gereiniget vom Mercurio, dessen der Boden des Zapfen allezeit völliger ist als das Ober-Theil. So siehet man auch, daß es geschehen kann, daß ein Zapfe von unterschiedlichem Schrott seye.

Das Erz-Gesteine, die Erz-Erde, oder nach der Peruanischen Benennung, das Metall, aus welchem Silber erbeutet wird, ist nicht allezeit einerley Beschaffenheit, Härte und Farbe. Es giebt einige Stuffen weiß und grau mit roth- oder bläulichten Flecken vermischt. Dieses nennen sie Plata blanca. Die Erz-Gruben zu Lipes geben meistens dergleichen. Insgemein erkennt man mit dem Auge etliche Silber-Körner, ja öfters gar kleine Aeste in den Schichten des Gesteines liegen.

Im Gegentheil giebts Silber-Erz so schwarz als Ham-

Hammerschlag, in welchem sich das Silber nicht blicken läst. Die Spanier nennens Negrillo. Manchmalen ists schwarz, mit Bley vermischt, und heist eben deswegen Plomo ronco. Das Silber läst sich darinn sehen, wann mans an etwas hartes reibet. Dis ist insgemein das reicheste und das die wenigste Unkosten erfordert, weil, anstatt es mit dem Quecksilber weichen und stampfen zu lassen, man es nur in den Ofen schmelzen läst, da dann das Bley durch die Hitze verrauchet, und rein und lauter Silber zurück bleibt. Aus solchen Arten Berg-Adern bekamen die Indianer ihr Silber, weil sie, da bey ihnen das Quecksilber nicht, wie bey den Europäern, im Brauch, nur solche Gänge bearbeiteten, davon man das Erz schmelzen konnte. Weil sie auch wenig Holz hatten, heitzten sie ihre Schmeltz-Oefen mit dem Ycho und dem Koth der Llamas oder andrer Thiere, und zwar setzten sie dieselbe auf die Berge, damit der Wind das Feuer in seiner Kraft unterhielte. Dis ist das ganze Geheimniß, wovon die Peruanische Geschicht-Schreiber so viel Wesens, als von einem Wunderwerk machen. Noch giebts eine Gattung Ertz, diesem ähnlich, und gleichfals schwarz/ in welchem kein Silber durchaus zu sehen, sondern welches vielmehr, wann mans naß macht und an Eisen reibet, roth, und dahero Rosficler genannt wird. Dis ist ein sehr reiches Gesteine, und giebt Silber des besten Korns. Wiederum ein anders glänzet wie Marien-Glas, ist aber gemeiniglich schlecht, zinset wenig Silber, und heist Zoroche. Das rothgelbe Paco ist sehr weich und mürbe, selten aber reich, und man gräbts nur deswegen, weils nicht sonderliche Mühe kostet. Einiges sieht grün, so nicht viel härter als dieses. Man nennets Cobrillo, Ist sehr rar, und dennoch, ob sich gleich ins-

gemein Silber darinn blicken und es sich schier zerreiben läst, ists doch das allerschwereste, gut-das ist, zu Silber zu machen. Man muß es zuweilen, wanns schon gemahlen, im Feuer verbrennen und durch verschiedene Wege scheiden, weil es allem Ansehen nach mit Kupfer vermischt. Endlich hat man auch eine Art Silber-Ertz, welches sehr rar, zu Potosi und zwar allein in dem Bergwerke COTAMITO gefunden. Dis sind in einander geschlungene Fäden des reinesten Silbers, recht als eine ausgebrannte Galone, in so feinen Büschelgen, daß mans wegen der Gleichheit mit dem Spinnen-Gewebe nur ARANNA nennet.

Die Ertz-Gänge, von was Beschaffenheit sie auch, sind insgemein viel reicher in der Mitte, als an dem Rand, und wann zwey Adern einander durchschneiden, ist der Ort, wo sie untereinander laufen, allezeit der reichste und ergiebigste. Man hat auch angemerkt, daß die so von Mitternacht gegen Mittag gehen, noch ungleicher an der Lage als die andre seyen. Diejenige, so nahe an denen Gegenden, wo man Mühlen anlegen, und am bequemsten graben kann, sind öfters andern weit reicheren aber auch kostbarern, vorzuziehen. Daher kömmts, daß zu Lipes und Potosi das Caxon bey 10 Mark Silber für die Unkosten abwerfen muß, hingegen man in der Landschaft TARAMA mit der Hälfte zukommen kann.

Wann die Berg-Adern reich, und tief hinunter gehen, sind sie der Ersäufung unterworfen, und muß man in solchem Fall Pumpen und andre Machinen zur Hand nehmen, oder auch das Wasser durch verlohrne Gruben abzapfen, so die Spanier Soccabons nennen, und an denen die Erz-Pachter oder Gewerke wegen der unsäglichen Unkosten, worein sie dergleichen Arbeit unvermerkt bringet, insgemein zu Bettlern werden.

Man

Man hat noch andre Arten, das Silber aus dem Gesteine heraus, und von andern darunter vermischten Metallen abzubringen, nemlich durchs Feuer und Scheide- oder Schmelzwasser, deren man sich in etlichen Bergwerken bedienet wo ich nicht gewesen, und woselbst gewisse Klumpen, Bollos genannt, verfertiget werden. Weil aber die gemeineste und gebräuchlichste Weise mit den Zapfen ist, entweder wegen der Bequemlichkeit, oder aber wegen Erspahrung des Feuers und anderer Zubehörde, kann man die Liebhaber an das Buch des AGRICOLA von den Metallen verweisen, worinn die Handlung der Bergwerke in Teutschland zu ersehen ist.

XXII. Capitel.

Wie das Silber in den Bergwerken wachse? Ob die Sonne die vornehmste Zeugungs-Ursache der Metallen seye? Discurs von der Alchimisterey. Ungesunde Luft in den Erz-Gruben, samt der Unfruchtbarkeit solcher Gegenden.

Untersuchet man nun die Weise, wie das Silber mit dem Gesteine in Körnern, oder langen Fasern, welche durch grossen Zwischenraum von dem reinen Gesteine abgesondert, oder auch in zartem mit dem Gesteine selber unordentlich vermischten Staub, vermenget, so scheinet es wohl, die Natur habe sowohl eines als das andre zugleich gebildet. Welche Gedanken auch viele Leute hegen. Indessen, wann den Spaniern zu glauben, wächst das Silber alle Tage

von neuem an gewissen Oertern der Bergwerke, nicht nur in dem lebendigen Gesteine, sondern auch in denjenigen fremden Cörpern, welche vor langer Zeit dahin gekommen. Die Erfahrung hat diese Meynung an dem Gebürge Potosi bestätiget, woselbst man an verschiedenen Orten so viel gegraben, daß etliche Ertz-Gruben die darinn arbeitende Indianer samt ihrem Werkzeug und Gestellen oder Unterstützungen verschlungen und begraben. Nach Verlauf der Zeit hat man eben diese Gänge wieder umgraben wollen, u. in dem Holz, Hirnschaalen und Knochen-Fasern von Silber angetroffen, welche sie eben so als die Ader selbst durchgedrungen.

Diese Sache ist von so vielen Personen erhellet worden, daß mans für kein Mährlein halten kann. CHAMBON berichtet in seinem Tractat von den Metallen eben dergleichen, wiewohl mans fast für allzu hoch getrieben achten mögte. Er sagt nemlich, man habe ihn versichert, es seyen in einem Gold- und Silber-Bergwerk, allem Ansehen nach in Ungarn, drey Menschliche Figuren von eben der Materie, woraus die Adern des Bergwerks bestanden, gefunden worden, und ob man diese Figuren schon mit den Hämmern und Keulen entzwey geschlagen, habe man dennoch bey Zusammensetzung dessen, was man weggenommen gehabt, eine solche auf einander sich schickende Gleichheit bemerket, daß kein Zweifel mehr gewaltet, es seyen würkliche Menschen gewesen: Eben diese Figuren hätten auch ihre besondere Ertz-Adern gehabt, der Kopf inwendig, und alle Gebeine seyen von purem Golde, und dieses eben die Ursache gewesen, warum solche Figuren entzwey geschlagen worden.

PALISSI in seinem Buch von den Metallen gedenket einer gleichen Geschichte, und versichert, einen Stein

aus

aus einem Kupfer-Bergwerk gesehen zu haben/ in welchem ein Fisch von gleicher Materie gewesen: und setzet hinzu, es finde sich in der Grafschaft Manßfeld eine grosse Menge in Ertz verwandelter Fische.

Dieses ist eine gleichfalls unläugbare Sache, daß in den Bergwerken zu Lipes viel Silber gefunden worden, unerachtet man längst vorhero schon dieses kostbare Metall daraus gehoben. Nun weiß ich gar wohl, daß man hierauf antwortet, die Ertz-Gänge daselbst seyen vormals so reich und ergiebig gewesen, daß man einen kleinen Vorrath nicht einmal geachtet. Allein ich zweifle sehr, ob, wanns fast keine weitere Mühe kostet, man dasjenige, was man hat, gerne verliere. Füget man zu diesen Dingen dasjenige hinzu, was ich von den Waschwerken zu Andacoll und dem Berg St. Joseph, allwo das Kupfer wächst, oben angeführet, wird man nicht mehr zweifeln, das Silber und die andre Ertze müssen alle Tage an gewissen Oertern wachsen. Die Erfahrung weisets am Queck silber ganz deutlich, wanns wahr ist, daß es sich in der Erde oder in einem Keller, wann Schwefel und Salpeter daselbst untereinander gethan werden, nach Chambons abermaligem Bericht von selbsten zeuge.

Ubrigens fehlts an Naturkündigern nicht*, welche die Metallen unter die Vegetabilia oder wachsthümliche

* Theophrastus schreibet, es wachse auf der Insul Cypern eine Art Kupfer, so dem Golde sehr ähnlich. Wann solches Stückweise gesäet werde, gehe es wie eine Pflanze auf. Palissi meldet, man habe in Ungarn ein sehr feines Gold gesehen, welches sich wie ein Netz um ein gewisses Kraut herum geschlungen, und von Zeit zu Zeit grösser und dicker worden, vid. John WESTER Metallographia, in London gedruckt.

Dinge setzten, und ihren Ursprung einem Ey zuschreiben: Wiewohl diese Meynung nicht jedermann gefället, zumalen man zu ihrer Behauptung solche Histörchen anführet, welche allzuwunderbar, als daß mans so leichte für wahr annehmen solte.

Die alte Philosophi samt etlichen Neuen haben die Bildung der Metallen der Sonne zugeschrieben. Allein, überdeme daß es nicht wohl zu begreiffen, wie derselben Hitze sogar bis zu unmäßlichen Tiefen durchdringen könne, läst sich ihre Meynung durch folgende unläugbare Sache gar leichte widerlegen.

Es sind nemlich ungefähr dreyßig Jahr, daß der Donner in den Berg ILLIMANI, oberhalb la Paz, sonsten Chuquiago, einer Peruanischen Stadt, achtzig Meilen von Arica, geschlagen. Von diesem Berge nun schlug, wie gedacht, der Donner ein Stück ab, und die in der Stadt und draussen herum zerstreuet liegende kleine Stücke, stacken voll Gold: Und gleichwohl ist dieser Berg von undenklichen Jahren her stets mit Schnee bedeckt gewesen. Muß also die Hitze der Sonnen, welche nicht einmal stark genug war, den Schnee zu schmelzen, noch vielweniger kräftig genug gewesen seyn, das darunter vorhandene und von ihm ohnaufhörlich bedeckte Gold zuwege zu bringen.

Hieraus erhellet auch, daß man in Europa von denen Americanischen Gold- und Silber-Bergwerken keinen rechten Begrif habe. Dann VALLEMONT sagt in seiner Philosophia Occulta: Man kenne die Ertz-Gänge daran/ wann ein weisser Reiffen auf der Erde liege/ und über den Berg-Adern keiner zu sehen: dann es steigen trockne und warme Dünste auf/ welche dem Frost verhinderten/ und daure eben deswegen der Schnee daselbst auch nicht lange. Gesetzt

setzt dies hätte an etlichen Orten seine Richtigkeit, so gehts doch mit den Gold-Bergwerken in Peru, und den Silber-Minen St. Juan in Chili nicht an, weil sie acht ganze Monate im Jahr mit Schnee bedeckt.

Ich meines Orts, gleichwie ich keiner Muthmassung statt gebe, als die auf die Erfahrung gegründet, wollte die Formirung der Metallen lieber dem unterirrdischen Feuer zuschreiben. So getrauete ich mir auch, ohne das von gewissen Philosophis angenommene centralische Feuer, dennoch zu behaupten, dieses ganze Stück von America stecke voll solchen unterirrdischen Feuers. Wie sichs dann durch die von Zeit zu Zeit berstende und Feuer-speyende Berge, dergleichen man in Ariquipo, Quinto und in Chili, als den rechten Erz-Ländern hat, zu Tage legt. Ja es ist nichts unmögliches, daß die Mexicanische Bergwerke ebenmäßig Theil daran nehmen, unerachtet sie dem Ansehen nach ziemlich weit davon entfernet. Dann was hinderts, daß man den Erdboden einem Back-Ofen vergleichet, darinn ein einziges Loch genug ist, Luft hinein zu bringen, und die Glut auf der gegen über stehenden Seite zu erhalten?

Wann nun diese Hitze in ihrem vollkommenen Stande ist, muß sie ja die in der Erde verschlossene Salze, Schwefel, und die andere zur Zusammensetzung der Metallen erforderte Principia in Bewegung bringen; welche sich dann, nachdem sie also herum gejaget, und wie ein Rauch verdünnert worden, in die Luft-Löcherchen des Gesteines, und insonderheit in die Lagen derer Felsen gleichsam hinein schleichen, als welche letztere, wie ein Brett oder fremder Cörper, in Klumpen von ungleicher Materie verschlossen sind. Hier hängt sich nun diese Ausdünstung feste an, und verdickert sich, je nach der Beschaffenheit der vorfindenden Luft-Löcherchen,

wie Wachs. Wir haben ein sichtbar Experiment am Quecksilber, welches, wie hievor gemeldet worden, zu einem Rauch flüchtig, und dennoch nachmals, wann es Wasser antrift, wieder dicke wird. Wann dieses Metall diese Festigkeit der andern annehmen kann, wie es die Goldmacher * doch behaupten wollen, so hat diese Muthmassung ihren guten Grund.

Ich habe hier mit den süssen Träumen dieser so eifrigen Forscher des Philosophischen Steins nichts zu schaffen. Ja ich will, ungeacht alles dessen, was man noch so scheinbar von denen desfalls gemachten Experimenten ** erzehlen mag, vielmehr glauben, dieser vergebliche Zeitvertreib sey, bloß durch allerhand betrügliche Griffe in solche Achtung gekommen. Indessen bleibts

* 1) Paracelsus sagt, das Gold sey ein coagulirtes Quecksilber.
2) CHRISTIAN der I. dieses Nahmens, Churfürst zu Sachsen, verwandelte das Quecksilber, Kupfer und andere Metallen in echtes Gold und Silber: und Herzog AUGUSTUS mit einem Theil einer gewissen Tinctur sechszehenhundert, und viermal so viel Quecksilber in Gold, welches allerhand Proben ausgehalten. Vid. Joh. KUNKELI Observ. Lond.

** ZWELFER meldet in seinem Buch, PHARMACOPÆA REGIA genannt, im I. Theil, cap. I. Kayser FERDINAND III. nachdem er mit eigner Hand vermittelst einer gewissen Philosophischen Tinctur aus 3 Pfund gemeinen Quecksilbers drittehalb Pfund gutes Gold gemacht, habe er eine Medaille davon prägen lassen, auf deren einer Seite Apollo, mit einer die Gewißheit die Verwandlung enthaltenden Aufschrift, auf der andern aber eine Danksagung gegen GOtt, daß er ein Stück seiner Göttlichen Weißheit denen Menschen geoffenbahret. Wie solches sich aus folgenden Lateinischen Worten, denen dieser Sprache kun-

bleibts doch dabey, daß ob sie gleich den Grad der Vollkommenheit des Goldes nicht erreichet, sie dieselbe dennoch mit dem Quecksilber treflich nachgemacht. Dies ist schon genug, meine Meynung wegen Formirung der

kundigen deutlicher und angenehmer zu Tage legen dürfte, Es stunde nemlich mit grössern Buchstaben, und zwar in solcher Ordnung:

Um den Apollo herum:

DIVINA METAMORPHOSIS

Hernach:

EXHIBITA PRAGÆ
XV IAN. AO. MDCXLVIII.
IN PRÆSENTIA
SAC. CÆS, MAJESTAT.
FERDINANDI
TERTII.

* * *

Auf der andern Seite:

RARIS
HÆC VT
HOMINIBVS NOTA
EST ARS ITA RARO IN
LVCEM PRODIT
LAVDETVR DEVS
IN ÆTERNVM
QVI PARTEM INFINITÆ
SVÆ SCIENTIÆ ABIEC-
TISSIMIS SVIS CREATV-
RIS COMMVNI-
CAT.

Gedachter Zwelfer bezeuget auch nachdrücklich, es sey überaus gutes Gold (minimè sophisticum,) und der Kayser ein viel zu verständiger Herr gewesen, als daß er sich durch eine behende Unterschiebung natürlichen Goldes an statt des zu machenden, hätte sollen betrügen lassen.

Metallen feste zu setzen. Läst sichs dann hieraus nicht schliessen, daß die Natur in ihren Würkungen von jener nicht unterschieden, als nur daß sie Vollkommener ist? Auf diese Gedanken bin bloß dadurch gerathen, daß ich allerley mir zu Handen gekommene Erz-Stuffen genau betrachtet, wiewohl gedachte meine Meynung eine ziemliche Gleichheit mit des Hrn. VOSSII und VALLEMONT ihrer hat, als welche zum Umgrund der Formirung der Metallen das unterirrdische Feuer auch setzen.

Dem sey aber wie ihm wolle, so stehet dieses feste, daß aus denen Bergwerken immerzu starke Dämpfe aufsteigen. Die auf denselben wohnhafte Spanier sind deswegen gezwungen, sehr oft von dem Kraut Paraguay oder Maté zu trinken, um damit ihre Brust zu befeuchten, sonsten sie eine Art einer Erstickung ausstehen. Selbst die Maul-Thiere, wann sie durch diese Oerter kommen, die doch weit nicht so rauhe und bergigt als die andern, über die sie ganz stark laufen, müssen fast alle Augenblicke, um Luft zu holen, stille halten. Allein diese Ausdämpfungen sind inwendig in den Gruben noch weit stärker, und greifen den Leib derjenigen, die solcher Schwaden nicht gewohnt, dermassen an, daß ein Mensch, der eine Minute lang hinein gehet, wie lahm wieder heraus kömmt, und alle seine Gliedmassen vor Schmerzen nicht rühren kann. Solche Pein währet öfters einen ganzen Tag, und da ist das beste Mittel, den Kranken wieder in die Erz-Grube zu tragen. Die Spanier nennen diese Krankheit Quebrantahuessos, als ob davon die Knochen entzwey brächen. Die Indianer selbst, unerachtet sie daran gewohnt, müssen einander doch fast alle Tage ablösen.

Es hat sich auch zuweilen zugetragen, daß, wann in gewis-

gewissen Stellen derer Bergwerke gegraben worden, solche giftige Schwaden oder Ausdünstungen sich erhoben, daß die Berg-Knappen auf der Stelle todt geblieben, und man die Grube verlassen müssen. Aus eben der Ursache müssen auch in denen Hungarischen Gold- und Silber-Gruben, welche so leim- und letticht sind, daß man zu ihrer Austrücknung eines guten Feuers nöthig hat, die Arbeiter schnelle heraus gehen. Dergleichen lettichter Erz-Gänge werden vermuthlich in Peru wenig seyn, weil ich nichts davon gehöret.

Um sich nun für der bösen Luft in den Erz-Gruben zu verwahren, kauen die Indianer an einander eine Art Betel, von ihnen COCA genannt, und sagen sie könnten ohne dieses unmöglich darinn arbeiten.

Die dermaln ergiebigste Silber-Bergwerke sind die zu ORVRO, einem 80 Meilen von Arica gelegenen Städtlein. Im Jahr 1712 entdeckte man zu OLLACHEA bey Cusco ein so reiches, daß die Ausbeute bey 2500 Mark aufs Caxon, das ist fast das Fünftel gewesen. Allein es hat sich sehr verringert, und man rechnets jetzo nur unter die gemeinen. Nach diesen folgen die bey LIPES, mit denen es eben so ergangen. Endlich so geben die zu POTOSI auch nur wenig, und erfordern wegen ihrer grossen Tiefe viele Kosten.

Betreffend die Gold-Gruben, sind solche in dem Südlichen Theil von Peru sehr rar. Nur hats eine in der Provinz GVANVCO, gegen Lima zu: im Lande CHICAS, wo die Stadt ATRIJA liegt: und zu CHVQVIAGVILLO, zwey Meilen von Paz, und andern Gegenden, welche eben deswegen auf Indianisch CHVQVIAGO oder die Gold-Scheune genannt werden. Es giebt würklich sehr ergiebige Waschwerke, in welchen man Pepitas oder Körner gediegenen

Goldes von ungemeiner Grösse gefunden. Unter andern zweye, wovon das eine 64 Marc und etliche Unzen wog, und vom Statthalter in Peru, Grafen de la MONCLOA, zu einem Präsent für den König von Spanien erhandelt wurde: das andre bekam Don Juan de MVR, im Jahr 1710, während er Corregidor zu Arica war. Dieses sieht als ein Ochsen Herz ins Kleine, und wiegt 45 Marc, von 3 unterschiedlicher Haltung, und soviel mich zu erinnern weiß, von 11, 18 und 21 Karaten: Welches an einem Klumpen gewiß etwas merkwürdiges.

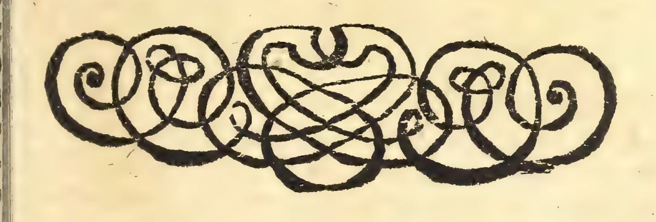
Alle Gegenden der hiebevor genannten Bergwerke sind so kalt und unfruchtbar, daß die Einwohner ihren Proviant von der Cüste holen müssen. Die Ursache dieser Unfruchtbarkeit giebt sich von selbsten, wann man nur bedenkt, wie, obangeführtermassen, aus denen Gruben immerzu böse Dämpfe aufsteigen, welche freylich allerhand dem Wachsthum der Pflanzen hinderliches Salz und Schwefel in sich halten müssen.

Daß diese Oerter aber bewohnet, kömmt bloß von ihren grossen Schätzen, denen zu Liebe alle Lebens-Nothdurft dahin gebracht wird. Doch mangelts gegen der See-Cüste zu, in denen temperirten Gegenden, auch nicht gar an Bergwerken, wie an derjenigen, so man kürzlich zu IQUIQUE entdecket, zu sehen. Ja es sollen gar dem Vernehmen nach in allen Bergen um Arica herum dergleichen seyn, die man aber, weil sie schlechte Ausbeute geben, Unkosten halber zu graben unterlässet. In eben diesen Bergen hats eine unzehliche Menge Salz- und Gyps-Adern. So findet man auch daselbsten Schwamm-Steine, wordurch man das Wasser seiget; samt einer Art durchsichtigen Alabaster,

den

den man etlicher Orten, statt des Glases, zu Fenstern gebraucht.

Uebrigens ist alles über und über unfruchtbar, und erscheinet nirgends nichts grünes, als unten in den Thälern. Im Thal Arica findet man JALAPPA, wovon die Wurzel in der Arzney grossen Nutzen schaft. Imgleichen SQVINA und MECHOACAN, welches die Einwohner, wo mir recht ist, Jonqui nennen. Ferner wächst hier der MOLLE oder Wein-Baum, dessen oben bey Valparaisso gedacht worden: TARA, ein Baum der Acacia nicht ungleich. Die Frucht, so eine Hülse, wie an den Französischen Bohnen, dienet, wie von der Algarrova, zur Schreib-Dinte. Auf den Bergen bey Paz findet man eine Art Mooß, HIARETA genannt, welches ins Feuer gelegt, einen Rauch giebt, daß alle, denen er in die Augen geht, auf der Stelle davon blind werden. Hingegen bringt man ein Hartz heraus, welches in gewissen Zuständen gute Hülse schaft.

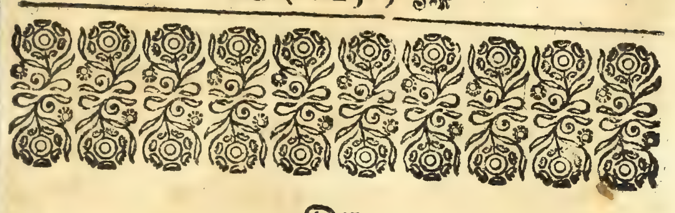




Summarischer Innhalt derer merkwürdigsten Sachen dieses ersten Theils.

IV. Capi-

Der



Der allerneuesten Reise nach der Süd = See, und denen Cüsten von CHILI, PERU, und BRASILIEN, Andrer Theil.

I. Capitel.

Der Author muß sich abermal auf ein ander Schiff begeben. Waffen-Stillstand in Europa. Abreise von Arica. Ankunft auf der Rheede YLO. Beschreibung dieser Rheede, wie auch des Thals gleiches Namens. Die Peruanische Frucht PALTAS. Der PACAY-Baum/ oder YN-

GA Peruviana. Die CASSIA, von den Einwohnern *Canna Fistula* genannt. Besondere Zucker-Mühlen 2c.



Nachdem ich zu Arica über einen Monat auf Gelegenheit zu Fortsetzung meiner Reise gewartet, begab ich mich endlich den 8 Augusti auf ein kleines Schiff von 150 Tonnen, unter Msr. de Ruffy, welches nach YLO, und von dar nach Callao fahren, und allda zu seinem Commandeur, le St. Esprit, stossen solte.

An eben dem Tage wurde ein Waffen-Stillstand zwischen den kriegenden Potentaten in Europa, zugleich aber auch ein Befehl an alle Spanische Corregidors abgekündigt, denen in Peru und Chili befindlichen Franzosen ihre Güter wegzunehmen, und sie zur Rückreise nach Frankreich anzuhalten.

Wir erfuhren auch durch eben diese Post, es hätte ein Engelländischer Freybeuter ein Spanisches mit Zucker beladenes Schiff aufgebracht, und diese seine Priese mit der Hälfte seines Volks, und wie man sagte, mit 24 Canonen besetzt, und also gleichfalls zur Caperey ausgerüstet. Hierauf schickte der Vice-Roy einen Capitain aus, dieselbe aufzusuchen. Allein weil das Schiff auf der Cüste zerscheitert, fand er mehr nicht als ein paar Menschen.

Den 10 Augusti frühe, seegelten wir hinaus mit einer schwachen Kühlung aus dem Nord-Osten, welches ein Landwind, auf den man allezeit wartet, um aus der Bucht Arica, worinn die Ebbe und Fluth bey Windstille die Schiffe öfters etliche Tage lang gegen

gen der Tiefe QVIACA hinein, (als wohin ihr Strohm beständig gehet,) aufhalten, hinaus zu kommen. Den meisten Schiffen geschiehts bey solcher Ausseegelung mächtig sauer, weil auf den Landwind, welcher sich von der Mitternacht an bis gegen den Tag einstellet, ein scharfes Lüftgen aus dem Süd-Westen folget, so aber zu hart am Lande hinwehet, daß man das West-Nord-Westlich von Arica gelegene Vorgebürg oder Morro de SAMA nicht vorbey seegeln kann; um so viel mehr, weil die Fluth allda merklich aufläuft. Eben wegen dieser Schwürigkeit, gedachtes Cap auf den Rücken zu bekommen, wirds in den Französischen See-Carten Morne des Diables genannt. Zu gutem Glücke brachte uns der Landwind weit genug auf die offenbare See hinaus, daß wir fünf Tage der Windstille über keine Gefahr hatten, weil die Fluth nur mäßig war. Gesetzt aber, man würde allzu nahe ans Land verschlagen, und vermögte nicht mehr Seewerts genug zu kommen, so kann man zur Noth annoch eine Meile davon, Quiaca gegen Süden, auf 30 oder 40 Faden tief, ankern, allwo der Grund lauter grünlichter, fast Olivenfärbiger, und hier und dar mit Sand vermischter Leimen ist.

Endlich als wir auf einem Weg von 30 Meilen ganze 8 Tage zugebracht, gelangeten wir den 18 Augusti nach Ylo. Die Rheede läst sich auf der Seite vom Wind her an einer ebnen und in Vergleichung der hohen Berge nur niedrigen Erdzunge erkennen. Fünf oder 6 Meilen See-einwerts solte man sie für ein Eiland ansehen. Sie wird Punta de COLES genannt, zu äusserst deren ein sehr niedriger Felsen, fast wie eine blinde Klippe befindlich, welcher, je näher man hinzu kömmt, immer höher zu werden scheinet.

Weil die Rheede schier nichts als eine ganz gerade Cüste ist, erblickt man die darinn vor Anker liegende Schiffe schon von aussen. Aus eben der Ursache muß auch bey allen Winden sehr hohes Wasser seyn. Wie man denn würklich nur an einem einzigen Ort aussteigen kann, und zwar zwischen den Klippen vorn beym Anfang des Thals, Osten zum Osten, oder Ost-Nord-Ost der Anker-Stelle, wann man 15 oder auch nur 12 Faden tief Grund von zartem und ein wenig leimigten Grund hat, gegen Norden dem kleinen Eiland, welches an der Spitze Coles liegt.

Die Reyhe der Klippen, so die enge Anfurth der Chalouppen bedecken, ist in zwo zertheilet. Die zweyte Oefnung macht am Steuer-Bord eine kleine Anfurth, in deren, unerachtet sie durch die Klippen beschirmet seyn solte, das Meer, beym geringsten Sturm draussen auf der Rheede, insgemein sehr ungestühm und wütend ist, daß kein Fahrzeug aushalten kann. Man muß, indem man an den ersten blinden Klippen hinfähret, eine Sandbank merken, welche unter Wasser, und noch eine andere, die man aber gar leichte sehen kann, gegen Nord-Westen ist. Man darf aber nur seine Maasse von dem am weitesten heraus stehenden Felsen, und einem rothen Erdreich auf der Cüste, eine halbe Meile gegen Süden dieser engen Fahrt, nehmen, so hats keine Gefahr. Hier findet sich auch eine Gelegenheit zu Ausladung der Guana, sie ist aber so schmal und enge, daß nur ein Boot oder Chalouppe auf einmal Raum hat.

Das Thal Ylo scheinet, wann man auf die Rheede hinein fährt, nur eine kleine Kluft, welche je näher man kömt, sich immerzu weiter aufthut, bis man die Kirche und ein halb hundert Hütten von Baum-Aesten erblicket, die an einem mitten durch das Thal Schlangen-

weiß laufenden Fluß hier und dar zerstreuet liegen. Aus diesen nun bestehet das Dorf Ylo, so fast ganz neu erbauet und von Franzosen besetzt worden. Wers aber mit Dampier eine kleine Stadt nennen wollte, würde ihm gewiß allzuviel Ehre anthun.

Dieser Bach, aus welchem die Schiffe ihr süß Wasser holen, tröcknet manchmalen die 6 Monate über, wann die Sonne durch die Süder-Zeichen läuft, und es im Winter auf den hohen Gebürgen wenig geregnet hat, ganz aus. Diese Tröckne empfande man im Jahr 1713, da man kleine Fässer in die Erde eingraben muste, daß die Feuchtigkeit des Bodens sich darein sammle, welches aber schlechtes und ungesundes Wasser giebt. Wie man ihm dann die schwere Krankheiten, woran in selbigem Jahre die Helfte derer Boots-Leute auf denen daselbst gewesenen Französischen Schiffen gestorben, zugeschrieben. Allein es war eine Art einer Pestilenz, welche sich 18 Meilen davon, zu Moquegua, ja bis nach Ariquipa, so doch 4 Meilen entlegen, spüren lassen.

Holz zu hauen gehet hier sichrer und bequemer an als frisch Wasser zu haben, weil das Thal ganz voll Bäume stehet. Doch weil die Franzosen deren innerhalb 14 Jahren eine so grosse Menge gefället, muß mans 1 Meile weit vom Meer holen. Neben dem Brenn-Holz ist dieses Thal an vielen Orten mit schönen Oel-Bäumen nach der Reyhe bepflanzet, woraus das beste Peruanische Oel gepresset wird. So mangelts auch nicht an allerhand Fruchtbäumen, von Pomeranzen, Citronen, Feygen, Gouyaves, Bananas und Lucomos, deren oben gedacht. Hier wächst auch eine Gattung Früchten, in Peru, BALTAS, in den Antillischen Eilanden aber die ADVOCATEN genannt. Sie se-

hen aus wie eine grosse Birn, in deren ein runder und etwas spitziger Kern, von Härte und Grösse als eine Castanie, so aber zu nichts als Muscus damit zu färben dienet. Die Haut drüm ist grünligt, und schier weich wie Butter. Wie es dann, wanns mit Salz gegessen wird, den Geschmack davon ein wenig, obwohl auch von den Nüssen dabey hat.

Am besten schmeckts, wanns mit Zucker und Citronen-Saft, (wie die grosse Franz-Bonchretien-Birnen) geklopfet wird. Soll sehr gesund und dabey zur Liebe reitzend seyn.

Ich habe einen Baum, PACAY genannt, gesehen, dessen Blätter dem Nußlaub ähnlich, aber grösser. Sie hangen paar und paar auf einer Seite, und stehen, je weiter vom Stamm ab, je enger an einander. Die Blüthe siehet meistens so aus, als Pison und Plumier die Ynga mahlen: Die Frucht aber ist anders. Die Hülse, welche letztgemeldter Pater im Kupfer vorgestellet, ist sechs eckigt, die Pacay aber hat nur 4 Seiten, wovon die 2 grosse 16 bis 18 Linien (deren ihrer 12 einen Zoll ausmachen:) die kleinen aber nur 7 bis 8 breit sind. Die Länge ist sehr ungleich. Dann es giebt Hülsen von 4 Zoll, andre über 1 Schuh lang. Inwendig sind sie in viele kleine Fächlein abgetheilet, in deren jedem ein Korn steckt als eine platte Bohne, in einer weissen und fäserigten Materie, die man für Baumwolle ansehen solte. Es ist aber würcklich nichts als ein gestandenes Oel, welches zur Erfrischung genossen wird, und in dem Mund einen zarten sehr lieblichen Muscus Geschmack hinterläßt. Daher sie unter uns Franzosen den Namen Pois Sucrin (überzuckerte Erbsen) bekommen.

Man findet auch in eben dem Thal etliche Bäume, so

Caf-

Cassia, von den Lands-Einwohnern CANNA FISTULA genannt, tragen. Diese in der Arzney-Kunst zum gelinden Purgiren so bekannte Frucht, ist eine runde Hülse, 12 bis 15 Zoll lang, und wächst auf einem grossen Baum, dessen Laub denen schmalen Lorbeer-Blättern gleichet. Steckt voll gelblichten Safts, worinn auch die Saam-Körner, welcher bey der Zeitigung schwarz und klebricht wird.

An eben dem Ort, wo dieser Baum stunde, sahe ich auch eine Zucker Mühle. Die Röhren, woraus der Saft gepresset und nachgehends dieses angenehme Salz gekocht wird, sind in der ganzen Welt bekannt, und wie man damit verfahre, ist eben wohl niemand verborgen. Weil mir aber die Gestalt der Mühle, worinn man das Zucker-Rieth entzwey drückt, einigermassen etwas neues war, und meine Profeßion gleichfalls mit allerhand Machinen zu thun hat, nahm ich das Maaß davon. Es bestehet aber solche Mühle aus 3 meßingen Walzen, deren mittlere die andern vermittelst metallener aus eben dem Stück in einander gehenden Zapfen auch umdrehet. Diese verkehrt umlauffende Walzen klemmen die Zucker-Röhren zwischen sich, und zerdrückens ganz, daß also aller Saft heraus, in eine Rinne, und so weiter in die Kessel läuft. Hier wird er dreymal gesotten, fleißig geschäumet, und Citronen-Saft samt andern Sachen hineingethan. Wann der Zucker nun gar, geußt man ihn in rund-eckichte irrdene Pötte, und läßt ihn zu ganz braunen Klumpen gestehen. Ihn lauter und weiß zu machen legt man oben darauf nur 4 oder 5 Zoll hoch in Wasser genetzte Erde, und erhält sie etliche Tage durch fleißiges Begiessen immerzu feucht. Durch diese Feuchtigkeit wird der feinste Saft flüßig, tröpfelt allmählig herunter, und das übri-

ge setzt sich in einen weissen Zucker-Hut zusammen. In Brasilien läutert man ihn mit nassem Leimen, wovon der weisseste der beste. Man muß aber vorher die sich oben auf dem Pott ansetzende harte Haut abkratzen, welche sonst das Wasser nicht durchläßt. Endlich wird er in den Zucker-Siedereyen in Frankreich mit Kalch und Alaun noch weisser und härter.

II. Capitel.

Ungeheure Menge Maul-Thiere. Niederlage der Europäischen Waaren in der Stadt CUSCO. Situation und Beschaffenheit dieser Stadt, wie auch des Städtgens PUNO und andrer Peruanischen Oerter. Indianische Gräber. Der Autor begiebt sich auf ein anders Schiff.

Uebrigens pflanzet man in dem Thal Ylo etwas Korn- und Hülsen-Früchten, aber weit mehr Spanischen-Klee, dessen eine grosse Menge darauf gehet, wañ etliche Schiffe auf der Rheede liegen. Dann die Kaufleute, so von verschiedenen sehr entfernten Oertern dahin kommen, müssen eine grosse Menge Maul-Thiere mit sich bringen, um diejenige, so vorher beladen gewesen, wieder abzuwechseln, weil sie sonsten, wann sie in den wüsten Gegenden ermüdeten, und den andern nicht folgen könnten, unterwegs umfielen. Man theilet die Heerden oder Requas in verschiedene Piares, jede von 10 Mauleseln, denen allemal zween Männer zugegeben werden. Weilen aber bisweilen Tag-Rei-

sen

sen von 30 bis 40 Meilen über hohe und rauhe Gebürge, ohne Wasser und Wayde, vorfallen, betragen die Maulesel, die man zum Ablösen gebraucht, öfters mehr als noch einmal soviel als die Piaras. Dieser Vorsichtigkeit ungeacht geht deren eine so grosse Menge zu Grunde, daß der Weg in Peru nicht sowohl an ihren Fußstapfen känntlich, als vielmehr an den todten Gerippen derjenigen, welche ausserhalb den Thälern ermüden, indem sie nichts zu fressen noch zu saufen finden; massen fast niemals weder Wasser noch Graß vorhanden ist. Daher man jährlich achtzig bis hundert tausend Maulesel von Tucuman und Chili kommen lassen, und den steten Abgang der andern damit ersetzen muß.

So viele Mühe es aber gleich setzet, solche öde Oerter durchzureisen, scheuen sich die Einwohner des Landes doch nicht, einen Weg von 2 bis 300 Meilen vor sich zu nehmen. Die Kaufleute kommen von Cusco, Puno, Chucuito, Ariquipa, und Moquegua, nach Ylo, als den nächsten See-Haven, und wann zu Arica keine Schiffe liegen, kommen sie gar herab von Paz, Oruro, la Plata, Potoli und Lipes. Ist also dieser Haven sodann zu Absetzung der Europäischen Waaren auf der ganzen Cüste der allerbeste.

Die Stadt CUSCO ist, nach Potosi, eine der Vornehmsten zum Verschluß dieser Waaren. Man zehlet daselbst über 30000 Communicanten, darunter bey 3 Viertel Indianer sind. Ihre Manufacturen von Boy, (eine Art wollene Zeuge) und Cattunene Tücher thun dem Europäischen Handel einigen Abbruch. Man verfertiget daselbst auch allerhand Sachen von Leder, sowohl für Menschen als Pferde und Maulesel. Diese Stadt ist überdies berühmt wegen der Gemählde, so die Indianer machen, womit sie, so

schlecht sie auch sind, das ganze Königreich anfüllen. Sie liegt 130 Meilen von Ylo, in einem kalten Lande, wo die Jahrzeiten so unordentlich, daß man sie alle in einem Tag spüret.

PUNO ist ein Städtgen von ungefähr anderthalb hundert Haußhaltungen, 70 Meilen von Cusco, und 76 von Ylo, auf eben dem Wege. Sie ist wegen der vielen daherum befindlichen Silber-Gruben bekannt und considerabel. Im Jahr 1713 hatten 3 Mühlen mit Mühl-Steinen, und eben so viele mit Stampfeln genug zu mahlen. Ist sonsten eine sehr unangenehme Gegend.

ARIQVIPA ist eine Stadt von ungefähr 600 Spanischen Familien, welche mit Wein und Brandtwein handeln. Sie liegt vom Meer nur 24 Meilen. Weil aber der See-Haven QVILCA nicht viel wegen seines schlechten Zustandes besucht wird, kaufen die Handels-Leute ihre Sachen zu Ylo. Das Lager dieser Stadt ist unten an einem Feuer-speyenden Berg, welcher zwar jetzo nicht brennet, aber vormals solche Flammen ausgeworffen, daß die Asche davon bis auf 20 Meilen in die Runde herum geflogen. Wie man sie dann daselbst noch siehet.

MOQVEGVA ist eine kleine Stadt von 150 Haußhaltungen, unter deren Gebiete etwa 4000 wehrhafte Männer gehören mögen. Man treibt aber starken Handel mit Wein und Brandtwein, so man von dar nach Puna, das ist, auf das Gebürge verführet. Es ist ungläublich, daß in einem so kleinen Begrif, wie dieser seyn soll, alle Jahre bey 100000 Krüge voll wachsen, welche über 3200000 Parisische Pinten oder Nössel ausmachen sollen. Wann nun der Krug um 20 Realen verkauft wird, kommen heraus 400000 Piasters, oder

oder 1600000 Französische Pfund. Es kommt alle Jahr eine Nation freyer Indianer, so mit den Spaniern gute Freunde sind, CHUNCHOS genannt werden, und das Land Cordillera auf der Ostlichen Seite bewohnen, nach Moquegua herunter, die Nothdurft davon einzukaufen, und sodann daheime wieder zu verhandeln. Im Durchreisen durch Potosi verkaufen sie allerhand Arbeit von Strauß-Federn, als Sonnen-Schirme, Fliegen-Wedel rc. Sie bringen auch Quinaquina, welche Frucht einer Mandel ähnlich, deren man sich in verschiedenen Krankheiten bedienet, imgleichen andere im Lande abgängige Waaren mit. Um das daraus gelösete Geld kaufen sie einen Vorrath von Wein und etlichen ihnen dienlichen Europäischen Waaren.

Vierzig Meilen von Moquegua, und fünfe von CAILLOMA hat man die Bergwerke St. Antonio entdecket, so sehr ergiebig seyn sollen, und worinn das Silber-Erz viel gehaltiger und von besserm Schroot als das übrige in Peru ist. Man arbeitete Ao 1713 an Erbauung der Mühlen, wodurch der Haven Ylo in mehrers Aufnehmen kommen dörfte.

Allein, wann je die Nähe verschiedener Erz-Gruben diesen Ort zu einer feinen Niederlage machet, so ist er doch wegen Abgang der Bequemlichkeit des Lebens, ziemlich schlecht. Das Wasser kann, wie gedacht, weil dessen so viel zu Wässerung der Moqueguischen Weinberge verbraucht wird, bisweilen gebrechen. Rind-Vieh giebts wenig, und das Fleisch taugt nichts, ausser im Winter, weil sodann die um selbige Jahrs-Zeit sich einstellende Nebel die Gipfel der Berge endlich erfrischen und befeuchten, daß etwas weniges von Graß darauf wächst. Die andre Lebensmittel mangeln daselbst

selbst öfters, auch sogar den Einwohnern selber. Es giebt fast gar nichts zu jagen, ausser einer Gattung kleiner Hirsche, Venados genannt, so in den Tiefen des Gebürges anzutreffen. Fische hats noch wohl auf der Rheede, allein das Meer geht am Strand so hohl, daß sich nirgends mit dem Netze ziehen läßt.

Das Thal Ylo, in welchem jetzo mehr nicht als 3 oder 4 Meyer-Höfe, war ehmals groß genug zu einer Stadt der Indianer, deren Fußstapfen annoch 2 Meilen vom Meer zu sehen. Die von Schilf-Rohr gebaut gewesene Häuser scheinen auf dem Boden geschleifet zu seyn, zur traurigen Anzeige, wie die Spanier bey denen Indianern Haus gehalten.

Noch mehrere Merkmale des Elends dieser armen Nation erblicket man bey Arica, oberhalb der Kirche zu Ylo, und langs dem Ufer hin bis an die Spitze Coles. Dann es giebt allda eine unzählige Menge Gräber, in denen sie sich mit ihren Kindern und Gütern lebendig begraben. Daher man noch heut zu Tage, beym Nachgraben, fast ganze Körper mit ihren Kleidern, und zuweilen auch Gold- und Silbernen Gefässen antrift. Diejenige, so ich gesehen, sind in den Sand Manns hoch eingegraben, und mit einer Mauer von trocknen Steinen umfangen. Ueber sie her liegt eine Hürde von Schilf, auf deren eine Lage Erde, und Sand oben drüber, damit man den Ort, wo sie gewesen, nicht finden möge.

Uneracht die Spanier ihre an den Indianern, als sie das Land bezwungen, verübte Grausamkeiten nicht läugnen können, sind doch einige, welche die Erfindung solcher Gräber dem Schrecken dieser Völker nicht zuschreiben wollen, sondern sagen, gleichwie sie die Sonne angebetet, so hätten sie ihr in ihrem Lauf nachgehen wollen, in Meynung, sie würden ihr nahe kommen können.

nen. Als sie nun endlich durch das Meer, so die Grän- zen von Abend her ausmachte, daran verhindert wor- den, hätten sie sich am Strand selber verscharret, um ihr vor ihrem Tod, bis auf die letzte Minute, wo sie sich in dem Wasser zu verbergen scheinet, nachzusehen. Diese Gedanken bestärken sich durch die Gewohnheit der vornehmsten Indianer, welche bey ihrem Tode befohlen, daß man sie ans Meer-Ufer tragen solle. Die gemeinste Meynung aber ist, sie seyen in solche Angst gerathen, daß sie sich sämtlich des Todes versehen, als sie vernommen, daß die Spanier sogar ihres Königs ATAHUALPA, den sie für einen Sohn der Sonne gehalten, nicht verschonet. Denen Händen der Spa- nier nun zu entgehen, flohen sie so weit gegen Abend als sie nur konnten; da ihnen aber das Meer im Wege stunde, verbargen sie sich an dessen Ufer, und riefen bey der Sonne, die sie schwer beleidigt hielten, weil sie ihnen solche grausame und mächtige Feinde, die sie auch für deren Abkömmlinge rühmeten, übern Hals schickte, um Gnade.

Hier ist ein grosser Unterscheid zu machen unter die- sen selbst gemachten Gräbern, und unter denjenigen, welche sie denen vornehmen Leuten errichteten. Letzte- re sind ausser der Erde, von rohen Backsteinen, rund als kleine Taubenhäuser, 5 bis 6 Schuh im Durchschnitt, 12 bis 14 Fuß hoch, und gleich einem Backofen ge- wölbet, worein man sie aufrecht setzte, und nachmals ummauerte. Auf Reisen durch die Länder findet man deren noch eine Menge, welche auch sogar von der Ein- kunft der Spanier her, annoch im Stande geblieben.

Es lagen zu Ylo zwey Französische Schiffe, so vor einem halben Jahr von China gekommen. Das eine war von 44 Stücken unterm Cap. Ragueine Marevil, welcher zu Canton Seyden-Waaren eingekauft. Das andre

andre von 16 Canonen, unterm Cap. Boccage von Havre de Grace, so eben dergleichen Waaren zu Emoi eingenommen. Das Erste hat durch Sturm viel ausgestanden, und des Ausbesserns nöthig. Weil aber der Haven Ylo hierzu unbequem, und das Verbot der Chinesischen Handlung zu Callao, als dem besten Ort zur Calfaterung der Schiffe, scharf ist, hielte er fürs rathsamste, den St. Charles zu kaufen, und seine Waaren darein zu laden, damit er wegen der Durchsuchung nichts zu besorgen hätte. Dieser Verkauf bewog mich, die Höflichkeit von Monsr.Ragueine an- und den Weg mit ihm nach Callao zu nehmen.

III. Capitel.

Abreise von Ylo. Die Rheede PISCO. Beschreibung der Stadt dieses Namens, imgleichen der daselbst und in etlich andern Städten treibenden Handlung. Reiche Quecksilber-Gruben. Die zu Stein werdende Wasser-Quelle. Seltsame Brücke von Stricken. Erdgewächse um Pisco.

Den 5 September seegelten wir zur Rheede Ylo hinaus, in Gesellschaft eines Spanischen Schiffes, welches aus Furcht für dem Engelländischen Seeräuber gerne mit uns gehen wolte. Uns half ein starker Wind aus dem Ost-Süd-Osten in 4 Tagen bis an den Morro Quemado. Ehe wir dahin kamen, erblickten wir la Mesa de Maria, welches ein

ein oben platter Berg wie ein Tisch, daher er auch den Namen trägt.

Acht Meilen weiter gegen Norden ist die Insul LOBOS, anderthalb Meilen Nord-Westlich vom Morro Quemado. Sie ist mittelmäßig hoch, in ihrem grösten Durchschnitt Süd-Ost und Nord-Ost etwa eine viertel Meile lang. Zwischen dieser Insul und dem Morro sind platte und sehr niedrige Klippen, welche sich gegen dem Lande zu als ein halber Canal erstrecken, und eine Fahrt lassen, in welche sich viele Schiffe hinein begeben, indem sie dieselbe für den Paß zwischen dem Eiland St. GALLAN und dem Lande PARAGA angesehen. Man kanns aber leicht merken; maassen in den letztern kein so niedriger Felsen als unten an der Insul Lobos, und überdis eine blinde Klippe wie ein Zuckerhut. Ueberdis ist das Land Paraca gleich hoch, der Morro Quemado aber ziehet sich auf der Norder-Seite niedrig herab, bis an eine kleine Bucht, da man auf der rechten Seite ankern kann. Ist man in diese Fahrt weit hinein, so hat man zu merken, daß, wenn man von der Insul Lobos beym Norden hinaus seegelt, eine Sandbank auf dem dritten Theil des Canals gegen dem festen Lande zu ist. Ich habe auch von denjenigen, welche aus Versehen in diese Bay hinein geseegelt, erfahren, es seye im Norden dieses Eylandes eine Bank von Kieselgrund, welche eine Anfuhrt mache, worinn das Meer so stille, daß ein Schiff auf 8 Faden ankern, ja sich auf den Nothfall, ganz sicher calfatern könne.

Weil wir nun aus Erkänntniß der Insul Lobos merkten, wie nahe oder weit wir von St. Gallan wären, nahmen wir des Nachts die Seegel ein, liessen das Schiff treiben, und fuhren des andern Tags zwischen

diesem Eiland und dem Lande Paraca, hin, an dem wir 1 Viertel Meile hinseegelten, nemlich den dritten Theil des Canals, aus Furcht für einem feuchten Grund, welcher eine halbe Meile Süd Süd-Ostlich der Insul befindlich.

Unterwegens seegelten wir ein paar Anker-Touwen lang eine kleine Bucht, Ensenada del Viejo genannt, vorbey, woselbst etliche Französische Schiffe auf 10 und 12 Faden gelegen, um ihre Waaren heimlich auszuladen. Als uns nachmals die Windstille ergriffen, und zwar etwa 1 Anker-Touw lang von der Nordlichen Spitze dieser Anfurth, fanden wir 15 Faden Sand- und Muscheln-Grund. Von dar gingen wir in der Bucht Paraca auf 5 Faden Wasser vor Anker, in leimichten Sand, Nord-Westlich von BODEGA. Dis sind 6 bis 7 Häuser zu Ausladung der Schiffe, welche lieber hier ankern, unerachtet es 2 Meilen von Pisco, als gar bis vor die Stadt hinauf rücken, weil das Meer an dem Ufer so hoch gehet, daß man des Tages fast unmöglich ausladen kann. Doch fügt sichs bisweilen des Morgens frühe, daß man vermittelst eines guten Drachen, (3 oder 4 zacktchten Anker,) oder mit sonst einem gewöhnlichen Anker, obwohl allezeit mit grosser Mühe und Gefahr, Fuß ans Land setzet. Die vor der Stadt liegende Schiffe holen ihr Holz und frisch Wasser 1 halbe Meile weiter gegen Norden, aus einer Tiefe, wo der Fluß Pisco durchläuft, die aber zu Paraca ankern, sammelns in dem Sand, 1 halbe Meile Süd Ostlich von den Häusern; wie zu Arica.

Die Rheede PISCO ist so geraum, daß eine ganze See-Armade darinn Platz hat. Sie liegt offen gegen Norden, von welcher Seite, unter dieser Breite, kein gefährlicher Wind herkömt, und man ist auch vor denen

gewöhn-

gewöhnlichen Winden aus Süd-Süd-Westen und Süd-Osten sicher. Wolte man ein Schiff calfatern oder ausbessern, so kann man ganz hinein in die Bucht Paraca hinein, allwo kein hohes Wasser ist, und sichs allenthalben von 11 bis auf 5 Faden ankern läßt. Gegen Westen sind verschiedene kleine Eiländer, welche ganz sauber von Klippen, und zwischen denen man sonder Furcht durchseegeln mag. Insgemein aber gehts besser, daß man innerhalb der Insul St. GALLAN durch, und, um über den Wind zu kommen, an dem Lande Paraca hinfährt. Folgends ankert man gegen den Häusern zu auf 4 oder 5 Faden Wasser. Unter diesen kleinen Eiländern ist eines, so an zwey Orten ganz durchgebrochen, also daß es von der Ankerstelle her recht als eine Brücke aussiehet. Von den Häusern zu Paraca bis an die Stadt ist eine Sandigte und dürre Ebene von 2 Meilen.

Diese Stadt, so ehemals am Meer gestanden, liegt jetzo 1 viertel Meile davon. Solche Veränderung ist im Jahr 1682 den 19 Oct. durch ein so erschröckliches Erdbeben geschehen, daß das Meer 1 halbe Meile zurück gewichen, und nachmals mit solcher Heftigkeit wieder aufgelaufen, daß es schier eben so viel Erdreich über seine vorige Gränzen überschwemmet. Auf solche Weise ging die Stadt Pisco zu Grunde, und man sieht das zerfallene Gemäuer davon vom Gestade an annoch bis an die neue Stadt. Verschiedene vorwitzige Personen, so dem Meer bey seiner Zurückweichung nachgegangen, wurden bey dessen Wiederkehr von ihm verschlungen. Seit der Zeit hat man die Stadt wieder an dem Ort, wo die Ueberschwemmung nicht hingekommen, aufgebauet.

Sie ist in ordentliche Viertel abgetheilt. Mitten drinne steht die Pfarr-Kirche zu St. Clemens, auf einem Platz, der eben so groß als ein anderes Viertel der Stadt ist. Hinter jener sieht man die Jesuiter-Kirche; weiter gegen Osten die kleine aber sehr nette Kirche St. Francisci. Im Norden ist ein Spital, und im Süden die St. Magdalenen-Capelle der Indianer, vor welcher vorn ein kleiner Markt zu sehen.

Es bestehet diese Stadt aus ungefähr 300 Haußhaltungen, meistens von Mestices, Molattos und Schwarzen. Die Weissen sind hier an der Zahl die schwächsten. Es ist daselbst ein Corregidor und ein Cavildo zu Verwaltung der Justitz, manchmalen auch ein Richter, zu Verhinderung des Französischen Kaufhandels, und des Betrugs mit denen aus den Bergwerken dahin gebrachten Silber-Zapfen.

Als die Franzosen die Bequemlichkeit noch nicht hatten, ihr Gewerbe zu Callao zu treiben, war dieses einer der besten See-Häven zur Handlung, weil daselbst die Niederlage der Städte Yca, Guancavelica, Guamanga, und Andaguelais, und aller derjenigen, welche im Norden unter Lima gehören.

YCA ist eine dreymal so Volkreiche Stadt als Pisco. Man handelt daselbst mit Glaß, welches aus Salpeter gemacht wird. Es ist grün, unsauber und schlecht geblasen. So kommt auch von dar eine Menge Wein und Brandtwein.

GUANCAVELICA ist eine kleine Stadt von etwa anderthalb hundert Familien, 60 Meilen von Pisco. Sie ist reich und berühmt wegen des häufigen Quecksilbers, so aus einem Bergwerk, das vorn 40 Spanische Ellen breit ist, und allein alle Gold- und Silber-Mühlen des ganzen Königreichs versiehet, gegraben

ben wird. Die Einwohner grabens allda auf eigne Unkosten, und sind gehalten, bey Verlust ihrer Haabe, wie auch bey Strafe der Landesverweisung und einiger Dienstbarkeit zu Baldivia, alle Ausbeute dem König von Spanien zu liefern. Hingegen bezahlts Se. Majest. in einem gesetzten Preis, jetzo 60 Thaler den Centner, an dem Ort, und verkaufts in denen entlegenen Ertzgruben wieder für 80. Wann eine genugsame Quantität herausgegraben, läst der König den Eingang der Queckſilber-Grube verschliessen, und kann niemand dessen anders woher als aus dem Königl. Magazynen habhaft werden.

Das Erdreich, worinn das Queckſilber befindlich, sieht rothgelblicht, wie schlecht gebrannte Ziegelsteine. Man zerstößts und thuts in einen irrdenen Ofen, dessen Capelle rund und platt gewölbet, doch etwas spitzig ist. Diesen stellt man auf einen eisern mit Erde bedeckten Rost, und unterhält beständig ein kleines Feuer darunter von dem Kraut Icho, welches darzu viel tauglicher, als andere brennende Materien: daher auch verboten, es auf 20 Meilen in der Runde herum abzumähen. Durch diese Erde nun dringet die Wärme hindurch, und erhitzet das zerstossene Ertzgesteine dermassen, daß das Queckſilber flüchtig im Rauch heraus gehet. Allein weil die Capelle ganz genau zugestopft, findet es keinen Ausgang als durch ein kleines Loch, an welchen eine Reyhe irrdene runde unten weite und oben enge, und mit dem Hals in einander gesteckte Distillir-Kolben stösset. Hier schwärmet der Rauch im Cirkel herum, und verdickert sich vermittelst ein wenig Wassers, so in einem jeden Kolben unten auf dem Boden ist, wohin sodann das verdickerte und zu einem hüpschen Fluß gediehene Queckſilber herab fällt. In den vördersten

Kolben sammlet sich dessen weniger als in den letztern, und weil sie so heiß werden, daß sie davon zerspringen würden, kühlet man sie aussen her mit Wasser fleißig ab.

Noch siehet man in dieser Stadt etwas besonders. Dis ist eine Brun-Quelle, deren Wasser so leichte und sobalde zu Stein wird, daß die meiste Häuser der Stadt davon gebauet. Ich habe etliche dergleichen Steine zu Lima, wohin man sie verführet hatte, zu Gesichte bekommen. Sie sahen weiß und etwas gelbicht aus, und waren dabey leicht und ziemlich hart.

GUAMANGA ist eine Bischöfliche Stadt, 86 Meilen von Pisco, in deren bey 10000 Communicanten seyn sollen. Ihr vornehmster Handel bestehet in Leder und allerhand Confect-Laden, von Zucker-Pastetchen/ Marmeladen/ Gallerten, Quitten-Latwerge, und andern dergleichen Lecker-Bißlein, welche man für die beste im ganzen Königreich hält, als worin derselben eine ansehnliche Menge verbraucht wird. Man verfertiget hieselbsten auch Pavillons, so statt der Umhänge um die Bette dienen, wovon allda eine berühmte Manufactur, wie auch von allerhand Sachen von gedruckten und vergüldten Leder, angelegt ist. Sie liegt am Fuß eines hohen Berges, in einer ebnen, sehr gesunden und an allen Eßwaaren treflich-fruchtbaren Landschaft.

Ich gedenke allhier nichts von den Markt-Flecken AVANCAY und ANDAGUELAIS, welches zwey mäßige Oerter von 60 bis 80 Haushaltungen. Allein da sie eben nicht allzu stark an Einwohnere, sind sie doch merkwürdiger wegen der grossen Menge des daher kommenden Zuckers, als des besten in ganz Peru.

Unweit Andaguelais siehet man die berühmte Brü-

cke APURIMA, welche man gegen mich für ein Wunderwerk ausgegeben. Es heisset nemlich, sie befinde sich in einem Berg eine Ritze oder Oefnung ungefähr 120 Klafter breit, und ungeheuer tief, welche die Natur ganz Bley-recht in den Felsen eingehauen, um einem Fluß den freyen Lauf zu verschaffen. Weilen dieser Strohm so stark und gewaltsam fortfleußt, daß er ganz grosse Steine mit sich dahin reisset, kann man denselben nicht eher als 25 bis 30 Meilen davon durchwaten. Dieser Oefnung, Breite und Tiefe halber nun, imgleichen wegen der Nothwendigkeit, an diesem Ort hinüber zu kommen, ist man auf die Erfindung einer besondern Brücke von Bast- oder Baum-Rinden-Stricken gerathen. Diese ist bey 6 Schuh breit, und hier und dar mit Stangen durchgestochen, oder vielmehr beleget, daß man nicht nur zu Fuß, sondern gar mit beladenen Mauleseln darüber paßiret. Jedoch nicht ohne Angst; Massen sich gegen der Mitte zu ein solches Schwanken spühren läst, daß einen der Schwindel ankommen mögte. Allein weil man sonsten 6 bis 7 Tagreisen, um anderwerts hinüber zu setzen, nöthig hätte, gehet alles, was nur an Proviant von Lima nach Cusco und in Ober-Peru verführet wird, über diese Brücke: Zu deren Unterhaltung von jeder Maul-Thier-Last 4 Realen gefordert werden, welches dem König von Spanien, noch über die zu derselben Unterhaltung etwa erforderliche Unkosten, eine ungläubliche Summe einbringt.

Es gehen aber die Schiffe nach Pisco nicht allein zu Absetzung ihrer Europäischen Waaren, sondern auch zu Einnehmung Wein und Brandtweins, welcher alldorten viel wohlfeiler und häufiger zu haben, als in irgend einem andern See-Haven dasiger Cüste. Dann

es kömmt ohne demjenigen, so im Lande selber wächst, gedachtermassen dessen von YCA: Ferner von CHINCHA, 6 Meilen Nordlich von Pisco, woselbst vor Einkunft der Spanier der Sonnen-Tempel gestanden: Und endlich wird dessen von LANASQUE, 20 Meilen gegen Süd-Osten, dahin gebracht. Welche alle zwar für die allerbesten in ganz Peru gelten, aber dabey überaus stark und nicht allzu gesund sind. Daher die Spanier wenig davon trinken, und der meiste Verkauf nur an die Negros, Indianer, Molattos und anders dergleichen Gesindel geschiehet. Statt des Weins bedienen sich viele Spanier, aus seltsamer Einbildung, lieber des Brondtweins.

Die Weinberge um Pisco herum, so man nicht füglich durch Rinnen oder Gräben befeuchten kann, sind solchergestalt angelegt, daß sie keiner Wässerung nöthig haben, uneracht es daselbst niemals regnet. Jeder Weinstock steht in einer Gruben 4 bis 5 Fuß tief, massen die Natur zu Ersetzung des Mangels am Fluß- und Regen-Wasser durchgehends in der Erde eine Feuchtigkeit ausgetheilet; Gestalten das Land sonsten so unfruchtbar, wüste und ausgedörret, daß nirgends kein bewohnbarer Ort als auf wenig Ebnen und in den Thälern, wo noch einige Nässe zu haben. So ist auch der Grund schier pur Salz, also daß eben daher der saltzigte Geschmack bey dem meisten im Lande gewachsenen Wein entstehet.

Man findet in der Gegend Pisco auch allerhand Obst, als: Aepfel/ Pomeranzen, Citronen/ Gouyaves, Bananas, Datteln ꝛc. Verschiedene sind der Meynung gewesen, ein Dattel-Baum allein trage keine Frucht, sondern es müsse ein andrer, und zwar sein Weiblein, neben ihm stehen: Allein es hälts nicht je-

der-

dermann damit, und etliche Einwohner gabens gegen mich für eine Unwahrheit aus. Hier wächßt eine Gattung Cucumern oder Gurken, an einer Pflanze, welche P. Feuillé Melongena lauri-folia, fructu turbinato variegato, die Leute des Landes aber Pepo oder Penipo nennen. Ist sehr kühlend, und schmeckt etwas nach Melonen, aber nicht allzu angenehm. Die Camotes oder Patatas sind allda so gut nicht als in Brasilien. Es giebt deren rothe, gelbe und weisse.

Uebrigens wächßt hier auch eine gewisse Frucht in einer Hülse unter der Erde, in deren etliche Körner wie runde Französische Bohnen, welche man sie in ihrer Hülse im Ofen gebraten werden, recht niedlich wie eine gebratene Hasel-Nuß schmäcken. Sie werden viel gegessen, unerachtet sie ungemein erhitzen, und zum Beyschlaf reitzen. Dieß ist vermuthlich das bey etlichen Kräuter-Beschreibern befindliche ARAQVIDNA. Die Einwohner nennens MANY.

IV. Capitel.

Lächerliche Ceremonien bey dem Scapulier-Fest. Das gefährliche Stier-Gefecht. Die zu Ehren der Mutter Gottes angestellte Mascarade und Comödie. Critique über die Spanische Schauspiele. Abreise von Pisco.

Der Ueberfluß an Lebensmitteln im Lande, sammt dem guten Handel und Wandel setzt die Einwohner in einen so gemächlichen Zustand, daß sie

sich öfters mit Stier-Gefechten, Comödien und Mascaraden belustigen.

Ich befand mich gleich daselbst zu einer Zeit, als die Molattos der Mariæ der Carmeliten zu Ehren ein Fest anstelleten. Diese guten Leute sind, wie alle andre Spanische Creolen von tausenderley wahren oder erdichteten Erscheinungen * eingenommen, daß sie ihren vornehmsten Gottesdienst darein setzen. Die Ursache solchen Mißbrauchs rühret her von der Ungelehrtheit derer Münche, als welche weder eine Belesenheit noch Verstand, die Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, besitzen, mithin dem alten Gebrauch und denen vor ihrer Zeit von ihren Ordens-Genossen zu ihrem Eigennutz aufgebrachten Gewohnheiten immerhin nachfolgen. Weilen aber weder in ganz Peru noch Chili einige Carmeliter zu finden, haben die Brüder der Barmherzigkeit das Ober-Recht der Brüderschaft des Scapuliers an sich gezogen; und weil sie zu Pisco kein Klo-

* Besiehe den Tractat des Hrn. LAVGOY: De Visione, Simonis Stokii, & Origine Scapularii, worinn er anzeiget, daß sehr lange nach Simonis Stokii Tod, zween Carmeliter, einer Nahmens Gregorius à Sancto Basilio, der andre Marcus Antonius à Cazamote, schlüßig worden, das Scapulier einzuführen wegen einer von Maria dem Stokio geschehenen Erscheinung, und zwoer Bullen, Einer von Johanne XII. welche in ihren Schriften auf so unterschiedliche Art nicht nur wegen der Worte, sondern auch wegen Ungleichheit der Länge des Discurses gezogen, daß deutlich erhellet, sie seye nur untergeschoben und erdichtet: Andrer Gründe, so eben dasselbe zu Tage legen, zu geschweigen: der Andern von Urbano V gegeben in Rom, allwo doch dieser Pabst, so in Florenz gestorben, nach seiner Krönung niemals hingekommen.

Kloster haben, kömmt allezeit einer aus ihrem Mittel nach Lima, dieses Fest begehen zu helfen.

Donnerstags Abends den 14 Sept. machten die Molattos dem Feste einen Anfang mit einer Comödie, El Principe Poderoso oder der Mächtige Prinz genannt, welche von einem Spanischen Poeten, aus Europa gebürtig, verfertiget worden. Weil dieser Nation verderbter Geschmack in dergleichen Sachen sie dahin verleitet, daß sie in ihren Schauspielen Geistliches und Weltliches unter einander mischen, beobachtete ich, daß sie in gegenwärtigem Lust-Spiel ihrer natürlichen Neigung den Zügel sogar über alle Gränzen einer gesunden Vernunft und des Wohlstandes weit hinaus schiessen lassen. Es war in der That nichts lächerlichers zu sehen als die Auszierung des Schau-Platzes hinten, dessen Perspectiv-Spitze sich mit einem Altar endigte, auf welchem das Bildniß der Maria vom Berge Carmel, mit brennenden Wachs-Kerzen umgeben, stunde, und alle spielende Personen begonnten ihre Vor-Rede knieend mit einer an die Mutter GOttes gestellten Zueignungs-Schrift der Comödie. Man hätte aus dieser andächtigen Anrufung schliessen sollen, es sey für die Zuschauer aus diesem Spiel eine Erbauung im Christenthum zu gewarten. Allein diese Gedanken vergingen alle bey mir allzu geschwinde, als ich auf dem Schau-Platz ein Gemähld erblickte, auf welchem Sigismundus ein Crucifix umarmte, und in seiner Widerwärtigkeit Hülfe von ihm suchte; werbey die lustige Personen oder Pickelheeringe und die übrige Zwischen-Redner sich allerhand Frechheit ausnahmen, und in ihre Worte fast nichts als lauter grobe oder doch ziemlich merkliche Zotten einfliessen liessen.

Des andern Tags wurde ein Stier-Gefecht angestellet, welches aber nicht viel besser war als dasjenige, so man zu Valparaisso, obengedachtermassen, gehalten. Durch dergleichen Lust-Spiel wird der Mutter Gottes eben so wenig Ehre angethan, als mit solchen gemeinen Comödien, weil es durch die Canonische Gesetze verboten, und zwar wegen der Todes-Gefahr, in die man sich ohne Noth begiebt; Wie würklich allemal geschiehet: Ja es hat gar wenig gefehlet, daß sich nicht eine Probe an einem Negro auch diesmal erwiesen, massen ihn der Stier so übel zugerichtet auf dem Platz gelassen, daß man an seinem Aufkommen zweifelte

In der Sonnabend-Nacht war eine Mascarade von Leuten, welche mit brennenden Lichtern, wie in Frankreich 2c. in der Fastnacht, durch die Strassen liefen. Die vornehmste Acteurs sassen auf einem Wagen, und vor ihnen ritten etliche zu Pferd. Auf dem Wagen sahe ich einen in Mönchs-Habit des Ordens St. Jean Dieu, den man ein würklicher Mönch zu seyn mich bereden wollte. Allein ich konnte mirs ohnmöglich anders einbilden, als es müste ein andrer verlarveter Mensch seyn; dann er tanzte darauf stehend mit Frauens-Personen in eben solchen Posituren und frechem Wesen als die Negros aus den Insuln auf ihrem Feste BANGALA. und dennoch erschallte der Nahme Nuestra Sennora del Carmen öfters mitten unter ihrem ungeheuren Geschrey, imgleichen denen Schimpf- und gröbsten Scherz-Worten gegen die Vorübergehende, und zwar just da auf einer andern Seite die Proceßion des Rosen-Cranzes vorbey passirte. So lächerlich aber diese Gewohnheit scheinet, müssen doch auf dem Narren-Fest in Frankreich ehemals eben dergleichen ungereimte und ungebührliche

Sa-

Sachen vorgegangen seyn. „Die Priester und an-„
dre Geistliche giengen mit Larven in die Kirche,„
und wann sie heraus kamen/ stiegen sie auf Wa-„
gen/ fuhren durch die Gassen, erhuben sich auf„
Schau-Bühnen/ sangen die allerliederlichste Lie-„
der/ und machten alle unverschähmteste Geberden,„
und Narrentheidungen/ womit sonsten die Fähr-„
Leute oder Schiffer dem gemeinen Pöbel eine„
Kurzweil zu machen gewohnt.„ Dieses Fest hat
vom XII. bis zum XV. Seculo, über anderthalb hun-
dert Jahr lang gedauert: Nach dem Zeugniß MEZE-
RAY, im Leben Philippi II.

Sonntags Abends wurde die Comödie von dem Le-
ben des Heil. ALEXIS, von Moreto gecomponiret,
aufgeführt, welche ich seither im X Theil von Spani-
schen Comödien, zu Madrit mit Approbation der
Obern, im Jahr 1658, unterm Titul: *Nuevo Thea-
tro de Commedias varias de differentes Autores*,
gedruckt, gefunden. Mir kam sehr Spanisch vor, daß
im Ersten Tage, (so theilen die Spanier ihre Thea-
tralische Handlungen ab) des Heil. Alexis Schutz-
Engel, und der Teufel mit einander zankten, welcher
unter ihnen beyden ihn bereden sollte, seine Ehfrau zu
verlassen, oder aber bey ihr zu bleiben. Im Zweyten
verkleidete sich der Teufel in einen Bettler; und im
Dritten in einen Boots-Knecht. Am Ende der zwey-
ten Handlung singt ein in eine Einsiedler-Hütte einge-
schlossener Chor der Engel zum zweytenmal die ersten
Worte des Ambrosianischen Lobgesangs unter Läu-
tung der Glocken. Die Seltsamkeit dieser Einfälle und
der närrische Aufzug der Personen, welche der Poete auf
die Schaubühne bringt, diente unsern als Zuschauer

vorhandenen Franzosen zu einer Ursache eines desto grössern Gelächters, je mehr sie an bessere Comödien gewöhnet, worinn die Ehrerbietung vor geistlichen Dingen nicht gestattet, Geist- und Weltliches untereinander zu mengen, wie in diesem Spiel geschahe, da man über die Zwischen-Handlungen allemal von neuem zu lachen hatte. Ich führe dieses nicht als etwas in Europa ganz unerhörtes oder neues an. Niemand, der anderst in Spanien gereiset, ist verborgen, was für eine Manier diese Nation in ihren Schauspielen gebraucht, da immerzu etwas Geistliches mit unterläuft. Also daß bey ihnen noch heutigs Tags zu sehen, was bey den ersten in Frankreich aufgeführten Lust-Spielen vor Alters im Schwange gegangen. Wovon BOILEAU (chant. III. de Art. Poet.) folgendes gedichtet:

***

Chez nos devots Ayeux le Theatre abhorré,
Fut long-temps dans la France un plaisir ignoré.
De Pelerins, dit on, une troupe grossiere
En public à Paris y monta la premiere,
Et sotemeot Zelée en sa simplicité,
Joûa les Saints, la Vierge & Dieu par pieté.
Le Savoir à la fin dissipant l'ingnorance,
Fit voir de ce projet la devote imprudence.

***

Betreffend die besondre Fehler dieses Schauspiels sind die Zeit sowohl als der Ort treflich anstößig. St. Alexis ist den Ersten und Letzten Tag zu Rom / und im Andern bleibt er etliche Jahre zu Besichtigung des Gelobten Landes aus. Dem ungeacht hielten die Spanier diesen Unterscheid für keinen Fehler, wie gemeld-

gemeldter Boileau in angeregtem Buche * gedenket. Was aber in allen Ländern strafbar heissen muß, ist dieses, daß Alexis als ein solcher Heiliger aufgeführet wird, deme es auf eine s. v. Lügen eben nicht ankomme. Dann der Author stellet ihn in dem zweyten und dritten Tagwerk also vor, daß er anders denkt und anders redet, wann er sich vor einem Menschen, der ihn, im Namen seines Vaters suchet, verhelen will; indem er von sich selber sagt, Er kenne den Heil. Alexis zwar/ ** allein er seye schon weit von dar.

Uebrigens konte man von einer so kleinen Stadt wegen Auszierungen des Schauplatzes eben nichts bessers gewärtig seyn. Dann es war, wiewohl ins Kleine, nach unsrer Französischen Manier aufgeputzt, und ist nicht zu läugnen, daß die Personen, nachdem sie vom gemeinen Pöbel, (massen es lauter Molattos) und von Profeßion je keine Comödianten, ihre Rolle gleichwohl nach der Spanier ihrem Gout ziemlich gut gespielet. Ich beobachtete in ihren Zwischenspielen, daß sie fleissig drüber wären, ihre Doctores, und zwar im Ceremonien-Habit aufs Theatre zu bringen, und sie daselbst aller

* Un timeur sans peril, de lâ les pyrenées.
Sur la Scene, en un jour, renferme des annèes,
La Souvent le Hèros d'un spectacle grossier,
Enfant au premier Acte, est barbon au dernier,
Mais nous, que la Raison à ses regles engage,
Nous voulons qu'avec art l'action se menage:
Ou'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'a la fin le spectacle rempli.

** Conosco esse Cavallero
Porque he venido con el,
Y me conto su successo,
Mas va ya muy adelonte.

allerhand unanständige Sachen thun zu lassen. Mich wundert, daß die Herren Geistliche, welche fast allein den Doctor-Titul führen, mit dergleichen Possenspielen zufrieden; Gestalten so oft etwas ungereimtes oder poßirliches vorzustellen, die Doctor-Mütze allemal herhalten muß.

Nach geschehener Vorstellung der Comödie Alexis, spielten sie den SIGISMUND, und hielten noch mehr Stiergefechte und Mascaraden, den 8 Tagen des Festes vollends ihr Recht zu thun, dessen Ende aber ich, weil uns die Jahreszeit zur Abreise nöthigte, nicht auswarten konnte.

Wir liessen auf der Rheede die Prinzeßin, unterm Capitain Martin, so von Emoi aus China gekommen, und das Schiff St. Margaretha, von St. Malo, welches aus Frankreich daherwerts geseegelt.

Donnerstags den 21 September gingen wir unter Seegel, nach Gallao, mit einer frischen Kühlung aus dem Süd-Osten. Des andern Tags erblickten wir das Eiland ASIA. Sambstags hielte uns die Windstille auf im Gesichte des Morro Solar und der Insul St. LORENZ, welche uns also gegen Norden vorkame.

Dis Eiland ist leicht zu kennen, weil es nur mittelmäßiger Höhe, von der kleinen Insul Callao abgesondert, und in der Oefnung zwey kleine Felsen-Eilande zu sehen. Man erblickte auch ein Drittes, sehr niedriges 1 halbe Meile See-einwerts gegen Süd-Süd-Osten der Nordwestlichen Spitze der Insul St. Lorentz. Wir warffen etwa 2 Ankerseile lang von dieser Spitze das Bley-Loot, und fanden 60 Faden tief leimigten oder Modder-Grund. Endlich ankerten wir 1 Meile Westlich von Callao auf 14 Faden blaßgrünen Leimen.

Mons. de Ragueine blieb also auf dem Meer draussen

sen bey de Einfahrt der Rheede, bis er vom Vice-Roy Erlaubni bekam, unter dem Geschütz der Stadt, Calfaterns halber, zu ankern: Welches ihm denn auch ohne Schwürigkeit gestattet worden. Hierauf seegelte er näher herein, und grüßte die Stadt mit 9 Schüssen, man dankte ihm aber mit keinem einzigen, unerachtet man wuste, daß er ein Königlicher Französischer See-Officier. Zwey Französische Schiffe von St. Malo, samt der Marianne von Marsilien, erwiesen ihm sämtlich die seiner Bedienung zukommende Ehre, und grüßete ihn jedes mit 7 Schüssen, welche er ihnen auch nicht schuldig blieb. Neben diesen 3 Schiffen lagen hier auch 18 Spanier, unter andern die Incarnation, eine den Portugiesen abgenommene Prise von 3 Decken, welche Mons. Brignon von St. Malo dem Vice-Roy, auf Königliche Rechnung, um 10000 Piasters verkauft hatte. Seine Excellenz nahm den 30 Septemb. persönlich Besitz davon. Bey seiner Ankunft zu Callao wurde er mit allen Stücken auf den Wällen der Stadt bewillkommet, und bey seiner Aussegelung aus der Rheede bekam er von jedem Französischen Schiffe 13 Canonschüsse. Mögte man sich verwundern, warum ein Schiff von solcher Grösse in so schlechten Preis, und zwar in einem Land, wo die von 400 Tonnen viermal so viel gelten, verkauft worden? Allein es war ein politischer Streich vom Vice-Roy, welcher den Spaniern abermals verboten, kein Französisches Schif zu erhandeln, nur damit ers so wohlfeil er nur wolte, an sich ziehen könnte.

Endlich kehrte er an eben demselben Tag wieder nach Lima. Bey der Abreise aus Callao geschahen ihm zu Ehren noch 10 Stückschüsse. Sein Gefolg bestund in etlichen Leib-Garden zu Pferde, und am übrigen Auf-

zug solte man eben keine sonderliche Hoheit eines Königlichen Statthalters haben abnehmen können. Wiewohl es war nur der Bischof von Quito, Don Pedro Ladron y Guevarra, welcher den Thron nur so lange besaß, bis der Spanische Hof desfals behörige Anstalten verfüget.

V. Capitel.

Beschreibung der Rheede CALLAO: Imgleichen der Stadt gleiches Namens, und deren Befestigungs-Werken, Militair-Etat zu Lande und Wasser, Handelschaft dieses Orts, u. s. m.

Die Rheede von CALLAO ist sonder Widerspruch die allergröste, schönste und sicherste im ganzen Süd-Meer. Man kann darin überall ankern, so tief man selber will, und hat allezeit Olivenfärbigen Leimgrund, nirgends aber keine Sandbänke noch Klippen: Ausgenommen eine einzige, 3 Anker-Touwen lang vom Lande ab, gegen der Mitte des Eilands St. Lorenz, recht gegen der Galeerenspitze über. Das Meer ist hieselbst allezeit so stille, daß man die Schiffe Jahr aus Jahr ein auf die Seite werfen und calfatern kann, ohne sich für irgend einen Windstoß zu fürchten. Doch liegt sie vom Westen bis zum Nord-Nord-Westen offen. Allein dergleichen Winde halten daselbst fast niemals an, als wann sich nach einer Stille ein kühles Lüftgen erhebet, wodurch aber die See weit so hoch nicht aufgetrieben wird, daß man Ungemach davon hätte. Die Wellen, so durch die Süd-

Westen

Westen und Süd-Osten Winde etwa aufschwellen, werden durch das Eiland St. Lorentz gebrochen. Auf gedachtem Eiland sind ganz keine Befestigungswerke. Es diente im Jahr 1624 Jacobo Eremitæ zur Retirade, allwo er sich einschanzte, um nachgehends Callao wegzunehmen. Doch, da ihm der Anschlag nicht gelunge, verbrannte er über 30 auf der Rheede befindliche Schiffe. Diese Insul ist auch ein Verweisungs-Ort für die Negros und Molattos, welche etwas verbrochen, und allda zu öffentlichen Gebäuden, wie auch mittelbar für privat Häuser welche Sandsteine graben müssen. Weil nun diese Strafe mit den Galeeren in Europa verglichen wird, legt man diesen Namen der Spitze des Eilands auf der Westlichen Seite bey. Sonsten ist schon vormals gemeldet worden, daß die Weissen ihr Exilium zu Baldivia haben.

Die gewöhnliche Ankerstelle auf der Rheede ist Osten zum Norden der Galeerenspitze, 2 bis 3 Anker-Touwen lang von der Stadt ab. Hier liegt man überdis für den Südlichen Winden sicher wegen der Spitze Callao, welches ein niedriger Edstrich, zwischen deren und dem Eiland Callao eine enge und etwas gefährliche Fahrt ist. Doch kömmt man ohne Schaden durch, wann man, auf 4 bis 5 Faden tief, hart an dem Eiland hinseegelt. Auf der Seite des festen Landes liegt eine Sandbank von der Spitze an, bis an einen feuchten Grund, den man von ferne schon schäumen siehet.

In dem Haven Callao findet man die zur Schiffahrt nöthige Bequemlichkeiten. Wasser kann man gar gemächlich einnehmen aus dem kleinen Fluß Lima, welcher unten an den Callaoschen Mauren sich ins Meer ergeußt. Brennholz setzt mehr Mühe. Man holt es 1 halbe Meile gegen Norden, zu BOCANEGRA, und zwar 1

halbe Meile ins Land hinein, und bezahlt denen Jesuiten 25 bis 30 Piasters für jede Chaloupp voll. Zu Ausladung der Chalouppen ist unten an den Mauren eine dreyfache hölzerne Treppe, u. ein Steindamm zu Aussetzung der Canonen, Ankern und andrer schweren Dinge, welche mit einem Kran herauf gehoben werden. Gedachter Damm wird schwerlich lange dauren, weil das Meer von Tag zu Tag etwas davon wegspühlt.

Die Stadt CALLAO stehet auf einer niedrigen platten Erdzunge, am Ufer des Meeres, unterm 12 Gr. 10 Minuten Südlicher Breite. Sie wurde befestiget unter der Regierung Philippi IV. und der Statthalterschaft des Marquis de MANCERA, mit einem Zwinger von 10 Bollwerken auf dem Lande, und etlichen Aussenwerken von ungleichen Winkeln und flachen Bastionen am Meerstrand, woselbst 4 Batterien mit Stücken angelegt, den Haven und die Rheede zu bestreichen. Dieser Theil der Stadt war im Jahr 1713 in einem schlechten Zustand: Maassen fünf Oefnungen darinne, und die See von Tag zu Tag die Mauer einreißt, seit man eine Käy oder Vorsetze von Steinen gemacht, welche die hohe See aus dem Süd-Westen bricht, und im Zurücklaufen der Fluth gegen dem Norden, wodurch die Stadt-Mauren untergraben werden, verursachet.

Die Anlage des Walls ist von zwey von einander unterschiedenen Profils oder Durchschnitten. Die Courtinen haben in der obern Fläche nur eine Breite von 8 Fuß, der Wall-Gang, drittehalb, die Brustwehre, eben so viel. Die Futtermauer von zerstossenen Sand-Steinen, Kalck und Sand (damit der Wall an der äussersten Fläche überkleidet wird) ist just 3 Fuß breit. Die übrige Dicke ist von ungebrannten Steinen, mit

einer

einer kleinen Mauer von gebackenen Steinen verstärket. Bey den Bollwerken aber hat der Wall eine Breite von 5 Französischen Ruthen, und ist mit platten Steinen ungleicher Fugen gepflastert, um statt der Bohlen oder Latten vor die Stück-Batterie zu dienen. Das ganze Mauerwerk ist wegen der üblen Manier nicht zum stärksten worden.

Jedwedes Bollwerk ist hohl oder gewölbet, und enthält sein Zeughaus zum Pulver, Kugeln und anderer Zubehörde für die Artillerie, womit es versehen. Ordinair stehen auf jeder Bastion, 2, 3 oder 4 eiserne Stücke, deren zu meiner Zeit überhaupt 41 waren, da doch deren 70 von verschiedenem Calibre billig seyn müssen, von 12 Pfündigen an bis zu 24 Pfündigen hinan zu rechnen, und zwar nach Spanischem Gewichte, welches mit unserm Calibre nicht eintrift. Unter obigen befanden sich 10 Feldschlangen von 17 bis 18 Fuß lang, 24 Pfund schiessend, deren 8 da stunden, die Rheede zu beschiessen, welche, der Sage nach, bis an die Galeere der Insul St. Lorenz, nemlich bey 2 Französische Meilen weit reichen.

Ohne die Artillerie auf dem Wall stehen noch 9 Feldstücke auf ihren Laveten zum Abfeuren fertig. Ueberdis siehet man über 120 metallene Canonen ungleichen Calibers, zu Ausrüstung der Königlichen Kriegsschiffe, Amirante, Capitana und Govierno, welche zu der Zeit, als die Gallionen nach Portobello gingen, die Armadilla oder kleine Kauffardey-Flotte von Panama zu begleiten, und die aus Europa herüber kommende Waaren nach Peru, den Real Situado, nach Chili, und frische vor Schliessung des Friedens mit denen Indianern benöthigte Mannschaft überzuführen. Heutigs Tages läst man diese Schiffe dermassen liegen, daß sie ohne

eine kostbare Ausbesserung nicht in See stechen können: Unerachtet der König von Spanien allezeit eine feine Anzahl Land- und Seevolk unterhält.

Es bestehen aber die Troupen zu Lande aus 7 Compagnien Spanischen Fußvolks, jede von 100 Köpfen, mit ihren Ober- und Unteroff ciers. Imgleichen 600 Mann Infanterie, aus denen die Besatzung bestehet. Alle Officiers werden durch den Vice-Roy mit Genehmhaltung des Königs, ernannt, ausgenommen die drey höchste, nemlich der G neral-Gouverneur, der Mestre de Camp, und der Obrist-Wachtmeister in der Vestung, welche von dem Könige eingesetzt werden.

Bey der Artillerie zu Lande ist 1 General-Lieutenant, 1 Ober-Constabel, 1 Stück-Hauptmann, u.s.w. (Die Ober- und Unterbediente bey der Flotte sind zu weitläuftig, hier zu specificiren.)

Den See-Etat an sich belangend, sind zween Capitaine, jeder mit einer eigenen Fregatte und darzu gehörigen Unterofficiers und Matrosen.

An Militz liegen in der Vestung Callao 3 Compagnien, ohne Sold. Die erste bestehet aus See-Leuten. Die zweyte aus Bürgern und Kaufleuten der Stadt. Die dritte sind die Zimmerleute und andre Bediente unter ihnen sowohl zur Vestung als der Schiffahrt: Worunter auch die Molattos und freye Negros, welche in den Königlichen Werkstätten arbeiten.

Ueberdem hats 4 Compagnien Indianer mit ihren Officiers von eben der Nation; Eine aus der Stadt, die andre aus den Vorstädten Petipiti, und die beede übrige aus dem Kirchspiel St. Magdalena, MiraFlores und Churillos, und denen umliegenden Meyerhöfen. Diese sind verbunden, sich auf den ersten Canon-

Schuß

Schuß in die Stadt zu verfügen, und die Mund- und Kriegs-Munition an ihren Ort zu bringen. Jede dieser Compagnien hat ihren besondern Major. Aus diesen allen nun bestehet die Macht an Leuten; jetzo müssen wir auch sehen, wie stark der Ort seiner Lage nach seye.

Der Boden der Stadt liegt nicht höher als 9 oder 10 Schuh über dem höchsten Meer, als welches dasiger Gegend bey der Hochfluth nicht über 4 bis 5 Schuh aufläuft. Doch steigts bisweilen noch höher, also daß es die Stadt aussen herum ganz unter Wasser setzt, und eine Insul daraus macht. Wie im Jahr 1713 im Sept. geschehen. Daher zu befürchten, sie mögte einstens davon gar untergehen.

Unerachtet der inwendige Begrif nicht in gewisse Quartiere oder Viertel nach ordentlichem Maaß der Quadra abgetheilet, sind die Gassen dennoch hübsch nach der Reihe, aber so voll von Unrath und Staub, als man kaum an einem Dorf vertragen mag.

An dem Strand steht des Gouverneurs Haus, und des Vice Roy Pallast. Beyde Gebäude machen an einem grossen Platz die zwo Seiten, die Pfarrkirche, die Dritte, und eine Batterie von 8 Stücken die Vierte. Das Wacht- und Zeug-Haus stehen auch beysammen unweit des Vice-Roy Wohnung. In eben der Strasse auf der Mitternächtlichen Seite sind die Magazynen für die Kaufmanns-Waaren, so die Spanische Schiffe aus Chili, Peru und Mexico dahin bringen.

Aus CHILI kommen die Schiffs-Touwen/ Leder/ Unschlitt/ geräuchertes Fleisch/ und Korn: Von Chiloe, Alerze-Bretter, welcher Art leichten Holzes oben gedacht worden, Wollen-Waaren/ absonderlich

Teppiche nach Türkischer Manier, welche auf die Auftritte in den Zimmern geleget werden.

Aus PERU bringt man allerhand Zucker; von Andaguelais, von Guayaquil, und andern Orten: Wein und Brandtwein von Lanasque und Pilco: Mast-Bäume, Seile, Mairin-Holz, und Cacao von Guayaquil und selbigen Gegenden: Taback, und etwas Syrup. Der Cacao wird nachmals nach Mexico verführet.

Aus Mexico, zum Ex. von Sonsonate, Realejo, Guatemala, kömmt Pech und Theer, welcher aber nur zum Holz gut, weil er die Schiffs-Touwen verbrennet: Farb-Hölzer, Schwefel und Balsam, so Balsamum Peruvianum in den Apothecken heißt, würklich aber schier insgesammt von Guatemala herkömmt. Es gibt dessen zweyerley Gattung: weissen und braunen. Der letzte paßiret für den Besten. Wann er so dick und zähe als Pech, thut man ihn in Cocus-Nüsse: Insgemein aber bringt man ihn flüßig in irrdenen Töpfen. Doch läuft er alsdann Gefahr, verfälschet, und der Vermehrung halber, mit Baum-Oel vermischt zu werden. Aus eben den Ländern bringt man auch allerhand künstliche Carayische Arbeit, und über Acapulco Chinesische Waaren, ob sie gleich verboten sind.

Ohne diese Kauf-Häuser ist auch eines daselbst zur Niederlage der Europäischen Waaren, welches Administration oder die Verwaltung genannt wird. In dieses musten die Französische Schiffe, denen zu Callao Handlung zu treiben vergönnet gewesen, alles was sie am Boord gehabt, hineinsetzen. Von dem daraus gelöseten Gelde fordert man 13 pro Cent von denen so mit ihrer ganzen Ladung dahin kommen, bisweilen steigts bey denjenigen Schiffen, welche schon ein gut Theil

Theil in andern See-Häven der Cüste verkauft haben, gar bis auf 16. Ferner bezahlet man 3 vom 1000 für die Königliche Gefälle und für das Consulat, zu geschweigen der Verehrungen, die man heimlich zu thun hat an den Vice-Roy und andre Königliche Staabs-Bediente, als welche den Gesetzen des Reichs, zumalen an einem solchen Orte, wo sie die Gewalt in Händen haben, gewißlich nicht umsonst zuwider handeln. Man hat sich ganz nicht zu verwundern, daß diese Geldhungerige Bediente sich bestechen lassen, massen sie ihre Bedienungen blos deswegen erkaufen, um reich zu werden, und sich übrigens um den Nutzen des Staats, wann sie nur ihren eignen Vortheil machen können, wenig bekümmern. Man mögte zwar einwenden, man hätte den Handel in dem letztern Kriege denen Franzosen ganz wohl vergönnen können, weil sonsten, wegen Wegnehm- und Verbrennung der Spanischen Galionen, an denen dem Lande nöthigen Waaren Mangel erscheinen mögen; Allein man kann auch nicht läugnen, daß die Spanier solches Gewerbe ohne Unterscheid geduldet, mithin durch solches Nachsehen sich selber und den andern geschadet; Weilen nemlich die Franzosen sodann mit aller Macht hinzugedrungen, und weit mehr Waaren eingebracht als das Land absetzen konte. Dieser Ueberfluß nöthigte sie, die Waaren aufs wohlfeilste von der Hand zu schlagen, und wurden dadurch die Spanische, folglich auch die Französische Kaufleute auf viele Jahre zurück gesetzt. Drey Schiffe, jedes etwa für 1 Million an Waaren beladen, wären jährlich für Peru genug gewesen: Gestalten Chili an sich des Jahrs nicht mehr als für 400000 Piasters verbrauchen kann; die Kaufleute hätten mit grössrer Gewißheit des Gewinns dieselbe erhandelt, und ein Französi-

sches Schiff mehr Nutzen als ihrer dreye, ja noch drüber, eingebracht. Doch mags mit dieser ohnedemunnützlichen Anmerkung hiemit genug seyn.

Ausser diesen jetzbeschriebenen öffentlichen Gebäuden sind keine zu merken als die Kirchen/ welche, da sie nur von Cannasta, das ist, von Schilfröhrnen Wänden, und mit Erde oder weiß angestrichenem Holz bedecket, dennoch fein aussehen. Der Klöster sind fünfe: Dominicaner, Barfüsser, Augustiner, Brüder der Barmherzigkeit, Jesuiten, und der Spital von St. Jean-Dieu. Die Anzahl der Einwohner wird sich nicht über 400 Haushaltungen erstrecken, unerachtman ihrer 600 zehlen will.

Obgleich der König von Spanien jährlich zu Unterhaltung der Garnison zu Callao 292171 Piasters angewiesen, sind doch kaum so viel Soldaten darinn, auf dem Muster-Platz die behörige Wacht zu besitzen.

Der Gouverneur ist insgemein ein vornehmer Herr aus Europa, den der Spanische Hof alle 5 Jahre ablösen läßt. Der König hält daselbst auch einen Ingenieur, unter dessen Aufsicht alle Vestungen des Südlichen America, nemlich BALDIVIA, VALPARAISSO, CALLAO, LIMA und TRUXILLO gehören.

Nach Absterben des Ingenieur, ROSSEMIN, eines Franzosen, kam an seine Stelle, und bekam die Aufsicht auf die Fortification Sr. PERALTA, ein Creole oder zu Lima gebohrner Mann, erstberührter Stadt bestälter Astrologus und Astronomus. Allein unerachtet der König 30000 Piasters auf die Scica oder Fleisch-Bänke, zu Unterhaltung der Callaoschen Bauren angewiesen, läßt man sie doch auf der Wasser-Seite ganz umfallen, also daß man schier die Helfte wieder aufzurichten hat.

Ausser-

Ausserhalb denen Mauren vor Callao liegen zwo Indianische Vor-Städte, PETIPITI genannt. Die eine heißt die Alte, die andre die Neue. Die erste liegt gegen Süden, die andre gegen Norden, und der kleine Fluß Rimac oder Lima läuft durch.

Auf dieser Seite ist das Thor nach Lima zu, welches nur zwo Meilen über einen guten Weg, auf einer schönen Ebne davon entlegen. Auf halben Weg steht eine Capelle, la Legua genannt. Eine viertel Meile weiter scheidet sich die Strasse in zwo: deren die Linke zum Königs-Thor in Lima, die andere aber nach Juan Simon führet, welche, weil sie recht auf die Mitte der Stadt zugehet, deshalben mehr gebraucht wird, als die Erste.

VI. Capitel.

Ankunft des Autoris in der Peruanis. Haupt-Stadt LIMA. Feyerl. Begehung des Festes des Heil. Francisci. Ausführliche Beschreibung jetztgemeldter Stadt.

Durch dieses Thor nun begab ich mich den 2 October 1713 hinein, willens, so lange zu Lima zu bleiben, bis ein Schiff nach Frankreich absegeln würde. Zween Tage nach meiner Ankunft feyerte man das Fest des Heil. FRANCISCI, welches keines der geringsten im Jahr ist. Dann die von den Mönchen, insonderheit den Barfüssern und Dominicanern ganz besessene und gleichsam bezauberte Spanier halten die Stifter dieser beyden Orden für die gröste Heiligen im Paradiese. Wie sie dann aus besondrer

gegen Sie tragenden Ehrerbietung auch dem Francis-caner-Habit selber weit grössre Achtung als andern Orden-Kleidern beylegen.

Sonderlich bilden sie sich ein, grossen Ablaß zu bekommen, wann sie den Franciscaner-Habit küssen. Damit diese Ordens Mönche nun diesen Aberglauben desto besser unterhalten, schicken sie ihre Mönche in diejenige Kirchen, so am meisten besucht werden, um die, so die Messe anhören, den Ermel küssen zu lassen. So gar die Bettel-Mönche tragen kein Bedenken, die Leute mitten in der Andacht ihrem Ordens-Gewand diese Ehre erweisen zu heissen. Damit die Herren Franciscaner aber die allgemeine Hochachtung vor ihrem Orden im Stande erhalten, und dessen Hoheit öffentlich vorstellen, zünden sie am Feste ihres Stifters Lust-Feuer an, halten prächtige Processionen, und schmücken ihre Kirchen von innen und aussen mit den allerkostbarsten Sachen, die sie nur aufbringen können, aus. Hierdurch streuen sie dem dummen Pöbel gleichsam Sand in die Augen, als welcher sich an den schönen Schein von aussen hält, und ihnen sodann nicht zumuthet, in ihrem Wandel eben allzu geistlich zu seyn.

Das Fest nahm den Anfang des Abends vorher mit einer Procession der Dominicaner, bey deren zehen Männer das Bild des Heil. DOMINICI trugen, welcher bey seinem guten Freund St. Francisci eine Visite ablegen wolte. Gedachtes Bildniß war mit kostbaren Gold ausgeputzt, und voll kleiner Sternlein von Blech-Zeugen überall behangen, damit man ihn desto weiter sehen könnte.

St. FRANCISCUS kam ihm, sobald er vernommen, was für Ehre ihm sein Freund anzuthun unterwegens wäre, bis auf den grossen Markt, und also fast den hal-

ben

den Weg, entgegen. Vor dem Thor des Pallasts machten sie einander das Compliment, vermittelst der Gliedmassen ihrer Kinder. Dann ob sie gleich einige Geberden vorstelleten, brachten sie doch kein Wort vor. Letztgedachter Heilige war, als bescheidener und demüthiger dann der andere, in einem groben Barfüsser-Kleid. Jedoch bey aller dieser Armuth glänzte er mit einem Bogen von Silber-Strahlen, und hatte zu seinen Füssen soviel güldne Gefässe und andre dergleichen kostbare Zierrathen liegen, daß zehen Männer unter der Bürde solcher Schätze fast niedersunken.

Beyde wurden beym Eingang der Franciscaner Kirche von 4 gemachten Riesen allerhand färbiger Kleidung, und zwar von Weissen, Schwarzen/ Molattos und Indianern empfangen, welche auf den Markt gekommen, um vor der Procession herzutanzen. Sie sahen als künstlich geflochtene mit gemahlten Papier bedeckte Körbe, und wegen ihrer Gestalt, Larven, Hüte und Peruquen recht fürchtig aus. In der Mitte dieser Riesen war das Wunder-Thier, la Tarasque, (wie mans in etlichen Provinzen von Frankreich nennet) welches auf seinem Rücken einen Korb trug, aus dem eine Puppe heraus hüpfte, und denen Vorbeygehenden mit Tanzen und Springen eine Lust machte. Endlich begaben sie sich in die Kirche unter einer grossen Menge Wachs-Lichter und kleinen Engeln, 2 bis 3 Schuh hoch, auf Tischen, gleichsam als Puppen, zwischen 6 bis 7 Schuh hohen grossen Leuchtern.

Bey anbrechender Nacht machte man ein Freuden-Feuer auf dem Markt vor der Kirche. Es bestund dasselbe in 3 Casteelen, jedes 8 bis 9 Schuh breit, und 15 bis 16 hoch. Auf der Spitze des einen stund ein Stier, und auf dem andern ein Löw. Die Kirch-

Thür-

Thürme waren mit allerhand-färbigen Flaggen und Fähnlein gezieret, und mit vielen Laternen beleuchtet. Der Anfang geschahe mit etlichen kleinen schlecht-gebohrten Raqueten. Folgends ließ man dicke Schwärmer fliegen, deren einer sich in 3 Feuer-Pfeile theilete, die dann die Mitte einnahmen, * und die beyde Ende des Stricks liessen im Zwischen-Raum zwo kleine Kugeln von lichtem Feuer. Dieß war das einzige Kunst-Stück, so des Anschauens würdig. Endlich fuhr ein Reuter auf einem Seil vom Glocken-Thurm herab, und fochte in der Luft gegen einem der Schlösser. Man steckt sie an, und verbrannte nach und nach sowohl sie als die Riesen und das Wunder-Thier, bis letztlich alles in Asche verwandelt worden.

Des andern Tags hielte man eine lange Predigt und Musique, wobey Geistliche Lieder in Spanischer Sprache abgesungen wurden. Das Kloster wurde den Weibspersonen geöfnet, und des Abends St. Dominicus in einer abermaligen Procession nach Hause getragen. Hierauf, ob es gleich noch Tag war, steckte man doch wieder ein Freuden-Feuer an, in welchem ein Riese an einem Strick herunter fuhr, mit einem Casteel und einer dreyköpfichten Schlange zu streiten.

Dieses Fest, ob es gleich viel gekostet, kam doch, dem Berichte nach, bey keinem der vorigen, als bey welchen solcher Pracht getrieben, und so viele Unkosten aufgewendet worden, daß man endlich desfalls gewisse Maßgebung errichten müssen. Woraus denn abzunehmen, wie viel diese Mönche zu sagen haben müssen, weil sie aus

* Wie dieselbige verfertiget werden, ist in meinem Tractat von den Lust-Feuern zu ersehen.

aus ihren Bettel-Säcken nicht nur über 1500 Personen so Mönche als Gesinde, in 4 Klöstern ernähren, und, nach Landes-Art, kostbare Gebäude aufführen, massen das Franciscaner Kloster das schönste und gröste in ganz Lima ist; Sondern es bleibt ihnen noch genug übrig, Unkosten auf ihren blossen Pracht zu wenden, welche sich von dem Gut der Armen, deren es in dieser Stadt eben sowohl als anderwerts hat, manchmalen bis auf 50000 Piasters betragen. Ich sage von der Armen Gut, weil, wann der Ueberfluß der Weltlichen ihnen, den Mönchen gehöret, wie viel billiger dann gehöret jenen hinwiederum der Ueberschuß derer Mönche, welche selbsten Profeßion von der Armuth mit solcher Strengigkeit machen, daß sie sagen, sie seyen nicht einmal des Brods, das sie in den Mund stecken, berechtiget: Wie solches aus der artigen Historie, in einer Bulle Pabst Johannis des IIten, erhellet.

Man hat sich über diese Ausgaben eben nicht zu verwundern, wann man Achtung giebt auf die ungemeine Einkünften des Allmosen-Sammlens derer Franciscaner, weil das einzige grosse Kloster 24 solche Bettel-Brüder in Lima hat, von denen einer, so im Jahr 1708 gestorben, in 20 Jahren 350000 Piasters gesammlet. So ists auch nichts ungewöhnliches unter den Spaniern, daß sie ihre nächste Blutsfreunde um ansehnliche Summen, ja manchmalen um ihr rechtmäßiges Erbe bringen, und solche der Kirche und denen Klöstern vermachen: welches im Lande genannt wird, seine Seele zur Erbin einsetzen (dejat su alma heredera.)

Hierneben ist auch zu merken, wie einen schlechten Gout und Erfindungskraft sie haben, weil in ihren Schauspielen weder eine ausgesuchte Materie, noch gute Einrichtung, noch auch Verstand zu sehen. Allein ich

ich habe mich so schon mit einem Feste, das der Mühe doch nicht lohnet, allzulange aufgehalten. Jetzo wirds Zeit seyn, dasjenige was ich während meines Aufenthalts zu Lima in Acht genommen, zu berichten.

Es liegt nemlich die Peruanische Hauptstadt LIMA, zwo Meilen von dem Haven Gallao, unterm 12 Grad, 6 Minuten, 28 Sec. Süder-Breite, und dem 79 Grad, 45 Minuten der Westlichen Länge, nach dem Parisischen Meridiano, * und zwar auf einer schönen Ebne unten an einem Thal, welches vor Alters von einem Abgott der Indianer RIMAC geheissen. Woraus hernach, zumalen diese Völker das (r) nicht so hart als die Spanier aussprechen konnten, der Name LIMA erwachsen: Ob sie gleich ihr erster Erbauer anderst benannt hatte. Dann Francesco PIZARRO, so unter der Regierung Don Carlos, (Caroli V.) und Donna Juana seiner Frau Mutter, welche beede zugleich in Castilien den Scepter geführet, den Grund darzu geleget, hieß sie davon die Königsstadt / oder los Reyes: oder vielleicht hieß sie auch so, weil sich die Spanier, vieler Vorgeben nach, dieses Thals auf Heil. drey König bemächtiget. Der Wapen-Schild der Stadt scheinet beyderley Meynung verträglich. Es bestehet aber dasselbe aus 3 Kronen: Zwo oben neben einander, und einer unten, im blauen Felde, über welchen ein blinkender Stern. Etliche machen auch die zwo Säulen Herculis hinein: Vieler Orten aber sind sie nur Schildhalter, mit den zwey Worten: PLUS ULTRA, und den 2 Buchstaben I und K, als den Anfangs-Buchstaben der

* Peralta und P. Feuillée setzens untern 12 Gr. 1 Min. 15 Sec. der Breite, und 79 Gr. 9 Min. 30 Sec. der Länge.

der Königin Juana und ihres Sohns, nachmals Kaysers Carls des V. Dem sey wie ihm wolle, so ist gewiß, daß es den Namen nicht davon hat, daß es am Heil. Drey-Königtag angelegt worden, wie etwa P. Feuillée nach Garcillasso de la Vega meynet, und zwar im Jahr 1534: Sondern den 8 Januarii 1535 auf Petri Stuhl-Feyer, nach dem Bericht Francisci Antonii de MONTALVO, in der Lebensbeschreibung des Bischofs zu Lima, TORIBIO, unterm Titul: *El sol del Nuovo Mundo*, in Druck gegeben von D. J. Fr. de Valladolid. Dieser Umstand, und die eigentliche Benennung derer zur Erwählung des Lagers der Stadt und ihrer ersten Einwohner abgeordneten Commissarien, geben der Meynung des Garcillasso einen grossen Stoß. HERRERA zwar ist wegen des Tages, woran der Grund davon gelegt worden, mit ihm einig, mit Moltalvo aber setzet er das Jahr 1535.

Diese Zeitrechnung wird auch bestärket durch die Ursachen, welche Pizarro zu Erbauung einer Stadt an dem Ort, wo heutigs Tags Lima stehet, gehabt. Dann erstgemeldter Herrera berichtet, nachdem der Landvoigt oder Andelantado, *Don Pedro de Alvarado* von Guatemala nach Peru mit einer guten Armee gekommen, sich dessen zu bemächtigen, habe Pizarro sich im Thal Lima, bey dem Seehaven Callao, als dem besten auf der ganzen Cüste, gesetzet, damit er nicht, während Don Diego Almagro ihm in der Provinz QVITO die Stirne böte, zu Wasser kommen könnte.

Die Spanier, welche aus einer löblichen Ehrsucht allezeit darauf bedacht sind, die äusserliche Pflichten der Religion auszuüben, legten allemal, ehe sie ein anderes Gebäude aufgeführet, den Grund zu einer Kirche, ungefähr

gefähr in der Mitte einer Stadt. Nachgehends ordnete Pizarro die Gassen an, theilete die mit Gräbern umgebene Häuser nach Quartiere von anderthalb hundert Ellen oder 64 Ruthen, wie oben bey Santjago gedacht worden, ein. Zwölf Spanier, als die erste unter ihm seßhafte Bürger, fingen sich an daselbst zu setzen. Folgends stiessen noch 30 Mann von San Gallan, und etliche andre von XAUXA zu ihnen, und machten sie also in allem 70 Einwohner aus, welche ansehnlich zugenommen, weil Lima heut zu Tage die gröste Stadt im ganzen Südlichen America ist.

Die Austheilung des Grundrisses ist was hüpsches, und die Gassen stehen in einer vollkommenen geraden Linie, und haben eine bequeme Breite. Mitten in der Stadt ist der Königliche Marktplatz, wo alles zum gemeinen Wesen erforderliches beysammen. An der Morgenseite steht die Stifts-Kirche und der Erzbischöfliche Pallast. Gegen Norden ist des Vice-Roy seiner: An der Abendseite dieses Platzes siehet man das Haus vom Cabildo, der Justitz, das Gefängniß und das Zeughaus, samt ganz gleichen bedeckten Gängen. Endlich ist gegen Mittag eben sowohl eine Reihe solcher Gänge und Kaufmanns-Läden.

Mitten auf dem Platze steht ein Springbrunnen von Erz, mit einer Statue der Fama, und 8 Löwen von gleicher Materie, welche rund herum Wasser von sich geben sollen. An diesen Brunnen neben aus sind gleichfalls 4 kleinere sehr kostbare Metallene Becken.

Eine viertel Meile von dem Königl. Platz gegen Mitternacht, läuft der Fluß Lima, welchen man allezeit durchwaten kann, ausser im Sommer, zu Zeit des häufigen Regens aufm Gebürge, und bey Schmelzung des Schnees. An etlichen Orten sind Aerme von ihm

abge-

abgeleitet zu Wässerung der Felder, Gassen, und Gärten der Stadt, in welche er, schier wie zu Santjago, aber unter bedeckten Gräben, geleitet wird.

Dasjenige Stück, welches dieser Fluß auf der Nordischen Seite abschneidet, hat seine Communication mit der völligen Stadt vermittelst einer Steinernen aus fünf ziemlich starken Jochen bestehenden, und unter der Statthalterschaft des Hrn. Montesclaros erbaueten Brücke. Die Gasse, so von ihr anfängt, führet gerade nach der Kirche St. LAZARI, als das Kirchspiel der Vorstadt, MALAMBO genannt, und endigt sich bey LAMEDA, einem Spaziergange von 5 Pomeranzen-Alleen, bey 200 Ruthen lang, deren breiteste mit 3 steinernen Schalen zu Springbrunnen gezieret. Die Schönheit dieser beständig grünen Bäumen, der von der Blüte fast das ganze Jahr ausgehauchte liebliche Geruch, und die Zusammenkunft, der alle Tage in denen Spazierstunden daselbst sich einfindenden Kutschen, machen diesen Spaziergang des Abends um 5 Uhr zu einem rechten Lust-Ort.

Gegen der Mitte steht eine Capelle, S. LIBERATA genannt, so im Jahr 1711 an einem Ort erbauet, wo die Hostien des Sacramenthäusleins der Stiftskirche, welche man gestohlen und unten an einem Baum vergraben hatte, gefunden worden. Dieser kleine Lustgang stößt an den Fuß des Berges, worauf das Kloster der strengen Franciscaner des Heil. SOLANO, aus Paraguay bürtig. Weiter gegen Morgen ist noch ein Berg, ganz nahe an dem vorigen, mit der Einsiedlerey des Heil. Christophori, wovon sie auch den Namen hat: An deren unten ein Arm des Flusses läuft, welcher hier einen Teich ausmacht, wovon etliche Korn- und eine

Pulver-Mühle getrieben werden, und worinn sich jedermann öffentlich baden kann.

VII. Capitel.

Die Stadt Lima durch öfteres Erdbeben erschüttert und beschädiget. Mehr dergleichen traurige Exempel. Untersuch- und Muthmassung der Ursachen, woher das Erdbeben entstehe: Imgleichen warum es sich auf den See-Cüsten öfter als im Lande drinnen spüren lasse. Wie das Erdreich fliessen könne? Woher der Boden, ohne Regen, Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit nehme? Muthmaßliche Ursachen, warum es auf der Peruanischen Cüste niemals regne? Des Authoris nähere und wahrscheinlichere Meynung hiervon.

Es ist aber dieser Stadt durch das in Peru sich ereugnende Erdbeben grosser Schade geschehen, und wird denen Einwohnern noch alle Tage manche Angst deßfals ein gejaget. Den 17 Junii Ao. 1678 liesse sich eines spüren, wodurch ein grosser Theil derselben, und insonderheit die Kirchen Unsrer L. Frauen übern Haufen gefallen. Montalvo, welcher in dem Leben des Toribio davon Meldung thut, sagt, es scheine, als ob der Sohn Gottes von seiner Mutter darzu gedrungen worden. Doch das von Anno 1682 war so heftig, daß es sie schier ganz umkehrete, also daß

auf

aufs Tapet gebracht wurde, ob man sie nicht auf ein vortheilhafteres und sicheres Lager verlegen sollte? Wie man dann das Gedächtniß solchen erschröcklichen Erdbebens jährlich annoch, den 19 Oct. durch öffentliches Gebeth begehet. Wofern der gemeinen Sage zu glauben, ist solches von einem Ordensmann der Barmherzigkeit, welcher etliche Tage zuvor, als ein andrer Jonas, in der Stadt herum gelaufen und gerufen: Thut Busse! vorher verkündiget worden. Die Erde bebete würklich an solchem Tage so ausserordentlich, daß sie von einer halben viertel Stunde zur andern entsetzliche Stösse ausstunde, also daß deren innerhalb 24 Stunden über zweyhundert gezehlet worden.

So was fürchtiges es nun gleich um dieses Erdbeben, ereugete sich doch ein noch weit unerhörteres im Jahr 1692, in der Provinz Quito, in den Städten AMBATO, LATACUNGA und RIOBAMBA. Dieses erschütterte das Erdreich dermassen, daß grosse Stücke davon abgerissen wurden, welche also ganze 3 bis 4 Meilen weit von ihrem vorigen Ort weglieffen, mithin die Felder mit denen darauf stehenden Häusern und Bäumen anderswohin versetzet wurden. Worüber dann zu Lima die seltsamste Processen entstunden, weme nemlich diese Güter zugehöreten. Einige sagten: Sie liegen auf meiner Herrschaft. Andre hingegen warfen ein: Ich bin auf meinem eignen Grund und Boden.

Eben dergleichen geschah im Jahr 1587 bey Chuquiago, oder la Paz, nach dem Bericht des ACOSTA, l. 3. c. 27. Der Markt-Flecken ANQUANGO, so von Indianern bewohnet, fiel plötzlich übern Haufen, und das Erdreich lief und floß gleichsam aufs Land, anderthalb Meilen weit, als wäre es Wasser oder zer-

schmolzen Wachs gewesen, also daß es einen See verstopfte und ausfüllte, und also in dieser Provinz hin und wieder zerstreuet lag. *

Dergleichen so ausserordentliche Dinge lassen sich nicht wohl beobachten, daß man nicht zugleich aus natürlicher Curiositæt die Ursache derselben zu ergründen suchen solte. Diejenige, welche die Naturkündiger gewöhnlich von denen Erdbeben geben, scheinet nicht allezeit gültig genug. Man schreibet sie nemlich den Winden und dem unterirdischen Feuer zu. Allein man hat sie dem Ansehen nach mehr zu halten für eine Würkung des Wassers, womit die Erde inwendig beflossen: Eben wie die lebende Cörper ihre Bewegung und Leben durch die Adern haben. Man darf ja nur irgendwo in der Erde graben, so erhellet die Wahrheit dieser Muthmassung fast überall. Es kann aber das Wasser ein Erdbeben auf mancherley Weise verursachen: Entweder wann es die in der Erde befindliche Salia wegwaschet, oder wann es in lockere und poröse, mit Steinen vermischte Erd-Striche eindringet, solche Steine unvermerkter Weise loß macht, folglich durch deren Fall oder Umstürzung eine Erschütterung und Stossen, wie auch das Wasser durch Eindringung in gewisse schweflichte Cörper eine Gährung darinn erwecken: Sodann entstehen durch die Hitze starke Winde und grobe Dünste, welche da sie den Erdboden aufreissen, die Luft anstecken

* Man hat ein noch weit seltsameres in Canada erlebet, welches den 5 Febr. 1663. anfing, bis in den Julium gedachten Jahres währete, und auf der Oberfläche des Erdbodens über 400 Meilen weit unglaubliche Veränderungen verursachte. Siehe das Leben der Maria del Incarnation, einer Urseliner Nonne in Neu-Frankreich, gedr. zu Paris A. 1677.

cken. Daher kömmts, daß nach starkem Erdbeben ein Haufen Leute sterben: Gleichwie oben von Santjago und Lima angezeiget worden. Daß solche Gährung gar leichte geschehen könne, erhärtet sich durch das Beyspiel des Kalchs, und ein artiges Experiment des Dr. LEMERY, wie es in denen Nachrichten der Französischen Academie der Wissenschaften vom 1700 Jahre folgendermassen aufgezeichnet:

Man vermischet gleiche Theile Eisen-Feil-Spåne und Schwefel, in gewisser Schwere, als etwa 30 oder 40 Pfund, mit Wasser, und vergråbt diesen Taig 1 Schuh tief in die Erde; So blåhet sie sich innerhalb 8 bis 9 Stunden auf, bekömmt Ritzen, und speyet heisse Dünste, und endlich helle Flammen aus.

Nun steckt das Erdreich in Peru und Chili allenthalben voll Salz- Schwefel- und Erz-Adern. Ueberdis giebts darinn Feuer-speyende Berge, welche die Steine verbrennen und dem Schwefel Raum machen. Müssen also öftere Erdbeben daselbst seyn, sonderlich langs der See-Cüste, welche weit mehr durchgewåssert, als gegen der Höhe Cordillera hin. Solches kömmt auch sehr wohl mit der Erfahrung überein. Dann es gibt Oerter, wo sie sich gar selten ereugen; Zum Exempel; Cusco, Guamanga, und anderwerts; aus eben der Ursache, warum sie sich in Welschland öfters einstellen als gegen dem Alpen-Gebürge. Endlich kann man sich nicht entbrechen, dem Wasser ein groß Theil bey dem Erdbeben beyzulegen, wann man die Felder wegrinnen als zerschmolzen Wachs, u. in versunkenen Oertern Teiche augenblicks erwachsen siehet, weil die Erde,

indem sie im Wasser niedersinket, dasselbe, wann es in grosser Menge vorhanden, an die Höhe zu dringen, und über ihr zusammen zu fallen zwinget; oder aber beobachtet, wie sie, wann der Grund weggespület, und sie einen Abgang hat, gleich einem Sande fortzurolle oder weglaufe.

Die Furcht vor dem oftmaligen Erdbeben hat dennoch nicht verhindern mögen, daß man zu Lima nicht viele schöne Kirchen und hohe Glocken-Thürme aufgerichtet. Es sind zwar die meiste Gewölber nur von übertünchtem Holz, oder von Cannasta; aber dabey so wohl gemacht, daß, wers nicht weiß, es nicht merken sollte. Das Mauerwerk der grossen Gebäuden ist von gebackhnen, der kleinern aber von Adobes oder ungebrannten Steinen. Die Häuser stehen ganz eben auf der Erde, und haben etwa ein Stockwerk von Schilfröhren, der Leichtigkeit halber. Vom Dach weiß man nichts, weil es hieselbst niemals regnet.

Aus einem Dinge nun, dessen wir in unsern Europäischen Ländern sogar nicht gewohnt, entstehen sofort zwo Fragen.

Erstlich: Wie dann das Erdreich ohne Regen etwas hervorbringen könne?

Zweytens: Woher es komme, daß es langs der See-Cüste niemals regne, da es doch 15 bis 20 Meilen vom Meer ab, Landwerts, daran nicht eben fehlet?

Zu Beantwortung der ersten Frage, muß berichten, daß dieser Mangel des Regens das Land auf denen Höhen würklich fast ganz unbewohnt und unbebauet mache; nur bloß in den Thälern, wo einige Bäche von den Bergen, auf denen es regnet und schneyet, herab-

herabfliessen, läßt sichs etwas säen und erndten, folglich wohnen. Allein diese Oerter sind alsdann so fruchtbar, und das Land anderwerts so wenig bewohnt, daß solche Thäler die Einwohner überflüßig ernähren können. Die alten Indianer waren sehr nachsinnend und fleißig, das Wasser aus den Flüssen nach ihren Wohnungen zu leiten. Noch heutigs Tages siehet man an vielen Oertern Wasser-Leitungen von Erde und trocknen Steinen langs denen Hügeln hin mit besonderm Verstand und ungläublich vielen Krümmen aufgeworfen: Zur Anzeige, daß diese Völker, so dumm sie auch gewesen, dennoch die Kunst des Nivellirens oder Wasser-Wägens gar wohl gewust. Die Berge auf der See-Cüste betreffend, giebts noch wohl einige Gegenden, mit Graß, wo nemlich die Sonne nicht allzu heftig hinscheinet, weil die Wolken sich des Winters auf ihren Gipfeln niederläst, und dieselbe mit genugsamer Feuchtigkeit, um denen Pflanzen zu dem benöthigten Saft zu verhelfen, versiehet.

Belangend die zweyte Frage, hat sich ZARATE, in seiner Eroberung von Peru/ bemühet, die Ursache der auf der Cüste beharrlichen Tröckne auszumachen. Diejenige/ sagt er, welche die Sache mit Fleiß untersuchet, halten für die natürliche Ursache derselben einen Süd-Westen-Wind/ so das ganze Jahr hindurch auf der Cüste und dem ebnen Lande/ und zwar so heftig wehet, daß er die aus der Erde oder dem Wasser aufsteigende Dünste wegführet/ also daß sie nicht hoch genug in die Luft aufsteigen können, sich darinn zusammen zu ziehen, und die also im Regen wieder herabfallende Wasser-Tropfen zuwege zu bringen. Es geschiehet/ fügt er ferner hinzu, manchmahlen, daß wann man oben von hohen

Bergen herab sieht, man diese Dämpfe, welche die Luft auf dem niedrigen Feld dick und neblicht vorstellen, unerachtet es auf dem Gebürge selber ganz helle und heiter ist, sehr tief unter sich gewahr wird.

Allein dieses Vorgeben hat ganz nichts wahrscheinliches an sich. Dann es verhält sich so nicht, daß die Süd-Westen-Winde die Dämpfe am aufsteigen verhindern, weil man die Wolken von eben diesem Wind auf eine sehr grosse Höhe hinauf getrieben siehet. Gesetzt aber, man stünde dieses zu, könnten gemeldte Winde dennoch nicht verhindern, daß diese Dünste nicht zum Regen würden, weil die Erfahrung uns augenscheinlich, insonderheit auf dem Alpen-Gebürge, erhärtet, daß die niedrige Wolken eben sowohl Regen geben als die allerhöchsten. Man siehet ja den Himmel öfters auf dem Gipfel gedachten Gebürges ganz heiter und schön, während der Regen unten gleichsam mit Gölten herab gegossen wird. Ja, sie sollten von rechtswegen noch eher als sonst die Nässe von sich geben, weil je niedriger sie sind, je schwerer sie auch, mithin aus viel grössern und schwerern Tropfen als in dem weit höhern Gewölke.

Mich däucht, ich erblicke bey den unterschiedlichen Stuffen der Wärme auf der Cüste, und weiter Landwerts ein, eine bessere und nähere Ursache. Uns ist aus der Erfahrung bekannt, daß die von der Sonne dem Erdboden mitgetheilte Wärme, die Wolken in einen Regen verwandelt, und deren je mehrere an sich zeucht, je stärker derselbe erhitzet wird. Die Beschaffenheit dieser An-sich ziehung muß ich anjetzo erklären. Man beobachtet in Frankreich, daß es im Julio und Augusto eben so viel regnet, das ist, eben so viel Wasser herab fällt,

fällt, ja dessen wohl noch mehr, als in den übrigen Monaten des Jahrs, unerachtet es nur gar selten regnet, weil die Tropfen sodann weit grösser als des Winters. Diese Anmerkung bestärket sich durch den überaus häufigen Regen in der Zona torrida, gewisse Monate im Jahr, nachdem das Erdreich durch die nicht mehr so schief fallende Sonnen-Strahlen erhitzet worden. Nun weiß man aber, daß der innere Theil von Peru, welcher schier ganz unter bemeldtem dürren Himmels-Strich belegen, sehr heiß ist in den Thälern, welche den ganzen Tag schier ganz gerade herabschiessende Strahlen empfangen: deren Kraft annoch vermehret wird durch die dürre Felsen, womit sie umgeben, vermöge deren diese Strahlen von allen Seiten wieder zurücke prallen; Und dann endlich, daß gedachte Hitze durch keinen Wind abgekühlet werde. Ueberdis hat man aus der Erfahrung, daß in den hohen Gebürgen Cordillera und den sogenañten Andes, welche schier allezeit mit Schnee bedeckt, das Land in gewissen Gegenden überaus kalt machen: Also daß man in einer ganz nicht besondern Weite zwo einander äusserst widerwärtige Sachen antrift. Verursachet demnach die Sonne durch ihren Schein eine heftige Ausdähnung und brennende Hitze in denen Thälern bey Tage, nemlich 12 Stunden lang; In der Nacht aber, oder der andern Helfte erkältet der in der Nähe herum liegende Schnee die Luft augenblicklich, daß sie also von neuem verdickert wird. Eben dieser Abwechslung der Verdick- und Verdünnung nun hat man sonder Zweifel, als der Haupt-Ursache die Ungleichheit der Witterung zu Cusco, Puno, la Paz, und anderwerts, zuzuschreiben, allwo man fast alle Tage ein verändertes Wetter empfindet, indem es bald donnert, bald regnet, bald blitzet, bald helle, bald trübe,

bald kalt, bald wieder warm ist. In andern Gegenden aber waltet eine lange Zeit die Hitze ohnunterbrochen, worauf nachgehends das Regenwetter sich einstellet.

Ein anders ists um die See-Cüste. Dann da wehen ordentlich die Winde aus dem Süd-Westen und Süd-Süd-Westen, welche, weil sie aus den kalten Ländern des Nord-Pols herkommen, die Luft immerzu frisch machen, und sie fast allezeit in einerley Grad der Verdickerung erhalten. Ja es müssen gedachte Winde auch salzigte Theile, die sie von den kalten Ausdünstungen des Meeres wegnehmen, mit sich dahin bringen, mithin also die Luft dardurch angefüllet und dick werden: fast eben als der Pöckel wegen des darinn enthaltenen Salzes uns in unsern Gedanken vorkömmt. Diese Luft hat demnach weit mehr Stärke, die Wolken zu tragen, und ist weder heiß noch stark getrieben genug, die Theilchen in Bewegung zu setzen, folglich die kleine Wasser-Tropfen zusammen zu treiben, und etwa grösser daraus zu machen, als sich für ihre Luft schicken. Ob nun auch gleich diese Wolken zu derjenigen Jahrszeit, da die Sonne keine so starke Anziehungskraft äussert, sehr nahe auf die Erde herabkommen, werden sie dem ungeacht dennoch zu keinem Regen. Ist demnach zu Lima die Luft fast allezeit dick u. neblicht, aber beständig ohne Regen.

Müste ich jetzo ausfündig machen, warum dann die wärmeste Länder den Regen an sich ziehen? so könnte ich mich zwar der Muthmassungen etlicher heutigen Philosophorum (Monf. de Regis) bedienen, welche dahingehen, daß die Wolken nichts anders seyen als gefrohrne Dünste, oder eine Gattung Eyses, das wie der Schnee, ganz locker und sehr aus einander zerstreuet. Diesen Gedanken zufolge giebt sichs von selbsten, daß, wann die Hitze des Erdbodens die Luft stark genug erwär-

wärmet, daß sie gar bis zu den Wolken hinauf kommen kann, die Wolken freylich hernach schmelzen, und im Regen herab fallen müssen. Allein dieses Vorgeben, welches ich öfters für gut und richtig halte, ists darum nicht allemal: gleich ich aus eigner Erfahrung darthun kann. Massen ich auf hohen Bergen, zu gleicher Zeit, da ich Wolken über und unter mir schweben sahe, mich von mittlern gleichfalls umgeben befunden, welche mir freylich sehr kalt vorkamen, an denen ich aber keinen Unterscheid in Ansehung des auf der Erde kriechenden Nebels wahrnehmen konnte. Ist demnach schlechter Grund darhinter, wann sie aus diesen Wolken etwas anders als einen Nebel machen wollen.

Dem sey wie ihm wolle, so kann die Hitze den Regen auch dardurch an sich ziehen, wann sie denen Theilchen der Luft eine Spiral-Bewegung (im Creyse herum) giebt, wordurch viel kleine Wasser-Tröpflein in einen aber viel grössern Tropfen zusammen getrieben werden können. Diese Bewegung läst sich leicht begreiffen durch diejenige, so man in dem Strohm der Flüsse oder auch an einer Kelter-Schraube des Archimedis, beobachtet. Dann wann die Sonne auf solche Weise die Dünste hinauf zeucht, ist sich nicht zu verwundern, daß das erhitzte Erdreich auch die Wolken an sich ziehe.

Endlich könnte ich auch diese Attraction auf die Erfahrung gründen, daß das Feuer, wann es nicht auslöschen solle, der Bewegung der Luft nöthig habe. Wann man in eine gläserne Flasche eine glüende Kohle thut, und dieselbe feste zubindet, löschet sie augenblicklich aus. Vom Grössern nun aufs Kleinere zu schliessen, mag man einen sehr erhitztẽ Cörper mit einer Kohle vergleichen, und sich einbilden, daß diese Hitze nicht bestehen oder währen könne, ohne die Bewegung der Luft drüm

her-

herum, welche, wann sie mehr verdickert ist, sich nach dem Feuer zu wendet; Gleichwie man die äussere Luft durch kleine Löcher mit weit grösserer Schnelligkeit in eine Kammer, wann sie erwärmet ist, als wann kein Feuer darinnen, hinein fallen siehet.

Uebrigens überlasse ich denen Herren Naturkündigern die Mühe, noch überzeugendere Ursachen dieser Tröckne auszufinden. Einem Reisenden ist genug, bey Erzehlung einer geschehenen Sache die Ursachen obenhin beyzufügen, damit man ihm Glauben beymesse, und der Leser sich desto eher etwa in dasjenige, was er als etwas ausserordentliches anführet, zu finden lerne. Weil es demnach zu Lima niemals regnet, sind die Häuser mit nichts bedeckt als mit einer platt aufliegenden Schilf-Matte, worauf ein Finger hoch Asche, um die Feuchtigkeit des Nebels einzuziehen. Die schönste Gebäude haben rohe Backsteine von gestampfter Erde mit ein wenig Graß, bloß an der Sonne getrocknet; welches gleichwohl, weil der Regen nichts abspühlet, manchmalen über hundert Jahre dauret.

VIII. Capitel.

Fortsetzung der umständlichen Nachricht von Lima: Insonderheit deren Befestigungs-Werke. Anzahl und Beschaffenheit derer Einwohner: Grosser Reichthum: Pracht in Kleidern: Geist- und weltliches Regiment: Militair-Etat: Justitz-Kammer: Inquisition: Universität: Studenten-Collegia: Kirchspiele u. s. w.

Die

Die Stadt-Mauren, welche von rechtswegen ein ewig daurendes Werk seyn solten, bestehen aus eben der Materie. Sie sind 18 bis 20 Schuh hoch, und 9 dick am Mauer-Band, daß also im ganzen Umfang der Vestung kein einziger Ort so breit, daß ein Stückgeschütze darauf stehen könnte. Daher ich glauben will, sie seyen nur darum aufgebauet worden, die Stadt für den Unternehmungen und Ueberfällen derer Indianer sicher zu stellen. Der Zwinger wird bestrichen von Bollwerken von 15 Französischen Ruthen der mit dem Mittel-Wall wagerecht liegenden Flanque, und etwa 30 Ruthen von der Face, welche den Schulter-Winkel von 130 Gr. ausmachen; daher eine so scharfe einlaufende Streich-Linie entstehet, daß die 2 Drittel der Courtine in der zweyten Flanque, und die flanquirte Winkel öfters allzu spitzig. Weil die Courtine 80 Ruthen lang, so ist die grosse Streich-Linie von ungefehr 110. Uebrigens hats allda weder Gräben noch Aussenwerker. Diese Befestigungswerke sind gegen das Jahr 1685 unter der Vice-Royschaft des Herzogs de la PALATA, vermittelst eines Flandrischen Priesters, Namens Jean RAMOND, so weit gebracht worden.

Die Anzahl der Spanischen Familien zu Lima mag sich auf 8 bis 9000 Weisse betragen: Der Ueberrest sind lauter Mestiches, Molattos, Negros, und einige Indianer, unerachtet in allem etwa bey 25 bis 28000 Seelen vorhanden, wann auch gleich die Mönche und Nonnen, so zum wenigsten ein viertel der Stadt inne haben, darzu gerechnet werden.

Weil man in denen Europäischen Städten die Carossen zu zehlen pflegt, wann man den Pracht und Ansehn-

sehnlichkeit eines Ortes beschreiben will, so rechnet man zu Lima gleichfalls 4000 Caleschen, als das gewöhnliche Fuhrwerk des Landes, welche von Maul-Thieren gezogen werden. Um aber einigen Begrif der unsäglichen Schätze dieser Stadt beyzubringen, darf man nur erzehlen wie die Handelsleute im Jahr 1682 beym Einzug des neuen Vice-Roy, obgedachten Herzogs de la Palata, ihre Reichthümer zu Tage geleget. Sie liessen nemlich in den zwey Quartieren der Stadt, die Gassen la Merced und de los Mercaderes, durch welche er auf den Königs-Platz, worauf der Pallast stehet, fahren muste, mit lauter gestempelten und also feinen und unverfälschten Silber-Klumpen, so insgemein bey 200 Mark wägen, 12 bis 15 Zoll lang, 4 bis 5 breit, und 2 bis 3 dick sind, pflastern: Welches dann eine Summe von 80000000 Thaler, und ungefähr 320000000 Französische Livres nach jetzigem Fuß des Geldes, betragen mögte. Wiewohl nicht zu läugnen, daß Lima einigermassen auch die Niederlage aller Schätze in Peru, deren Hauptstadt sie ist, zu nennen. Man hat vor etlichen Jahren ausgerechnet, daß jährlich für mehr als 6 Millionen Thaler daselbst verthan würden. Heut zu Tag muß von dieser grausamen Summe ein ehrliches herunter, seit der Französische Handel die Europäische Waaren in wohfeilem Preise dahin gebracht, und derjenige, den die Franzosen zu Arica, Ylo und Pisco treiben, das vormals nach Lima gehende Geld gleichsam auffängt. Daher es kömmt, daß diese Stadt, heutigs Tags gegen dem was sie vor Alters gewesen, fast arm zu nennen.

Männer und Weiber lieben durchgehends die Kleider-Pracht. Das Frauenzimmer ist mit den feinesten schönsten und kostbarsten Zeugen nicht zufrieden, sondern

dern zieret sie überdis aus mit einer ungeheuren Menge Spitzen/ sind auch nicht zu ersättigen mit Perlen und Juwelen zu Armbändern, Ohrengehängen und anderm Putz, dessen Mode, worauf viel gehet, Ehemänner und Galanen ums Geld und ins Elend bringt. Wir haben vornehme Frauen daselbst gesehen, welche für 60000 Stück von Achten oder spec. Thaler an Juwelen auf dem Leibe gehabt. Ueberhaupt zu reden, sind sie noch so ziemlich hüpsch, auch lebhaften und viel leutseligern Wesens als anderwerts. Doch mag ein Theil ihrer Schönheit auch wohl daher kommen, weil sie unter schwarzen, Indianeriñen und Molattos, imgleichen andern scheußlichen Gesichtern sind, welche letztere ohnedem die gröste Zahl im ganzen Lande ausmachen.

Die Stadt Lima ist die gewöhnliche Residenz des Vice-Roy von Peru, welcher, gleich dem König von Spanien selber, in denen Gerichten zu Lima, Chuquisaca, Quito, Panama, Chili und dem festen Lande/ als * Statthalter und Ober-Feldhrrr in allen Königreichen und Ländern der Neuen Welt/ wie seine Tituln lauten, alles zu sagen hat. Seine jährliche Besoldung sind 40000 Piasters, ohne andre ausserordentliche Einkünste: Gestalten ihm, wann er die Provinzen besuchet, 10000 Piasters, und zu der Reise, eben der Ursachen wegen, bloß nach Callao, welches doch von Lima nur 2 Meilen entlegen, allein 3000 Thaler angewiesen. Er besetzet über 100 Corregimentos oder Amtmannschaften und Voigteyen, und hat endlich auch die Bedienungen sowohl im Politischen als Militair-Etat einzig in Händen. Zu

* Das vermeynte MStum des Oexmelin in der Historie der Freybeuter macht aus diesen zwey Aemtern, wiewohl unrecht, zwo Personen.

Zu merken ist, daß die meisten Bedienungen nur auf eine gewisse Zeit vergeben oder verkauft werden.

Die Vice-Rois und Präsidenten besitzen dieses Amt ordentlicher Weise sieben Jahre. Etliche Corregidors oder Amtleute sinds auf fünfe, die meisten aber nur auf drey Jahre. Die Ursache dieser Einrichtung ist je gar leicht zu errathen. Dann es geschieht Zweifelsfrey, damit sie nicht so viel Zeit gewinnen, Creaturen oder Anhänger, und eine Parthey wider einen König zu machen, der ein ganzes Jahr und drüber braucht, ihnen seine Befehle wissen zu lassen. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß dieser Politische Streich viele unvermeydliche Unbequemlichkeiten mit sich führe, welche dañ, meines Erachtens, die Hauptursache des schlechten Regiments derer Colonien u. des schlechten Nutzens, den der König von Spanien daraus hebet. Dann die Staatsbediente sehen die Zeit ihrer Bedienung als ein Jubilæum an, welches sie nur einmal in ihrem ganzen Lebenslauf erleben sollen, und wann dieses vorbey, würde man sie auslachen, daß sie ihr Glück versäumet. Weil es nun hart hergehet, unter der Versuchung, gewisse durch lange Zeit zur Gewohnheit erwachsene Mißbräuche ums Geld heimlich zu dulden, nicht zu erliegen, so treten die ehrlichste Gemüter in die Fußstapfen ihrer Vorfahren, in der Einbildung, sie mögens machen wie sie wollen, werde man sie doch eines übeln Regiments beschuldigen, wovon sie sich dañ durch anders nicht entledigen können, als daß sie ihre Richter mit Geschenken **befriedigen, mithin ihnen von demjenigen was sie dem König und ihren Unterthanen gestohlen, ein Theil abge-

** Munera, creda mihi, placant hominesque Deosque.

abgeben. Diese Sache habe ich aus der Quelle selber, und setze es nicht hieher als eine blosse Muthmassung.

Daher kömmts, daß so viele Silber-Zapfen aus den Bergwerken herauskommen, grosse Länder durchreisen, und endlich sich in denen auf der Küste Handlung treibenden Schiffen einfinden, ohne dem König einmal sein Fünftel abzugeben: Weil die Kaufleute dem Gouverneur so viel vors Hundert, der Corregidor dem Confiscations-Richter oder Jues de Descamino, und dieser vielleicht annoch den Leuten des Vice-Roi davon abgiebt.

Daher kömmts, daß schier keiner unter ihnen sich das gemeine Beste zu Herzen gehen läßt, indem er denkt er werde bald davon wegmüssen, er könne doch die von ihm eingeführte gute Ordnung nicht fortsetzen, und sein Nachfolger werde sie vielleicht, sobald er nur ins Amt getreten, wieder über Haufen werfen.

Daher kömts endlich, daß denen Befehlen des Spanischen Hofes gar nicht, oder doch nur schlecht, nachgelebet wird. Man läßts bey einer blossen Abkündigung zum Schein. Die Furcht, durch Ungehorsam eine Bedienung, deren man Lebenslang zu geniessen hätte, zu verlieren spornet sie je nicht an. Sie wissen ohnedem wohl, daß sie um ihr Amt in kurzem kommen: Und wenn sie auch was versehen, können sie es bey dem Vice-Roy mit ganz wenigem wieder gut machen, als welcher eben so spricht wie sie; unerachtet er die höchste Authorität und noch dabey die Gewalt in Händen hat.

Seine gewöhnliche Leibwache bestehet aus 3 Compagnien. Eine davon ist von 40 Hellebardierern: Eine von 100 Pferden, und eine von eben so viel Fußgängern. Die beede letztere werden bezahlt vom König, die Hellebardierer aber bekommen ihren Sold aus dem Ver-

mächtnis einer Dame von Lima, welche sehr reich gewesen, und vor ihrem Tod es also geordnet. Noch hats die vierdte Compagnie von 50 Personen Ausschuß, lauter vornehme Leute, welche bey seinem Einzug neben ihm hergehen.

In seinem Pallast ist eine Königliche Capelle mit 6 Priestern, 1 Küster und einem Chor in Königlichem Sold stehender Musicanten.

Die Besatzung zu Lima bestehet aus lauter Bürgerlicher Militz, welche vom König keinen Sold geniessen, ausgenommen die oberste Befehlhaber und Profosen bey dem Fußvolk. Sonst sind da 40 Compagnien geworbene Spanier und Bürger: 7 Compagnien der Kaufleute: 8 Compagnien zu Lima gebohrne Indianer: 6 Compagnien Molattos und freye Schwarzen: jede Compagnie von 100 Köpfen, ohne die Officiers: Samt 10 Compagnien Reuterey.

Man sagt der Vice-Roy könne im Nothfall in dem ganzen Königreich hundert tausend Mann zu Fuß und zwanzig tausend zu Pferde auf die Beine bringen. Allein er würde, so viel ich von Leuten, die das Land Peru inwendig ziemlich durchwandert haben, erfahren, nicht einmal den fünften Theil davon mit Waffen versehen können.

Nach dem Vice-Roy wird das Königreich regieret von der Audiencia Real oder dem Königlichen Landgericht, bey welchem er in wichtigen Vorfallenheiten den Vorsitz nimmt. Dieses Gericht, welches man einigermassen einem Parlament vergleichen kann, bestehet aus XVI. OIDORS oder Richtern, IV. ALCALDES des Hofes, 2 Fiscalen, 1 Alguacil Mayor oder öbersten Gerichtsdiener, und 1 General-Protector derer Indianer. Von allen diesen Aemtern hat jedes des Jahrs

3000

3000 Piastars 13 Realen zur Besoldung, die Oidors aber überdis noch andere Einkünften von denen Gerichts-Stuben, bey welchen sie zu thun haben. Es sind bey diesem Gerichte auch Advocaten, Procuratores, Notarii, Thürhüter u. s. w.

Die Audiencia Real wird wieder eingetheilet in eine Justitz-Kammer, ins peinliche Halsgericht, in eine Rechen-Kammer / und zwo Schatz-Kammern, deren eine zu schaffen hat mit den Einkünsten, welche die reiche Indianer zu Verpflegung der Armen ihrer Nation auf dem Sterbebette vermacht haben. Endlich so gehöret auch darzu die Canzley, welche aber bestehet aus einem einzigen Oidor und einem Canzler, dem man diesen Titul mit einer gar mäßigen Besoldung giebt, weil der Ober Canzler beständig in Spanien ist.

Das Cabildo oder Policeygericht folget auf die Audiencia Real. Es sind hier mehr Regidors als in andern Städten.

Ueberdis hats allda einen Alguacil Mayor oder Ober-Richter für die Kriegs-Affairen, und einen General-Gewaltiger oder Ober-Profoß, welcher auf freyem Felde das Leben absprechen kann.

Das Königliche Schatzkammer-Gericht hebet die Königliche Gelder: Zum Exempel das Fünftel des aus den Bergwerken gegrabenen Silbers samt der Gebühr der Alcavala, nemlich 4 pro Cento von allerhand Kaufmanns-Waaren und Korn: ingleichen andere Einnahmen, die aber in diesem Lande ganz nicht übersetzet. Es hat seine Richter, Contadors, Schreiber rc.

Noch hats ein Münzgericht mit darzu gehörigen Bedienten, insonderheit 1 Oidor, welcher neben denen Besoldungen von der Audiencia Real, seine Einkünften unmittelbar davon bekömmt.

Der Kaufhandel hat zu seiner Gerichtsstube das Consulat, in welchem ein Prior und zweene Consuls, die man aus denen Handlungs-verständigsten Kaufleuten aussuchet, das meiste zu sagen haben.

Damit dieser Stadt endlich auch nichts mangle an alle deme, was gute Ordnung darinn erhalten und sie in Aufnahme bringen mögte, sind hieselbsten auch verschiedene Geistliche Gerichte angeleget.

Das Erste ist des Erz-Bischofs, und bestehet aus dem Capitul der hohen Stiffts-Kirche, und der Geistlichen Canzley, mit einem Fiscal, Alguacil und Notarien.

Das Zweyte, und vor dem man sich am meisten zu fürchten hat, ist die INQUISITION, deren blosser Name allenthalben einen Schrecken erreget, weiln 1. der Anbringer zugleich für einen Zeugen gerechnet wird: Weil man 2. denen Beschuldigten den Anbringer nicht nennet: Und dann weil 3. kein Zeugen-Verhör in Beyseyn des Beklagten vorgehet. Auf solche Weise werden alle Tage einige Unschuldige ins Gefängniß geworfen, deren ihr ganzes Verbrechen darinn bestehet, daß es Leute giebt, die ihnen gerne den Untergang gönneten. Doch sagt man zu Lima, man hätte sich über die Inquisitores eben nicht zu beklagen: Welches wohl daher kommen mag, weil der Vice-Roy und der Erzbischof das meiste bey diesem Gerichte zu sagen haben.

Es wurde aber die Inquisition zu Lima schon im Jahr 1569 errichtet, samt allen dazu gehörigen Ober- und niedrigen Bedienten; Eben wie in Spanien selber. Jeder der drey Oberrichter hat des Jahrs 3000 Piaster

sters Einkommen, und ihre Gerichtbarkeit gehet durch das ganze Spanische Süd-America.

Das dritte geistliche Gericht ist die CROISADE, welche einigermassen ein Theil der Audiencia Real ausmacht, weil ein Oidor von der Justitz Kammer darzu gezogen wird. Ihr Ursprung war im Jahr 1603 unter Direction eines General-Commissaire, welcher seine Gerichtbarkeiten in seinem Hause ausübet: allwo er seine behörige Beysitzere und andere zu Austheilung derer Bullen, und zu Untersuchung des sogenannten Jubilæi und derer Indulgenzien erforderte Bediente bey sich hat. Seine Besoldung sind nur 1000 Reichsthlr. aber für ein so unnützes Amt doch noch allzu viel.

Endlich so folget das vierte Gericht für die Testamente und letzte Vermächtnisse derer Verstorbenen. Dieses fordert Rechnung von den Albaceas oder Einnehmern, und was sonsten unter seine Aufsicht von Capellanschaften rc. gehöret.

Um nun tüchtige Personen zu so vielen Gerichten aufzuziehen, stiftete Kayser Carl V. zu Lima im Jahr 1546 eine Universität, unterm Nahmen S. MARCI, und ertheilte derselben verschiedene Privilegien, so von Pabst Paul III. und Pio V. bestätiget worden: Welcher letztere sie Anno 1572 der von SALAMANCA einverleibet, damit sie eben solche Freyheiten und Vorzüge geniessen mögte. Sie hat zum Haupt einen Academischen Rector, welcher alle Jahre dazu erwählet wird. Beyläufig rechnet man 180 Doctores in der Theologie, Jur. Civ. und Canon. imgleichen der Medicin und übrigen Künsten, und insgemein bey 2000 Studenten. Es erwachsen allda feine Köpfe in der Scholastic und Disputiren, aber sehr wenige, so sich auf was gründliches und nützliches legen.

Zur Universität gehören 3 Königl. Collegia, nebst 20 Canzeln, die alle trefliche Einkünften haben. Das erste wurde gestiftet von Don Fr. YOLEDO, Statthalter in Peru: unterm Titul St. Philippi und Marci. Das andre von dem Vice-Roy Don Martin HENRIQVEZ, zum Unterhalt der Collegiaten oder Studenten, so sich in Sprachen, den Rechten und in der Theologie üben sollen. Man nennts zu St. Martin, und die Jesuiten versehen das Rectorat sowohl als die Professor-Stellen. Das dritte wurde angeordnet von dem Erz-Bischof TORIBIO Alphonso Mogrovejo, unterm Titul des Heil. Bischofs Toribio, für 80 Collegiaten, so im Chor der Stifts-Kirche ihre Aufwartung haben. Sie tragen ein graues Kleid, mit einer Viol-blauen ihnen doppelt hinten hinab hangenden Binde, und legen sich unter einem Priester, als ihrem Rector, auf die Kirchen-Historie und andre dahin gehörige Wissenschaften. Dies Collegium unterhält auch 6 Chor-Knaben, unter dem Capellmeister und dem darinn wohnhaften Vicario oder Sub-Diacono. Die Einkünften dieses Collegii erstrecken sich über 14000 Stück von Achten.

Das Capitul oder Cabildo der Stifts- oder Dom-Kirche bestehet aus einem Dechanten, Archi Decano, Cantore, Scholaster, Einnehmer und X. Domherren, wovon einer abgehet, um seine Hebung an die Inquisition zu geben. Jegliche dieser Bedienungen hat jährlich 7000 Piasters, und ein Domherr 5000. Die VII. Rationeros oder Præbendarii geniessen jeder 3000, von den 30 Caplanen aber, jeglicher 600 Piasters; deren Musicanten und Chor-Knaben zu geschweigen.

Dieser Kirche, als dem allerersten Gebäude in Lima, legte Franc. Pizarro den Namen ASSOMPTION bey: Pabst Paul III. aber, so sie im Jahr 1541 zu einer Stifts-

Kirche

Kirche erhub, widmete sie dem Evangelisten JOHANNI, damit man sie von der Kirche zu Cusco, welche den ersten Nahmen schon führte, unterscheiden könnte. Sie gehörte sonsten unter die von Sevilien bis ins Jahr 1546, da eben dieser Pabst sie zu einer Erz-Bischöflichen und Mutter-Kirche machte, unter welcher nachmals stunden, und noch jetzo stehen die Bißthümer von Panama, Quito, Truxillo, Guamanga, Ariquipa, Cusco, Santjago und Conception in CHILI.

Der erste Erz-Bischof war Don Fray Geronymo de LOAYSIA, ein Dominicaner. Er berief zwey *Concilia Provincialia*; das erste den 4 Oct. 1551, auf dem aber kein einziger Suffraganeus, sondern nur die Sachwaltere derer Bischöfe von Panama, Quito und Cusco erschienen. Das zweyte wurde den 2 Martii 1567 eröfnet, und die Bischöfe de la Plata, Quito und Ymperial, samt denen Abgeordneten deren übrigen Cabildos waren darauf zugegen. Er bauete die zerstöhrte Kirche wieder auf, und deckte sie mit Schiefer.

Der dritte Erz-Bischof Don Torribio ist beatificiret worden.

Der IXte, Don Melchior de LINNAN y Cisneros wurde, nach dem Tode des Marquis de MALAGON, zum Viceroy, Gouverneur und Capitain General der Peruanischen Provinzen ernennet. Dies war der erste, in welchem diese zwo hohe Bedienungen wieder in eines verknüpft worden, unerachtet mich dünken will, sie reimen sich bey einer Person alle Beede, nicht wohl zusammen.

Die Stadt Lima begreift VIII. Kirchspiele. Das erste ist der Dohm, mit 4 Pfarrern und 2 Vicariis, welches denen Canonischen Gesetzen entgegen, als die da ei-

ner Kirche nur einen Pfarrer zu legen, weil ein Cörper nur einen Kopf haben solle. Das Kirchen-Gebäu an sich ist noch ziemlich hüpsch und stark, mit 3 gleichen Quer-Häusern. Man verwahret darinn ein Stücklein von dem wahrhafftigen Creutz Christi.

Das zweyte heißt St. ANNA, mit 2 Pfarrern und 1 Vicario.

Das dritte, St. SEBASTIAN, so gleichfalls mit 2 Predigern versehen.

Das vierte, St. MARCELLI mit 1 Pfarrer. Das fünfte zu St. LAZARI, worinn von einem aus dem Dohm geprediget wird. Das sechste, zu St. Maria ANTOCHA, als eine Beykirche des Dohms. Man nennts *los Huortanos*. Das siebende ist le CERCADO, welches die Pfarr-Kirche der Vorstadt derer Indianer gewesen, so aber seit man die Stadt mit einem Zwinger eingefaßt, in dieselbe mit eingeschlossen worden. Das Amt darinne versehen die Jesuiten. Das achte ist erst seit etlichen Jahren angerichtet worden, und heißt St. Salvador.

Für die Kranken und Armen in der Stadt sind verschiedene Hospitäler erbauet. Das erste, zu St. Andreas, ist eine Königliche Stiftung für die Spanier, nemlich für die Weissen. Die Aufsicht und Bedienung darinn haben die Kaufleute und 4 Priester. Das zu St. Diego ist für diejenige, so nach ihrer Genesung aus St. Andreä Hospital heraus kommen. Ihrer wird von denen Ordens-Brüdern St. *Johannes Dei* gepfleget. Das zu St. Pedro ist von dem Erz-Bischof Toribio allein für Priester gestiftet. Das zum Heil. Geist, für die Seefahrende, wird durch Beyschuß und Allmosen von denen Kauffardey-Schiffen unterhalten. Die zu St. Bar-

St. Bartholomæi für die Negros hat Pater Barthol. de VADILLO angelegt. Im Hospital St. Lazari werden die Aussätzige oder an Pocken liegende verpfleget. Es ist eine Königliche Stiftung für diejenige, so mit der Fallenden Sucht beladen, oder ihren Witz verliehren. Für die Fundel-Kinder hats ein Haus gleich an St. Maria Antocha. Das Hospital St. Cosmi und Damiani haben die Einwohner zu Lima denen Spanischen Weibern gewidmet. Das zu St. Anna erkennet für seinen Stifter den ersten Erz-Bischof Loayasia, und werden Indianer darinn aufgenommen, worzu heutigs Tags der König von Spanien die Unkosten hergiebt. In dem Lazareth derer Incurables, oder mit unheilbaren Krankheiten behafteten, versehen die Bethlemiter Mönche die Kranken-Pflege. Noch hats eines für die gesund gewordene Indianer ausserhalb der Stadt, worein diejenige, so aus St. Anna und andern Spitälern herauskommen, genommen werden. Ueberdieß giebts besondere Personen, denen das Amt aufgetragen, die Vermächtnissen der reichsten Indianer für die Armen ihrer eignen Nation, wohl anzulegen und auszutheilen. Endlich so ist auch ein Hospital durch einen Prediger, für die wieder gesund gewordene Prediger, gestiftet worden.

Ohne diese Kranken-Häuser oder Hospitäler stehet auch eines auf dem Inquisitions-Markt für arme Frauens-Personen. Die Töchter werden daraus verheurathet, oder aber zu Nonnen eingekleidet.

Im Collegio de St. Crux de las Ninnas erziehet man eine gewisse Anzahl Fundel-Kinder, weiblichen Geschlechts, welche die Inquisitores, wann sie sich verehlichen, zulänglich aussteuren.

So hat auch ein gewisser Priester ein Vermächtnis

von mehr als 600000 Piasters hinterlassen, worüber der Dom-Dechant, und der Prior zum Dominicanern, die Aufsicht haben, und wovon 20 Magdlein, jede 500 Piasters, zur Morgen-Habe bekommen.

Die Brüderschaft der Empfängniß steuret ihrer 40 aus, und giebt jeder fünftehalb hundert Piasters oder Thaler mit.

Man hat auch eine Stiftung unter dem Nahmen St. Maria de Cocharcas, für die armen Töchter derer Caciquen oder Indianischen Land-Voigte, und ein besonderes Haus zu Erziehung derer Söhnlein, welche darinn von allerhand Meistern unterrichtet werden.

Die Mönch-Orden, welche ganz Europa überschwemmet, haben sich auch sogar über die weite und ungeheure Meere in die entlegenste Colonien ausgebreitet, also daß deren auch in den hintersten Winkeln, wo anders Christen wohnen, eine Menge angetroffen wird. Insonderheit aber wimmelts zu Lima gleichsam von Ordens-Brüdern, deren Clöster das schönste und gröste Theil der Stadt verschlungen hat.

Die DOMINICANER haben hieselbst IV. Clöster. Das Vornehmste heißt zum Rosencranz ꝛc. u. s. w.

Die FRANCISCANER haben nicht minder. In dem sogenannten grossen Closter, so man von Jesu oder auch St. Francisco nennet, stecken über 700 Seelen, an Mönchen und Bedienten. Es ist so groß als 4 Stadt-Viertel, und dabey das Schönste in der ganzen Stadt ꝛc.

Die AUGUSTINER haben gleichfalls IV, in denen über 500 Mönche leben.

Der Orden der Barmherzigkeit hat III.

Die JESUITER haben V. Clöster: die BENEDICTINER I. Die Brüder St. Joh. Dei stecken im Hospital

spital St. Diego. Die BETHLEHEMITER haben zwey. Diese Mönche sind vor weniger Zeit aus der Stadt Guatamala in Mexico, woselbst Bruder Peter Joseph von BETANCUR * ihren Orden, zu Verpflegung der Kranken gestiftet hatte, herab gekommen. Pabst Innocentius XI. bestätigte diesen Orden im Jahr 1697 Sie haben bereits XI. Clöster in Peru. Man hält diese Mönche bey ihrem sonst sehr armseligen äusserlichen Aufzug für schlimme Köpfe: Wie man aus dem ihnen in der Welt beygelegten Zunahmen der Quintessenz der Carmeliten und Jesuiten schliessen kann. Sie sind alle zusammen Brüder. Zu ihrem Allmosen-Pfleger nehmen sie einen weltlichen Priester, geben ihm im Closter seine Besoldung, aber lassen ihm beym Capitul keine Stime. Uebrigens gehen sie wie die Capuciner, ausser daß sie unter dem Bart ein spitziges und 1 viertel Ellen langes Geiffer-Tuch hangen haben. Ihr Stifter, wie diese gute Hrn. Brüder vorgeben, ist von Christo, der sein Creutz allezeit sichtbarlich getragen, ganze eilf Jahre überall begleitet worden. Die übrige Erschein- und Offenbarungen, die sie ihm beylegen, und in Predigten und Gemählden vorstellen, beruhen auf eben so schlechtem Grunde.

Nonnen gibts zu Lima etwas weniger als Mönche, massen man nur XII. Frauen-Clöster zehlet; wovon das

* Dieser ist vielleicht einer der Nachkömmlingen eines Französischen Edelmanns, Nahmens Betencourt, welcher, nachdem er ein Fräulein entführet, sich nach der Insul Madera geflüchtet, und allda die erste Christliche Colonie angeleget. Der Pater du Tertre meldet p. 59, er habe im Jahr 1642 auf dieser Insul einen Franciscaner gesehen, der sich von solcher Familie ausgegeben.

das letzte (weil dem Leser und Uebersetzer die Specification der übrigen nur beschwerlich fallen dürfte) Jesus Maria der Capuciner genannt, von 4 aus Spanien über Buenos aires, obgedachtermassen, im Jahr 1713 gekommenen Capucinerinnen gestiftet worden. Endlich so zehlet man über 4000 Closter-Jungfern, unter deren 4 oder 5 Frauen-Clöster, darinn ein sehr strenges Leben geführet wird.

Man kann hieher auch setzen ein von Toribio für die geschiedene Ehe-Weiber angelegtes Haus. Es ist unglaublich, wie hoch mans mit diesem Mißbrauch treibe. Man siehet alle Tage verheurathete Leute von einander laufen, als ob die Ehe ein blosser Bürgerlicher Vergleich wäre, und nimmt ein geringes Mißverständniß, eine Unpäßlichkeit oder schlechtes Vergnügen zur Ausrede. Ja was noch erschröcklicher, so verheurathen sie sich wieder an andere.

Dieses Unwesen kam gleich anfangs, als die Colonien angelegt worden, von Spanien herüber. Der Umgang, den man daselbst mit den Spanis. Mohren gepflogen, hatte diese Sache so gemein gemacht, daß der Cardinal Ximenes für höchstnöthig geachtet, derselben abhelfliche Masse zu verschaffen, und weil der Vorwand der Verwand- oder Gevatterschaften denen Ehescheidungen öfters zu einem Schein-Grund dienen muste, verordnete das von ihm Anno 1497 zu Toledo versammlete Cocilium, man solte bey der Taufe, um die Wahrheit desto besser zu erkennen, allemal die Nahmen der Gevattern und Gevatterinnen sorgfältig aufschreiben.

Unzüchtige und nachmals bekehrte Frauens-Personen haben auch ein besonderes Closter, worinn ich aber keine grosse Anzahl vermuthe, weil man sich in diesem so freyen Lande so wenig Gewissen macht, und das Verbrechen

brechen so gar gelinde durchläßt. Solche geschändete Dirnen neñet man los Amparadas de la Conception.

Man solte, dem Ansehen nach, bey Anführung soviel Manns- und Frauen-Clöstern, muthmassen, Lima müsse eine Stadt seyn, wo eine grosse Andacht im Schwange gehe. Aber es fehlet noch viel daran, daß so schön der äusserliche Schein, auch die Gottesfurcht deren darinn wohnenden seye. Dann die meisten Mönche führen daselbst ein so freches und ausgelassenes Leben, daß sogar auch die Obere und Provinciales von denen unter ihnen stehenden Clöstern ansehnliche Gelder nehmen ihrer Weltlüste pflegen zu können. Da sie dann manmalen ihres geilen Wesens sich sogar nicht schämen, daß sie ganz kein Geheimniß aus denen von ihnen unrechtmäßiger Weise erzeugten Kindern machen, sondern diese unläugbare Zeugen ihres unordentlichen Wandels bey und neben sich haben, denen sie zur Erbschaft öfters ihr eigen Ordenskleid lassen. Und dieses erstreckt sich, wann ich anderst dem an dem Orte selber eingenommenen Bericht glauben mag, bisweilen auf mehr als nur ein Glied hinaus.

Die Nonnen, ausgenommen 3 oder 4 Clöster, sind auch nur dem Ansehen nach fromm. Dann anstatt sie beysammen und arm leben solten, wie sie doch dißfalls ein Gelübde gethan, wohnen sie auf eigne Unkosten besonders, mit einem grossen Gefolge von Bedienten, Negros-Sclavinnen und Molattos, die ihnen zu dem verliebten Wesen, welches sie bey dem Sprachgitter zu treiben wissen, verhelfen müssen.

Man kann von dem Wandel beyderley Geschlechts nicht wohl Meldung thun, ohne die Worte Pauli auf sie zu ziehen: **Soll ich Christi Glieder nehmen, und Huren-Glieder daraus machen?**

IX. Capi-

IX. Capitel.

Vermuthliche natürliche Ursachen der frechen Lebens-Art zu Lima. Vortreflichkeit dasigen Climatis. Allerhand sowohl aus Europa dahin gebrachte als im Lande selber wachsende herrliche Früchten. Woher die Fruchtbarkeit in Peru komme, da es doch unter dem heissen Himmelsstrich liege? u. a. m.

Aus dem Exempel derjenigen Leute, welche ihres Standes halber denen Weltlichen zur Erbauung dienen solten, ist leicht zu errathen, welchem Affect man wohl in diesem Lande am meisten nachhänge? Seine Fruchtbarkeit, der Ueberfluß an allen Sachen und die zärtliche Ruhe, deren man allhier beständig geniesset, trägt zu dem daselbst herrschenden verliebten Temperament nicht wenig bey. Es giebt allda niemals keine ungestüme rauhe Luft, sondern es bleibt allezeit ein rechtes Mittel zwischen der Kälte der Nacht, und Wärme des Tages. Gewöhnlich ist der Himmel mit Wolken überzogen, daß die sonsten Bleyrecht herabschiessende Sonnenstrahlen nicht völlig würken können: Und dieses Gewölke verwandelt sich niemals in einen Regen, so etwa den Spatziergang oder andre Ergötzlichkeiten des Menschlichen Lebens stöhren mögte, sondern läßt sich nur zuweilen in einem Nebel herunter, die Oberfläche des Erdbodens zu befeuchten, daß man also immerzu gewiß weiß, was des andern Tags für Wetter seyn werde. Wenn demnach

nach das Vergnügen, in einer allezeit gleichgemäßigten Luft zu leben, nicht durch die öftere Erdbeben gestöhret würde, glaube ich nicht, daß ein Ort auf der Welt wäre, dabey man sich das irrdische Paradieß besser vorstellen könnte: Gestalten das Erdreich überdis an allerhand Früchten einen Ueberfluß hat.

Es wachsen aber, neben denen, welche aus Europa dahin verpflanzet worden, als: Aepfel/ Feygen, Trauben/ Oliven u. s. m. auch diejenige, so in den Antillischen Eilanden wachsen: Z. E. die Ananas, Gouyaves, Patatas, Bananas, Sandies, Melonen und andre so nur in Peru fortkommen. Unter dieser letztern Gattung werden für die besten gehalten die *Chirimoyas*, welche, im kleinen, den Ananas und Tann-Zapfen gleichen. Sie stecken innen voll weisser harter Substanz, mit grossen Körnern als Französische Bohnen. Das Laub gleichet ein wenig dem Maulbeer-Baum, und das Holz denen Haselnuß-Stauden.

Granadillas sind eine Art Granaten, voll schwärzlichter Körner, welche in einem zähen Saft schwimmen, der eben so aussiehet als das Weisse vom Ey, und dabey sehr kühlend und von Geschmack annehmlich ist. Die Blätter gleichen ein wenig dem Linden-Laub, und die Einbildung der Spanier findet in der Blüthe alle Werkzeuge der Creutzigung Christi. P. Feuillée, so diese Frucht im Kupfer vorgestellet, nennets *Granadilla Pomifera Tiliæ folio*.

Higos de Tuna sind die Frucht einer Gattung des Euphorbii, von Grösse als eine grüne Wallnuß, mit Stacheln fast wie die Schelfe an den Castanien. Der Geschmack davon ist gut und gesund. Lucumas, Pa-

cayes,

sayes, Pepinos, Ciruelas, Pflaumen wie Brustbeerlein, finden sich daselbst in Menge.

Man hat zu Lima diese Bequemlichkeit, daß das ganze Jahr hindurch allerhand Früchte vorhanden, weil, sobald sie anfangen auf der Ebne auszugehen, sie auf denen herumliegenden Gebürgen reif sind, wovon man sie hernach des Winters herein bringt. Hierbey ist überdis als etwas besonders anzumerken, daß die Jahrzeiten und Witterung unter eben der Breite so ungleich, daß diejenige, so sonsten der Süder-Breite auf den Gebürgen zukämen, sich auf denselben in den Jahrszeiten der Norder-Breite finden lassen.

Ich bin von verschiedenen Personen gefraget worden, wie doch dieses zuginge, und warum dieser hitzige Himmelsstrich, den die alten Weltweisen, ja gar sehr gelehrte und vornehme Leute, als St. Augustinus und der Heil. Thomas von Aquino wegen der übermäßigen Hitze für unbewohnt erachtet, an verschiedenen Oertern wegen unerträglicher Kälte, unerachtet sie unmittelbar unter der Sonne liegen, gleichfalls sich nicht bewohnen lasse?

Von einem Reisenden kan man ja nicht verlangen, daß er die von ihm angeführte Dinge auch zugleich erkläre oder wie sie zugehen, belehre, und ich hätte die Leser, welche in der Naturkündigung unbewandert, auf den Historischen Bericht des P. du Tertre von den Ancillischen Eilanden verwiesen, wann anderst die drey Ursachen, welche er von der Witterung dieses Himels-Gürtels ertheilet, sich auf dasjenige Land, wovon hier die Rede ist, appliciren liessen. So aber finden sich zwo darunter, die hier nicht angehen. Dann die Moussons oder gewöhnliche Passaat-Winde wehen in der ganzen Zona nicht, und die inwendig in dem Südlichen

Ame-

America gelegene Länder empfangen von der Nachbarschaft des Meeres gewiß auch keine grosse Kühlung.

Ist demnach keine Haupturſache vorhanden, als etwa diejenige, so sich auf die Gleichheit der Gezeiten, auf die An- und Abweſenheit der Sonne, und auf die Obliquität oder Krümme ihrer Strahlen, etliche Stunden lang sowohl bey ihrem Auf- als Untergang gründen. Allein ob sie gleich viel beweiſet, wird sie doch für Lima nicht zulänglich seyn, wann man die wenige daselbst sich ereugende Hitze mit derjenigen vergleichet, welche man in der Bahia de todos los Santos verspüret, unerachtet sie beynahe unter eben dem Himelsstrich und am Meeresstrand gelegen. Ist demnach nöthig hinzu zu setzen, daß die Nähe der durch Peru die Quere hindurch gehenden Gebürgen zu der darinn befindlichen Luft nicht wenig beytrage.

Man dringet aber darauf und fragt ferner, warum die Gebürge allda eben so kalt als in unsern Europäischen und zwar Französischen Ländern? Hierauf antworte ich, daß neben denen davon zu gebenden allgemeinen Ursachen die Lage der Cordillerischen Gebürgen eine neue Ursache seye; Massen sie insgemein Nordlich und Südlich anliegen; Woraus dann folget:

1. Daß wann ganz Wagerechte Felsen R, wie eine Mauer in die Höhe stehen, ergiebt sichs von selbsten, daß die Seite gegen Morgen und Abend die Sonne nicht länger bekämen als 6 Stunden lang, wann sie auch gleich mitten auf einer Ebne stünden. Findet sich dann vornzu ein Berg, so bekommen sie von der Sonne weit weniger, nemlich noch weniger als die Hälfte Strahlen, welche die Ebne empfängt, und zwar ungefehr nur 1 Viertel des natürlichen Tages über.

2. Um aber einen Satz auf die Bahn zu bringen, auf welchen man überhaupt einige Schlüsse machen mögte, wollen wir der Abhänge unserer Berge einen Winkel von 4 Graden beylegen, welchen man als just das Mittel zwischen denen rauhern und platt- und tiefer liegenden Felsen ansehen kann. Sodann wird man befinden, daß diejenige, so durch andere Berge, wie etwa AC, nicht beschattet sind, die 3 Viertel des Tages beschienen werden müssen. Man weiß aber, daß vom Aufgang der Sonne bis gegen 9 Uhr Vormittags die Krumme ihrer Strahlen auf der allgemeinen Fläche und der Widerstand einer durch die Kälte einer 15 Stunden langen Abwesenheit, auf die sie doch, um in Bewegung zu kommen, würken müssen, verdickerten Luft, die Würkung der Sonne nur wenig empfindlich machen, bis zu einer gewissen Höhe gestiegen: dann die Kälte bestehet ja, etlicher gelehrten Naturkündiger Meinung nach, in einer unterlassenen Bewegung.

3. Wann ein Berg an einen andern stößt, ist klar, daß selber von dem andern bedeckt bleibe, bis die Sonne die Höhe des Winkels TDC, welcher durch den Horizont mit der vom Fuß eines Berges über den Gipfel des andern gezogenen Linie entstehet, erreichet hat. Wird demnach die Soñe auf die ganze Fläche ED keine Kraft haben als nach einer langen Weile, und gedachte Fläche wird auch dadurch nicht sonderlich erwärmet, weil die Strahlen oben, SA auf N zurücke prallen, allwo ihre Würkung durch das stäte Fortlaufen der Luft unterbrochen wird. Ist also die heftige Bewegung, in gerader Linie der Hitze zuwider, wie die Erfahrung am Winde, oder etwa auch an dem mit Gewalt bey geschlossenen Lippen, ausgelassenen Athem, welcher die ihm vorgehaltene Hand kühl macht, zur Gnüge lehret.

End-

Endlich, wann die Sonne, da sie im Zenith oder höchsten Punct stehet, die Ebne gewaltig erhitzet, so wärmet sie einen Berg hingegen nur um die Helfte: Wie diejenige ganz wohl wissen, welche in der Geometrie nur ein wenig bewandert. Dann wann ich mir die Strahlen der Sonne parallel oder gleichlaufend vorstelle, so bekömt die Fläche ED davon nicht mehr als die schnurrecht- herabhangende EY, gleich AD, so man auf der Fläche betrachten kan, unerachtet die Linie EY viel länger; Weil der Dreyangel aber von gleichen Winkeln und Seiten ist, und die Vierecke dieser Linien, welche die gleiche Flächen vorstellen, indem er zwischen ihnen wie 25 gegen 49, das ist, fast wie 1 gegen 2, so wird sichs finden, daß der Berg die Helfte weniger Strahlen bekömt als die Ebne, welches auf den vierten Theil des natürlichen Tages ausläuft: Gleichwie sichs in dem ersten Fall auch begiebt. Hat also die Sonne die Helfte mehr Zeit nöthig, das Erdreich auf einem Berge fruchtbar zu machen, als auf der Ebne. Daher auch die Erndte erst lange Zeit hernach kommen muß, und sich nicht eben zu verwundern, daß dieser Unterschied sich so gar bis auf 6 ganze Monate erstrecken kann.

Ich will mich damit nicht aufhalten, denen etwa hiewider zu vermuthenden Einwürfen zu begegnen, oder auch dieses Raisonnement auf die Thäler und Berge, welche Ost- und Westlich liegen, zu appliciren: Mir stehets eben nicht an, mehrere Worte davon zu machen, sondern ich will lieber zu einer andern Anmerkung über das Thal von Lima schreiten.

Es trägt nemlich der Boden seit dem im Jahr 1676 gehabten Erdbeben kein Korn mehr als zuvor. Daher mans wohlfeiler von Chili komen lassen kann, aus wel-

chem Lande dann jährlich so viel abgeholet wird, daß, wie ich schon oben ausgerechnet, 50 bis 60000 Menschen davon zu essen haben. Was aber je auf dem Gebürge und übrigem Lande wächßt, wird zum Unterhalt der Einwohner verbraucht.

Die Blumen in Gärten betreffend, habe ich keine gesehen, welche dieses Land vor andern besonders hätte, ausgenommen etwa die Niorbes, so einer Pomeranzenblüthe ein wenig gleichen. Der Geruch ist zwar nicht so gar stark, aber viel anmuthiger.

Ich kann hier nicht umhin, von etlichen Pflanzen hiesiges Landes ein und anderes besonderes, so viel ich von glaubwürdigen Leuten gehöret, noch hieher zu setzen. Es giebt allda ein Kraut, Carapullo genannt, welches wie ein Grasstengel) wächst mit einer' Aehre, welche gekocht und getrunken einen auf etliche Tage aberwitzig machet. Die Indianer gebrauchens, ihrer Kinder Naturell dardurch zu erforschen. Dann wann das Kraut seine Würkung zu thun beginnet, legen sie die Geräthschaften zu allerhand Handthierung vor sie hin. Zum Exempel: Einem Töchterlein legen sie eine Spindel, Wolle, Scheere, Leinwand, Küchengeschirr u. s. w. einem Knäblein aber ein Pferdzeug, Schuster-Ahlen, Hämmer rc, unter Augen. Dasjenige Werkzeug nun, wornach sie in dem Aberwitz am meisten greifen, muß ihnen zum sichern Zeichen dienen, worzu ihre Kinder geschickt seyn. Dieses habe ich von einem Französischen Wundarzt, welcher diese rare Sachen selber mit angesehen.

In den Truxilloischen Feldern steht ein Baum, welcher 20 bis 30 ganz unterschiedliche u. aus mancherley Farben bestehende Blumē trägt, so an einander als ein

Dat-

Datteln-Traube hangen. Man nennets Flor del paraisso, Paradieß-Blumen.

Um CAXATAMBO und St. MATHEO, einem Dorf des Gebietes von Lima, wo das Gebürge kleiner wird, findet man gewisse Bäumlein mit blauer Blüthe, welche, wann sie zu einer Furcht reif werden, jede ein so nettes Creutz vorstellet, daß mans mit einem Winkelmaaß und Compaß nicht besser machen könnte.

In der Provinz los CHARCAS, an den Ufern des grossen Flusses MISQVE, wachsen grosse Bäume, deren Blätter dem Arrayan- oder Myrrthen-Laub gleichet. Die Frucht ist eine Traube von grünen Herzen etwas kleiner als die Höle einer Hand: Welche, wann sie eröfnet werden, verschiedene weisse Sternlein wie ein Blättlein eines Buchs weisen. Auf jedem Blatt steht ein Herz, in dessen Mitte ein Creutz, unten mit 3 Nägeln. Doch zweifle ich nicht, die Spanier werden einem und andern Stück solcher Vorstellung durch ihre blosse Einbildung zurechte helfen.

Eben in dieser Landschaft wächst auch das Kraut Pito-Royal, welches gepülvert, Stahl und Eisen auflöset. Es hat den Nahmen von einem Vogel, der sich selber damit purgiret. Solcher sieht grün aus, fast ins kleine als ein Papagoy, ausser daß er eine Haube auf dem Kopf und einen langen Schnabel hat. Dem Vernehmen nach stopft man in Mexico, dieses Krautes habhaft zu werden, das Loch ihres Nestes mit eisernem Drat zu: Da dann der Vogel dieses Kraut hinbringe und den Drat damit entzwey mache. Ja es sollen gar die Gefangne manchmalen auf solche Weise das eiserne Gitter in denen Kerkern zerschnitten und sich also in die Freyheit gesetzt haben. Allein es sieht einem Mährlein sehr ähnlich.

Man findet hieselbst auch den Maguey, von deme man Honig, Eßig und guten Trank bekömt. Der Stengel und Blätter sind gut zu essen, lassen sich auch wie Hanf bearbeiten; wie dann der Zwirn, Pita, daraus gesponnen wird. Mit dem Holz deckt man die Häuser: die Stacheln dienen zu Nadeln, und die Frucht brauchen die Indianer, statt der Seiffe.

Salsaparilla: China-China, ein Baum, dessen Frucht einer Mandel gleichet: Quesnoa oder Quiuna, ein kleiner weisser Saamen wie Senf, aber ungleich, so für das Fallen und eine Krankheit, so sie Pasmos nennen, und im Ziehen der Glieder bestehet, gebraucht wird; Drachenblut; Ein wenig Rhabarbara: Tamarinden: Camina und Alamaaca Oel sind in Peru gleichfalls zu haben. Des Balsams, welcher doch von diesem Lande der Peruanische heißt, wächst hier nur wenig, sondern wird von Mexico hergebracht.

Noch muß ich eines kleinen Ungeziefers gedenken, welches viele Ungelegenheit verursachet. Man nennets Pico. Dieses schleichet sich unvermerkt zwischen Haut und Fleisch ein, frisset sich daselbst voll, wird so groß als eine Erbis, und zernaget hernach die Stelle, wo mans nicht heraus zu reissen bemühet ist. Im Herausreissen aber hat man genaue Acht zu geben, daß es nicht zerdruckt wird. Dann weil es voller Eyerchen, so groß als Haar-Nisse, zertheilen sich die Nisse überall in die Wunde, und bringen eben so viel frisches Ungeziefer hervor. Wer sie nun tödten will, muß Toback oder Unschlitt in die Wunde thun.

X. Capitel.

Naturel, Sitten und Gewohnheiten derer CREOLEN oder in Peru gebohrnen Spaniern.

Ehe ich Peru verlasse, muß ich hier einigen Bericht erstatten, was ich von denen Sitten und Lebens-Art derer in America gebohrnen Spanier, von ihnen CREOLEN genannt, beobachten können. Den Anfang nun mit der Religion zu machen, so bilden sie sich ein, eben so wohl die beste Christen unter allen Nationen zu seyn, als ihre Lands-Leute in Europa. Ja sie machen gar aus diesem Nahmen einen Unterschied zwischen sich und unsrer Französischen Nation: Also daß wann sie sagen ein Christe und ein Franzose, sie durch die erste Benennung einen Spanier verstehen. Allein sie haben, ohne daß ich das Inwendige sowohl ihrer als unsrer Nation durchzugrübeln begehrte, in ihrer Kirchenzucht zum wenigsten nichts, wodurch sie diesen Titul aus einem besondern Vorzug verdienen sollten. Die Enthaltung vom Fleisch wird bey ihnen sehr gemäßiget und erträglicher gemacht durch die Grossura, wie sie es nennen, nemlich durch die Zungen, Köpfe, Eingeweyde, Füsse, Ohren und andre äusserste Theile der Thiere, als welches alles sie an Fast-Tägen immerhin essen. Der Manteca, oder des Schwein- und Rinder-Fetts, deren sie sich anstatt des Oels und Butter gebrauchen, zu geschweigen. Ausser der Messe ists bey ihnen keine Gewohnheit, irgend einem Gottesdienst beyzuwohnen. Diejenige, so über 3 Meilen von der Pfarrkirche entfernet, und die Christliche Indianer, so nur eine Meile da-

von ab, sind nicht einmal an denen Tagen, da sie es doch durch die Kirchen Gesetze verpflichtet, sich bey der Messe einzufinden verbunden. Ja man bleibt sogar zu Lima selber aus der Pfarr Kirche, weil wenig bemittelte Häuser sind, in denen nicht ein Oratorium oder Capelle, darinn, zur Bequemlichkeit der Bürger, Messe gelesen wird. Welches aber ihre Trägheit unterhält, und sie in Beobachtung der Pflicht, sich als Pfarr-Kinder zur Kirche zu halten, treflich nachläßig macht.

Endlich, wann man ihre besondere Andacht genau untersuchet, läufts allem Ansehen nach auf ihren Rosencranz oder Pater-Noster hinaus. Man betets in allen Städten und Markt-Flecken wöchentlich 2 bis 3 mal, ferner bey den nächtlichen Processionen, mit seinem Haus-Gesinde, oder auch ein jeglicher insbesondere alle Abend wann die Nacht völlig eingebrochen. Die Ordens Leute tragens am Halse, die Weltliche aber unter ihren Kleidern. Ihr Vertrauen auf diese andächtige Erfindung des Heil. Dominici Guzmanns, welcher vom Himmel herab gekommen seyn solle, ist bey ihnen so stark, daß sie ihre Seeligkeit darauf gründen, und ohne einigen Zweifel lauter Wunderwerke davon erwarten, weil ihnen so viele Mährlein davon alle Tage zu Ohren kommen, und ein jeder durchgehends bey Verrichtung dieser Andacht sich einen guten Erfolg seiner Geschäfte vorstellet. Das artigste aber, und das man kaum glauben dörfte, ist, wie ich öfters beobachtet, dieses, daß sie die Herbetung des Rosencranzes auch zu ihren verliebten Gängen förderlich achten.

Auf den Rosen-Cranz folgt die Andacht des Berges Carmel, wovon die Mönche der Barmherzigkeit eben so viel Nutzen, als die Dominicaner aus der vorberührten haben.

Her-

Hernach kömmt die unbefleckte Empfängniß. Diese haben die Franciscaner und Jesuiten in solche Achtung gebracht, daß sie beym Anfang aller auch nur gleichgültigen Dinge und Handlungen immerzu voran stehen muß. Gelobet, sprechen sie beym Anfang einer Predigt, nach dem Essen, und des Abends, wann die Lichter im Hause angezündet werden, Gelobet seye das allerheiligste Sacrament des Altars, und Unsre liebe Frau, die Jungfrau Maria, welche ohne Mackel und Erbsünde vom ersten Augenblick ihres natürlichen Wesens, des de el primero instante de su ser naturel: oder wie es in der Kirchen-Litaney heißt: (Absque labe concepta,) empfangen und gebohren worden. Kurz: Dieser Satz muß überall herhalten, wo weder Erbauung noch Unterricht für die Gläubigen (der Author schreibets als ein Catholicke:) daraus zu gewarten, und ihre Lieder, so sie ihm zu Ehren singen, sind so was besonderes, daß ich lieber etliche Verse selber hersetzen wollen.

Es weiset sich darinn eine Application des 5ten v. Psalm XVIII. da, nach der Lateinischen Uebersetzung, stehet: In Sole posuit tabernaculum suum: oder in unsrer Deutschen im XIX Ps. GOtt hat der Sonnen eine Hütte in demselben gemacht:) Muß also der Meister dieses Liedes in der Hebräischen Sprache nicht allzu bewandert gewesen seyn, als auf die sich die Spanier ohnedem gar selten legen. Dann wo er den Grund-Text eingesehen, so würde er sonder Zweifel gemerket haben, der Verstand dieses Spruches sey dieser, daß GOtt den Sitz der Sonnen in den Himmel verleget: Mithin sich hier auf die Mariam nicht das allergeringste reime.

Spanisches Lob-Lied der Jungfrau Maria.

Maria todo es Maria	Maria, alles ist lauter Maria.
Maria todo es à vos;	Maria, dein ist alles.
Toda la noche y el dia	Tag und N cht
Se me voi pensar en vos.	Denke ich nur an Dich.
***	***
Toda vos resplandeceis	Du schimmerst ganz
Con soberano arrebol,	Mit unumschränktem Glanz;
Y vuestra casa en el Sol	Und David sagt
Dice David que teneis.	Du habest dein Haus im Himmel.
***	***
Vuestro calçado es la Luna,	Dein Fußschemel ist der Mond,
Vuestro vestidura & Sol,	Dein Kleid ist die Sonne (faßt,
Manto bordado de Estrellas,	Dein Mantel ist mit Sternen einge-
Por corona el mismo Dios.	Und deine Krone ist GOtt selbst.
***	***
Aunque le pese al Demonio,	Der Teufel tobe gleich darüber,
Y reviente Satanas!	Und Satan berste entzwey,
Alabemus à Maria	So loben wir doch die Maria
Sin pecado original.	Welche ohne Erbsünde empfangen.
***	***
El Demonio esta muy mal,	Der Teufel ist heftig krank
Y no tienne Mejoria,	Und kann nimmer genesen,
Porque no puede desturbar	Weil er die Andacht gegen Maria
La devocion de Maria.	Nicht verhindern kann.

Aus diesen wenigen Versen erhellet auch die Schreib-Art derer Spanier, als welche lauter verblümte Reden, und von der Sonne, Mond, Sternen oder Edelgesteinen hergenommene ungewöhnliche Vergleichungen lieben,

hen, worüber sie sich manchmal, unerachtet sie es für was tiefsinniges halten, so versteigen, daß man darüber lachen muß. Solchergestalt giebt dieser vortrefliche Poete in seinem Liede der Maria den Mond zum Fußschemel, und die Sternen zur Einfassung ihres Mantels, indem er zugleich ihr Haus in die Sonne versetzet, welche also dieses alles in sich schliessen müste. Wenn er sich aber in seinem Poetischen Ueberwitz allzu hoch verstiegen und ganz keinen Verstand bewiesen, so betrieget er sich gewiß noch mehr, da er meinet, der Teufel mögte über die in Peru der Jungfrau Maria erweisende Andacht aus der Haut fahren oder gar bersten. Diese Andacht ist mit allzuvielen Lastern und fleischlichem Wesen vermischet, als daß was sonderlich verdienstliches (auch nach papistischen Sinn) daraus zu hoffen stünde. Mir ist ganz wohl bewust, daß sie des Tages mehr als ein Paternoster herbeten. Man muß sie aber in diesem Stück rechte Pharisäer heissen, die da, wie Christus jenen vorgeworfen, meynen, das Gebeth bestehe nur in vielen Worten mit blossen Lippen und mit so schlechter Andacht, daß sie manchmalen den Rosencranz daher plaudern, während sie mit Sachen zu thun haben, die sich zu ihren Gottseligen Uebungen ganz nicht schicken. Ueberdis leben sie alle in einer grossen Vermessenheit wegen ihrer Seligkeit, sich gründende auf den Schutz der Mutter Gottes und derer Heiligen, welchen Schutz sie dadurch zu verdienen hoffen, daß sie von denen Mönchen in die Brüderschaft aufgenommen und zu ein und anderer geistlichen Pflicht angewiesen werden: da doch besser wäre, ihnen beyzubringen, daß der Andacht Anfang in Besserung des Herzens und Ausübung guter Tugenden bestehe. So aber scheinets vielmehr, daß sie durch die (vorgegebene) Offenbahrungen und verdächtige

tige

tige Wunderwerke, mit denen sie in ihren Predigten immerzu von denen Canzeln pralen, nur der unglaublich grossen Leichtgläubigkeit dieser armen Leute, in denen auch allerlächerlichsten und anstößigsten Dingen mißbrauchen wollen. Welches aber ja der Lauterkeit der Religion zweyfelsfrey höchstschädlich, und in der Kirchen-Ordnung Pabsts Leonis X. im Jahr 1516 scharf verboten. Ich könnte etliche Exempeln anführen, wann ich nicht dächte, man mögte, wann ich so dumme Sachen erzehlete, darfür halten, als ob ichs selber gläubte, oder sie andern zu glauben aufbürden wollte. Daher kömmts, daß diese Leute fast gar nicht wissen, was beten heisse, sondern sich nur zur Maria uud andern Heiligen wenden. Wird demnach dasjenige, was das Hauptwesen des Christenthums ist, durch das so nur eine Neben-Sache, unter ihnen ersticket.

Es ist aber dieses Volk nicht nur äusserst leicht- sondern auch abergläubig. Sie hängen, neben dem Rosencranz am Halse, auch Avillas oder Meer-Castanien, und noch eine dergleichen Frucht, Chonta genannt, und einer Birne ähnlich, samt andern dergleichen Dingen an sich, vor den Hexen und giftiger Luft sicher zu seyn. Das Frauenzimmer trägt um ihre Hals-Kette herum, gewisse Amuleta oder Gegen-Gifte, von ungeprägten Münzen, und eine ganz kleine etwa den vierten Theil eines Zolls breite Hand von schwarzem Agat, oder auch von Feigen-Holz, Higa genannt, daran alle Fingerchen eingedruckt, und nur der Daum in die Höhe stehet. Durch die eingebildete Kraft dieser Anhänge-Mitteln vermeinen sie die Krankheit abzuhalten, welche sie von denjenigen zu bekommen furchten, so ihre Schönheit bewundern. Daher sie ihr auch den Nahmen von den Augen beylegen. Denen Kindern wird deswegen ein

ein noch grösser Bündel angehänget. Dieser Aberglauben ist dem Frauen- und gemeinen Volke gemein: Aber es herrschet noch ein andrer fast allgemeiner, und wegen vermeynter Vermeydung der Höllenpein sehr wichtiger unter ihnen, daß sie nemlich bey ihren Lebzeiten sich ein Mönchskleid anschaffen, um darinn zu sterben und begraben zu werden; in der ihnen von den Mönchen beygebrachten Einbildung, sie werden in einer auf der Welt so geehrten Kleidung ohne die geringste Schwürigkeit in den Himmel eingelassen, mit nichten aber in die äusserste Finsterniß hinaus gestossen werden. Hierüber hat man sich eben nicht zu verwundern. Man weiß ja, daß da die Clöster aus dieser im XIIten Seculo in Frankreich aufgekommenen Andacht, ihren Nutzen gezogen, die Franciscaner öffentlich gelehret:* Der Heil. Franciscus fahre alle Jahre einmal ins Fegfeuer herab, und hole alle, die in seines heiligen Ordens Kleidung verschieden, zu sich hinauf in den Himmel. Welcher Irrthum und etliche andre alberne Fratzen aber auf dem Concilio zu Basel im XV Seculo verdammet worden. Worauf jedoch die Mönche in Peru und denen Portugiesischen Colonnien, so weit ich gekommen, wenig geachtet: Massen ihre Kirchen noch immer voller Gemählde, auf denen die jährliche Herabkunft des Heil. Francisci ins Fegfeuer geschildert zu sehen. Die andre Mönchs-Orden erzehlen eben dergleichen von ihren Stifftern.

Sie

* Morientes in professione & habitu ordinis Minorum ultra annum non passuros in Pœnis Purgatorii, quoniam B. Franciscus ex divino privilegio quotannis ad purgatorium descendit, suosque omnes ad Cœlum deducit. Spond. an. 1443.

Sie haben noch ein ander Mittel erdacht, die leichtgläubige Reiche um ein Theil ihres Vermögens zu bringen: indem sie dieselbe bereden, je näher sie sich am Altar begraben liessen, je mehr würden sie der Vorbitte der Gläubigen theilhaftig. Es lassen sich auch manche Narren dadurch fangen. Wie ich dann an zween Bürgern, etliche Tage vor meiner Abreise aus Lima, selbst gesehen, deren jeder 6000 Piasters gegeben, nur damit sie nach ihrem Tode in dem Beiner-Haus derer Augustiner dieser Stadt liegen mögten.

Weil die Erfahrung lehret, daß diese Ehre und eingebildete Vortheile mit der Pracht des Begräbnisses ihre Endschaft erreichen, so verleitet man die Leute, neben denen ansehnlichen darauf gegangenen Unkosten, zu Gottseligen Vermächtnissen unter dem Namen derer Seelmessen oder andrer Vorbitten. Da ist kein einziger Sterbender, den man nicht beredet, wie höchstnöthig es sey, etwas darzu zu vermachen, wann man anders der Pein in jener Welt entgehen wolle. Man erhebet gegen sie die Verdienstlichkeit dieser Schenkungen so hoch, daß jederman seine Sündē auf solche Weise abkaufen will, zum Nachtheil dessen, was doch die Liebe u. natürliche Neigung in Ansehung der nächsten Befreundten, Gläubigen und Armen erfordern. Da doch ein ander Weg beym Daniel c. IV. angewiesen wird. Allein weil das Gute, so man einem u. dem andern erweiset, gar bald vergessen ist, so läst man sich von der Eigenliebe, die in dem Herzen eine Begierde hinterläßt, sich auch da man vom Haufen der übrigen Menschen weggerissen wird, zu verewigen, bewegen, lieber Geld an die Pfaffen zu vermachen, als solches bey Lebzeiten behörig anzulegen u. andern davon gutes zu thun, bloß weil die Vermächtnisse zu solchem Endzweck dienlicher, ja vielleicht

leicht auch, weil man sie für kräftiger als andre gute Werke achtet. Kurz: es komme hernach aus Furcht der Strafe, die uns am meisten ängstiget, oder aus Liebe zu GOtt oder sich selbst, so ists dennoch hier eine so durchgängige Gewohnheit, und die Klöster zu Lima und etlich andern Städten haben sich seit hundert Jahren her dadurch so bereichert, daß weltliche Personen fast gar keine liegende Güter mehr haben, sondern alle ihr Vermögen nunmehr aus beweglicher Haabe bestehet. Wenig unter ihnen sind keine Lehnsleute der Geistlichen entweder wegen des Hauses oder wegen der Meyerhöfe und Landgüter. Zum Besten derer Colonien würde dienlich seyn, eben die Verordnung zu thun, als die Venetianer im Jahr 1605 errichtet haben, Kraft deren die Veräusserung der liegenden oder ohne Erben hinterlassenen Güter, zum Nutzen der Kirche, ohne Bewilligung der Republic, verboten worden: Nach dem Beyspiel etlicher Kayser, als Valentiniani, Caroli M. und Caroli V. imgleichen der Könige von Frankreich von St. Ludwig an bis auf Heinrich III. Allein der Römische Hof wurde darüber stutzig, und verhinderte die Vollstreckung dieses Befehls auf eine Zeitlang, und zwar in einem Lande, darin er weniger zu sagen hat als in Spanien. Wird demnach dieser Mißbrauch, allem Ansehen nach, daselbsten fortwähren, und die weltliche Herren in kurzem den Klöstern im Zeitlichen noch mehr unterworfen seyn, als sie im Geistlichen nicht sind.

Von ihrer Weise, die Bilder zu verehren, will ich hier nichts gedenken. Wann man siehet, wie sorgfältig sie dieselbe in ihren Häusern ausschmücken, und ihnen räuchern, weiß ich nicht, ob man sie nicht zeihen kan, daß sie fast eine Abgötterey damit treiben. Die Bettelmönche, welche allen Fleiß thun, das gemeine Volk zu

närren und ihnen ein Allmosen abzuzwingen, tragen sie auf den Gassen herum, zu Fuß und zu Pferd, in grossen Rahmen unter einem Glas, und lassens gegen eine Erkenntlichkeit küssen. Wiewohl, es geh[t] [i]n Europa eben sowohl als in Westindien, so zu, daß die besten Sachen gemeiniglich zum Mißbrauch gezogen werden: Deßwegen die Französische Bischöfe bey dem Concilio zu Trident um Abschaffung dieses Unwesens angesuchet.

Die Geistlichkeit und die Mönche nehmen sich, aus Eigennutz oder auch aus Dumheit, wenig Mühe, die Leute eines bessern zu belehren, und ihnen zu weisen, wie sie sollen GOtt im Geist und in der Wahrheit anbeten, sich vor seinem Gerichte fürchten, und (nach Päbstl. Lehre) auf den Schutz der Mutter GOttes und derer Heiligen nicht weiter verlassen, als sofern sie in ihre Tugend-Fußstapfen treten. Vielmehr, wann sie denen Heiligen zu Ehren eine Lobrede halten, so erhen sie dieselbe ohne Verstand allzuviel, und vergessen der erbaulichen Ermahnungen: Also daß diese Predigten, welche doch des Jahrs am öftesten vorkommen, unnützlich abgehen, und die Leute nur in ihrem gewöhnlichen Irrthum bestärken.

Uebrigens, wann solche Herren die Christen-Tugenden je mündlich anpriesen, was für Nutzen könnten sie schaffen, während sie mit ihrem Wandel solche Aergerniß anrichten? Sollen sie von der Sittsamkeit und Sanftmuth predigen? So sind sie ja selber die äusserst unverschämteste Gesellen: Und wann ichs sagen darf, so tragen die meisten allezeit einen Dolch bey sich, womit man eben nicht denken darf sie jemand ermorden, wohl aber zum wenigsten demjenigen der sie in ihrer Lust stöhren oder etwas zunahe thun will, sich widersezen wollen. Sollen sie von der Armuth u. Enthaltung

vom

vom Reichthum reden? So treiben die allerstrengste Orden ihr Gewerbe, und halten Sclaven Männ- und weiblichen Geschlechts. Manche, geistliche Personen stutzen so gar mit bunten und Goldgestickten Kleidern unter ihren gewöhnlichen Ordens-Habit. Sollen sie die Zuhörer heissen demüthig seyn? So hegen sie selber einen unerträglichen Hochmuth, und stellen die Pharisäer vor, welche gerne überall oben an sitzen und auf den Märkten gegrüsset seyn wolten. Matth. XXIII. Sie vergnügen sich würklich damit nicht, daß man eine tiefe Verbeugung vor ihnen macht, sondern bieten auf öffentlicher Gasse und in denen Kirchen ihre Ermel, zu küssen, dar, massen sie eben deswegen dahin gehen, die Leute von ihrer übrigen Andacht ab- u. auf sich zu wenden. Warum sie dann sehr ungleich dem ersten Abendländischen Ordens-Mann, dem Heil. BENEDICTO, welcher seine München-Kleider nach damaliger armen Leuten ihrer Tracht machen ließ; und dem Hl. FRANCISCO, der einen poßirlichen Habit anlegte, um nur vor den Augen der Menschen verächtlich zu scheinen. Uebrigens ist bekañt, daß, um sie abzuhalten, sich in keine Welthändel zu mischen, der König von Spanien* ehemals seine Königliche Authorität brauchen müssen,

W und

* El Rey ancargò à Don Louis Velasco, Virrey, que procurasse, que los Prelados y Religiosos estuviensen en los limites de sus officios, sin entremeterse en los agenos, como lo avian hecho algunas vezes, porque esto tocava el Rey y à sus Lugartenientes d. i. Der König ertheilte dem Vice Roi, Don Luis Velaço Befehl, dahin zu sehen, daß die Prälaten und Ordens-Leute fein in den Schranken ihrer Pflichten blieben, und sich keiner Welt-Händel, wie sie etliche mal gethan, annähmen, weil solches für den König und seine Statthalter gehörete. HERRERA, an. 1551.

und es doch noch nicht gar zu ändern vermogt. Sollen sie endlich predigen von der Keuschheit? So ist dieses hier das allgemeine Laster, das fast keine Ausnahme unter denjenigen leidet, welche Alters halber noch darzu geschickt. Ja sie machen nicht einmal ein Geheimniß daraus, sondern entschuldigen sich damit, sie hätten einer guten Freundin nöthig, die vor sie sorge, weil sie, ausser Essen und Trinken, vom Closter nichts empfingen. Daher müssen sie allerhand Ränke spielen, um mit solchen zu leben, treiben Kaufmannschaft, und üben manchmal Diebsgriffe aus, welche unsre auf die Cüste handelnde Franzosen öfters witzig gemacht, ihnen als schlimmen Cauten nicht zu trauen. Der Schiffs-Capitain auf der Marianne, worauf ich mich begeben habe, erfuhr solches mit seinem grossen Schaden, indem ihm einer dergleichen scheinheiliger Gesellen einen Beutel mit 800 Thalern in seiner Hütte oben auf dem Schiffe weggefischet.

Dieses unordentliche Leben ist auch die Ursache, warum sie schier nichts studiren. Ausser den grossen Städten trift man manchen Priester an, der kaum eine Lateinische Messe lesen kann. Ja ich habe gar einen Professorem Theologiæ, in seinem Closter gekannt, mit deme es hierinne treflich hart hielte. Ergiebt sichs demnach, daß die meisten nur darum Mönche werden, um ein desto weichlicheres und dabey geehrteres Leben zu haben. Wie man vernimmt, so hat der König von Spanien dieses Unwesen bereits gemerkt, u. will daher die Anzahl derer Clöster auf einen gewissen Fuß setzen.

Der Wahrheit zu Steuer muß ich aber erklären, daß diese meine Anmerkungen ganz nicht auf die Jesuiten gehen. Dann diese studiren, predigen, halten Kinder-Lehre, auch sogar auf denen Märkten, mit gros-

grossem Eyfer, und glaube ich, wo sie nicht wären, die Leute würden kaum die Hauptstücke des Christlichen Glaubens verstehen.

So will ich auch nichts getadelt haben an der Frömmigkeit und guten Wandel derer Bischöffe, als denen man die üble Aufführung ihrer Schaafe ganz nicht beymessen kann: Maassen diese aus einer uhralten Gewohnheit einigermaassen ein wohlhergebrachtes Recht vorschützen wollen, es mit ihrem Christenthum eben nicht genau zu nehmen; Absonderlich die Mönche, welche selber Herren sind, keine andere geistliche Gerichtbarkeit als ihrer Obern erkennen, und von den letztern und dem Pabst einzig und allein zu dependiren vorgeben. Welches aber nach denen scharffsinnigen Gedanken des Hl. BERNARDI * eine gar unförmliche Dependentz ist; Eben als ob man aus der Hand einen Finger nähme, und ihn unmittelbar an den Kopf befestigte.

Ich habe oben unbedachtsamer Weise die Mönche den Pharisäern verglichen, da ich sie doch, der Einsetzung ihres Standes gemäß, lieber mit den Essäern vergleichen sollen. Anstatt aber zu weisen, wie ihre Gerechtigkeit besser seye als der Juden, hätte ich solche Tugenden an denselben (den Essaern) gezeiget, welche die vermeynte Vollkommenheit gewisser Christlichen Klöster weit beschämeten. „Sie nahmen, heisset es, „beym

* Lib. 3. Consid. c. 4. Monstrum facis, si manui sub movens digitum, facis pendere de capite, superiorem manu brachio collateralem. Tale est si in Christi corpore membra aliter locas quam disposuit ipse.

„beym Eusebio, * keine Knaben oder Jünglinge „unter sich auf, weil solches Alter allzu unbeständig. „Sie wohneten in keinen Städten, weil sie wol wu„sten, der allzu grosse Umgang mit der Welt seye der „Seelen eben das, was eine ansteckende Luft dem „menschlichen Cörper ist. Sie trugen keine Dolchen. „Sie trieben keine von denjenigen Künsten, welche die „Redlichkeit des Herzens leichtlich verderben können: „Dergleichen etwa der Kaufhandel ist. Sie hielten „keine Sclaven; sondern da alle Menschen von Geburt „frey sind, that einer dem andern Handreichung, in „Betracht, daß wir allzusammen Kinder der Natur als „unsrer allgemeinen Mutter, und ob wir uns schon nicht „so nenneten, dennoch in der That unter einander „lauter Brüder seyen.

Im übrigen begehre ich ja durch dasjenige, was ich bisher angeführet, fromme, wackre und gelehrte Leute, aus Peru und Chili nicht auszuschliessen. Mir ist ganz wohl bewust, daß sich deren in allen Ständen finden. Sogar stehen ihrer etliche wegen ihrer auf der Welt geführten ungemeinen Gottesfurcht im Register derer (Römi-

* EUSEB. lib. 8. Evang. Præpar. Nemo inter eos puer, nemo adolescens propter instabilitatem ætatis sed viri omnes aut senes sunt. In Civitatibus non habitant, existimantes, ut contagionem aëris corporibus, sic conservationem vulgi animo nocere. Nemo eorum belli instrumenta factitat, sed nec eas artes exercent, quibus facile omnes in improbitatem labuntur; Nulla mercatura, nullus cauponatus, nulla eis cognoscitur navigatio: Non servus apud eos, sed quum universi sint liberi, alteri alteris serviunt; Omnes enim, ajunt, quasi mater eadem, natura, genuit, quare quamvis non vocemur, sumus tamen reipsa fratres.

(Römischen) Heiligen. Zu dem Gebiete von Lima ist gebohren St. ROSA de St. Maria, von dem Dritten Orden St. Dominici. Sein Bischof Torribio, ein Europäer, ist daselbst zum Heiligen geworden, und man verehret allda den Franciscum Solanum aus Paraguay bürtig. Doch bin ich bey allem diesem nicht einerley Meynung mit dem Lebens-Beschreiber des Torribio, welcher vorgiebt, Peru werde, allem Ansehen nach, dem Himmel mehr Heiligen, als dem Erdboden Silber-Platten liefern * Ja ich finde, meines Erachtens, insgemein hie mehr Tugendhafte unter den Weltlichen, als unter den Mönchen und übrigen Geistlichen Personen. Scheue mich auch nicht, es rund heraus zu sagen. Dann es wäre eine unrechte Blödigkeit, Leute zu verschonen, welche ihren Stand und Orden so ungestraft entehren, bloß weil sie sich mit ihrer Verlobung an GOtt durch feyerliche Gelübde zu schützen wissen wollen.

Omne animi vitium tanto conspectius in se
Crimen habet, quanto major, qui peccat, habetur.

Juven.

Soviel habe ich dagegen zu sagen als ein Reisender, welcher auf dasjenige was in einem Land, worinn ich lebe, vorgehet, genaue Achtung giebt, und eine Folgerung sowohl als eine Aergerniß an der Aufführung solcher Leute nimmt, welche bey allem ihrem äusserlichen Pracht und gezwungenen Wesen von dem rechten Christenthum wenig in ihrem Herzen hegen.

* Tiene traza el Peru de dar mas Santos al Cielo, que a dar plata à la tierra.

XI. Capitel.

Fortsetzung voriger Materie. Insonderheit derer Weltlichen Creolen in Peru.

Untersuchen wir hiernächst das Naturel und die Neigungen derer Weltlichen Creolen, so werden wir bey ihnen, wie bey andern Nationen, gutes u. böses durch einander antreffen. Man beschreibet die Einwohner von der Puna, d. i. von den Peruanischen Gebürgen als Leute, mit denen ziemlich wohl umzugehen: Es seyn unter ihnen recht redliche wackere Gemüther, grosmüthig und dienstfertig, insonderheit wo ein Ruhm dabey zu erjagen, und sie ihre Großmuth erweisen können, welches bey ihnen Punto; und denen Franzosen Point d'honneur heißt, auf die sich die meisten recht viel einbilden, als auf eine solche Sache, wodurch sie über andre Nationen erhaben, und welche von der Reinigkeit des Spanischen Geblütes und des Adels, dessen sie sich alle Weise rühmen, zeuge. Sogar die ärmste und schlechteste Europäer, sobald sie unter die Indianer, Negros, Molattos, Mestiches und anderes vermischtes Blut kommen, werden sofort zu Edelleuten. Dieser eingebildete Adel treibet sie meistens am stärksten an, etwas gutes und lobwürdiges zu thun. Ich habe in Chili Leute gefunden, welche sehr gastfrey waren, absonderlich auf dem Lande, die Fremde sehr großmüthig aufnahmen, und lange Zeit ohne einige Vergeltung bey sich behielten. Auf solche Art thun die mittelmäßige Kaufleute aus Biscaya und andere Europäische Spanier mit sehr wenig Unkosten grosse und weite Reisen.

In den grossen Städten und an der See-Cüste finden

den wir an den heutigen Creolen nicht mehr die gute Eigenschaften, als unsre erstmals dahin gekommene Franzosen bey ihnen angetroffen, von männiglich gepriesen und auch jedweden bewiesen worden. Vielleicht daß sich die natürliche Antipathie gegen unsre Nation durch den mit uns getriebenen für sie unglücklichen Kaufhandel vermehret. Aus eben dieser Antipathie sind sie auch so gar ihrem König, nur weil er ein Franzose ist, nicht allzu geneigt. Anfangs sahe man Lima in 2 Partheyen zertheilet, und die Geistlichkeit und Mönchen beteten ungescheuet für das Haus Oesterreich. Nachdem aber Philippus sich bey der Kron mainteniret, fangen sie an, dem Heiligen König, wie sie ihn nennen, mehr ergeben zu seyn. Sie sind furchtsam, und leicht zu regieren, unerachtet sie zerstreuet und von denen Obern entfernet wohnen, auch tausenderley Schlupfwinkel in Wüsten und Feldern, der Strafe zu entgehen, haben, zumalen kein Land auf der Welt ist, da die Justitz gelinder verfähret: Massen man schier niemand am Leben strafet. Doch fürchten sie sich für den Königlichen Gerichtsdienern, und können 4 Soldaten zu Pferde, die man etwa unsern Häschern vergleichen mögte, wann sie im Nahmen des Vice Roi kommen, jedermann auf 400 Meilen weit eine Angst einjagen.

Den Verstand überhaupt anlangend, haben die Creolen von Lima daran keinen Mangel, sondern sind zu allerhand Wissenschaften munter und aufgeweckt genug. Die auf den Gebürgen besitzen etwas weniger. So diese als jene aber halten sich weit höher als die Europäische Spanier, als die sie unter sich nur Cavallus oder dumme Ochsen nennen: welches wohl aus einer Antipathie, unerachtet sie unter einem Monarchē stehen,

herrühren mag. Ich meines Orts achte für eine der vornehmste Ursachen solcher Abkehr diese, daß sie die Fremde immerfort in den wichtigsten Staatsbedienungen, und den schönsten Handel treiben sehen müssen; Als in welchem letztern die Weissen einzig und allein obliegen, nach den Wissenschaften und Künsten aber, worinn sie ohnedem kein Vergnügen finden, gar nichts fragen.

Uebrigens sind sie keine grosse Liebhaber vom Kriege. Ihnen wird bey der müßigen Stille und Bequemlichkeit, bang, dadurch um ihre Ruhe zu kommen. Doch wagen sie sich zu Lande ganz willig auf weite Reisen. Ein Weg von 4 bis 500 Meilen über rauhe Gebürge, durch Wüsteneyen, und bey magerer Kost, hält sie darum nicht zurücke. Woraus abzunehmen, daß sie für dasjenige Land, so sie bewohnen, ganz recht und geschickt seyn.

In der Kaufmannschaft sind sie eben so schlau und abgericht als die Europäer. Weil sie aber gern wollüstern und müßig gehen, anbey die Hand nicht einmal anschlagen mögen, wo nicht ein sehr grosser Profit zu holen, bereichern sich die Biscayer und andere Europäische Spanier viel eher als sie. Die Handwerksleute selber, welche bloß von ihrer Arbeit leben müssen, pflegen ihrer Gemächlichkeit so wohl, daß sie sich des Nachmittags allezeit einen Schlaf, den sie la Siesta nennen, belieben lassen. Daher kömmts, daß weil sie den schönsten Theil des Tages auf dem Faulbette liegen, sie nur halb so viel, als sie könnten, fertig, mithin alle Arbeit erschröcklich theuer machen.

Man sollte fast gedenken, das Land bringe solch faullenzendes und verzärteltes Leben mit sich, weil es allzu gut ist. Dann man siehets an denen, so in Europa zur Arbeit gewöhnet gewesen, wie sie in kurzem dasiger Landen

den eben so nachläßig werden, als die Creolen oder in Indien gebohrne Spanier selbsten. Gewiß ist, daß die Leute in einem schlechten unfruchtbarn Lande viel stärker und arbeitsamer als in denen fruchtbaren Gegenden. Aus eben der Ursache hat, (nach Plutarchi Bericht de Dictis Regum) der Kayser CYRUS den Persern niemals vergönnen wollen, das rauhe, bergigte und unfruchtbare Land, so sie bewohneten, zu verlassen, und ein besseres aufzusuchen: Weil, seiner gegründeten Meynung zufolge, die Leute durch die Anmuth ihres Wohn-Ortes zum Müßiggang und andern Lastern verleitet würden. Und es ist würklich an deme, daß die Uebung des Leibes die Stärke unterhält, die allzu guten Tage aber durch das Faullenzen ihn weichlich machen, und durch die Wollust nur entkräften.

Ueberhaupt sind die Creolen eines gesetzten Wesens, und bleiben stets bey ihrer angebohrnen Ernsthaftigkeit. Räusche im Wein trinken sie nicht, essen aber begierig und unreinlich, zuweilen alle aus einer Schüssel, da jedem, wie denen Mönchen, sein Stück insgemein zugeschnitten ist. Bey einer Gastung reicht man vor allen Gästen herum verschiedene Schüsselgen mit allerhand Ragouts, die je gebens hernach ihren Bedienten und denen übrigen Umstehenden, so nicht zur Tafel gehören, damit, wie sie sagen, jedermann lustig sey. Wann die Creolen je und je auf unsern Schiffen speiseten, und ihnen nach Französischer Manier die Gerichte nach der Kunst und Ordnung in groß- und kleinen Schüsseln vorgesetzt wurden, huben sies manchmal auf, und gabens unverschämter Weise ihren Sclaven, auch wann öfters die Speise noch nicht einmal angerühret gewesen. Ob nun schon unsere Schiffs-Capitaine zu blöde waren, ihnen diese Unhöflichkeit vorzurücken, so liessen doch die

Köche, denen die also vergeblich gehabte Mühe wehe that, nicht ungetadelt. Weil sie keine Gabeln gebrauchen, müssen sie sich allemal nach der Mahlzeit unfehlbar waschen und dieses thun sie dann alle in einem Becken. Unerachtet nun alle hinein langen, und eine heßliche Lauge zusammen machen, eckelt ihnen doch nicht, auch sogar den Mund und die Lippen mit solchem besudelten Wasser zu reinigen. Sie würzen ihr Fleisch sehr stark mit Agy oder Indianischen Pfeffer, dessen oben gedacht worden, und welcher so strenge ist, daß ein Fremder fast unmöglich davon kosten kann. Noch schlimmer und widerwärtiger aber ist der Talghafte Geschmack der Fette in allen ihren Brühen. Uebrigens verstehen sie die Kunst ganz nicht, grosse Stücke Fleisch braten zu lassen, weil sie dieselbe nicht, wie wir, beständig umdrehen. Daher sie es eben an unsern ihnen vorgesetzten Braten am meisten bewunderten. Sie essen zweymal. Des Morgens um 10 Uhr, des Abends um 4, welches zu Lima für das Mittag Essen paßiret; und um Mitternacht setzt noch eine kalte Mahlzeit.

Den Tag über bedienen sie sich häuffig des Krauts PARAGUAY, so von etlichen St. Bartholomæus-Kraut genannt wird. Dann dieser Heilige Mann soll in diese Länder gekommen seyn, und dieses Gewächs, so vorhin giftig gewesen, gesund und heilsam gemacht haben. Weil mans nur getröcknet, und schier ganz gepülsert dahin bringt, kann ich keine eigentliche Beschreibung davon geben. Anstatt die blosse Tinctur davon, wie wir beym Thée, besonders zu trinken, werffen sie dis Kraut in einen mit Silber beschlagenen Becher von einem Indianischen Kürbiß, Maté genannt; Thun hernach Zucker hinein, giessen heiß Wasser darauf, und

trin-

trinkens also geschwinde ehe sichs färbet, weil es sonst so schwarz als Dinte wird. Damit einem aber die Blättlein, so oben schwimmen, nicht mit in den Mund kommen, brauchen sie ein silbernes Röhrchen, an welchem unten eine mit vielen Löcherchen versehene Flasche oder Haube ist: wordurch dann das Kraut abgehalten und der Trank durch das öberste Ende ganz dünne und rein eingesogen wird. Man trinkt im Crayß herum aus eben dem Röhrchen, und wird nur allemal von neuem siedend Wasser übergossen. Statt des Röhrchens oder Bombilla schneiden etliche das Kraut auch ab vermittelst eines silbernen Durchschlags, von ihnen Apartador genannt. Wegen des Eckels, den die Franzosen bezeuget, nach allerhand Leuten in einem Lande, da die s. v. Spanische Pocken gar häufig, aus eben demselben silbernen Röhrchen zu trinken, sind die gläserne Pfeiffen aufgekommen, und man fängt an, sich deren zu Lima bereits zu bedienen. Meinem Geschmack nach ist dieser Trank besser als Thee, und hat einen ziemlich anmuthigen Graß-Geruch. Die Leute des Landes sind dermassen daran gewohnt, daß sogar die allerärmsten sich dessen des Tages zum wenigsten einmal, beym Aufstehen, bedienen.

Der Handel des Paraguay-Krauts wird zu SANTA Fé getrieben, wohin es sowohl auf dem Fluß Plata als auch auf Karren kömmt. Es giebt zwo Gattungen. Eine heißt Hierba de PALOS, die andre, noch zärtere und bessere wird Hierba de CAMINI genannt, und aus den Ländereyen der Jesuiten hergebracht. Der gröste Verschluß geschiehet von Paz an bis Cusco, woselbst sie um die Helfte mehr gilt als die andre, die von Potosi an bis Paz verkauft wird. Alle Jahre gehen aus Paraguay nach Peru über funfzig tausend Aro-

bes.

bes, oder zwölfmalhundert und funfzig tausend Pfund beederley Gattungen, wovon zum wenigsten das Drittel Camini ist; noch 25000 Arobes von dem von Palos nach Chili nicht einmal zu rechnen. Man bezahlt für einen Pack von 5 bis 7 Arobes vier Realen Alcavala-Zoll, und die Fracht der Fuhre über mehr als 600 Meilen weit, beträgt noch einst so viel, als es beym ersten Einkauf, welcher ungefähr 2 Piasters ist, gegolten. Also daß die Arobe oder 25 Pfund zu Potosi auf 5 Piasters kommen. Die Fuhr geschiehet meistens auf Karren, welche allemal 150 Arobes aufhaben von Santa Fé an bis nach JUJUY, der letzten Stadt in Tucuman, und von dar bis Potosi, welches 100 Meilen davon liegt, gehts auf Maul-Eseln.

Ich habe anderwerts gemeldet, es sey dieses Kraut nöthig in den Erz-Ländern und Peruanischen Gebürgen, allwo die Weissen das Wein-Trinken für schädlich achten. Sie halten sich lieber an Brandtwein, und lassen den Indianern und Negros immerhin den Wein, wobey sich diese auch gar wohl befinden.

Wann die Spanier je nichts nach dem Wein fragen, so sind sie dem Frauenzimmer desto mehr ergeben. Sie weichen in verliebten Dingen keiner Nation. Diesem Affect opfern sie den grösten Theil ihres Vermögens ganz gerne, und da sie sonst in allen andern Fällen ziemlich geitzig, sind sie doch gegen die Weibs-Personen recht verschwenderisch. Damit sie nun bey ihrem wollüstigen Wesen auch die Freyheit behalten, und ihnen dasselbe nicht dadurch, daß sie an eine einzige Person auf immerdar verknüpfet, gekränket werde, heyrathen sie selten vor dem Angesichte der Kirche, sondern ehlichen alle, um mich ihrer eignen Worte zu bedienen, detras de la Yglesia, hinter der Kirche; das ist, sie leben insgesamt

samt in einem (ihrer Meynung nach) ehrbaren Concubinat, welcher bey ihnen ganz keine Aergerniß giebt. Ja es ist vielmehr eine Schande, kein AMANCEBADA zu seyn, das ist, keine Maitresse, die für ihn allein seye, zu unterhalten; doch müssen solche sich eben so getreu, als in Europa rechte Frauen gegen ihre Männer, aufführen. Es begiebt sich auch sehr oft, daß verheyrathete Männer von ihren Weibern abgehen, und sich an halbe oder gar an ganze Mohrinnen hängen; wodurch manchmalen eine Unordnung in denen Familien entstehet. Siehet man demnach in diesem Lande annoch die zwo alte Weisen des Heyrathens. Das Amancevamiento schickt sich ganz wohl auf das ehemals sogenannte, USU, und von der andern Weise merkt man noch ein Ueberbleibsel an den Ceremonien ihrer Ehlichen Verbindung. Der Bräutigam steckt der Braut XIII. Stücke Geld in die Hand, welche diese hernach dem Pfarrer wieder in die seinige fallen läßt. Eben so gaben bey der Ehe per demptionem der Bräutigam und die Braut einander ein Stück Geld: und das hiesse man Convenire in manum.

Die Priester und Mönche machen, wie schon hier oben gedacht, ganz kein Wesen daraus, u. die Leute stossen sich auch daran nicht, ausser wañ sich etwa eine Eyfersucht ereuget, weil die Geistliche ihre Buhlschaften zuweilen viel mehr aufputzen als andere; worann dann die halbe Mohrinnen öfters kennbar sind. Verschiedene Bischöfe thun jährlich auf Ostern diejenige, welche in solcher Kebs-Ehe leben, in den Bann. Allein weil es ein durchgängig Uebel ist, und die Beichtväter selber schuldig, verfahren sie in diesem Punct eben nicht allzu strenge. Daher kömts, daß da diesen Völkern sonsten für den Bann-Strahlen der Kirche gar leicht bange

wird,

wird sie sich für diesen nicht sonderlich fürchten. Die Mönche entgehen der Strafe auch. Dann weil sie freye Leute sind, hält man sie nicht für förmliche Amancebados; und es heißt auch, sie hätten die Intention nicht dabey. Trefliche Ausrede! deren Erfindung man sonder Zweifel einem verschmitzten Casuisten zu danken hat, welcher sich vielleicht auf die Justinianische Gesetze, worinn alle Handlungen zwischen unfreyen Personen für nichtig erkläret werden, oder auch auf den schönen Satz, quod Intentio qualificet actionem, steifet. Kurz; diese saubere Mode ist so eingewurzelt, so gemächlich, und durchgehends so angenommen, daß ich zweifle, ob sie jemals wieder abzuhelfen möglich. Die Spanische Gesetze scheinen sie noch darzu gut zu heissen. Dann die unechte Kinder erben fast eben so viel als die rechtmäßige, sobald sie nur von ihren Vätern dafür erkannt sind: und haftet auch auf solcher Geburt keine Schande wie bey uns, da man das Verbrechen ganz ungebührlich den Unschuldigen zur Last lege: Welches mancher vieleicht so scharf nicht treiben würde, wann er seinen eignen Ursprung ganz gewiß wüste.

Das Frauenzimmer ist zwar so gebunden nicht als die Spanierinnen in Europa, doch ists wenig im Brauch, daß sie des Tages ausgehen. Bey einbrechender Nacht aber haben sie die Freyheit ihre Visiten da, wo man sie nicht vermuthet, abzulegen, dann die Blödeste an hellen Tage sind die Keckesten des Nachts. Sodann bedecken sie das Gesicht mit dem Revos oder Mantel, daß man sie nicht kennen kann, und suchen ihre Buhlschaften, wie anderwerts freche Mannspersonen im Dunkeln auf.

Ihre Lebens-Art zu Hause ist diese, daß sie langs der

Wand

Wand hin auf Küssen sitzen, und die Beine auf einer mit Türkischen Teppichen bedeckten Erhöhung (Estrade) über einander geschrenket haben. Auf solche Art bleiben sie den ganzen Tag sitzen, ohne sich von der Stelle zu bewegen, ja nicht einmal Essens halber. Massen ihnen auf kleinen Kistgen, die sie allezeit, um ihre Arbeit hinein zu legen, neben sich stehen haben, besonders angerichtet wird. Daher bekommen sie einen schweren Gang, als ob sie nicht recht fort könten.

Die erstgemeldte Estrade allhier, ist, wie in Spanien, ein Auftritt, 6 bis 7 Zoll hoch und 5 bis 6 Schuh breit, insgemein an der ganzen einen Seite des Parade-Zimmers. Die Mannspersonen hingegen sitzen auf Lehnstühlen, und es muß eine sehr vertrauliche Freundschaft seyn, wann sie auf die Estrade dörfen. Uebrigens nimmt das Frauenzimmer zu Hause eben so frey eine Visite an als in Frankreich. Sie bemühen sich, eine Gesellschaft ganz angenehm zu empfangen, und vertreiben ihr die lange Weile mit Spielen auf der Harpfe oder Guitarre, worinn sie zugleich singen. Ersucht man sie dann um einen Tantz/ so sind sie darzu willig und machens recht artig.

Doch ist ihre Manier zu tantzen schier ganz anders als die Französische. Dann da wir viel von geschickter Bewegung der Arme und zuweilen auch des Hauptes, halten, lassen die Spanierinnen hingegen die Arme in ihren meisten Täntzen herunter hangen oder stecken sie unter einen umhabenden Nachtmantel: Also daß man nichts als die Beugung des Leibes und die Hurtigkeit der Füsse siehet. Sie haben verschiedene künstliche Täntze, wobey sie den Mantel ablegen, allein die Manieren, so sie dabey machen, sind mehr Thaten als blosse Geberden.

Die Manns Personen tanzen meistens auf eben die Weise, mit ihren langen Spanischen Degen, deren Spitze sie vorn mit der Hand anfassen, damit sie ihnen im Springen und Beugen, welches manchmalen so tief ist, daß mans für einen Fußfall halten mögte, keine Hinderung bringen. Unter andern haben sie einen gewissen Tanz, SAPATEO genannt, der bey ihnen so viel als bey uns etwa eine Menuet ist, aus 3 Actel Tact bestehet, und bey welchem sie mit dem Fersen und dann wieder mit dem Vordertheil des Fusses auf den Boden stampfen, auch etliche Schritte und Coupées vorstellen, ohne daß sie doch viel aus der Stelle kommen. Ihre Musique auf der Harpfe, VIGUELA und BANDOLA, als denen im Lande fast einzigen Instrumenten, ist gleichfals nicht weit her. Es sind aber die zwey letztere eine Art von Guitarren, ausser daß die Bandola einen schärfern und stärkern Thon hat.

Die Annehmlichkeiten, welche die Spanierinen durch die Erziehung bekommen, sind um soviel liebreitzender, weil sie fast alle hüpsch von Ansehen. Sie sind insgemein ziemlich liebkosend und schmeichelhaft, haben eine schöne Gesichts-Farbe, die aber wegen starken Gebrauchs der Schminke Soliman, * welche ein präparirtes Spiesglas ist, von keiner langen Dauer. Sie haben lebhafte Augen, sind lustigen Gesprächs, lieben eine ungezwungene Galanterie, und führen sich dagen mit Verstand, manchmalen auch mit solchen Geberden und

* Welches ganz nicht übereinkömmt mit dem Bericht des Hrn. Oexmelin, in seiner Historie der Americanischen See-Räuber. Das Spießglas, schreibt er, ist auch verpachtet, wiewohl dessen in America kein grosser Abgang, weil sich das Frauenzimmer daselbst nicht schminket.

und Wesen, auf, daß mans, nach unserer Manier zu rechnen, für eine halbe Frechheit halten solte. Anstatt mit einem der etwas frey mit ihnen scherzen will, und das ihm ein ehrbares Frauenzimmer bey uns übel nähme, zu zürnen, haben sie vielmehr ihre Ergötzlichkeit daran, wañ sie auch gleich in nichts schlüpfriges zu willigen gesinnt. Massen sie dieses für das gröste Zeichen, so man ihnen von der Verliebung geben könne, halten. Also dänken sie einem für die ihnen dadurch erweisende Ehre, statt böse zu werden, als ob man von ihrer Tugend eine schlechte Meynung hegete. An diesen einfältigen und natürlichen Manieren erkennet man die Lust und das heimliche Vergnügen, das wir darüber empfinden, daß sich jemand um uns bemühet. Diese Würkung der Eigenliebe aber, welche sonst die Quelle der gemeinsamē Zuneigung, schlägt endlich in etwas unordentliches und verbotenes aus, wann der Wohlstand und das Gewissen ihren Lauf nicht hemmet. Doch, wann die Beobachtung der wesentlichen Christen-Pflichten bey einem je nichts gälte, solte deñoch die blosse menschliche Klugheit einen gescheiden Menschen abhalten, den frechen Weibs-Bildern dieses Landes in ihre Stricke zu fallen. Dañ ihr liebreizendes und verführisches Wesen rühret insgemein mehr aus Geldgeitz als einer Neigung her. Sie haben die Kunst recht ausstudieret, sich die gegen sie hegende Schwachheit zu nutz zu machen, und einen Menschen in stete und öfters recht duñe Geld-Verschwendung zu verführen. Ja es scheinet gar, sie suchen einen Ruhm darinn, viele Liebhaber um alle das ihrige zu bringen, gleichwie es einem Kriegsmann eine Ehre, mehr als einen Feind erlegt zu haben. Die sich aber von ihnen fangen lassen, haben nicht nur dieses Unglück allein zur Strafe, sondern büssen öfters auch den un-

schätzbaren Schatz der Gesundheit ein, die sie selten wieder erlangen, nicht nur, weil man in diesen gemäßigten Himmelsgegenden die Venus-Krankheiten, deren unerachtet man das höchste Alter erreichet, nicht sonderlich achtet, sondern weil sie, wegen der wenigen Aerzte, als deren nur in etwa 3 oder 4 grossen Städten anzutreffen, keine Gelegenheit darzu haben. Nur etliche Weiber verrichten eine Schein-Cur mit Sarsaparilla, Pappeln-Trank und andern Kräutern des Landes; insonderheit aber mit Fontanellen, welche man für ein vollkommenes Mittel dawider hält, auch Männer und Weiber sich setzen lassen: und womit das Frauenzimmer so wenig geheim ist, daß bey ernsthaften Visiten sie sich gleich um den Zustand ihrer Fuentes befragen, auch dieselbe einander verbinden. Daß man also auf sie mit Recht die Worte der Schrift ziehen mag: **Euer Reichthum ist verfaulet ---: Euer Gold und Silber ist verrostet, und ihr Rost --- wird euer Fleisch fressen wie ein Feuer.** Jacobi V. 2. 3. Dann sie ruiniren sich über Geilheit, und merken selber, daß, es mag hernach GOtt sie wegen dieser höchst strafbaren Vergeudung heimsuchen, oder sie, andrer Gedanken nach, ihren den Indianern abgenommenen Reichthum mit Unrecht besitzen, ihr Vermögen fast niemals auf den dritten Erben kömmt. Was der Vater mit Mühe, und zwar manchmalen mit grosser Ungerechtigkeit in Verwaltung der Statthalterschaften zusammen gescharret, daß verthun hernach die Söhne: Also daß der Mächtigsten ihre Enkel öfters zu allerärmsten Bettlern werden, und man wohl die Worte Salomonis an ihnen wahr findet: **Der Reiche kommt um mit grossem Jammer, und so er einen Sohn gezeu-**

zeuget hat, dem bleibet nichts in der Hand. Ja sie sind dieser Wahrheit so feste überzeuget, daß sie in Spanien gar zu einem Sprüchwort gediehen, da es heißt: *No se logra mas que hazienda de las Yndias.*

Hieran ist, wie gedacht, das Frauenvolk die Hauptursache. Ihr Stolz und Wollüstigkeit macht sie an Schmuck und delicater Tafel unersättlich. Unerachtet ihre Kleidung an sich nur schlechtweg, und wenig gekünsteltes an sich hat, noch auch vielen veränderlichen Moden unterworfen, solle doch bey ihnen, es koste was es wolle, alles auch an den verborgensten Stellen des Leibes kostbar und prächtig seyn. So gar sind ihre Hemder und das leinerne Wams drüber, Fustan genannt, überall voll Spitzen: Ja sie setzen aus verschwenderischen Einfällen dieselbe an die Bettschemel und Leilache. Der Rock, den sie Fladellin nennen, und gewöhnlich tragen, ist vorn offen, und mit 3 Reihen Spitzen bebrämet, davon die mittlere Gold oder Silber, ungemein breit, auf seydene Borten, die an die Ende hinaus gehen, aufgenähet. Zu Zeiten Königs Henrici IV. trugen die Weiber in Frankreich eben dergleichen offene und vorn übergeschlagene Röcke. Ihr Wams oder Camisol, Chuppon von ihnen genannt, bestehet aus kostbarem goldnen, oder, in der Hitze, zartem leinenen Zeug, mit einer sehr grossen Menge unordentlich durcheinander stehender Spitzen ausgenehet. Die Ermel daran sind groß, und der Sack hängt bis aufs Knie hinunter recht wie an den Minimen-Brüdern. Bisweilen sind sie offen wie lange Engageanten, fast wie die so man unter obgemeldtem König in Frankreich trug. Allein in Chili fangen sie an den Sack wegzuthun und schneidens auf in gleichere Ermel. Wann

sie je ein kleines Schürzchen oder Delantar vorbinden, so sinds ein paar Streiffen Gold oder Silber-Stoff mit Spitzen besetzt. In den kalten Ländern sind sie allezeit in einen Rebos eingehüllet, welcher nichts anders als ein Stück Bayete oder dicken Flanel, ohne einzige Façon, ein drittel länger als breit, davon die Ecken ihnen hinten hinab bis auf die Fersen reichen: der Vornehmen ihre hingegen bestehen aus kostbarem Zeuge, mit 4 oder 5 Reihen breiter und überaus feiner Spitzen ganz überdeckt. Uebrigens ist ihr Ceremonien-Habit eben so als derer Spanierinnen in Europa, nemlich ein schwarz Taftenes Regen-Tuch, so von der Fußsohlen an bis über den Kopf gehet. Desto ehrbarer zu gehen, bedienen sie sich an statt des Rebos, der MANTILLA. Dies ist eine Art eines Mantels, unten rund, dunkelfarbig, und mit schwarzem Taffet eingefaßt. Ihr Parade Kleid ist dieses, daß sie einen schwarz-taftenen Mantel umhaben, samt einem SAYA oder engen Rock von Muscus-Farbe, mit kleinen Blümchen, unter welchem noch ein andrer enger buntfärbiger Rock, POLLERA genannt. In solchem Aufputz spatzieren sie mit ernsthaftem Tritt nach der Kirchen, und verhüllen das Gesicht sogar, daß man öfters kaum das eine Auge sehen kann. Bey diesem äusserlichen Wesen sollte man sie für rechte Vestalen halten, unerachtet man sich insgemein sehr betrüge. Im übrigen haben sie auf dem Haupt keine Zierrath: sondern das Haar hängt in Zöpfen herunter. Bisweilen machen sie eine Tour um den Kopf herum von Gold oder silbernen Spitzen. Dies heißt man in Peru, VALACA, in Chili, HAQUE, und wann das Band breit, mit Spitzen gezieret, und zweymal um die Stirne herum gehet, VINCHA. Der Busem und Schultern liegen um die Helfte bloß, [illegible]

ha

haben dann etwa ein grosses Schnupftuch um, so hinten bis auf die Waden hinab reichet, in Peru statt eines Mäntelgens dient, und CERGORILLO genannt wird. Sonsten sündigen sie eben nicht wider den Wohlstand, wann sie den Busem entblössen: Dann die Spanier sehens ganz gleichgültig an. Hingegen sind sie aus einer lächerlichen Fantasterey sehr grosse Liebhaber von kleinen Füssen, als die sie treflich hoch halten. Eben deswegen verdeckt sie das Frauenzimmer gar sorgfältig, und ist eine Gunst sie sehen zu lassen: welches sie aber mit gar artiger Manier zu thun wissen.

Ich gedenke hier nichts von dem ausserordentlichen Schmuck an Edelgesteinen und Perlen. Es gehöret viel zu den Ohr-Gehängen, Arm-Bändern, Hals-Ketten und Ringen, daß sie recht nach der Mode seyn, welche doch fast eben so ist, als sie vor Alters in Frankreich gewesen.

Das Manns-Volk betreffend, gehen sie heutigs Tags auf Französisch: doch öfters in Seyden, mit einer seltsamen Vermischung allerhand hoher Farben. Sie wollen aus angebohrnem Hochmuth nicht gestehen, daß sie diese Mode von uns entlehnet haben, da sie doch bey ihnen erst seit des jetzigen Königs Zeiten aufgekommen. Darum nennen sie es lieber einen Kriegs-Habit.

Die Gerichts-Herren tragen die Golilla und den Degen, wie in Spanien: Ausser den Oidors und Präsidenten.

Ein Reise-Kleid in Peru ist ein Rock, welcher unter den Ermeln auf beeden Seiten aufgeschnitten, mit zween unten und oben offenen aber mit Knopflöchern versehenen Ermeln. Sie nennens Capotillo de dos Faldas.

Die Wohnungen der Peruanischen Spanier kommen gewiß mit ihrem Kleider-Pracht nicht überein. Ausserhalb Lima, worinn noch feine Häuser stehen, ist nichts armseligers als ihre Hütten. Sie sind platt vom Boden etwa 14 bis 15 Schuh hoch aufgeführet. Die Austheilung der vornehmsten Gebäude ist diese, daß sie vornen beym Eingang einen Hof haben, worinn langs dem Bau hin hölzerne Schwibbögen angefüget. Solcher Bau ist allezeit in Chili einfach, weil man den Giebel allzu groß machen müste: Auf der Küste von Peru aber macht mans so vielfach als man will. Dann wann man je keine Helle durch die Wand bekommen kann, so kriegt man Licht genug durch den Boden, weil kein Regen zu befürchten, mithin sich immerhin sicher eine Oefnung hinein machen läst. Das erste Stück eines solchen Haupt Baues nun ist ein grosser Saal, etwa 12 Schuh breit, und 30 bis 40 lang: woraus man hernach in 2 oder 3 Zimmer nach einander hinein kömt. Das vörderste Zimmer ist die Prunk-Stube, mit der Estrade und dem in einer Ecke stehenden Bette, in Gestalt einer Alcove, so inwendig geraum, und deren vornehmste Gemächlichkeit eine heimliche Thüre ist, Personen ein- oder auszulassen, ohne daß mans, auch wann man plötzlich hinein träte, gewahr wird. Dieser Betten hats in den Häusern wenig, weil das Gesinde auf der platten Erde auf Schaaf-Fellen liegt.

Die Höhe und Weite der Theilen des Gebäudes gebe ihnen dennoch ein vornehmes Ansehen, wann sie dieselbe nur ordentlich durchzubrechen wüsten. Allein sie machen so wenig Fenster darein, daß es immerzu dunkel und melancholisch aussiehet. Weil sie auch keine Gläser haben, setzen sie gedrehte hölzerne Gitter vor, und verringern also die Helle noch mehr. Von dem

Haus-

Haus-Geräthe bekömmt die schlechte Austheilung der Gebäude auch kein grösser Ansehen. Nur die Estrade ist mit Teppichen und Sammtenen Polstern belegt, damit das Frauenzimmer darauf sitzen kann. Die Sühle für das Manns-Volk sind mit gedrucktem Leder überzogen. Statt der Wand-Tapeten hangen ein Haufen elende Gemähldee umher, welche die Indianer zu Cusco verfertigen. Endlich so siehet man öfters weder Getäfel noch Fliesen: daher die Häuser sehr feucht werden, absonderlich in Chili, woselbst es im Winter viel regnet.

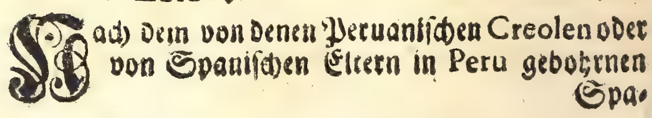
Die gewöhnliche Bau-Materialien Bürgerlicher Häuser sind die ADOVES oder grosse Backsteine, ungefähr 2 Schuh lang, 1 breit und 4 Zoll hoch, in Chili, aber weit kleiner und dünner in Peru, weils, wie oft gedacht, im letztern Lande nie regnet: Oder es sind auch Mauren aus leimichter zwischen zwey Brettern gestampfter Erde, die man TAPIAS nennet. Diese Manier zu bauen war, wie aus VITRUVIO erhellet, bey den Römern im Brauch. Sie kostet wenig, weil das Erdreich überall zu solchen Backsteinen tauglich, und dennoch dauret sie ganze Jahrhunderte hindurch, wie an dem Ueberbleibsel der grossen Gebäuden u. Vestungen zu sehen, so die Indianer gebauet und schon zum wenigsten über 200 Jahre stehen. Im Regen zwar halten sie nicht so wohl: Daher man sie des Winters auf der Mitternächtlichen Seite mit dicken Stroh-Decken oder Brettern verschlagen muß. Auf solche Weise erhält man sie in Chili im Stande. Die öffentliche Gebäude werden fast allezeit mit rechten Back- und gehauenen Quader Steinen aufgemauert. Zu Conception hat man von den weichen grünlichten, von der Art derer sogenannten Molassos, Zu Santjago werden 1 halbe Meile

Nordwestlich von der Stadt gute harte Steine gegraben. Zu Coquimbo giebts weisse und leichte, wie die Tuf-Steine. Zu Callao und Lima brauchen sie harte Steine, so 12 Meilen weit über Land kommen. Sie stecken voll Salpeter daher sie, unerachtet ihrer übrigen besondern Härte, anbrüchig und zerfressen werden. Der Molo oder Damm des Havens ist Anno 1694 davon angelegt worden. In den Gebürgen findet man Gips-Stein-Brüche, woraus man Gips mahlet. Doch brauchen sie dieselbe nur zu Verfertigung der Seiffe und Verstopfung irrdener Krüge. Kalg wird aus Meer-Muscheln gebrannt, daher man ihn nur die Mauren zu überweissen brauchen kann.

Was übrigens ihre Baukunst selber anbetrift, muß man gestehen, daß die Kirchen zu Lima fein aufgeführet, aber nur in Ansehung des Schiffes oder mittlern Haupt-Baues, welcher wol proportionirt, mit Pfeilern, so gewöhnlichermassen mit voll anwachsendem Gesimse, aber ohne gehauene Knäuffe, bekleidet: Auf denen ferner hübsche Kränze, worüber schöne runde Gewölbe von einem halben Cirkel Bogen, mit kleinen Dachfenstern. An denen Auszierungen des Altars aber ist alles durch einander plump und schlecht eingetheilet, daß einen nur die grossen Unkosten, welche auf alle den vergüldten Mischmasch gegangen, dauren müssen.

XII. Capitel.

Von denen Peruanischen INDIANERN.



Nach dem von denen Peruanischen Creolen oder von Spanischen Eltern in Peru gebohrnen Spa-

Spaniern erstattetem Bericht, muß ich nun von den rechten natürlichen Einwohnern, die man sonst mit dem besondern Nahmen der Indianer belegt, und deren Sitten von den Chilensern, wovon oben Meldung geschehen, sehr unterschieden, auch etwas reden. Was sie mit ihnen gemein haben, ist dieses, daß sie eben so gerne saufen und huren, auch nach Geld und Gut eben so wenig fragen. Hingegen sind sie in der Tapferkeit und Kühnheit von jenen ganz unterschieden. Sie sind zaghaft, und haben kein Herz: im übrigen sind sie boßhaft, falsch und seltsame Köpfe. Zu den Künsten haben sie einen feinen Verstand, und thun dasjenige, was ihnen zu Gesichte kömmt, geschicklich nach; in eignen Erfindungen aber sind sie ziemlich stumpf.

Die Christliche Religion, welche sie annehmen müssen, hat in den Herzen der meisten unter ihnen noch keine Wurzel geschlagen. Sie behalten noch allezeit eine starke Neigung zu ihrer alten Abgötterey. Man erfährt öfters, daß hier und dar einer ist, so die Gottheit seiner Vor-Eltern, ich meine die Sonne, anbetet. Dem ungeacht sind sie von Natur gelernig, und würden sich schon einen guten Eindruck wegen des Christlichen Glaubens und Wandels beybringen lassen, wann ihnen nur gute Exempel vor Augen kämen. Allein da sie nur schlecht unterrichtet, und dabey gewahr werden, daß ihre Lehrmeister mit ihrem Thun dasjenige, was sie mit dem Munde sagen, selbst verläugnen, wissen die arme Leute manchmal nicht, was sie davon gläuben sollen. Wie es dann würklich so ist, daß wann man ihnen die Kebsweiber verbeut, u. sie doch sehen, daß der Pfarrer selber ein paar vor sich hält, sie diesen ganz natürlichen Schluß machen müssen, entweder daß er selbst nicht

glaube, was er sagt, oder daß es mit Uebertretung der Gebote Gottes gar nicht viel zu bedeuten habe.

Ueberdis so ist der Pfarrer, in Ansehung ihrer, nicht ein Geistlicher Hirte der für seine Schäflein sorge, und ihnen dis mühsame Leben erleidentlicher zu machen bemühet sey: Sondern er ist vielmehr ein Tyrann, welcher, nebst denen Spanischen Gouverneurs, ihnen das Blut aussauget, und alles, was er nur kan, abnimmt, sie ohne Lohn zu seinem Nutzen arbeiten läst, ja, beym geringsten Versehen, halb zu tode prügelt. Gewisse Tage in der Woche müssen die Indianer, aus Königlicher Verordnung, bey der Kinderlehre erscheinen. Stellt sich nun einer etwa ein wenig langsam ein, so bestehet die brüderliche Bestrafung des Pfarrers in einer Tracht Schläge, welche er ihnen, ohne Scheu, sogar in der Kirche drinnen auf den Rücken giebt. Daher sie, den Pfarrer zu begütigen, ihm entweder Indianisch Korn für seine Maul-Esel, oder Baum- und Hülsen-Früchten, auch etwa Holz in sein Haus, verehren.

Ist ein Todter zu begraben, oder zu täufen und Nachtmahl zu halten, so haben diese saubere Priester zehnerley Mittel, ihr Gefälle desfalls zu erhöhen: Zum Exempel, besondere Kirchen-Stellen, oder sonsten gewisse Ceremonien zu vergönnen, wofür ihnen so und so viel bezahlet werden muß. Sie haben sogar die Ueberbleibsel der Abgötterey beybehalten: Massen es ihre alte Gewohnheit war, Essen und Trinken für den Todten auf das Grab zu setzen. Hat demnach ihr Aberglauben nur eine andere Gestalt bekommen, indem er zu einer, den Pfarrern einträglicher, Ceremonie geworden.

Wann die Bettel-Mönche aufs Land hinausgehen, Almosen fürs Kloster zu sammlen, machen sie es wie die Schnaphanen bey der Armee. Erstlich fassen sie dasjenige,

jenige, was ihnen anständig ist, an, und wann der Indianer, als Eigenthümer, daß erpreßte Almosen nicht mit gutem Willen fahren lassen will, verwandeln sie ihr verstelltes Bitten in Scheltworte, und dabey herbe Stösse und Schläge, damit der Indianer sich nicht weiter darwider lege.

Die Jesuiter verfahren bey ihren Mißionen viel klüger und geschickter. Sie wissen die Kunst, die Indianer zu übertölpeln, und bringen sie, mit ihren artigen Manieren dermassen unter ihre Gewalt, daß sie mit ihnen umspringen, wie sie selber wollen. Weil sie aber einen ziemlich vorsichtigen Wandel führen, tragen diese Völker ihr Joch willig, und werden viele zu Christen. Diese Mißionarien wären freylich Lobenswehrt, wann man sie nur nicht zeihete, daß sie bloß ihren eignen Nutzen suchen. Gleichwie sie bey Paz, unter den YUNGOS und MOXOS gethan. Dann an diesen Oertern bekehren sie je und je einige Indianer, bringen aber noch viel mehr Unterthanen für die Jesuiter-Gesellschaft zuwege: Also daß sie, wie sie in Paraguay gethan, keinen einzigen Spanier mehr darinn dulten. Ihre Ursachen stellen sie in denen herausgegebenen erbaulichen und curieusen Briefen, im VIII. Theil, mit folgenden Worten vor:

„Weil sichs durch eine langwürige Erfah-„ rung ergeben, daß der Umgang der Spanier„ denen Indianern höchst schädlich, entweder„ weil sie ihnen allzu hart begegnen, und sie zu„ beschwerlicher Arbeit anstrengen, oder weil„ sie ihnen durch ihren frechen und unordentli-„ chen Wandel zum Anstoß werden; Als hat„ man, (die Jesuiter) von Sr. Catholischen„ Ma-

„Majestät ein Decret erhalten, Kraft dessen
„allen Spaniern verboten wird, in diese
„Mission bey den Moxos sich zu begeben, noch
„mit denen also benannten Indianern einige
„Gemeinschaft zu pflegen. Also daß, wann
„etwa irgend ein Spanier aus Noth oder
„von ungefähr in dieses Land käme, der Pater
„Missionarius ihn zwar leutselig aufnehmen,
„und die Pflichten der Christlichen Gastfrey-
„heit gegen ihn ausüben, aber darauf wieder
„in Spanische Länder verweisen solle.

Dieser Vorwand ist scheinbar, allein das Exempel von Paraguay scheinet einen andern Endzweck zu entdecken. Dann man weiß wohl, daß sich diese Societät eines grossen Königreichs zwischen Brasilien und dem Fluß la Plata gänzlich bemächtiget, auch daselbst eine so gute Regierung angelegt, daß die Spanier niemals hineinkommen können, unerachtet die Statthalter zu Buenos aires auf Befehl des Spanischen Hofes sich dessen verschiedenemale unterfangen. Sie haben würklich, neben der guten Disciplin, Europäische Künstler zu Waffen, imgleichen allerhand zu einer Republique benöthigte Handwerker eingeführet, die dann hernach die Eingebohrne des Landes gleichfalls darinn unterrichtet. Sie erziehen die Jugend eben wie in Europa, und lassen sie, wie ich von guter Hand erfahren, Latein, Musique, Tanzen, und andre anständige Exercitia lehren. Die eigentliche Einrichtung dieses Regiments übergehe ich mit Stillschweigen, weil ich nur auf fremden Bericht davon reden kann, und von meinem Vorhaben nicht allzuweit abzugehen begehre.

Doch

Doch machen die Pfarrer an dem Elend der Peruanischen Indianer nur die Helfte aus, sondern die Corregidors oder Amtleute behandeln sie noch jetzo, wie sie des Königl. Verbots * ungeacht vor Alters gethan, aufs allerunbarmherzigste. Sie lassens vor sich arbeiten, und brauchens zu ihrem treibenden Kaufhandel, ohne ihnen etwas, auch nicht einmal Essen zu geben. Auf solche Weise beschreiben sie aus Tucuman und Chili ungeheure Triften von Maulthieren, welche zu verkaufen sie sich sogar anmassen, daß kein Mensch sich unterstehet anderwertsher einige zu erhandeln, ob sie dieselbe gleich in übermachtem Preise an die Indianer ihres Antheils verkaufen, die auf solche Art ihre eigne Mühe bezahlen müssen. Das Recht, welches ihnen der König gestattet, in ihrem Gebiete die Europäische Waaren, deren die Indianer benöthiget sind, auch allein zu verkaufen, giebt ihnen eine neue Gelegenheit an die Hand, die arme Einwohner zu plagen. Dann wann sie nicht bey baarem Gelde sind, so bekom̃en sie von ihren Freunden die Waaren zu borge, daß sie das Drittel mehr bezahlen sollen als sie werth sind, u. zwar aus diesem Grunde, weil bey ereugendem Sterbfall man die Schuld zu verlieren Gefahr läuft. Wie sichs endlich in diesem Lande fast täglich begiebt. Itzo urtheile man, wie theur sie es hinwieder denen Indianern aufdringen. Weil auch ein grosser Unterscheid der fein und groben Waaren vorhandē, muß der arme Indianer mit einem grobē Tuch oder andern dergleichen Zeug, so ihm nichts nütze, vorlieb nehmen. Dann er mag gerne oder ungerne

* Mandò e Rey . . . . que niugun Visorey, ni Oidor, ni Ministro se sirviesse de Yndios sic ne fuesse pagando los sus salarios, Herrera, ann. 1551.

ne daran kommen, so muß er geben, wie hoch mans immerhin anschlägt.

Auch die Statthalter und Amtleute sinds nicht allein, welche die Indianer bezwacken, sondern die Kaufleute und reisende Spanier nehmen ihnen frecher Weise, u. öfters ohne Entgeld, was ihnen anständig, hinweg, ohne daß der Eigenthümer das Maul aufthun dörfte, wann er keiner Schläge gewärtig seyn will. Dis ist ein sehr alter Brauch, welcher, ob er gleich verboten, * doch noch eben so im Schwange geht, also daß an vielen Oertern diese mit so vielen Plagen überhäufte Völker, nichts, auch sogar das Essen nicht, daheime behalten. Sie säen nur so viel Indianisch Korn, als sie für ihre Haushaltung brauchen, und verbergen den aufs ganze Jahr aus der Erfahrung nöthig befundenen Vorrath in etlichen unterirrdischen Gewölbern. Diesen Vorrat theilen sie in so viele Schichten ab, als Wochen im Jahre sind, und die Eltern, als die das Geheimniß allein wissen, holen alle Wochen so viel als ihnen gegenwärtig vonnöthen. Kein Zweifel waltet, diese durch die Strengigkeit der Spanischen Herrschaft zur Verzweiflung gebrachte Völker müssen nur nach dem Augenblick seufzen, da sie solche von ihrem Halse abschütteln mögen. „Bilde dir nicht ein, sagten die Scythen zum „Alexander, daß dich diejenige, welche du überwunden hast, lieben werden. Unter Herrn „und Knecht waltet niemals rechte Freundschaft.

* Y que nadie que passando por estancias y pueblos de Yndios pudiesse recibit dellos mantenimientos, sino dandoses de su volundat, ò pagando el valor de los. Herrera, Decade IV. l. 4.

„schaft. Mitten im Frieden bleibt das Recht „zum Kriege doch noch allezeit. Die Indianer setzen zu Cusco würklich je und je an, massen sie daselbst den grösten Theil der Stad ausmachen: Weil ihnen aber, ohne ausdrückliche Erlaubniß,* Gewehr zu tragen verboten, und sie sonsten auch wenig Herz haben, wissen die Spanier sie bald wieder mit Drohworten zu stillen, oder ihnen mit schönen Verheissungen eine Nase zu drehen.

So wird die Parthey der Spanier auch ziemlich verstärket durch die grosse Menge der Negros oder schwarzen Sclaven, welche sie jährlich aus Guinea und Angola über Portobello und Panama, als denen eigentlichen Contoirs der Compagnie de l'Assiento oder des Africanischen Sclaven-Handels, kommen lassen. Daß die Spanier durch die Negros verstärket werden, ist folgende Ursache. Weil ihnen nemlich nicht erlaubt, Indianer zu Sclaven zu haben, achten sie dieselbe geringer dann die Negros, als welche sie viel Geld kosten, und den grösten Theil ihres Reichthums und Prachts ausmachen. Da nun diese sich bey ihren Herrn wohl daran machen wollen, begegnen sie jenen gleichfalls gar verächtlich, und bleibet also zwischen diesen 2 Nationen ein unversöhnlicher Haß. Die Gesetze ** des Reichs haben ebenwohl dahin gesehen, zu ver-

* Mandose que ningun Yndio pudiesse traer armas, y que si algum principal las truxesse, fuesse con licentia, y esto se entendia espada y daga, por que à causa de su ordinaria embriaguez muchos se matavan y herian sin ninguna rienda en gran danno suo Herrera 1551.

** Se mando, que para delante ning un Negro ni Negra se pudiesse servir de Yndio, so pena que al Negro que se sirvies-

verhindern, daß zwischen ihnen keine Verbindung vorgehen möchte. Dann es ist ausdrücklich verboten, daß kein Schwarzer oder Schwarzin, mit Indianern oder Indianerinnen fleischliche Gemeinschaft pflegen sollen, bey Strafe, denen Mannspersonen das Zeugungsglied abzuschneiden, die Schwarzinnen aber scharf zu geisseln. Sind also die schwarze Sclaven, welche in andern Colonien Feinde der Weissen, hier ihrer Herren Beystand und Freunde. Doch dörfen sie kein Gewehr tragen, *** weil sie es, wie öfters geschehen, mißbrauchen könnten.

Der unversöhnliche Haß derer Indianer, den das unbarmherzige Verfahren den Spaniern übern Hals gezogen, verursachet, daß die verborgene Schätze und reiche Erz-Adern, die sie einander unter sich vertrauen, so ihnen als jenen unbekannt und unnütze bleiben. Dann die Indianer bedienen sich deren selber nicht, sondern behelfen sich mit ihrer Arbeit, und recht mühselig. Die Spanier glauben, sie bezaubern sie, und erzählen tausenderley Histörgen, wie erschröcklich diejenige, so einige entdecken wollen, umgekommen: Zum Ex. man habe sie plötzlich todt und zwar erwürget gefunden: Es sey lauter dicker Nebel, oder aber Donner und Blitz um sie herum gewesen rc. Allein man hat auf ihre Ebentheur wenig zu achten, weil sie eben so leichtgläubig als kleine Kinder. Uebrigens ist gewiß, daß die Indianer ver-

sirviesse de Yndia, le le cortassen los genitales, y si se sirviesse de Yndio, cien azotes para la primera vez, Herr. 1551.

*** Y que ningun Negro, ni Loro, Horro, ni Esclavo truxesse armas por los inconvenientes que de aversele consentidos se avian seguido.

verschiedene reiche Gänge wissen, aber nicht anzeigen wollen, weil ihnen grauet, sie müssen darinn arbeiten, oder auch, weil sie den Spaniern nichts gönnen. Dieses hat sich etlichemal geäussert, insonderheit aber in dem berühmten Bergwerk des SALCEDO, 1 viertel Meile von Puno, im Gebürge Hijacota, allwo man das gediegene und in Blättern da liegende Silber mit der Scheere schneiden können. Dann er erfuhrs durch eine in ihn heftig verliebte Indianerin. Doch als Salcedo von den Spaniern nachgehends aus Geitz oder Mißgunst verklagt, und auf den blossen Argwohn einer Aufruhr, weil er allzumächtig würde, zum Tode verdammet, auch vor etwa 50 Jahren, innerliche Kriege darüber angesponnen worden, wer nemlich in solchem unermäßlichen Reichthum succediren sollte, verfüllte sich, währendem Streit die Silberader dergestalt mit Wasser, daß mans seither nicht wieder ausschöpfen können, welches die Spanier für eine Göttliche Strafe ansehen. Nachdem der König von Spanien des Salcedo Unschuld erfahren, stellte er seinem Sohn dis Bergwerk mit etlichen andern Bedienungen zu.

Es ist sich nicht zu verwundern, daß die Indianer mit denen ihnen bekannten Gold- und Silberadern so geheim gehen, weil sie die Mühe haben, das Erz zu graben, und nichts davon geniessen. Sie sind aber auch allein darzu geschickt, die Negros hingegen untauglich, * weil sie alle darin crepiren, Gedachte Landseingebohrne Indianer sind stark vom Leibe und unsäglich

* In Le BLAEW Geographie, Tom. X. heißts, die Spanier brauchen in den Bergwerken Sclaven aus Africa oder Ost-Indien: da doch gar kein Ost-Indischer Sclavenhandel getrieben wird.

mehr zur Arbeit abgehärtet als die Spanier. Zu dem halten die Letztere die Arbeit des Leibes einem Weissen für schimpflich. Ein Umbre de cara blanca zu seyn, ist eine Ehre, welche die Europäer von aller Arbeit mit den Händen frey spricht. Hingegen dürfen sie sich nicht schämen, Krähmer abzugeben, und mit ihrem Bündel auf der Strasse herum zu laufen.

Man will, daß der Gebrauch der Coca, eines in den Geschichten von Peru berühmten Krauts, die Stärke der Indianer sehr vermehre. Andere versichern, sie treiben Zauberey damit. Wann zum Exempel die Erzader allzu hart ist, werfen sie eine Handvoll dieses zerkäueten Krautes darauf, so läst sich das Erzgesteine alsofort viel leichter und in weit grösserer Menge graben. Die Fischer köderns auch an ihrem Angel an, und sollen hernach noch so glücklichen Fang haben. Kurz: Sie brauchens zu mancherley, meistens bösen Dingen, daß die Spanier durchgehends glauben, es bekomme solche Kraft durch ein Bündniß der Indianer mit dem Teufel. Daher es auch im Nordlichen Theil von Peru verboten, und im Südlichen nur denen erlaubet ist, welche in Bergwerken arbeiten, und nicht darohn seyn können. Wegen vermeynter solcher Zauberey, oder vielleicht, vernünftiger zu reden, der Tugend dieses Krautes verfähret die Inquisition gegen die Uebertreter solchen Verbots mit scharfer Strafe.

Dieses Laub ist ein wenig ebener und nicht so adericht als an Birnbäumen, sonsten aber sehr gleich. Andre vergleichens mit Hag-Apfeln, (Arbutus) nur daß es viel kleiner. Die Staude, worauf es wächßt, wird nur 4 oder 5 Schuh hoch. Am meisten sammlet man dessen 30 Meilen von CICACICA in las Yunnas, auf den Gränzen derer YUNGHOS. Sein Geschmack ist

ist wie ein scharfes Beyessen, davon einem ders nicht gewohnt, die Haut auf der Zungen abgeht. Es giebt einen widerwärtigen Schaum, und macht die Indianer, so es immerzu käuen, unerträglich stinkend. Der Sage nach ists etwas nahrhaftes, und man solle sich dabey etliche Tage ohne Essen erhalten, und dennoch keine merkliche Unkräften spühren können. Die Zähne soll es befestigen und das Zahnwehe vertreiben. Andre rühmens zu Wunden. Dem sey wie ihm wolle, so brauchens die Indianer eben so als die Leute den Toback, nemlich ihn zu käuen und doch nicht hinunter zu schlucken.

In ihren Kleidungen sind sie von den Chiliensern wenig unterschieden, ausser daß die Weiber überdis ein Stück einheimischen Zeuges von frechen gescheckten Farben tragen, und es bisweilen gefaltet auf den Kopf, oder auch wie einen Priesterrock auf die Achseln legen. An der See-Cüste aber haben sie es gewöhnlich auf den Armen, wie die Domherren ihre Peltz-Kragen. Die Männer tragen statt des Poncho einen Ueberrock, wie ein Sack gemacht, davon die Ermel nur bis oberhalb den Elnbogen reichen. Eine Zeithero hat man sie nach der Mode geschnitten, dann vorhin warens blosse Löcher die Arme durchzustecken, wie aus der Gestalt derer alten INCAS, die ich nach einem von den Cuscoschen Indianern verfertigten Gemählde abgezeichnet, zu ersehen. Es war dieses das erste von XII. andern, von natürlicher Grösse, welche die zwölf Kayser vorstelleten, die sie gehabt seit Manco Capac TAGUANTIN SUYU (so hieß Peru vor Einkunft der Spanier) zu einem Königreich gemacht, ihnen Gesetze gegeben, und den Dienst der Sonne, deren Sohn er sich nannte, angerichtet. Hier muß ich anzeigen, daß

 die

die Erzehlung der Indianer sich mit deme, was GARCILLASSO schriftlich hinterlassen, nicht reime. Dann seiner und des MONTALVO Historie zufolge muste man nur VIII Incas rechnen; da es doch nach denen Gemählden ihren XII. deren und ihrer Gemahlinnen Namen ich dann, so wie ichs gesehen, hersetzen will.

***

Namen der INCAS oder Peruanischen Kayser.	Namen der Gemahlinnen.
1. Manco Capac,	Mama Oella Vaco,
2. Sinchi Roca,	Cora,
3. Llogue Yupangui,	Anavarqui,
4. Maita Capac,	Yachi.
5. Capac Yupangui,	Clava.
6. Ynca Roca,	Micay.
7. Yavarvac,	Chicia.
8. Viracocha Inca,	Runtu.
9. Pachacuti,	Anavarqui.
10. Ynca Yupangui,	Chinipa Oello,
11. Tupac Inca Yupangui,	Mama Oello.
12. Guaina Capac.	Coia Pilico Vaco.

***

Namen der Incas, wie sie von denen Historicis angeführet werden.

I. Mango Capac.
II. Inga Roca.
III. Yaguarguaque.

IV. Vi-

ganz tief bücken muß, wo man hinein will. Sie thuns aber wegen der Kälte. Weil das Holz sehr rar, brennen sie nichts als Koth von Maulthieren, Guanacos und Lamas, wann sie anders Heerden genug darzu haben. Diesen Mist zu sammlen brauchts keine Mühe, weil diese Thiere durch einen natürlichen Trieb ihn alle zusammen neben den Ort, wo sie weiden, hinwerfen. In Ermangelung dessen brennen sie das Icho. Weil dis Riet-Gras aber bald wegflattert, haben sie irrdene Oefen, BICHARRAS genannt, in welchen man mit ein paar nach und nach hinein geworfenen Hände voll viele Töpfe zugleich kochen macht: Gleich aus dem Grundriß und Durchschnitt auf dem Kupfer erhellet, so ich hier nach der Weise der Landschaft TARAMA verfertiget, allwo zu sehen, daß man sie den dritten Topf allein kochend haben wollen, sie den ersten und andern auch anfüllen müssen, damit die Flamme, indem sie die allernächste Ausgänge verstopft findet, bis unter den dritten Topf hinreichen muß.

Sie brauchen insgemein, wie ihre Vorfahren, nur irrdene Geschirre, wie an denen in den Gräbern erhellet. Mir sind verschiedene ihrer Gefässe zu Handen gekommen, die hier im Riß zu sehen. Unter andern eines beym Hrn. FALAISE CHAPPEDELAINE von St. Malo, welcher, was er nur von irrdenen und silbernen Gefässen, Indianischen Gemählden, und andern Curiositäten des Landes, worinn er sich aufgehalten, finden können, in seinem Cabinet aufweiset. Es bestehet aber dis Gefäß aus 2 Flaschen an einander, jede etwa 1 halben Schuh hoch, so unten ein gemeinschaftlichs Loch haben. Die eine ist offen, auf der andern Mundloch aber sitzt ein Thierchen wie ein Affe, so eine Hülse frisset. Darunter ist ein Loch, welches, wann man in dem Hals der andern

Flasche Wasser hinein geußt, oder das hineingegossene nur rüttelt, ein Pfeiffen von sich hören läst, weil die gepreßte Luft der Fläche des Bauchs bey der Flaschen nach- und also zu diesem Löchlein mit Gewalt heraus gehen muß. Woraus ich dann geschlossen, es könne vielleicht eines ihrer musicalischen Instrumenten seyn, weil sich wegen der Kleinigkeiten und Gestalt kein Geträncke bequem darinn aufhalten liesse. Das Thierchen mag wohl eine Art Affen seyn, so sie Carachupa nennen, mit einem glatten Schwanz und unzertheilt an einander stehenden Zähnen, welche zwo Häute über den Magen und Bauch, als einen Brust-Latz haben, worein sie ihre Jungen auf der Flucht legen. Man sieht keine auf der See-Cüste: In Missisippi aber giebts viele, und heissen wilde Ratzen.

Die Anzahl der Einwohner dieses grossen Peruanischen Kayserthums, welche die Geschicht-Schreiber auf viele Millionen setzen, hat merklich abgenommen, seit sich die Spanier dessen bemeistert. Die Arbeit in den Erz-Gruben hat das ihrige auch beygetragen, insonderheit bey Guancavelica, weil, wann sie nur eine kurze Zeit darinn gewesen, das Quecksilber sie dermassen durchdringet, daß die Meisten ganz zitternd werden, und an der Lähme gar sterben.

Die Grausamkeiten der Corregidors und derer Pfarrer haben auch viele bewogen, sich zu denen benachbarten Indianischen Nationen, so noch unbezwungen, zu verfügen, weil ihnen die Tyrannische Herrschaft derer Spanier in die Länge unerträglich fällt.

XIII. Ca-

XIII. Capitel.

Der Author begiebt sich abermals auf ein anders Schiff nach seinem Vaterland. Dessen Abreise von Callao. Untersuchung, warum die Ströhme auf dem hohen Meer einen andern Strich halten, als die an der See-Küste? Imgleichen warum der Wind jenseits der Zona torrida anders wehe als disseits? Ankunft in der Conceptions-Bay. Die Franzosen werden aus dem Lande verwiesen.

Weil meine Schuldigkeit erforderte, mich, sobald es möglich, in Frankreich einzustellen, indem die mir in dem Paßport anberaumte Zeit meistens zu Ende war, verfügte ich meine Anstalten so, daß ich mit dem ersten Retour-Schiff abgehen mögte. Dis war die Mariane von Marsilien, deren ich hievorn gedacht, unter Commando des Hrn. Pisson, aus Savoyen, der mich dann ganz gerne eingenommen, und mir auf der Reise so viele Höflichkeiten erwiesen, daß ichs an ihm und Mons. Roux, dem Kaufmann gemeldten Schiffs, nicht genug loben kann.

Ich begab mich also Montags den 9 Octobr. zu Schiffe, und wir gingen des andern Tages um den Mittag zu Seegel, um zu Conception Proviant und andere Nothwendigkeiten, weil mans hier bequemer und wohlfeiler als zu Callao haben kann, einzunehmen.

Den 14ten besagten Monats starb uns ein Boots-Knecht an einem Magengeschwühr, woran er ersticken

 muste.

muste. Nachdem wir 14 ganzer Tage geseegelt, ohne die Höhe zu nehmen, befanden wir uns um einen, ja etlicher Ausrechnung nach, zween Grade mehr Südwerts, als unsre Gissing gegangen: Und zwar unterm 17 Gr. der Süder-Breite. Woraus wir abnahmen, es müsse dis von den Ströhmen herrühren. Wie dann die drey, erst nach uns abgegangene Schiffe, fast gleigen Irrthum wahrgenommen.

Die Ursache dieser Ströhme lassen sich leicht begreifen, wann man nur weiß, daß längst der Peruanischen Cüste das Meer allezeit gegen Norden laufe. Dieser beständige Lauf auf einer Seite kann durch nichts als durch die Bewegung eines Wirbelwindes unterhalten werden. Müssen demnach die Gewässer auf dem hohen Meer nach Süden fliessen, um an deren Stelle zu komen, welche langs der Cüste gegen dem Norden laufen. Zarate, in seinem Bericht von Eroberung Peru eignet diesen Strohm nach Norden, den langs der Cüste das ganze Jahr hindurch wehenden Süd-Westlichen Winden zu. Er füget hinzu, daß das Wasser der grossen Nord-See, indem es durch die Magellanische Strasse mit Gewalt dringe, dasjenige auf der Peruanischen Cüste, vermittelst seiner Lage, nach Norden treibe. Diese letzte Meynung, welche geheget worden zu der Zeit, da man noch nicht entdecket hatte, daß eine viel grössere Durchfahrt über die Terra del Fuogo hinüber vorhanden, hätte wohl mögen einige Wahrscheinlichkeit haben, wañ man eben diesen Strohm auch auf der Südlichen Cüste von Chili vermerkte. So aber hat die Zeit, welche alles entdecket, gewiesen, daß, anstatt die Nordsee in die Südsee hinein laufen solte, vielmehr zu glauben, das Südmeer laufe hinüber in den Nordlichen Oceanum, weil am Cap Hoorn die Ströhme gewöhn-

wöhnlich nach dem Osten verschlagen. Welches verschiedene Schiffe deutlich erkannt, nicht allein durch die Gissing und nach den See-Carten, auf die man sich nicht zu verlassen hat, sondern, nach denen besten See-Journalen, durch das Gesichte des Landes selber.

Die gewöhnliche Winde aus Ost-Süd-Osten nach Süd-Osten begleiteten uns bis unter den 37 Gr. der Breite mit frischer Kühlung, und zwangen uns bey 200 Meilen weit in die hohe See hinein zu stechen, folgends liefen sie um nach Süd-Süd-Westen und West-Süd-Westen. Beym Anseegeln gegen dem Lande zu, unter gedachter Breite vermerkten wir an den Gewässern eine Veränderung, unerachtet wir noch bey 60 Meilen weit auf dem hohen Meer waren. Man beobachtet aber dieses insgemein in diesen Gewässern, wann man auch gleich noch 80 Meilen weit vom Lande ab ist.

Weil die Winde so ordentlich und beständig aus dem Ost-Süd-Osten, Süd-Osten, und dann auch zuweilen aus Süd-Westen weheten, daurete die Schiffahrt dieser Gegend dadurch, ehe man noch wuste, daß es am besten, weit hinein auf die raume See zu laufen, dadurch allezeit so lange, daß die Schiffe von Lima erst in 6 oder 7 Monaten nach Conception kamen, indem sie nicht fortrückten, als etwa bey einigen schwachen Nordlichen Winden und mittelmäßigen Lüftgen, welche in der Nacht und ein ziemlich Theil des Morgens vom Lande abwehen. Dieses beweiset, daß die Unwissenheit der Naturkündigung denen Seeleuten grössern Schaden bringt als man denken solte. Massen meines Bedünkens man durch blosses Nachsinnen hinter diese neue Wahrheit kommen können, da sie hingegen vielleicht einem blossen Zufall zuzuschreiben.

Es muß ja die Bewegung der Luft, so immerzu aus

dem

dem Osten in der Zona torrida übers Meer und nicht übers Land gehet, als woselbst diese Winde nicht gewöhnlich und beständig wehen, durch eine andre gleichfalls über die See kommende Luft ersetzet werden: folglich muß jenseits der Zonæ torridæ die Luft ganz widrig laufen. Müssen demnach gegen die Tropicos die Winde Westlich und viel Südlich wehen je näher man dem Lande kömmt, welches von der Magellanischen Strasse an bis nach Arica, unter dem 18 Gr. der Süder-Breite, meist Nord und Südlich hinliegt.

Daß die Winde langs der Zonæ torridæ auf den hohen Meeren allezeit aus dem Osten herkommen, ist unfehlbar eine Würkung der täglichen Bewegung des Erdbodens vom Abend gegen Morgen, weil diese Zona, indem sie die gröste Zirkel der Welt-Kugel begreift, weit schneller fortgerissen wird, als die andern, so denen Polis näher sind. Weil auch der Erdboden ein dichterer Cörper ist, so hat er auch eine grössere Geschwindigkeit als der um ihn herum gehende untere Luft-Kraiß. Man muß demnach einen Widerstand spüren, eben als rollete diese Luft auf einen unbeweglichen Körper, und dieser Widerstand verursachet den Wind auf dem Meer, nicht aber auf der Erde, weil die Ungleichheit der Fläche, nebst denen zwischen den Bergen eingeschlossenen Hölen, den niedrigsten Theil der Luft, die wir in uns ziehen, fortreisset.

Alle Umstände dieses Satzes werden durch die Erfahrung bestätiget. Dann gleichwie das Süd-Meer das allergröste ist, müssen die Winde darauf auch am ordentlichsten wehen. Seegelt man von der Peruanischen Cüste nach China, lassen sich die Winde allezeit aus dem Osten vermerken. In den Ost-Indischen Meeren findet mans eben so, und hat auf jeder Seite

zween

zween einander ganz entgegen stehende Winde, das ist, die Westen-Winde mehr gegen Norden, oder auch mehr gegen Süden, je nachdem sie durch die Lage der Länder zurück gestossen, oder auch durch die Jahrszeit verändert werden. Mit welchen Kleinigkeiten wir uns aber hier nicht aufhalten wollen.

Endlich ist auch offenbar, daß zwischen einander entgegen stehenden Winden durch die zusammenstossende Wirbelwinde manche Windstille und Irregularitæten verursachet werden müssen. Welches wir dann unterm 30 Grad Süder-Breite auch erfahren.

Nach einiger kleinen Seestille bekamen wir Land ins Gesichte an der Spitze LABAPIE, ganz genau und just nach meiner Gissung, indem ich mich obberührter geschriebener See-Charte bediente, ohne nach der Länge zu fragen; sondern ich achtete nur nach den Unterschied des Meridiani von Lima, und trug die ganze Cüste gegen Westen parallel auf, welche nach der Observation Don Pedro Peralta um 1 Grad 45 Minuten westlicher liegt als diejenige so in der Connoissance des Temps de Paris des Jahrs 1712 gezeichnet worden. Sr. Alexander, ein zu Lima wohnhafter Franzose, welcher es besonders, und auch nebst Peralta, vermittelst der Finsternissen derer Satellitum Jovis betrachtet hat, setzt sie noch 30 Minuten weiter gegen Westen, das ist, unterm 80 Grad 15 Minuten oder 5 Stunden 21 Minuten der Differenz gegen den Parisischen Meridianum, nach den Tabulis des Hn. CASSINI. Hingegen P. Feuillée, setzet sie, nach der Observation des Hn. Alexander Durant, nur unterm 79 Grad 9 Minuten 30 Sec.

Diejenige welche sich der in Kupfer gestochenen See-Charten von Peter Goos, van Keulen und Edmond Halley bedienet, sind 70, 80, ja indem sie den letztern gefol-

gefolget, über 110 Meilen weit in die Länder hinein geseegelt; wie dann besagte Halleysche Paß-Charten, unerachtet sie die Neueste, und nach den Astronomischen Observationen auf der Brasilischen Cüste verbessert worden, für die Südsee die allerschlechteste. Alle Französische Schiffe, so von Callao nach Conception gehen, bemerken eben diese Fehler. Muß man also schliessen, daß sie ungefehr 5 Grad weiter gegen Osten liege als Lima, und ich hatte dem zufolge dafür gehalten, ihre Longitudo werde meistens auf 75 Grad 15 Minuten, oder 5 Stunden 1 Min. der Westlichen Differenz des Paris. Meridiani, oder nach dem Teneriffischen, auf den 303 Grad 51 Minuten auslaufen.

Diese Giß, oder Muthmassung bestärket sich auch durch die an vielen Gegenden sehr bekannte Lage der Cüste, welches aber umständlich auszuführen zu unnütze und zu lange seyn dürfte. Doch habe ich sie endlich nach meiner Zurückkunft durch den P. Feuillé, welcher Conception untern 65 Grad 32 Minuten setzt, verbessert gefunden.

Des andern Tags, nachdem wir das Land gesehen, nemlich den 13 November 1713 warfen wir die Anker bey Irequin, in der Conceptions-Bay; allwo wir 3 Französische Schiffe als St. Jean Baptiste, St. Francois und St. Pierre, mit Kaufmanns-Waaren unter Maloischen Capitains, antrafen. Vierzehen Tage nach unserer Ankunft calfaterten wir zu Talcaguana auf einem Spanischen Schiffe. Montags den 25 Novemb. brachte uns St. Michael, ein Spanisches Schiff von Callao, welches Korn laden wolte, die Zeitung, daß zwischen den Europäischen Potentaten bis aufs Römische Reich, so aber in wenig Tagen auch folgen würde, Frieden geschlossen worden. Dieses wurde durch das

Schiff,

Schiff, le Berger, so etliche Tage hernach in eben den Haven einlief, bestätiget.

Den 8 December sahen wir das Fest der Empfängniß Mariæ, als der Schutz-Patronin dieser Stadt feyren. Es war ein Aufzug von 4 Compagnien Piqueniers zu Pferd und 1 Compagnie zu Fuß, bey denen wir an ihren altväterischen Gabel-Musqueten, und denen wenigen Flinten den Mangel guten Gewehrs im Lande abnehmen konten.

Bey Annehmung eines neuen Alferes oder Fähnrichs ging auch nichts besonders vor, als daß das Gefolge die Pferde tanzend aber langsam daher hüpfen ließ, und sein eignes mit allerhand färbigen Bändern bis auf den Boden geschmückt gewesen. Doch marschirten gleichwohl zu mehrerm Pracht ein paar Paucker in der Livree, aber mit blossen Füssen und hölzernen Paucken voran.

Folgenden Tags publicirte man einen Befehl des Präsidenten, alle Franzosen aus dem Königreich zu weisen, sie solten in 2 Tage zu Schiffe gehen, und sich niemand gelüsten lassen, ihnen Proviant und Herberge in der Stadt zu geben, oder auch Pferde zu leihen, bey 500 Piasters Strafe. Noch schärfer aber war dis Verbot gegen 7 Schiffe, welche zu Marsilien auf Genuesische Rechnung geladen werden, und nach dem Innhalt des Königlichen Scheins, in diesem Lande Handlung treiben solten.

Dennoch sahe man nach dieser Publication im Monat Dec. und Jan. 7 Französische Schiffe, fast alle von Malöer Schiffern, ankommen. 1) Den Martial von 50 Stücken: 2) Den Canzler: 3) Die Mariane: 4) Die Fleute, zum Canzler gehörig: 5) Die Geliebte/ welche sammt dem Schiffer und Kauffmann zu

Bue-

Boenos aires angehalten worden; davon der erste doch Gelegenheit gefunden zu entwischen, und zu Conception wieder auf sein Schiff zu kommen: 6) Den fliegenden Fisch, welches, nachdem es 8 Tage auf der Rheede gelegen, nach Valparaisso geseegelt, aber auch da nicht vor Anker gelassen worden; Also daß es seinen Cours nach Quintero zu: gleich 7) Der Assomption, deren es eben so ging, nehmen müssen.

Ohne diese aus Europa gekommene Schiffe sammelten sich noch mehrere auf der Cüste gelegene herzu. Le St. Esprit und der Prinz von Asturien kamen von Callao: die Margaretha von Pisco: die Tartane St. Barbara von Valparaisso, und aus eben dem Orte auch die Concordia, mit ihrem Silber, um es nach Frankreich zu senden. Daß also in der Conceptions-Bay 15 so groß als kleine Französische Schiffe und bey 2600 Mann zusammen gekommen.

Uneracht nun der Corregidor, als ein geschworner Feind unserer Nation, alle Mittel hervor suchte, den Franzosen Wehe zu thun, vermogte er doch den publicirten Befehl nicht auszuführen, entweder weil ihn sein Eigennutz, da er ein Stück Geldes zu erpressen hoffte, zurücke hielt, oder daß ihn diese Menge etwas schröckte, oder daß ihm die Einwohner, welche ihren Proviant gerne theuer angebracht, heimlich abriethen. Nur that er denen Matrosen und Schiffs-Officiers allen Dampf an, indem er ihren Pferden, wan sie vor der Stadt spazieren ritten, die Sehnen abhauen, sie auf das geringste Versehen ins Gefängniß werfen, und öffentlich mit den verächtlichstē Scheltworten über seine Zunge springen ließ. Dieser böse Mann, welcher eigentlich ein schlechter Krähmer gewesen, prahlete alle Augenblicke, wie er als blosser General-Lieutenant schon einen Franzosen auf-

aufhenken lassen, und sagte auf öffentlicher Strasse, er wolte seinen Kopf nicht sanft niederlegen, bis er noch einen am s. v. Gemächte aufgeknüpfet. Nun hatte er das erste unter einem schlechten Vorwand eines ihm angethanen Schimpfes an dem Vetter eines Schiffers der West-Indischen Compagnie, so im Jahr 1712 auf der Rheede gelegen, bereits ausgeübet, und das Unglück hätte ihm bald noch einen auch zu seinem noch schlimmern Vorhaben in die Hände gespielet.

Es erstach nemlich ein Schiffs-Officier auf dem St. Esprit einen Spanier über einen mit ihm gehabten Streit. Sofort ließ er ihn fesseln und verurtheilte ihn zum Tode. Da half kein Geld noch sonst etwas, da man doch in diesem Lande auch die gröste Missethäter durchschleichen läßt. Weil wir nun eben abreisen wolten, überließ ihn der Capitain Grout, entweder aus Klugheit oder vielleicht aus Furcht, da er ihn ja, um ihn in Frankreich desfalls abzustrafen, zurücke fordern können, der Rache des Corregidors. Doch haben wir nach der Hand erfahren, er seye durch verkleidete Mönche, welche die Wächter um Geld auf die Seite gebracht, noch befreyet worden.

An eben dem Tag, als den 17 Febr. sahen wir das Schiff, Cæsar von Marsilien, aus Frankreich, auf der Cüste Handels halber ankommen.

Endlich nachdem wir 3 Monate vor Anker gelegen, begaben wir uns den 19 Febr. unter Seegel nach Frankreich, in Gesellschaft des Berger des Prinzen von Asturien, und des St. Esprit, welche Schiffe wir gleichsam für unsere Admirale erkannten: des Vorhabens, mit einander in die *Bahia de todos loa Santos* einzulaufen.

XIV. Capitel.

Abreise des Hrn. Frezier aus der Conceptions-Bay. Die Schiffe kommen von einander ab. Ungeheure Eiß-Schollen. Raisonnement darüber. Fehler derer See-Charten. Die Longitudo des Cap Hoorn als der äussersten Spitze von dem Südlichen America. Entdeckung einer neuen Durchfahrt in Terra del Fuogo. Neu-erfundene Eilande.

Den 19 Febr. 1714 liefen wir selb viere zugleich aus, mit einer starken Kühlung aus Süd-Westen und Süd-Süd-Westen, und gelangten dardurch unter den 39 Gr. der Breite und 80 Meilen auf die hohe See hinaus. Hier fanden wir den Wind Westen und Nord-Westen, heitere Luft, nachmals neblicht Wetter und endlich starken Wind. Weil wir nun so gute Seegler nicht waren als unsre Gefährten, und also zu viel Seegel machten um ihnen nachzukommen, ging unsre Seegel-Stange an den Rollen entzwey.

Den 9 Martii gaben wir ihnen, unterm 57 Gr. Lat. und 74 Gr. 30 Min. Long. ein Zeichen, daß uns etwas fehlete, und sie warfen sich auf die Seite, unser einzuwarten. Wir schlugen sofort ein Mars-Seegel, statt des grossen, an, damit sie unsertwegen so wenig Zeit verlöhren als nur immer möglich. Des andern Tags war die Raa wieder zurechte, und an ihren Ort gebracht.

Ueber eben der Bemühung, ihnen geschwinde zu folgen,

gen, büsseten wir des andern Tages auch ein grosses Staag-Seegel ein.

Unsere Cameraden sahen, daß es nicht eben viel mit uns zu bedeuten hätte, hielten sich also, allem Vermuthen nach, an ihren Verspruch, uns bis Frankreich zu begleiten, nicht gebunden, da sie doch wusten, daß wir schlechtere Seegeler, als sie, seyen. Demnach wurden sie schlüßig uns zu verlassen, und dachten nicht, daß wir ihrentwegen gleichwohl über einen Monat lang gewartet hätten. Uns war würcklich bange für Seeräubern, welche auf der Brasilischen Cüste liegen solten, als auf deren die Retour Schiffe insgemein vor Anker komen. Unter andern grauete uns für einem, so mit 300 Mann besetzt, welcher auf Jamaica ausgerüstet seyn und in der Süd-See creutzen solte. Dieses alles und noch mehres, so ich nicht wiederholen will, vermochte sie nicht zurücke zu halten, sondern sie faßten den 12 Martii den Wind so scharf als sie nur konnten, und kamen also im Nebel von uns ab, also daß wir sie des Abends um 5 Uhr gar aus dem Gesicht verlohren. Wir steckten des Nachts unsre Laternen auf, aber da kam ihrer Seits nichts, und des andern Tages in der Frühe wurde uns eben so wenig auf unsre Canon-Schüsse geantwortet.

Wir schwebten damals unterm 58 Gr. 40 Min. Lat. unerachtet uns nichts zwung, so weit hinaus in die See zu laufen. Dann weil sich die Winde immerzu gerne nach dem Osten drehen, so konnten wir ja, etwa 40 Meilen weiter gegen Norden in aller Sicherheit durchfahren, mithin unsern Cours 5 oder 6 Tag kürzer machen, ohne nöthig zu haben, so weit hinab in die so rauhe Himmels-Gegenden zu seegeln, da man ohnedem viel auszustehen, und manche unvermuthliche Gefahr zu befürchten hat.

Wir entdeckten würklich des andern Tages, als den 13 Martii, während wir ihnen im Nebel nachzuseegeln beschäftiget waren, auf 3 Viertel Meilen Westlich vor uns ein Eiß-Feld/welches zum wenigsten 200 Schuh über das Wasser heraus ragete, und über 3 Anker-Touwen lang seyn mogte. Anfangs hielte mans für ein unbekanntes Eiland; als sich aber die Luft ein wenig aufgekläret, erkannte man gar deutlich, es seye ein Stück Eises, dessen bläuliche Farbe an etlichen Orten einem Rauch gleichete. Woran uns dann auch die auf beeden Seiten des Schiffes treibende Eißschollen nicht weiter zweifeln liessen.

Es war Windstille und sehr trübes Gewässer. Kaum brachte uns ein Lüftgen aus dem Süd-Westen ein paar Meilen gegen Nord-Osten, oder Ost-Nord-Ost auf dem Globo, so erblickten wir Osten zum Norden, etwa auf 5 Viertel Meilen weit, noch eine Eißbank viel höher als die vorige, welche einem Ufer oder See-Cüste 4 bis 5 Meilen lang gleich sahe, wovon wir aber das Ende im Nebel nicht wohl unterscheiden konnten. Wir erschracken über einer so unvermutheten Gefährlichkeit, und bedauerten jetzo erst billig, daß wir den schönen Wind aus dem Nord-Westen so vorbey gelassen, indem wir einer unnöthig abwegsamen Farth blosser Gesellschaft halber nachgefolget. Zu allem Glücke kühlete es stark aus dem Westen, daß wir Nordlich anlegen konnten, und so blieb uns in weniger als einer Stunde kein einziges Stück Eiß mehr im Gesichte.

Unerachtet diese Gewässer seit 14 Jahren so Winter als Sommer befahren werden, haben dennoch gar wenig Schiffe Eiß angetroffen: Also waren wirs auch nicht vermuthen. Doch hat das Schiff, die Assomtion

tion im Jahr 1708 eine grosse Eiß-Bank, wie eine See-Cüste angetroffen. Unsere voraus gegangene Cameraden selber, da sie hart beym Wind laufende Ost-Nord-Osten bekommen hatten, wusten von denen, die wir gesehen, nichts, wohl aber sagten sie, ein grosses Stück unterm 55½ Grad gefunden zu haben. Diese Begebenheit mag denjenigen zur Nachricht dienen, welche das Vorgebürg Hoorn des Winters, wie wir auf St. Joseph gethan, vorbey seegeln wollen, weil man der langen Nächte und dunkeln Täge halber sie nicht leicht vermeyden kann. Doch mag vielleicht auch wohl der Herbst die gefährlichste Zeit seyn, weil das Eiß sodann bricht, und sich durch die wenige im Sommer gehabte Wärme ablöset. Weil es aber überaus dick, kann es vor dem folgenden Sommer nicht zerschmelzen; Massen die Höhe, so über dem Wasser hervor geraget, nur das Drittel seiner eigentlichen Dicke ausmachen muß.

Die Gedanken, wie es mit diesem Eise zugehe, sind unterschiedlich. Einige meynen, wann der Schnee währendem grossen Frost dieser Himmels-Gegenden falle, so gefriehre er sogleich auf dem Wasser, und häufe sich also zu Eiß-Bergen. Andere aber wollen, es füge sich im Meer nur aus den süssen Wassern, welche aus den benachbarten Ländern hinein laufen, zusammen.

Wann diese letztere Meinung, deren man fast durchgehends beypflichtet, wahr ist, so folget daraus, daß es zwar gegen den Süder-Pol Eiß gebe: Aber es ist nicht wahr, daß dessen weiter gegen Norden als unterm 63 Gr. Lat über mehr als 200 Meilen weit, vom 55 Gr. Long. bis zum 80 gefunden werde. Dann dieser Raum ist von verschiedenen Schiffen beseegelt worden, welche wegen der Süd-West und Süd-Süd-Westen-Winde

viel nach dem Süden hinab laufen müssen, um bey denen Spitzen der Länder vorbey zu kommen. Sind demnach diese Süd-Länder, welche auf den alten Land-Charten zu stehen pflegen, ein pures Gedichte, und dahero in denen Neuern mit Recht ausgelassen.

Ob man aber gleich diese in blosser Einbildung bestandene Länder ausgestrichen, ist doch die Meer-Enge oder Strasse von Brouwer (zum Exempel von de FER in der Land-Charte von America) da sie doch eben ein solches Gedichte als die Terræ Australes, dafür hinein gesetzt worden. Massen alle gegen Osten des Staaten-Lands vorbey geseegelte Schiffe weder vom Lande noch auf dem hohen Meer kein anderes Land weiter gegen Osten gesehen, allwo doch schier alle Schiffe, so von der Süd-See zurücke kommen, durchfahren: Wie wir dann selber ohne Zweifel durch diese Gegenden gekommen seyn müssen.

Endlich so hat man auch die Fehler der bekannten Länder noch nicht gebessert, sondern sie immerhin in der Länge und Breite unrecht stehen lassen. Da siehet man das Cap Hoorn unterm 57 und 1 halb und 58 Grad der Breite, und über 120, ja bis 140 Meilen weit von der Strasse le Maire, unerachtet die Breite nicht mehr als 55 Grad 45 bis 50 Minuten, und die Distanz aufs höchste 40 bis 50 Meilen. Von der Länge (von Osten nach dem Westen) will ich nichts gedenken, weil sie nicht völlig bekannt ist. Man könnte sie aber fast nach der Longitudine von Conception einrichten, und zwar nur nach der grösten Uebereinstimmung derer mancherley Gis- oder Mutmassungen, nemlich von 310 bis 311 Grad des Merid. von Teneriffa, anstatt sie in den See-Charten nur auf 303 oder 304, mithin zum wenigsten auf 6 Grade zu wenig gesetzt ist. Eben daher kömmt

auch

auch der Irrthum wegen Lage der See-Cüste von diesem Capo an bis an das Vorgebürge des Piliers, welche SO. zum O. und NW zum W. hinliegen, nicht aber, wie mans auf den Charten siehet, SO. zum S. und NW. zum N. Bey dem Cap Hoorn erstreckt sie sich noch Westlicher, wie diejenige beobachtet, welche ein grosses Theil dieser Küste gesehen haben. Die meisten Charten zwar bezeichneten sie gar als eine unbekannte nur mit Puncten; Heutigs Tags aber, ob man gleich noch nicht alles genau davon weiß, ist man doch zum wenigsten hinter ihre vornehmste Lage gekommen.

Alle diese Betrachtungen haben mich bewogen, behörige Nachrichten zusammen zu sammlen, und eine besondre See-Charte * davon zu machen: in deren zwo neue Entdeckungen zu ersehen. Eine ist die Durchfahrt in Terra del Fuogo, worein die Tartane, St. BARBARA, unterm Capitain Marcand, den 15 May 1713 aus der Magellanischen Strasse gerathen.

Es ging nemlich diese Tartane des Morgens um 6 Uhr in der Bay Elisabeth zu Seegel, den Cours nach SW. und SW. zum S. richtende. Sie hielten den gewöhnlichen Canal oder Durchfahrt für den Fluß du Massacre, und liefen S Westlich, an eine Insul, die sie für la Dauphine ansahen, worzu ihnen der mit ihnen gehende Strohm und ein steifer Wind aus dem NOsten verhalf. Bey diesem Eiland fuhren sie vorbey, und befanden sich 1 Stunde hernach in einem grossen Canal,

* Man hat den Abriß derselben dieser Uebersetzung weder beyfügen können noch wollen, theils weil die Zeit zu kurz, theils auch aus Fig. I. dieses Tractats desfalls eine zulängliche Idée zu holen, und die Sache für uns Deutsche nicht von der grösten Wichtigkeit ist.

in welchem sie auf der Mittag-Seiten, kein ander Land als viele kleine Eilånder mit blinden Klippen erblickten. Als sie nun merkten, daß sie verirret, suchten sie eine Gelegenheit zum ankern, damit sie ihre Chalouppe aussetzen, und wo sie seyen, erkundigen lassen mögten. Sie fanden auch würklich eine kleine Bay oder Bucht, und gingen auf 14 Faden tief grauen und auch kleinen weissen Kieß-Grund zu Anker.

Des andern Tags den 26 spanneten sie um 7 Uhr die Seegel auf, und nachdem sie laviret hatten, um aus der gegen OSO. offnen Bay hinaus zu kommen, dreheten sie das Schiff nach S. S. zum W. und SSW. und befanden sich um den Mittag vor den Ländern draussen. Hier nahmen sie bey überaus schönem Wetter die Höhe, und hatten 54 Gr. 34 Min. der Breite. Dieses wurde bestätiget, als sie des folgenden Tages im Gesichte eines kleinen Eilands, das ihnen, nach dem Globo zu rechnen, gegen Osten lag, 54 Gr. 29 Min. fanden.

Dieses kleine Eiland lag gegen Mittag einer grossen Insul, deren S. Ostliche Spitze, wegen ihrer Farbe, das schwarze Vorgebürg, (Cap noir) genannt wurde. Gemeldtes kleine Eiland ist eine Klippe von Gestalt als ein überaus hoher Thurm; neben dem noch ein kleineres, fast eben so: Woraus sichs dann ergiebt, daß wann man diesen Canal oder Durchfahrt nach so besondern Kennzeichen unter seiner Latitudine suchen wollte, man seiner unmöglich verfehlen könnte. Das Schiffs-Volk erzehlte mir, es sey guter Grund, und könnten, weil er bey 2 Meilen breit, schwere Schiffe sonder Gefahr durchfahren.

Diese Meer-Enge ist vielleicht eben die Jelouchté, welche Mr. de Lisle in seine letzte Land-Charte von Chili ge-

gesetzt. Weil die Engelländische Nachrichten, die er mir gewiesen, es dem Cap Frouart gegen Süden zu verlegen schienen, mögte mans wohl für zwo unterschiedene Meer-Engen halten.

Indem ich die erdichtete Länder aus meiner Charte ausgelassen, habe ich hingegen wahrhafte untern 51 Gr. Lat. hineingesetzt, und ihnen den Namen der Neuen Eilande beygelegt, weil sie erst im Jahr 1700, meistens durch St. Maloische Schiffe entdecket worden: Und zwar habe ich sie gestellet nach denen See-Journalen zweyer Schiffe, dem Maurepas und St. Louis, welche sie ganz nahe bey gesehen, ja das letztere gedenket gar des süssen Wassers in einem See, den ich bey Port-Louis bemerket. Das Wasser war zwar etwas röthlich und ungeschmackt, sonsten aber aufs Meer gut genug. Diese 2 Schiffe haben verschiedene Oerter beseegelt, am nähesten aber Capt. DOUBLET von Havre de Grace, welcher in einer Bucht, deren er gegen die Mitte gewahr wurde, durchzufahren gedacht, aber bey Erblickung blinder Klippen, so fast übers Wasser heraus reichten, umzukehren für rathsamer fand. Diese nach einander hinliegende Klippen- oder Felsen-Eilande sind eben diejenige, so Monf. FOUQUET von St. Malo entdecket, und nach seinem Rheeder ANICAN, genannt. Aus denen dabey bemerkten Fahrten siehet man die Lage dieser Länder gegen der Strasse le Maire, aus deren Doublet abgefahren als er sie gesehen: wie auch gegen dem Staaten Land, welches die beyde andern Schiffe schon im Gesichte gehabt, ehe sie erstgemeldte neue Eilande aufgefunden.

Das Nordliche Theil dieser Länder, so in meiner Charte den Nahmen der ASSOMPTIONS-Cüste tragen, wurde den 15 Julii 1708 durch PORE von St. Ma-

so entdecket, und nach seinem Schiff also genannt. Man hielts für ein neues Land, etwa 100 Meilen Ostlich von berührten neuen Ländern ab: Ich habe aber keine Schwürigkeit gefunden, sie zu denen andern hinzu zu fügen und zwar aus zwo überzeugenden Ursachen:

Erstlich, weil die im Norden und Süden dieser Eilanden genommene Breite und die Lage der bekannten Theilen auf der Ostlichen Seite völlig auf einen Punct zusammen laufen, ohne daß ein leerer Raum darzwischen bliebe.

Zweytens, weil keine Ursachen vorhanden, diese Assomptions-Cüste in den Osten der Anicanischen Eilanden zu verlegen. Massen Monf. BOBIEN des Schiffes St. Jean, welcher mir einen Auszug seines See-Buchs communiciret, dafür hält, sie liege im Süden der Einfahrt des Flusses la Plata, welches, aufs schärfeste zu nehmen, sie gegen Osten mehr nicht als 2 oder 3 Grade, oder 25 bis 30 Meilen davon entfernen könnte. Wobey dann dieses gewiß, daß der Unterschied derer Gissungen allezeit ein Zeichen der Ungewißheit ist. Als sie auf der Fahrt von der Insul St. Catharina her diese Cüste zum erstenmal erblickten, lag sie, ihrer Meynung nach unterm 329 Grad: das andremal, als sie von dem Fluß la Plata kamen, wo sie von den contrairen Winden, nachdem sie das Cap Hoorn vorbey zu seegeln getrachtet, einlaufen müssen, lag sie, ihrer Gissung nach, unterm 322 Grad, und nach etlicher Meynung, unterm 324 Grad zufolge den See-Charten von Peter Goes, deren Fehler aber schon oben p. 38 seq. angezeiget, und auf welche also wenig zu achten. Inzwischen weil sie ihnen traueten, meynten sie sehr weit vom Lande, un̄ zwar allzu weit gegen Osten zu seyn, liefen demnach 300 Meilen zu weit gegen Westen in die Süd-See hinein: also

daß

daß sie zu Ylo ankamen, als sie bald bey Guinea zu seyn glaubten. Die dritte und wichtigste Ursache aber ist, daß, wann dis neue Land unter der Länge läge, wie sie auf der geschriebenen See-Charte stehet, wir und unsere Gefährten gewiß drüber hinseegeln müssen, und aller Vernunft nach unmöglich, daß kein einziges Schiff dasselbe nicht gesehen, indem es bey 50 Meilen, Ost-Süd-Ost und Ost-Nord-Ost lang. Waltet demnach kein Zweifel mehr, es müsse ein Stück des Norden der neuen Eilanden gewesen seyn, deren Westlichen annoch unbekannten Theil die Zeit entdecken dörfte.

Diese Insuln werden eben diejenige seyn, welche der Ritter Richard HAWKINS A. 1593 entdecket. Dann indem er im Osten der Costa Deserta unterm 50 Gr. seegelte, wurde er durch einen Sturm an ein unbekanntes Land verschlagen. Also fuhr er bey 60 Meilen langs dieser Cüste hin, und urtheilete aus dem ersehenen Feuer, daß sie bewohnt seyn müsse.

Bisher heissen sie die SEBALLische oder Sebaldische Eilande, weil man gläubte, die drey, so diesen Nahmen auf den Charten hätten, wären, aus Mangel einer völligern Kundschaft, mit Fleiß also genannt worden. Allein das Schiff, l'Incarnation, unterm Cap BRIGNON von St. Malo erkannte sie ganz nahe bey schönem Wetter, im Jahr 1711, als er aus Rio de Janeiro ausgeseegelt. Es sind würklich 3 kleine Eilande, etwa 1 halbe Meile lang und liegen, wie sie auf den See-Charten stehen, im Dreyangel. Sie fuhren nur 3 bis 4 Meilen weit darneben hin, und wurden keines Landes, obgleich bey überaus hellem Wetter, gewahr. Woraus erhellet, daß sie von den neuen Eilanden zum wenigsten 7 bis 8 Meilen abliegen.

Endlich so muß ich auch melden, daß sich in diesen Gewäs-

wässern die Nadel sehr weit gegen NOsten dreh*, massen wir, im Osten der Neuen Eilanden, so gar 27 Grade der Abweichung beobachtet.

XV. Capitel.

Eigentliche Lage der Portugiesischen Insul ASCENSION. Fehler der See-Charten. Mangel an frischem Wasser. Anlandung in Brasilien. Kennzeichen der Bahia de todos los Santos.

Nachdem wir den Eiß-Feldern glücklich entgangen, bekamen wir einen starken Wind aus SW. und SSW. bis unterm 35 Gr. Lat. und 39 Gr. Long. allwo wir einige Meer-Stille hatten, nachmals aber mit Östlichen Winden bis unter den Tropicum Capricorni fuhren. Hier wars wieder Windstille, aber dabey ein so heftiger Platz-Regen als hätten sich die Fenster des Himmels aufgethan.

Hierauf kam wieder ein kleiner Wind, und wir erblickten den 8 April die Insul ASCENSION, als ich sie just zufolge der verbesserten geschriebenen See-Charte nach meiner Gissing sehen sollte. Dann ich war aus der Conceptions Bay unterm 75 Gr. 15 Min. abgeseegelt, welche mit dem 303 Gr. 5 Min. des Merid. von Teneriffa, nicht aber dem 298 Gr. wie die Holländ. Paß-Charten besagen, übereintreffen. Mithin fand ich diese Insul unterm 32 Gr. 5 Min. oder dem 346 Gr. 15 Min. geo. Long. nemlich 3 Grade Westlicher als sie auf den Charten stehet. Diejenige, so von Conception ihren Cours nach den Charten richteten, fanden

sie

sie 150 Meilen weiter gegen Westen. Es ist aber der Fehler nicht an der Länge allein, sondern man verlegt sie auch unrecht in der Breite untern 20 Gr. 0 Min. da es doch, wie ichs vor Anker, nahe am Lande, beobachtet, 20 Gr. 25 Min. seyn solten.

Diese Insul, so den Portugiesischen Namen Acençaon, zum Unterscheid des andern unterm 6 Gr. gegen der Guineischen Cüste zu gelegenen Ascension-Eilandes, führet, ist eigentlich ein Felsen etwa anderhalb Meilen lang, und gar leicht auf der Süd- und Westlichen Seite kentlich an einem langen runden und etwas Kegelförmigen aus dem Wasser ragenden Stein, welcher fast eben so hoch als das Eiland selber. Auf der Morgenseite bildet sie gleichsam 2 Köpfe vor, worbey das Cap aufhöret. Noch kentlicher ist sie an 3 kleinen Eilanden, deren eines etwa 1 halbe Meile lang, so O. zum N. dem Compaß nach, von der grossen Ascensions-Insul abliegt. Diese 3 kleine Eilande haben einige auf den Wahn verleitet, als sey diese und die Dreyfaltigkeit-Insul einerley, weil gewisse Schiffe die letztere unter ihrer Breite gesucht, aber nicht gefunden. Ich weiß aber auch, daß andre sie auf der Rückreise aus Ost-Indien gesehen, ja gar frisch Wasser aus einem stehenden See geholet. Thut demnach Halley übel, die Dreyfaltigkeit-Insul in seiner grossen See-Charte auszulassen, und die Acençaon, welche er übrigens ganz recht unter den 20 Gr. 25 Min. ihrer Breite setzt, also zu nennen.

Uns freuete herzlich, diese Insul anzutreffen, weil wir süß Wasser zu finden, und sodann unsern Cours, ohne irgendwo einzulaufen, fortsetzen zu können hoffeten.

Demnach ankerten wir Westen zum Norden dieser hohen Klippe, etwa 4 Anker-Touwen lang vom Lande,

auf

auf 30 Klafter sand- und schiefrigten Grund. Sofort muste die Chaloupe bessern Grund suchen, und fand ihn auch auf 25 Faden, von groben schwarzen Sand, einem zerspaltenen Felsen Eiland gegen Nord-Nord-Westen, weiter gegen dem Norden hin als wir vorher lagen.

Des andern Tages fuhr die Chaloupe nach frischem Wasser aus. Sie fand auch einen starken Fall, bey deme sich eine ganze Flotte damit versehen konnte. Allein das Ufer des Meers ist mit grossen Steinen dermassen besetzet, und die See gehet so hohl, daß man ohne Gefahr keinen Fuß ans Land setzen kann. Ging also der ganze Morgen hin mit Anfüllung zweyer Fässer, darinn das Wasser doch in ein paar Tagen verstunke: daß es demnach schwerlich aus einer Quelle fliessen muß. Solchergestalt ging unser schönes Vorhaben zu Grunde, und wir musten nur darauf denken, wie wir in die Bahia de todos los Santos, als den abgeredeten Sammelplatz, einlaufen mögten. Montags den 9 April machten wir uns seegelfertig, und vermerkten bey der Insul einen Strohm gegen Nord-Westen und Nord-Nord Westen, weil uns die Windstille daselbst eine Zeitlang aufhielte.

Endlich erblickten wir den 20 darauf unterm 12 Gr. 50 Minuten Land auf der Cüste von BRASILIEN, und fanden sie also vom Assensions Eiland viel weiter entfernet als in den Paß-Charten des P. Goos, Robin, van Keulen, und Loots stehet: da einige schier die Hälfte, andere um das Drittel fehlen; Massen es von dem Eiland bis zum benachbarten Lande bey 9 Grade der Länge sind.

Aus angeregtem ist leicht zu schliessen, wie sehr sich diejenige geirret, so die Fahrt nach obigē See-Charten eingerich-

gerichtet. Dann wann sie ihre Abreise aus Conception 5 bis 6 Gr allzuweit nach dem W. genommen, und die Brasilische Cüste eben so viel Grade zuweit gegen O. liegt, haben sie sich zum wenigsten um 200 Meilen betragen, und sind folglich in die Länder hinein geseegelt. Wie dann denen Schiffen unsrer Escadre, ihrer eignen Geständniß nach, selber geschehen. Eben so versahens fast immerzu alle Schiffe, welche auf dem Rückweg aus der Süd-See, auf die Cüste von Brasilien oder an das Eiland Fernando Noronho eingelaufen.

Weil sich unsre Seefahrende so gar nicht auf die Theorie legen, schrieben sie diesen Unterscheid der Gissing und See-Charten, denen Ströhmen, welche nach dem Osten verschlagen solten, zu, und vermogte ihnen dieses, daß der Irrthum nicht nur wegen der Lage von Brasilien, sondern auch von Frankreich fast gleich eintrift, schon 14 Jahre her einer beständigen Schiffahrt die Augen nicht zu eröffnen, unerachtet sie sahen, daß sie die Brasilische Länder allzuweit gegen W., und nach Verbesserung ihres Besteckes, die Europæische Cüsten schier eben so viel, als ihre Muthmassung betragen, zuweit gegen Osten fänden. Hierinn beweisen sie ihre schlechte Curiosität, daß sie nicht einmal eines bessern berichtet zu seyn verlangen. Jedoch sie sind noch eher zu entschuldigen als ihre vornehmste Hydrographi oder Paß Chartenmacher, welche sein aus denen in schon gedachter Connoissance des Temps von den Mitgliedern der Academie der Wissenschaften in Druck gegebenen Observationen klüger werden sollen. Allein dergleichen Dinge sind ihnen viel zu hoch, als daß sie es verstünden, u. in den gewöhnlichen Calculum der insgemein gebräuchlichen Holländischen Pas-Charten zu bringen wüsten; sondern sie verachtens noch darzu als

Gril-

Grillen gelehrter aber unerfahrner Leute. Auf solche Art behauptet D. G. von St. Malo in einem geschriebenen Unterricht, die Cüste von Brasilien liege auf besagten See-Charten, ihrer Länge halber, ganz wohl, da doch die zu Olinde und Cayenne gemachte Observationes darthun, daß man sie ganze Sechs Grade zu weit nach dem Osten verleget.

Dienstags frühe sahen wir ein Fahrzeug mit 2 Masten, welches, gleich uns, Süd-Westlich zu seegeln schien. Nachdem es ein wenig in den Wind gestochen, drehete es nach uns zu, und hatte nur die unterste Seegel scharf am Wind stehen. Aus dieser seiner ungewohnten Seegelage urtheilten wir, es sey ein Freybeuter, um so viel mehr, weil es von Engelländischer Façon war. Wir spanneten also das Schlag-Netz umher, machten eine Brustwehr, und warteten seiner mit dem Gewehr in der Hand. Sobald er 1 Canon-Schuß nahe herbey, zeigten wir ihm die Französische Flaggen, er hingegen die Portugiesische, und faßte den Wind so scharf er immer konnte. Wir wusten nicht was wir davon denken solten, weil man uns nach Ankunft in der Bay sagte, es sey in langer Zeit kein Schiff ausgelaufen.

Wir seegelten dem Lande immerzu näher, und sahen viele Flecken von verschiedenem Erdreich auf der Cüste. Des Nachts dreheten wir wieder See-einwerts, und befanden uns doch des andern Tages nur 1 Meile weit von der Cüste ab, bey holer See, starken Windstössen und sehr heftigem Regen: Worüber uns bange wurde, weil sie, die Cüste, wegen der Klippen und Sandbänken gar unsicher.

Dieses schlimmen Wetters halber musten wir aufs hohe Meer hinaus, um ein besseres zum Einlaufen in die

die Bay, abzuwarten, und wieder nach Süden aufzukommen gegen die Ströme, welche uns ganz merklich nach dem Nord=Osten verschlugen; wie das Buch, le Flambeau de Mer, beobachtet, insonderheit um diese Jahrzeit, vom Merz an bis in September, während welcher Zeit auch die Winde aus Süd=Ost und Süd=Süd=Ost wehen, daß man sodann, seinem klugen Unterricht zufolge, Südlich anlegen muß.

Endlich kamen wir den 26 April näher, und zwar unterm Wind von Praya de Zumba, einem wegen unzehlicher weissen Flecken, die der zum Trocknen aufgehängten Leinwand gleichen, und sich 2 bis 3 Meilen weit ans Vorgebürg St. Antonio erstrecken, sehr kenntbaren Lande. Der Zwischen=Raum, welchen die Oefnung der Bahia zwischen diesem Vorgebürge und der Insul Taporica macht, läßt sie vom Nord=Westen her so als ob hinten hinaus nichts weiters vorhanden, die Insul oder Cüsten auf der linken Hand aber nur gar undeutlich ansehen.

Bey Annäherung ans Land, siehet man am Ende des Caps oder Vorgebürges, die Schanze St. ANTONIO, in deren Mitte ein oben spitzig=runder, folglich einem Zelte ähnlicher Thurm.

Vor diesem Cap liegt eine Bank von Klippen, so bey niedrigem Wasser 4 bis 5 Faden tief ist. Diese läuft ungefehr drey Viertel Meile nach dem Süd=Westen hinaus.

Die Insul TAPORICA, welche die Einfahrt auf der linken Seite ausmacht, ist noch gefährlicher. Vor sich hat sie eine Bank, so sich über eine Meile lang nach dem Süd=Osten erstrecket, und bey der Ebbe sehr kurze Wellen macht. Man muß also gerade gegen

Norden mitten durch den Canal seegeln, und die Hoch-fluth, so 3 und drey Viertel Stunden dauret, wohl in acht nehmen.

Weil der Mund der Bay 2 ein halb Meilen Ost- und Westlich breit ist, können einen die Canonen aus dem Fort St. Antonio und St. Maria nicht sonderlich treffen. Sind sie demnach weniger zu fürchten bey der Durch-fahrt, als vielmehr nützlich das Aussteigen in denen san-dichten Anfuhrten auf der rechten Seite zu verwehren.

Nachdem man etwas weiter hinein kommt, entdecket man auf eben dieser Seite auf der Höhe einen Theil von der Stadt, welches einen schönen Prospect giebt, indem man bis auf das am allerweitesten hervorragende Vorgebürg gegen Norden, auf welchem das Fort, Na Sa de Monsarate erbauet ist, sehen kann.

In dieser Anfuhrt unten an der Stadt, ist der Haven, wo die Portugiesische Schiffe die Anker fallen lassen. Dieser wird auf der Süd- und West-Seite durch die Sand-Bank Alberto geschlossen, auf welcher das Wasser-Casteel stehet, so man seiner Runde wegen ei-ner Pastete vergleichen könnte. Als die Holländer im Jahr 1624 die Stadt St. Salvador den Spaniern ab-nahmen, bemächtiget sich der Admiral WILLEKENS dieser Batterie, so damals mit 10 Canonen besetzt war, und als Graf Moritz A. 1638 die Stadt den Portu-giesen abermals abnehmen wollte, fieng er wiederum durch Wegnehmung des Forts Alberto an. Solches hat die Portugiesen bewogen, rings herum grosse Steine ins Meer zu versenken, damit keine Fahrzeuge, ja gar keine Chaloupen mehr an dasselbe kommen könnten.

Wann man also in diesen Haven hinein will, muß man nach N. zu, und weiter hinein beym Fort Monsa-rate wegfahren, und wann man Ost- und Westlich ans

Ende

Ende der Stadt kömmt, so ist man am Eingang des Havens und vor der Bank Alberto draussen.

Im Hineinseegeln in die Bay erblickten wir 3 Schiffe vor der gewöhnlichen Ancker-Stelle draussen, und erkannten an den Signalen, daß es unsre Cameraden. Wir grüßten im Vorbeyfahren den Wimpel des Schiffes St. Esprit, so uns mit Gegen-Schüssen dankte, und giengen dem Fort Manfarate gegen S. zum W., dem Casteel aber W. zum N. auf 12 Faden schlimmen sandicht- und felsichten Grund, vor Anker. Wir wollten uns anderswohin legen, allein der Gouverneur, so die Französische Schiffe nicht in den gewöhnlichen Haven ankern lassen, wollte auch nicht zugeben, daß man nahe ans Land käme, woselbst der Grund besser. Also verlohren wir 10 Tage darauf ein Anker und ein Cabel-Touw: Wofür wir ihm gewiß schlechten Dank wußten, eben so wenig als der Berger und Fidele, denen es eben so ergangen. Dieses letztere Schiff war auch eines von denen, welche das Gerücht von einem Frieden nach der Süd-See zu seegeln bewog, als nach einem Schatz den man verpachten wollte: Allein sie kamen zu späte, und verdurben den Handel durch die Menge und Ueberfluß der eingebrachten Waaren vollends.

Nachdem die Anker im Grunde, grüßten wir die Stadt mit 7 Stück-Schüssen, und erhielten eine gleiche Zahl wieder.

Folgends bemühten wir uns um Proviant, frisch Wasser und Holz, imgleichen eine grosse Raa, sammt einem Hinter-Mast, so unbrauchbar worden, zurechte zu machen.

Mittlerweile besichtigte ich die Stadt und Gegend, so viel sichs wegen des fast steten und mit brennheisser Wärme abwechselnden Regens thun liesse. Es hätte

mich aber nichts genützet, wann wir noch länger daselbst verweilet. Dann nachdem etliche Schwätzer unsrer Escadre es unter die Portugiesischen Officiers gebracht, daß ich ein Ingenieur wäre, stunde mirs ohnedem nicht an, mich der Gefahr einer Beschimpfung blos zu geben an einem Orte, da die noch in frischem Gedächtnis schwebende Expedition zu Rio de Janeiro unsre Nation verdächtig machte. Man hatte würklich überall doppelte Wachten ausgesetzt, ja gar neue Wacht-Häuser aufgerichtet, weil vorhin schon fünf Französische Schiffe, worunter eines 50, das andre gar 70 Canonen führte, auf der Rheede lagen.

XVI. Capitel.

Beschreibung der Haupt-Stadt von Brasilien, St. SALVADOR.

Diejenige Stadt, welche unsere Land-Charten und Reise-Beschreibungen insgemein mit dem Namen St. SALVADOR nennen, heißt in der Land-Sprache schlechtweg Cidade de Baya, die Stadt an der Bay. Sie lieget unter dem zwölften Grad und 45 Minuten Süder-Breite, auf einer Höhe, von ohngefehr hundert Französische Ruthen, welche die Ostliche Cüste der Baya de todos los Santos ausmacht. Ihr Zugang ist wegen der allzusteil und unebnen Cüste so schwehr, daß man allerhand Machinen anlegen müssen, deren man sich bedienet, wenn die Waaren aus dem Haven nach der Stadt, oder aus derselben zu Schiffe gebracht werden sollen.

Ob

Ob die Gassen daselbst gleich ziemlich wohl abgemessen und sehr breit sind, so gehen sie doch meistentheils so jählig nach der Tiefe zu, daß man mit keinen Carossen, ja nicht einmal mit unsern Sänften durch selbige kömmen könnte.

Dieser Incommoditæt ungeachtet, gehen die reichen Leute, welche in America sowohl als in Europa alles hervor suchen, womit sie sich von dem Pöbel distinguiren mögen, niemals zu Fusse, sondern lassen sich in weichen von Cattun gestrickten Betten oder Netzen über die Gassen tragen; diese Netze werden mit beyden Enden an eine grosse Stange feste gebunden, welche zwey Schwarze auf die Köpfe, oder auf die Schulter nehmen, und also das Amt der Sänften-Träger verrichten. Und damit die vornehmen Herrn in einem solchen Bette oder Netze recht verdecket seyn, und von dem Regen oder der Sonnen Hitze nicht incommodiret werden, so wird selbiges mit einem Himmel überdecket, an welchem Vorhänge herunter hangen, die man auf und zuziehen kann, wenn man will. Hierinnen liegen sie nun recht sanfte, legen den Kopf auf ein von kostbaren Zeugen gemachtes Haupt-Küssen, und befinden sich, wenn sie also getragen werden, viel commoder, als in Carossen oder Sänften. Diese hangende Betten von Cattun, nennen sie ein Serpentin, und nicht Pálanquin, wie einige Reisende vorgegeben haben.

Ob nun wohl diese grosse Ungleichheit des Bodens den Einwohnern sehr beschwerlich fällt, so ist sie hingegen zur Fortification überaus bequem, und könnte man aus diesem Platze mit geringen Unkosten eine menschlicher Weise unüberwindliche Stadt machen, indem die Natur von sich selbst denselben mit Gräben, und ohne Zuthuung menschlicher Hände aufgeführten, oder vielmehr

aufgewachsenen Aussenwerken versehen hat, dergestalt, daß man das Land einem Feinde, Schritt vor Schritt streitig machen könnte. An der Ost-Seite kann man gar nicht hinan kommen. Denn daselbst ist die Stadt fast ganz mit einem See umgeben, der an etlichen Orten funfzehen bis zwanzig Klaftern tief ist, und sich in einem Thal zwischen zweyen jäh-abhangenden Gebürgen sammlet.

Aus diesem See, welcher auf der Nord-Seite gar nahe an das Meer reichet, leitet man einen kleinen Bach, daraus sich die Schiffe mit süssem Wasser zu versorgen pflegen.

Wollte man endlich auf der Süder-Seite der Stadt nahe kommen, müßte man bey denen schon gedachten Schanzen, oder weiter hinein zwischen denen auf der Küste aufgeworfenen Batterien an das Land steigen, welches beydes sonder Zweifel sehr schwer und gefährlich seyn dürfte, so geringen Widerstand als man auch an beyden Orten finden möchte.

Als die Holländer im Jahr 1624 diese Stadt den Spaniern abnahmen, befestigten sie selbige auf der Seite nach dem Felde zu mit einem Wall, oder vielmehr mit einem grossen von der Erde aufgeworfenen Retranchement, welches den ganzen Umfang der Obern-Stadt, an der Länge ein Drittheil einer Französischen Meile bedeckete. Doch konnte dieses nicht hindern, daß die Spanier dieselbe nicht das folgende Jahr 1625 wieder einbekamen. Dieses Werk ist heutiges Tages ganz ruiniret, und hat man solches mit Fleiß eingehen lassen, sich aber dagegen bemühet, durch unterschiedene Fortins, die man in der Gegend da herum aufrichtete, die Annäherung zu verwehren.

Das erste auf der Süder-Seite ist das Fort Nove,

oder

oder San Pedro; so nur von Erden aufgeführet, doch mit einem Mauerwerke eingefasset ist, an welchem noch zu der Zeit, da wir in dieser Stadt gegenwärtig waren, gearbeitet wurde. Dieses ist ein regulaires Viereck von vier Bastionen, daran die Face zwanzig Ruthen, die Courtine eben so viel, und die Flanque vier Ruthen hat. Es ist mit Artillerie besetzet, damit man die Rheede auf der einen Seite bestreichen kann, nur daß sie gar zu tief trift, auch ist es mit einem breiten Graben umgeben, der 5 bis 6 Ruthen in der Breite ausmacht.

Das andere auf eben selbiger Seite, doch der Stadt etwas näher, ist das Fort Diego: Dieses ist gleichfalls ein Viereck von Kalk und Steinen aufgeführet, ohne Graben, mit vier Bastionen von acht Ruthen die Face, ohngefehr sechszehen die Courtine, und drey die Flanque. Es dienet zu einer Batterie mit Bomben die Rheede zu defendiren, und wird heutiges Tages vor ein Magazyn gebraucht.

Das dritte ist das grosse Pulver-Magazyn, Casa da polvora: Dieses ist ebenfalls ein Viereck, von Kalk und Steinen gebauet, und ohne Graben. Die Bastionen daran sind von 6 Ruthen an der Face, die Courtinen sind von 14, und die Flanquen von 2 Ruthen. Es enthält 8 Magazyn-Häuser, welche gewölbet, gleich wie Pyramiden gedecket, und mit so viel Kugeln oben gezieret sind. Man sagt, daß man darinnen wohl zwey bis drey tausend Pulver-Fässer verwahren kann, doch hat man deren öfters nicht einmal hundert beysammen.

Das vierte ist das Fort St. Antonio, gegen Norden, welches recht über dem Ort, wo man süß Wasser einnimmt, angeleget. Es ist gemauert und viereckicht, wie die übrigen, aber ein wenig grösser, und viel besser angegeben. Seine Bastionen halten ohngefehr sechszehen

Klaffter an die Face, vier bis fünf an Flanquen, und 25 an Courtinen, nebst einem guten Graben vor demselben. Es bestreichet dieses die Rheede auf einer Seite, doch defendirt es die eine Tiefe, durch welche man bedeckt bis an die Contrescarpe fahren, und in die Stadt kommen kan, nicht gar wohl. Einen halben Canonen-Schuß vor diesem Fort, demselben gegen Nord-Osten, siehet man das Fort de Na Sa da Victoria, so von Erde aufgeworfen, wohin ich nicht gekonnt, gleichwie eben so wenig in die weiter entlegene, als das Fort de St. Bartolomeo, welches einen kleinen Hafen defendiret, woselbst man die Schiffe ausbessern kann, noch auch in das Fort Monsarate, und diejenige, so gedachtermassen, an der Einfahrt liegen.

Alle bisher erwähnte Fortins, und die Stadt selbsten zu besetzen, unterhält der König von Portugal 6 Compagnien regulirter Truppen, in eben solchem Habit, wie in Europa, und nicht, wie zu Dampiers Zeiten, in brauner Leinwand, weil solches seit der Zeit geändert worden; sie sind wohl disciplinirет, und werden gut bezahlet, waren auch zu meiner Zeit in gutem Stande, wohl bewaffnet, und meistentheils brave Kerl von Ansehen, so daß ihnen nichts fehlte, als der Ruhm, daß sie auch gute Soldaten wären.

Die Stadt der Bay ist, wie gedacht, die vornehmste, und die Haupt-Stadt in Brasilien, und der gewöhnliche Sitz eines Vice-Roy, wiewohl der Gouverneur, dessen Gouvernement gemeiniglich nur 3 Jahr währet, nicht allezeit diesen Titul führet, wie denn derjenige, so zu unsrer Zeit diese Stelle vertrat, den Namen eines Vice-Roy nicht angenommen hatte. Die Einwohner dieser Stadt, sind von einem ziemlich guten Exterieur, was die Höflichkeit, Kleidung und Artigkeit des Leibes betrifft,

trifft, dergestalt, daß sie den Franzosen hierinnen sehr nahe kommen. Doch ist dieses von den Männern hauptsächlich zu verstehen; denn was das Frauenzimmer betrifft, so bekommt man so wenige zu sehen, daß von ihnen nicht viel zu erzählen ist, und man es einem Reisenden nicht vor übel halten darf, der in diesem Punct gar eine unvollkommene Nachricht giebet. Die Portugiesen sind so eyfersüchtig, daß sie ihrem Frauenzimmer kaum zulassen, die Sonn- und Fest-Tage die Messe zu besuchen. Aller solcher Vorsicht aber ungeachtet, sind sie fast durchgehends Coquetten, und lassen nicht nach, bis sie Mittel erfinden, die argwöhnischen Väter und Männer zu betriegen, wiewohl sie sich vor der Grausamkeit der letztern sonderlich zu fürchten haben, als welche, sobald sie hinter die Streiche der Weiber kommen, alsobald dieselben um das Leben bringen, ohne daß ein Hahn darüber krähet. Es sind auch dergleichen Exempel so gewöhnlich, daß man zu meiner Zeit mehr als dreyßig Weiber zählete, welche nur seit einem Jahre her von ihren Männern umgebracht worden waren. Die Väter führen sich gegen ihre Töchter noch etwas leutseliger auf, und wenn sie ihre Schande durch eine Heyrath nicht zudecken können, jagen sie selbige von sich, daß sie hernach öffentliche Huren zu werden Freyheit haben, welches ein ziemlich verkehrtes Mittel ist, die andern durch solche Exempel zur Keuschheit zu gewöhnen.

Es mag nun das Clima hieran einigermassen Schuld seyn, oder daß sonst die Begierden, so wir ordentlicher Weise nach denjenigen Sachen empfinden, deren man uns mit Gewalt berauben will, solche Kraft haben,* so

* Quod licet, ingratum est, quod non licet, acrius urgit. Ovid.

ist es doch gewiß, daß man keine grosse Mühe brauche, bey ihnen in die allergenaueste Bekanntschaft zu kommen. Die Mütter selbst sind ihren Töchtern behülflich, * daß sie ihnen einen Rendezvous verschaffen, da der Vater nichts davon erfähret, sie mögen nun solches aus Commiseration thun, oder aus einem Principio des natürlichen Gesetzes, welches uns gebeut, andern Leuten dasjenige zu thun, was wir wünschen, daß andere uns thun möchten. Wo auch die Mütter solches nicht thäten, so sollten die armen Töchtergen Noth genug haben, weil ein solcher Mangel an weissen Leuten von beyderley Geschlecht daselbst ist, daß man unter zwanzig Leuten, die man allhier siehet, allemal neunzehen Schwarze findet, welche alle ganz nackend gehen, bis auf diejenigen Theile des Leibes, welche die Schaam verdecket haben will, so daß es in dieser Stadt aussiehet, als ob es ein neues Guinea wäre. Die Gassen sind würklich immer von den allerheßlichsten Bildern der schwarzen Sclaven und Sclavinnen angefüllet, welche man vielmehr aus Commoditæt und Geitz, als aus Noth von den Africanischen Cüsten dahin holen lässet, daß die Reichen ihren Staat damit führen, und die Armen, wenn sie selbige vor sich arbeiten lassen, dabey faullenzen können, daß man also allemal vor einen Weissen mehr als zwanzig Schwarze findet, welches manchem wunderlich vorkommen wird. Man findet daselbst ganze Buden, oder Ställe, wie man es nennen möchte, darinnen diese unglückseligen Sclaven nach der Reihe ganz nackend hingestellet werden, welche man wie das Vieh kauft und verkauft, auch durch den Kauf über

* Matres omnes Filiis in peccato adjutrices, auxilio in paterna injuria solent esse. Terent. Heauton. Act. v. sc. 8.

über sie eben so viel Gewalt, als über ein Vieh bekommt, also, daß man selbige bey dem geringsten Verdruß, so sie einem verursachen, ohne Bedenken und ohne Gefahr umbringen, oder zum wenigsten so grausam mit ihnen umgehen kann, als man selber will. Ich weiß nicht, wie sich diese Barbarey mit den Grund-Regeln der Religion wird vereinigen lassen, welche alle Menschen, und die Schwarzen sowohl als die Weissen, zu Gliedern einer eintzigen Kirche, sobald sie sich tauffen lassen, und sie alle zusammen zu Kindern GOttes, und unter einander zu Brüdern macht. Es scheinet, daß man in diesen Americanischen Ländern solches in Zweifel ziehe; denn die armen Sclaven werden durch ihre geistlichen Brüder allzu übel tractiret, und diese wollen von solcher Verwandschaft nichts wissen.

Diese Vergleichung ist sonderlich deswegen an diesem Orte zu beobachten, weil die Portugiesen in der Religion vor allen andern Nationen auf das Exterieur sehen, und darinnen noch die Spanier übertreffen. Der größte Theil, wenn sie über die Gassen gehen, haben den Rosen-Cranz in der Hand, und ein S. Antonius-Bild über der Brust, oder am Halse hangen. Man kann also sich einbilden, wie schön es zusammen stehet, wenn sie bey dieser Ausstaffirung noch an ihrer linken Seite ein erschrecklich langes Schwerdt, nach Spanischer Mode, und an der rechten vollends einen Dolch tragen, der fast so groß ist, als ein kleiner Französischer Degen: damit sie bey Gelegenheit beyde Fäuste zu Ermordung ihrer Feinde gebrauchen können. Es ist auch auf gedachte äusserliche Zeichen der Andacht unter ihnen wenig zu bauen, nicht allein, was die wahrhafte Frömmigkeit, sondern auch was die Catholische Religion selbst betrifft: denn sie müssen öfters dienen, eine Menge heimlicher

Juden, so sich unter den andern aufhalten, vor den Augen der Welt zu verbergen. Hievon hat man in dieser Stadt ein seltsames Exempel gehabt, indem ein Pfarrer, nachdem er bereits viele Jahre im Ministerio gewesen, und äusserlich einen ganz erbaulichen Wandel geführet, mit denen ihm anvertrauten Kirchen-Gefässen durchgegangen, sich nach Holland begeben, und daselbst unter den Juden gelebet hat. Deswegen man auch der Zeit angeordnet, daß derjenige, der eine geistliche Person abgeben will, allemal beweisen muß, daß er ein Christian Viejo, das ist, daß er aus einer alten Christlichen Familie entsprossen sey.

Die Obere Stadt ist mit vielen Kirchen gezieret, darunter die merkwürdigste die Haupt- oder Cathedral-Kirche Sé genannt ist, welche, weil sie Christo unter dem Namen S. Salvatoris gewidmet ist, gemacht ist, daß die ganze Stadt nach ihr genennet worden. Vor derselben ist ein kleiner Platz, in Form eines Altans erhöhet, von welchem man die ganze Bay nebst vielen Insuln sehen kann, welche eine überaus anmuthige Gegend präsentiren. Diesem Platz zur Seiten ist das Hospital, unter dem Namen de Na Sa de Misericordia. Von der Cathedral-Kirche dependiren die drey Kirch-Spiele, S. Antonio, S. Petro, und wo mir recht, S. Barbara. Dieser Kirche Sé gegen Norden liegt das Jesuiten-Kloster, an welchem die Kirche von purem Marmor aufgebauet ist, der alle aus Europa dahin gebracht worden. Die Sacristey in derselben ist ungemein schöne, sowohl wegen der zierlichen Arbeit an den Thresoren, welche aus eitel raren Arten von Holz, Elfenbein, und andern seltenen Sachen bestehen, als wegen einer Reihe kleiner Schildereyen, damit sie ausgezieret sind. Doch muß man nicht mit Froger von denen

mit Gemählden im Gewölbe selbsten viel Wesens machen, als welche wenig sonderliches haben, und nicht einmal die Attention eines guten Kenners von dergleichen Sachen verdienen. In den andern Kirchen und Klöstern ist gar nichts merkwürdiges anzutreffen. Unter den geistlichen Patribus giebt es in dieser Stadt Benedictiner, Franciscaner, Carmeliter, Dominicaner, Barfüsser, Augustiner, oder Minoriten, und ein Capuciner Kloster, welches vor diesem mit eitel Franzosen besetzt gewesen, die man aber in den letzten Kriegen daraus verjaget, und selbiges Italiänischen Mönchen eingeräumet hat, welche man ob Barbudos nennet. Endlich ist auch ein einiges Kloster vor Nonnen daselbst, die man nennet ad Frairas da Incarnacaon. In der untern Stadt giebt es noch andere Capellen, so vor gewisse Gesellschaften bestimmet seynd, als Sa Barbara, Na Sa Do Rosário, und de Pila, welche letztere vor die Soldaten, Cuerpo Santo, so vor die armen Leute, und La Concecaon, die vor die Schiffer gewidmet ist.

Die starke Handlung, so in der Bay von den Waaren des Landes getrieben wird, kömmt den Einwohnern ungemein wohl zu statten. Es seegelt jährlich im Monat Martio eine Flotte, von ohngefehr zwanzig Schiffen von Lissabon hieher, welche mit Leinwand und wüllenen Zeugen, sonderlich mit Serge, Perpetuan, Bayette, und Anasert beladen, deren sich das Frauenzimmer bedienet, ihre Decken, so sie Mantes nennen, davon zu machen, an statt daß man selbige in Spanien von schwarzem Tafft machet, wiewohl das Muster davon meistens mit den Spanischen übereintrift. Man bedienet sich dieses Stoffes aus einer gezwungenen Modestie, weil der König durch einen expressen Befehl alle seidene Zeuge zu tragen verboten hat. Die andern Waaren, so

noch

noch gut abgehen, sind Strümfe, Hüte, Eisen in Stangen ꝛc., sonderlich aber Biscuit, Mehl/ Wein, Oel, Butter und Käse. An statt solcher Dinge nehmen eben diese Schiffe, zu einem Tausche, Gold/ Zucker/ Toback/ Holz zum färben/ welches Brasilien-Holz genennet wird, Balsam, Copahu-Oel, Hypecacuana, einige frische Häute und andere Waaren mehr mit sich nach Europa zurücke.

Zu besserer Bequemlichkeit der Kaufmannschaft hat man drey Machinen anlegen müssen, weil die Stadt auf einer überaus jähen und rauhen Höhe lieget, daß man die Waaren hinauf nach der Stadt, und wieder herunter nach dem Haven schaffen könne. Von diesen dreyen haben die eine die Jesuiter bey sich, nicht allein zum Gebrauch der Kaufleute, welche ihnen vor derselben Darlehnung was gewisses zu bezahlen pflegen, sondern auch vor diese geistlichen Herren selbst, welche ungeachtet ihrer schweren Seel-Sorge, doch die Sorge vor weltliche Dinge, und sonderlich vor die Kaufmannschaft, nicht auf die Seite setzen. Diese Machinen bestehen aus zwey grossen Rädern, die sich zusammen um eine Achse drehen, über welche ein starkes Seil gezogen wird, so man an eine Schleiffe oder Wagen, darauf die Kaufmanns-Waaren eingepacket liegen, anknüpfet; diese Last wird hierauf durch etliche Schwarze in die Höhe, oder hinunter gebracht, welche in den Rädern herum gehen, daß sich das Seil auf die Nabe windet. Damit auch die Schleiffe unter Weges keinen Anstoß finde, und leicht nachfolge, so wird sie über eine, von vielen Brettern zusammen geleimte Thiele fortgezogen, so von oben an, bis zu unterst das ganze Gebürge herab währet, in einer Länge von ohngefehr 140 Klafftern, nicht aber 250, wie das also genannte Buch, Flambeau de mer, vorgiebet.

Auf-

Ausser dem Handel mit Europäischen Waaren, wird auch eine starke Verkehrung nach Guinea von den Portugiesen getrieben. Sie bringen nach diesem Lande Guildivia, Cattunen Tücher, so auf den Insuln de Cabo Verde gemacht werden, gläserne Corallen, und andere Kleinigkeiten, und bringen davor Gold, Elffenbein, und Schwartze, die sie in Brasilien verkaufen, wiederum mit sich zurücke.

Der Handel mit der Stadt am Rio Janeiro, bey welcher die Gold-Minen der sogenannten Paulisten gefunden werden, so eine unbeschreibliche Menge Goldes liefern, trägt unserer Stadt Bahia auch ein grosses Geld ein. Die Häuser sind daselbst schön gebauet, die Bürger halten viel auf die Sauberkeit und gute Meublen; Und obzwar die Männer und Weiber sich in ihren Kleidungen durchgehends schlecht halten, weil ihnen verboten worden, güldene oder silberne Galonen zu tragen, so lassen sie ihre Pracht und Reichthum durch gewisse, von dichtem Gold gemachte Zierrathen dennoch genugsam sehen, sogar an ihren schwarzen Sclavinnen, welche man mit kostbaren Hals-Ketten von purem Golde, die vielmal um den Hals herum gehen, auch mit grossen Ohren-Gehängen, Creutzen, Spangen oder Platten, so sie vor die Stirne thun, und andern güldenen Zierrathen, so sehr schwer wiegen, behänget siehet.

Der König von Portugall hat, der gewöhnlichen Politique anderer Kronen ganz entgegen, verordnet, daß kein Fremder hieher kommen, und einige Waaren des Landes hinaus führen darf, wenn er sie auch mit baarem Gelde bezahlen wollte; noch vielweniger aber darf er einige Waaren hieselbst zu verkauffen oder zu vertauschen herbringen. Diesem Befehl wird viel genauer nachgelebet, als dem Königlichen Spanischen in Peru,

nun ist selbiger sonderlich auf zwey starcke Ursachen gegründet. Die erste ist, daß die Portugiesischen Unterthanen hiedurch zur Arbeit angefrischet würden, und sie dadurch allen Profit von der Handlung alleine behielten. Die andere und vornehmste aber ist, zu verhindern, daß die Einkünfte, so der König von allen Arten der Kauff-Güter hebet, nicht durch die Vice-Roys oder Gouverneurs eingestrichen werden möchten; denn indem alle Schiffe solchergestalt nach Lissabon zu kommen, und gleichsam vor seinen Augen abzuladen genöhtiget sind, so kan ihm nichts von allem entgehen.

Obgleich die Bahia de todos los Santos ein überaus starck bewohnter Ort ist, in welchem man ohngefehr zweytausend Häuser zählet, so ist es doch nicht gar gut daselbst mit Schiffen zu liegen und zwar sonderlich im Winter, nicht allein wegen des vielfältigen starcken Regens, der um selbige Zeit hieselbst zu fallen pfleget, sondern auch, weil die Lebens-Mittel da nicht viel taugen, auch das Mehl und der Wein, so aus Europa hieher gebracht wird, immer nach den Schiffen und nach der See schmecken. Das Rind-Fleisch ist daselbst gar nichts nütze. Schöpsen-Fleisch giebt es gar nicht, und die Hüner sind rar und theur. Die Erd-Früchte von selbiger Jahrs-Zeit, als Bananas und Pomerantzen haltē sich auf dem Meer nicht lange, und die Gärten sind daselbst durchaus unbekannt, entweder weil die Portugiesen zu nachläßig dazu sind, oder weil es in der That allzu beschwerlich ist, dergleichen in dieser Gegend anzulegen, wegen der abscheulichen Menge von **Ameisen**, welche alle Pflantzen und Früchte abfressen, und überall zu Schanden machen, so daß man selbige nicht unbillig die **Land-Plage** oder Ruthe des Brasilianischen **Feld-Baues** nennen könte.

XVII. Capitel.

Abfahrt aus der Bahia de todos los Santos. Die Azorische Eilande. Die Insul Terzera. Schlechter Ancker-Grund.

Als das Schiff wieder zurechte gemacht, und der Vorrath an Eß-Waaren, süssem Wasser, Brenn-Holz etc. eingenommen, fuhren wir den 7 May, als des Montags, mit unsern alten Cameraden von dannen. Des Mittags, drittehalb Meilen dem Cap. St. Antonio gegen Süden, fand ich 13 Gr. 0 Minuten Latit. woraus ich schlosse, dasselbe müsse ungefehr unterm 12 Gr. 10 Minuten, die Stadt aber 12 Gr. 45 Minuten liegen, gleichwie sie auch nach der Observation zu Olinde unterm 41 Grad 30 Minuten Longit. oder der Differentz des Paris. Merid. gehöret: da sie bisher von den Holländischen See-Charten ganze 5 Grad Westlicher verlegt worden; Massen sie also, an statt des 336 Grad 50 Minuten vielmehr unterm 343 Grad des Merid. von Teneriffa, zu suchen.

Den 18 befragte uns der Capitain Grout um unser Bestek, vielleicht nicht so sehr das Seinige darnach sicher zu stellen, als vielmehr den andern ein Zeichen zu geben, sie sollten des andern Tags, um von uns abzukommen, alle Seegel beysetzen. Sie ermangelten auch nicht es zu thun, und hielten an den Wind, um geschwinder zu seegeln, wohl wissend, daß uns schwehrer als ihnen fiele, Ostwerts aufzukommen. Es gelung ihnen, und wir verlohren sie noch vor der Nacht aus dem Gesichte, gaben uns aber weiter keine Mühe, ihnen nachzufolgen, und eine Gefährtschaft beyzubehalten, welche uns, we-

gen der Zeitung vom Frieden unnütze, und durch ihre Untreue verdächtig worden.

Von unserm Abfahrt-Ort an bis an die Linie hatten wir schier immerzu trüb Wetter mit Wind-Stössen und Regen, zuweilen auch Wind- und See-Stille. Nachmals, als der Wind von Süd-Süd-Osten nach Ost-Süd-Osten umlief, befanden wir doch auf dem hohen Meer, obgleich der Strom bey der Cüste nach Norden gehet, daß er uns vielmehr ein wenig nach Süden verschlüge. Doch, als wir erst den 4ten Grad der Norder-Breite erreichet, ereugnete sich ein grosser Unterschied in unsern Muthmassungen dieser Seite wegen. Wir schriebens aber dem allgemeinen Strom vom Nord-Westen zu, als welcher unter dieser Breite allezeit langs der Cüste von Brasilien und Guiana hin läuft.

Unter besagter Breite stellten sich auch die gewöhnliche Winde vom Osten nach Nord-Nord-Osten, mit ziemlicher Kühlung, ein, und brachten uns bis zum 26 Gr. der Breite, und an die Länge des Vorgebürges St. Augustin. Hier überfiel uns die Wind-Stille, daß wir fast einen ganzen Monat nur gar kleine Tagreisen ablegten.

Hiernächst begonnten wir eine Menge Ströme und Ab- und Auflauften der See gewahr zu werden. Wir sahen auch eine Art Goemon oder Meer-Graß mit kleinen Körnern, wie Johannis-Beere, so dem Vorgeben nach aus der Strasse BAHAMA hieher treiben solle, da sie doch bey 600 Meilen Westlich von uns war. Man muthmassets aber darum, weil dieser Art weder bey den Azores noch Canarien, als den nächsten Ländern, befindlich, hingegen man dessen auf der Fahrt nach dem Westen in weit grösser Menge antrifft. Wann dem so ist, muß dieses See-Kraut durch die nach dem Osten lauf-

lauffende Ströme herüber getrieben werden. Dienen demnach die Ströme, welche man gegen den Cüsten von Guiana vermerket, zu Ersetzung des Gewässers, das durch solche Strasse läuft. Dahero auch die von Brasilien heraufkommende Schiffe das, was sie im Westen unter der Linie verlieren, im Osten unter dem Tropico Cancri wieder gewinnen.

Den 15 Junii starb uns, unterm 21 Grad Norder-Breite, ein Matrose an einer Blutstürzung.

Mittwochs, den 4 Julii, unterm 36 Grad 50 Minuten Lat. und 35 Gr. 16 Minuten Longit. sahen wir bey stillem Wetter 1 Canon-Schuß weit etwas Weisses auf dem Wasser, als wann es ein wenig gebrochen wäre. Anfangs hielte mans für eine blinde Klippe. Der Schiffs-Capitain wollte gerne die eigentliche Beschaffenheit davon wissen, allein die durch die grosse Hitze von zween Monaten ganz zerlechzete Chaloupe war ausserm Stande ins Meer gelassen zu werden. Doch meynten die meisten, es dürfte vielleicht nur Schaum, oder sonst etwas auf dem Wasser treibendes seyn.

Folgenden Tages erblickten wir ein kleines Schiff, so, gleich uns, den Cours nach Osten zu nehmen schiene. Wir schwebten einander wegen der Stille 3 Tage lang im Gesichte. Unsrer Seits machten wir uns fertig zum Schlagen, gaben ihm mit 1 Stück-Schuß, wie auch durch Herablassung der Mars-Seegel, ein Zeichen, er möchte uns doch näher kommen, und neue Zeutungen aus Europa sagen. Allein als sich wieder ein Westen-Wind eingestellet, drehete es sich nach dem Norden. Wir jagten ihm etliche Stunden lang nach, weil wirs aber für verlohrnen Weg hielten, nahmen wir unsern vorigen Cours, ohne es erkannt zu haben.

Am Dienstag, den 10ten, sahen wir noch eines gegen

Abend, so uns folgenden Tages auf 1 Canon-Schuß nahe kam. Wir warffen die Hange-Matten ins Finken-Netz, und das Schiff, ihn einzuwarten, auf die Seite. Allein es seegelte Süd-Westlich, und ließ uns das Nachsehen.

Des Abends erblicken wir den PIC, eines der Azorischen Eilanden, so von diesem Berge den Namen trägt. Gedachter Berg sieht einem Zucker-Hut ähnlich, und ist so hoch, daß man ihn, eben wie den auf Teneriffa, 30 Meilen weit sehen kann. Wir waren damals bey 25 Meilen davon, Süden zum Osten nach der Welt-Kugel, und sahen ihn doch ganz deutlich.

Ueber den Anblick eines nahen Landes erfreueten wir uns recht ungemein. Dann die von uns beobachtete Kennzeichen der Ströme setzten uns in eine grosse Ungewißheit unsrer Gilling, also wars uns doppelt angenehme, daß sie, bis auf etwas weniges, just eingetroffen. Ich rede aber nur von denen Muthmassungen derer Schiffs-Officiers, als welche in Beobachtung dessen, was ich ihnen von der zu Olinde geschehenen Observation, 6 Gr. Westlicher abgeseegelt, als die Länge auf den Holländischen See-Charten ausweiset. Die von uns etliche Tage her vermerkte Ströme konnten keine sonderliche Unrichtigkeit darein machen, weil sie bald gegen Norden, bald gegen Süden liefen; und in Ansehung des Landes, befanden wir, daß es Nord-Westlich und Süd-Ostlich läge.

Aus dieser Ursache, und vielleicht auch wegen Unvollkommenheit der Paß Charten geschahe es, daß wir 3 Tage, nach Erblickung des Pico, die Insul St. MICHAEL etliche 20 Meilen eher, als wir vermuthet, angetroffen. Meines Bedünkens setzt Goos diese beede Insuln allzunahe, die See-Fackel (ein Buch von der Schiffahrt) aber allzuweit von einander.

Eben

Eben diesen Irrthum erkannten wir auch bey Annäherung zur Insul TERZERA, an deren wir aus Furcht, Mangel an Proviant zu leyden, anzulegen schlüßig wurden.

Diese Insul ist ziemlich hoch. Gegen Süd-Osten kann man sie kennen an einem Strich niedrigen Landes, so sich nach dem Osten hinaus strecket, wie auch an einem Vorgebürg, welches gegen Westen abgekürzet, und von einer Erd-Zunge, mit 2 kleinen Bergen, formiret: Und endlich an 2 hohen Klippen-Eilanden, so gegen Osten, 1 Meile von diesem Gebürge liegen, und Ilheos genannt werden. Eine halbe Meile von diesen, Süd-Süd-Ostlich liegen 3 blinde Klippen, dem Wasser gleich. So jene als diese sind in der See-Fackel am unrechten Ort gezeichnet.

Sonnabends den 24 Julii, bey einbrechender Nacht, ankerten wir auf der Rheede der Stadt Angra, auf 20 Faden grauen sandichten- verdorbenen Muschel- und kleinen weissen Corallen-Grund. Das Cap St. Antonio lag uns zum SW. zum W., die Haupt-Kirche NW. zum N., die Ilheos, OSO., und das Fort Sebastiano im NNW. Diese Stellung ist deswegen zu merken, damit man sich bey ereugender Gelegenheit, davor hüten möge, massen der Grund daselbst mit grossen Steinen vermischet. Wir grüßten die Stadt mit 9 Schüssen, und bekamen des andern Tages eben soviel zur Danksagung wieder.

Als uns ein Loots-Mann aus der Stadt warnete, uns auf eine andre Stelle zu legen, und man den Anker heben wollte, hatte er sich in die Steine eingeklemmet, also daß wegen der grossen darzu brauchenden Gewalt der Anker-Ring in Stücke gieng. Doch als uns dieser Loots, entweder aus Boß- oder Dummheit, anstatt uns

ein wenig weiter gegen der See zu, auf 30 Faden, zwischen die kleine Eilande und Berge, wo sonsten die Kriegsschiffe liegen, hinaus zu bringen, auf 66 Klaffter tief anckern hieß, fanden wir für rathsamer, uns auf die gewöhnliche Ancker-Stelle zu legen, da wir 13 Faden Wasser, und schwärtzlichten und leimichten Grund hatten, und ein gutes Ancker-Touw weit vom Lande ab waren. Damahls hatten wir das Fort St. Sebastian S-W. zum W. St. Antonio aber N. zum O. Doch brachten wir nur einen kleinen Ancker aus, weil die Ebbe und Fluth allhier gar nicht starck gehet. Dem Bericht nach fängt die Ebbe beym Aufgang des Monds an, und geht nach SO. hingegen die Fluth NO. Auf dieser Stelle ist man nahe beym Stadt-Thor, woselbsten die Kay oder Vorsetze, und die Gelegenheit, frisch Wasser einzunehmen.

XVIII. Capitel.

Beschreibung der Portugiesis. Stadt und Vestung ANGRA auf der Insul Terzera. Abreise des Hn. Frezier von dannen, und glückliche Zurückkunfft in Franckreich.

Die Stadt Angra liegt am Ufer des Meeres gegen der Mitte des Südlichen Theils der Insul Terzera, hinten in einer kleinen Anfuhrt, so aus einer sehr hohen Erd-Zunge, Monte de Brasil, oder der Brasilische Berg genannt, entstehet.

Ich nenne eine Anfuhrt diesen kleinen und schlimmen Haven, so vom O. nach S-W. offen, nur 4 Anker-Touwen breit ist, und vielleicht nicht einmahl zwey Touwen lang guten Grund hat: Worinn sichs noch darzu nicht sicher

sicher liegen läßt als im schönsten Sommer, weil sodann nur die gelinde Winde aus dem W. nach NNW. wehen. Sobald sich aber der Winter einstellet, hat man daselbst so hartes Wetter, daß das beste Mittel, sein Leben zu salviren, dieses ist, gleich bey Erblickung einer unrichtigen Luft, unter Seegel zu gehen. Den Einwohnern fehlts hierinn wegen ihrer langen Erfahrenheit selten: Massen sich der hohe Berg alsdann überzeucht und finster wird, und die See-Vögel etliche Tage vorher um die Stadt herum krechzen und schreyen, und sie also gleichsam wahrschauen.

Die Schiffer, so Gewerbe halber auf der Rheede bleiben müssen, gehen von ihren Schiffen ab, oder führen die kleine Fahrzeuge ans Land, unten am Fort St. Sebastian, und bleiben alle so lang in der Stadt, bis der Sturm vorbey ist. Im Sept. 1713 wurden 7 Schiffe ans Ufer geworfen und zerscheitert, ohne daß von dem darauf gewesenen Volk eine Seele gerettet worden.

So klein und schlecht aber dieser Haven ist, haben ihn die Portugiesen dennoch trefflich befestiget. Sie haben eine dreyfache Batterie, schier dem Wasser gleich, auf dem Cap St. Antonio, welcher Heilige in denen Portugiesischen Plätzen sehr oft herhalten muß. Eben diese Batterie erstreckt sich mit starkem Mauerwerk langs dem Strand bis zur Citadelle, mit Aussenwerken, so wie Säg-Zähne angelegt, und kleinen Bollwerken, welche sie stark bestreichen, wiewohl ohne Noth, weil wegen der Klippen die Chaloupen ohnedem nicht hinkommen können.

Zu Unterhaltung der Communication ged. Batterie mit der Citadelle, ist längs dem Berg ein krummer Laufgraben aufgeworfen, durch welchen eine kleine Kluft oder Oefnung in die Quere ist, über die man über eine von 2 Redouten defendirte Brücke kömmt, in deren Mitte eine Capelle zu St. Antonio, und ein guter Brunnen.

Die Batterien auf der Cüste stossen an die Aussenwerke der Citadelle, und erstrecken sich bis an den Strand hinunter.

Die CITADELLE selber, Castello de San Juan genannt, liegen unten am Brasilischen Berge, welchen sie sowohl durch einen Zwinger der mitleren Vestung auf der West-Seite, als auch durch die gemeldte Aussenwerke gegen dem Haven zu einschliesset. Diese Aussenwerke, so man nur eine Fortsetzung des Zwingers, obwohl ohne Graben, nennen möchte, dürften bey einer Belägerung zu Wasser und Lande wenig Dienste thun, weil ein auf 50 Faden S.O. zum S. vor Anker liegendes Kriegs-Schiff sie vom Rücken und auch nach der Länge hin beschiessen, mithin meist unbrauchbar machen könnte.

Das obere Fort hat diesen Fehler nicht, sondern ist ganz wohl angelegt und aufgeführet, und stark aufgemauret auf einem Felsen, in welchen man einen 4 bis 5 Franz. Ruthen tiefen und 10 bis 12 Ruthen breiten Graben eingehauen. Unten im Graben, langs dem Rand desselben hin, hats eine Reyhe Brunnen-Löcher, 2 bis 3 Ruthen ins Gevierdte, und etwa 10 bis 12 R. tief, eines so nahe am andern, daß nur ein 2 oder 3 Schuh breiter Quer-Strich aus eben dem Felsen darzwischen. Vor dem Mittel-Wall ist das Thor. Diese Brunnen-Löcher sind dreyfach hinter einander, und gehen 4 bis 5 Ruthen an die Contrescarpe hinaus.

Die Tiefe des Grabens, die Festigkeit dieser Gruben, die Höhe der Mauren, und die Stärke des Mauerwerks selber machen, daß die Portugiesen ihr Casteel für unüberwindlich halten, um soviel mehr, weil die Spanier eine 3 jährige Belägerung darinn ausgehalten, bis endlich ein Succurs von 6000 Franzosen sie genöthiget, den Ort zu verlassen, und sich auf dem Meer zu salviren, wo man sie aber gefangen bekommen.

Hieraus läßt sich die schlechte Macht und Attaque der Portugiesen urtheilen. Dann erstlich hat diese Vestung statt aller Aussenwerker nichts als eine kurze Reyhe eiserner Spanischer Reuter gegen dem Haven zu, und einen kleinen bedeckten Weg, dermalen ohne Pallisaden, woran die Abdachung, im auswerts-schiessenden Win-

Winkel des Bollwerks gegen der Stadt zu, so gähe ist, daß man sich davon leicht einen Mantel oder Schirm-Wand gebrauchen kann, mit Sappiren in den Graben zu kommen, zumalen er überdies schier von lauter lockerm Erdreich, und der Felsen drunter nicht eben der härteste zu seyn scheinet.

Der Graben selbst wird von nichts als 3 Canonen defendiret. Dann die Streichen der Bastion sind so klein, daß keine mehrere Raum haben: Nemlich eine in der Unter-Flanque oder Casemate, eine in der oben drüber einwerts gezogenen Flanque, und dann die dritte im Epaulement.

Beym Eingang des Forts, unterm Wall, stehet ein hüpsches Wacht-Haus, gut gewölbet, meines Erachtens aber für Bomben nicht stark genug. Ich habe von keinen andern Gewölbern unter der Erde, als dem Pulver-Magazyn gehöret.

Im Casteel hats zwo schöne Cisternen: und sie können, im Nothfall, auch Wasser aus dem St. Antonio-Brunnen im Berge von Brasilien bekommen, wohin man aber nicht anders als durchs Fort selber kann, weil die West-Cüste mit Batterien fast wie die Ostliche besetzt, und die Südliche voll unersteiglicher hoher Hügeln. Daher das Fort auf dieser Seite nur mit einer einfachen Mauer umschlossen. Oben auf dem Berg gegen Osten stehen 2 Thürme, Facha genannt, auf denen allezeit eine Schildwache, auf die dem Eiland nähernde Schiffe acht zu geben, deren Anzahl sie dann mit so viel Flaggen, wanns nicht über fünfe, wo es aber eine ganze Flotte, mit einem andern Signal anzeiget.

Die mittlere Vestung an sich ist mit einer guten Futter-Mauer von weichen Steinen, auf deren eine Brustwehre, 6 bis 7 Schuh dick von gleichem Zeuge. Der darhinter liegende Wall ist meistens mit dem Wallgang gleich etc.

Die Defensions-Linie der Bastionen ist nur streichend. Die Façen haben 28 Ruthen, die Flanquen 8, und die Courtinen 35 bis 40. Es stehen darauf ungefehr 20 Canonen, und im Zeughaus soll für 4000 Mann Gewehr seyn.

Weil das Casteel San Juan ehmals dem Haven gegen Westen angelegt worden, um mehr die Land- als See-Seite zu beschiessen, haben die Portugiesen nach der Hand eine Stern-Schanze gegen Osten, unterm Namen St. Sebastian aufgeworfen, die Rheede zu beschiessen. Dies ist ein gemauertes Viereck, etwa 60 Ruthen von der auswendigen Seite, dessen Eingang auf der Land-Seite einen

kleinen Graben, und gegen dem Meere zu, eine Batterie von auswerts-schiessendem Winkel vor der Courtine hat, so von den Facen der kleinen Bastionen defendiret wird. Unterhalb derselben, dem Wasser gleich, ist eine andere, um den Felsen herum gebauet, welche die Rheede und den Haven recht wohl beschiesset.

Alle Batterien, insonderheit die von St. Antonio, sind mit Geschütze sehr wohl versehen, aber in schlechter Ordnung. Man zehlet daselbst über 200 eiserne Canonen, und etwa 20 metallene. Von den letztern sahe ich im Casteel nur eine Feld-Schlange, von 24 Pf. Kugel, und 16 bis 17 Fuß lang.

Zu Bewahrung des Ortes unterhält der König von Portugall insgemein 200 Mann, aber auf einen ganz andern Fuß als in Bahia de todos los Santos. Dann er reichet ihnen so wenig Sold, daß sie allesammt schlecht gekleidet und armselig daher gehen. Dem Vernehmen nach bekommen sie des Jahrs 7000 Reis, oder, Französischer Münze nach, 36 Livres, welches des Tages 2 Stüver ausmacht. Doch finden sich im Nothfall auf der Insul 6000 wehrhafte Männer, nach der vor etlich Jahren geschehener Aufzeichnung, als sie zusammen gekommen, Monſ. Duguay, so sich vor der Insul sehen lassen, und nachmals das Eiland St. Georg weggenommen, Widerstand zu thun.

Unerachtet die Stadt Angra auf der besten Insul unter allen Azorischen gelegen, sind die Einwohner dennoch arm, weil sie kein ander Gewerbe treiben als mit Korn, und etwas wenigem Wein, der nach Lissabon verführet wird. Davon aber haben sie kaum die Kleidung, und das Geld ist sehr rar. Doch daher kommts auch vielleicht, daß sie noch ehrlicher als die in der Bahia. Unerachtet sie nun aber die Armuth dem Schein nach demüthigen mag, sind die Menschen doch nichts desto frömmer: Hat man demnach solchem äusserlichen Ansehen nicht allzu sehr zu trauen: Massen etliche Europäische Portugiesen diesen nachreden, daß ihr Herz nicht allemal meyne, was der Mund spricht.

Die Seltenheit des Geldes hat darum nicht verhindert, daß nicht eine feine Stadt erbauet worden seyn sollte. Die Häuser sind nur von einem Stockwerk, selten von zwey, und anderst als bey uns, säubrer von aussen, als von innen mit Hausrath versehen. Die Kirchen sind ziemlich schön, und von nicht eben gemeiner Bau-Kunst wegen der ansehnlichen Altanen, Bühnen und vor dem Eingang

gang her bedeckten Gängen; Insonderheit die Stiffts-Kirche, in der Land-Sprache la Sè oder San Salvador genannt. Die schönste nach dieser ist der Franciscaner und Jesuiten ihre, deren Collegii Vorder-Theil gegen der Rheede zu über alle andere Gebäude der Stadt hervorraget. Wie dann die Hrn. Jesuiten, wie in allen Dingen, also auch in vortheilhafter Anlage ihrer Gebäude, allezeit was voraus haben. Noch hats 2 andere nicht so ansehnliche Clöster, nemlich der Augustiner a Na Sa du Gracia, und der Minoriten, so sie auch Capuciner nennen, auf einer Höhe ausser der Stadt. Die letztere, so ein erbauliches Leben führen, wohnen an einem lustigen Ort, und in einer ganz nicht beschwerlichen Armuth unter ihrem Patron, St. ANTONIO, welcher bey den Portugiesen eben so viel gilt, als bey den Spaniern St. FRANCISCUS, und St PATRICIUS bey den Irländern.

Neben den 4 Mönchs-Clöstern sind eben so viel Nonnen-Clöster. Eines von der Empfängniß Mariæ, welcher Orden von Toledo hinüber gekommen: Eines von St. Clara, unterm Namen Nostra Senhora da Esperança: das dritte von San Gonzalvo, und das vierte von as Capuchas.

Ich geschweige der vielen Capellen, welche sie Hermita nennen.

Ueneracht die Stadt nicht eben liegt, noch regulier durchgebrochen, ist sie dennoch sehr anmuthig. Man hat die Bequemlichkeit vieler guten Brunn-Quellen, so in jedes Quartier ausgetheilet, und eines Bachs, der mitten durch die Stadt fleußt, und die gemeinnützliche Mühlen treibt.

Bey diesen Mühlen, welche meistens über der Stadt liegen, hats eine alte Stern-Schanze, von der Nachbarschaft Forto dos Moinnos, oder auch Caza da Polvora genannt, weil es heutiges Tags zu einem Pulver-Thurm dienet. Dies ist ein gemauertes Vier-Eck, 15 Ruthen lang auf jeder Seite, und hat, nach alter Manier, statt der Flanquen einen halben Thurm in der Mitte einer jeden Mauer. Von dar übersiehet man die Stadt von unten bis oben, da dann das Land, die See, die Gebäude und die Gärten einen überaus anmuthigen Prospect geben.

Uebrigens ist um die Stadt herum, vom Lande her, weder Zwinger, noch einiges befestigtes Aussenwerk: Und gleichwohl liesse sichs zu Lande ankommen, wann man in Porto Judeo oder zu St. Martin, so ein paar Meilen Ost- und Westlich davon, woselbst guter

ter Anker-Grund und schlechte Gegen-Anstalten, ausstiege. Allein der König von Portugall fragt so wenig nach diesen Eilanden, daß ich glaube, man habe ihm deren Besitz nicht zu mißgönnen; Massen er nichts besonderes, als ein wenig Korn, daraus ziehet. Hieselbst sieht man sehr viele sogenannte CANARIEN-Vögel. Sie sind hier kleiner als die in unsern Landen brüthen, von Gesang aber weit heller.

Nach eingenommenem frischem Wasser, Brenn-Holz, Mehl und Wein, auch einigem Vorrath von Rind-Fleisch, Geflügel und Hülsen-Früchten, giengen wir Mittwochs den 18 Julii zu Seegel.

Den 20 erblickten wir das Eiland St. Michael. Es däuchte uns gegen SO. gleichsam in zwey Insuln zertheilet, zwischen welchen viele kleine Hügel, die man für kleine Felsen-Eilande angesehen, wann man nicht gewußt, daß sie an einander lägen vermittelst eines niedrigen Landes, welches, wann mans 4 Meilen weit vom hohen Meer her siehet, ganz unter Wasser zu stehen scheinet. Woran dann diese Insul von der Nordlichen Seite sehr kenntbar.

Den 29 des Abends fuhren wir im Süden, bey der Ostlichen Spitze auf ungefehr 12 Meilen hin, und seegelten die Nacht über gen Osten, ohne Furcht für einem feuchten Grund, den die See-Charten auf unsrer Fahrt, 10 bis 12 Meilen Nord-Ostlich von gedachter Spitze bezeichnen. Wir hätten diesen Strich freylich nicht genommen, wann uns nicht ein sehr erfahrner Portugiesischer Schiffer gesagt, es seye von allen um die Azorische Eilande auf den Paß-Charten gezeichneten feuchten Gründen kein einziger zu fürchten, als die Formigas zwischen St. Maria und St. Michael. Die übrigen seyen zum wenigsten 40 bis 50 Faden tief. Doch sagte er daber, die See gehe daselbst viel hohler als anderwerts. Eben dies sagte er auch von den 3 oder 4 feuchten Gründen, so im Westen bemerket, etwa 60 Meilen weit aufs hohe Meer hinaus, auf denen, seinem Berichte nach, die Einwohner derer Insuln alle Tage auf den Fischfang führen, weil sich deren daselbst eine Menge befände. Man kanns ihm zu glauben, muß sich aber weder gänzlich darauf verlassen, noch, wann man nahe dazu kömmt, allzu bange werden. Dann Halley würde sie gewiß in seiner neuen See-Charte nicht ausgelassen haben, wann er dessen keinen guten Grund gehabt, massen es gleichwohl ganze Schiffe kostete, wanns dem nicht

so

so wäre, und man sich doch auf ihn verliesse. Wie es denn freylich besser, daß Paß-Charten Macher lieber hierinn zu viel als zu wenig thuen. Im ersten Fall mag je etwa die Fahrt etwas langsamer gehen, oder sich ein vergeblicher Schrecken einstellen. Durch das letztere aber, wann etwas würklich ist, das man noch nicht ausgemacht, entstehen unversehens betrübte Schiffbrüche. So kann sichs auch begeben, daß wo vorher tieffer Grund vermuthet worden, das niedrige Wasser oder die Ebbe eine Sand-Bank entdecket.

Hier will ich meine Erzehlung so lange anstehen lassen, bis ich angeführet, was uns ged. See-Capitain von denen unter der Linie gegen dem N. des Cap. St. Augustin bezeichneten seuchten Gründen von Abrolhos berichtet. Er sagte nemlich, er und alle andre jährlich nach Brasilien fahrende Schiffer hättens auf vielen Fahrten gelernet, es sey nirgends nichts dergleichen unsicheres, ausser der Pennon de San Pedro, so ein fast runder Felsen, bey 50 bis 60 Klaffter hoch aus dem Wasser heraus rage, und ungefehr 4 Anker-Touwen lang im Durchschnitt sey, also daß man ihn 4 bis 5 Meilen weit sehen könne. Mithin sey nichts gefährliches darum, um soviel mehr, weil rund um ihn herum kein Grund zu finden. Wie er dann bey Windstille einstens seine Chaloupe aus Curiosität ganz um diese Klippe herum das Bley werffen lassen. Halley läßt in seiner See-Charte diese blinde Klippen alle, sammt den Azorischen, gleichfalls aus, fehlet aber darinne, daß er, wie oben gedacht, die Insul Ascençaon mit St. Trinidad vermischet. Bemeldter Schiffer bestätigte auch, es seyen würklich zwo Insuln, und liegen meistens eine gegen der andern so, wie sie in den Holländ. See-Charten zu sehen. Vielleicht hat das andere Ascensions Eiland, so unterm 9 Gr. SO. nahe am ersten Meridiano liegt, Halley verführet, daß er die, so man Unterscheids halber, mit dem Portugiesischen Namen Ascençaon beleget, nur etwas erdichtetes gehalten. Doch wieder zu unserm Vorhaben!

Fuhren wir demnach, wie gemeldet, die Nacht hindurch über einen nur in der Einbildung bestehenden seuchten Grund. Des andern und dritten Tages begonten die Winde zu toben, und die See wütete etliche Tage, darüber unsre Bezaan zerbrach, und die grosse Stenge einen Riß bekam, daß wir sofort eine andere aufsetzen musten. In den ersten Tagen, daß wir von den Eilanden abkamen, fanden wir mit der Giffing ein wenig Unterschied auf der Südl. Seite.

So-

Sobald wir ungefehr auf der Helfte der Fahrt zwischen denen Azores und dem festen Lande, wurde der Wind favorabler und das Meer ruhiger, und wir gelangten endlich den 31 Julii vor den Mund der Strasse Gibraltar, ohne sonderlich-merkliche Unrichtigkeit: Woraus zu schliessen, daß diese Insuln in der grossen See-Fackel recht gezeichnet seyn müssen.

Im Durchseegeln durch die Strasse höreten wir viele Canon-Schüsse bey der Belagerung der Vestung CEUTA, vor deren die Maroccaner schon über 30 Jahre liegen, und bey anbrechender Nacht sahen wir sogar die Wacht-Feuer in ihrem Lager.

Folgends legten wir uns am Cap Moulin, unweit MALAGA vor Anker, unsre Ordres einzunehmen. Endlich ankerten wir an den HIERIschen Eilanden, und Tags darauf bey MARSILIEN.

Summarischer Innhalt derer merkwürdigsten Sachen dieses zweyten Theils.



Anhang

Anhang

aus des berühmten

Englischen Commandeurs,

Hrn. Georg Anson,

vierjährigen

Reise

nach der

Süd-See,

oder meistens

um die ganze Welt,

worinn,

ausser einer ausführlichen Erzehlung von dem im Jahr 1741 an einer unbekannten Insul verunglückten Schiffe, Wager, und von dem Volke dabey ausgestandenen grossen Ungemach;

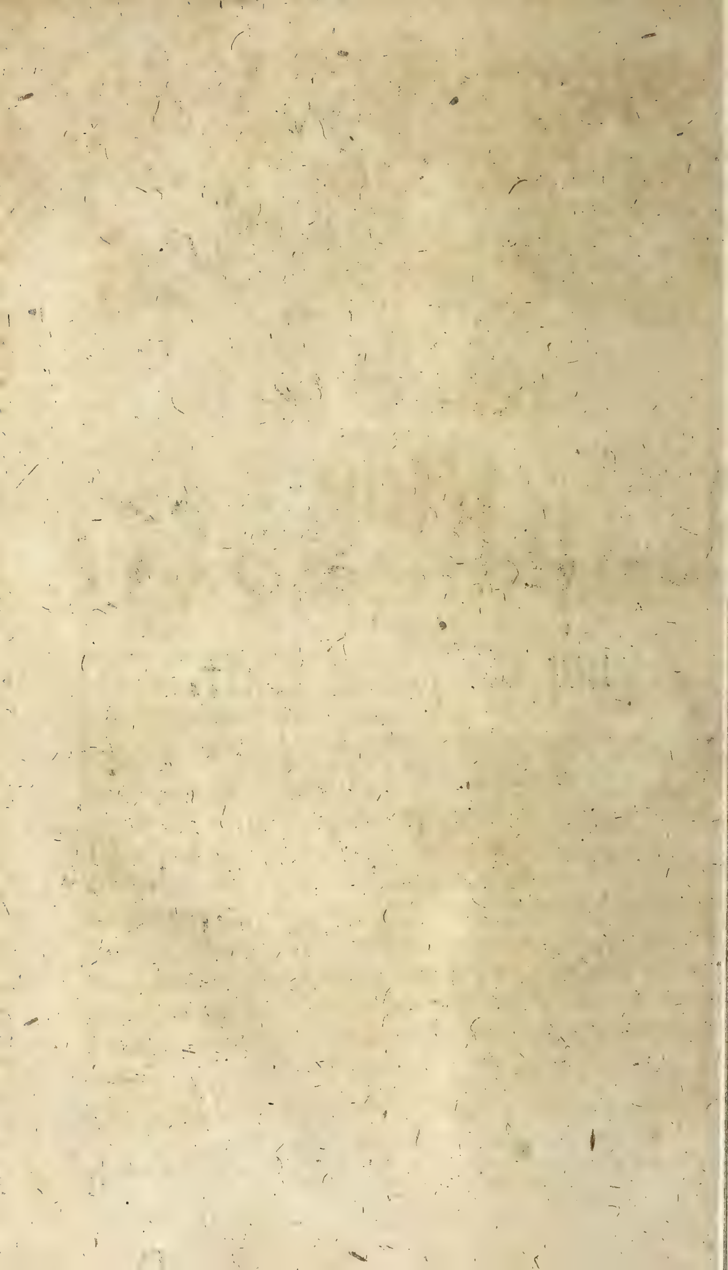
imgleichen

von den Verrichtungen des Schiffs Centurion, geführet durch den Seehelden, Hrn. Anson; von der Plünderung und Verbrennung der Stadt Payta; Eroberung des reich geladenen von Aquapulco nach Manilla gehenden Schiffes; und endlich im Jahr 1744 mit einem grossen Schatze erfolgten Zurückkunft in Engeland,

auch

noch einige unbekannte Südländer, die auf diesem merkwürdigen Zuge entdecket sind, beschrieben werden.

Aus dem Engeländischen übersetzt.





Herrn Ansons Reise nach der Süd-See.

Es geschahe nicht eher, als nach unendlich vielen Benachtheilungen und Beleidigungen, daß wir uns mit Spanien in den Krieg einliessen, welcher an der Unternehmung des Befehlshabers Anson Ursache gewesen. Wir hatten denen Gewaltthätigkeiten der Spanier sehr lange durch die Finger gesehen. Die Spanischen Unter-Könige in America hatten eine geraume Zeit her die Americanischen Seen mit ihren sogenannten Guarda Costa oder Küsten-Bewahrern unsicher gemacht, und diese hatten sich der Freyheit angemasset, unsere Schiffe in voller See anzuhalten und durchzusuchen, zu unaussprechlicher Verhinderung unserer Fahrt und Handlung

in solchen Gegenden. Diese willkührliche Durchsuchung unserer Schiffe war nicht minder unbillig, unrechtmäßig und zu Schändung der Tractaten gereichend, als vielmehr öfters mit solchen Umständen vergesellschaftet, die kaum den Namen der Menschen-Liebe führen können. Ohnerachtet dieser rechtmäßigen Bewegungs-Gründe, den Krieg an Spanien zu erklären, behielt dennoch das friedsame Systema stets bey uns die Oberhand, bis daß wir durch den unverschämten und wider alle Staats-Kunst laufenden Fehltritt von Spanien, da es der getroffenen Convention nicht nachkommen wollte, und durch das allgemeine Geschrey einer benachtheiligten Nation, endlich Gewalt mit Gewalt zu vertreiben beschlossen. Diesem zufolge wurden Commißionen, um auf die Kaperey zu fahren und Repressalien zu gebrauchen, verliehen. Eine Esquadre wurde nach Westindien unter dem Gebiete des Admiral Vernon, und kurz darnach eine andere unter dem Befehl des Commandeurs Anson nach der Süd-See gesendet.

Unter allen besondern Unternehmungen von dieser Eigenschaft, war die unter dem Gebiete des Commandeurs Anson, eines Herrn von geprüfter Erfahrenheit in See-Sachen sowohl, als von besonderer Tapfermüthigkeit und Klugheit, ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit, und bestund desselben Esquadre aus den folgenden Kriegs-Schiffen, nebst 500 Mann Land-Trouppen an Boord, unter Anführung des Obersten Cracherode, nämlich:

Schiffe	Befehlhaber	Stücke	Mann
Centurion.	Commandeur.	60.	513.
Gloucester,	Norris.	50.	350.
Severn.	Legge.	50.	350.
Die Perle.	Mitchel.	40.	250.
Wager.	Kidd.	18.	140.
Tryall Schalupe.	G. Murray.	16.	80.

Ausser und benebst noch zwey Proviant-Schiffen, die Industry u. die Anna.

Niemals waren Schiffe in bessern Stande gewesen, massen sie alle kurz zuvor von neuen wieder gebauet waren, und die Soldaten sowol als die Officierer und Matrosen waren voller Muth, und ihre Herzen brannten vor Begierde nach allen den grossen Schätzen, die sie dem Feinde zu entwältigen sich Rechnung machten; doch dachten sie nicht, daß nach Verlauf von etwas über 3 Jahren von dieser schönen Unternehmung nur einige wenige Mannschaft nach Verlust der Schiffe durch tausend verschiedene Ungemache gefoltert und abgemergelt, wieder nach Europa zurückkehren sollten. Doch dem sey wie ihm wolle, wenn man sowohl die Absicht, als auch die Macht, dieselbe auszuführen, in Erwägung ziehet, so hatte man in alle Wege Ursache, sich mit der Hoffnung eines guten Ausschlages zu schmeicheln, ja ob schon das Unglück gewolt, daß diese Unternehmung durch ganz unvermeidliche höchst unglückselige und elende Zufälle, vor so viel das wesentlichste Theil derselben anbelanget, mißgelungen ist, so muß man jedennoch bekennen,

nen, daß dieselbe sehr wohl angestellet gewesen; denn hätten alle diese Schiffe das Vorgebürge Hoorn * behalten umgeseegelt, so würden sie nicht allein durch Verwüstung der ganzen Südlichen Küste, in diesen Seen den Feinden grossen Abbruch gethan haben, sondern auch allem Ansehen nach im Stande gewesen seyn, die Schätze von Panama sowohl, als die von Aquapulco, nach Engeland überzuführen.

Nachdem nun also die Esquadre ihre volle Mannschaft am Boord hatte, und zu einer langwierigen Reise mit allem reichlich versehen war, seegelte dieselbe den 29 Sept. 1740 mit einigen Kauffahrtey-Schiffen von St. Helena nach Ramshead, welches eine Südwerts lauffende spitze Landes ist, so in der Grafschaft Hamp, nahe bey Portsmouth, auf 50 Gr. 14 Min. Norder-Breite, 4 Meilen im Westen von Londen lieget.

Um Mitternacht that der Commandeur 8 Losungs-Schüsse, um beyzulegen, und des Morgens um 5 Uhr that er noch einen Schuß, und gieng unter Seegel, da er Ramshead 4 bis 5 Meilen im Nord-Westen hatte. Hier ließ der Commandeur seine grosse Flagge aufziehen. Das Kriegs-Schiff, die Lively, grüßte uns mit eilf Schüssen, und unsere Esquadre antwortete mit 13. Diesen Tag kam die Flotte von Torbay bey uns, welche raumlich in hundert und dreyßig Kauffahrtey-Schiffen bestund, die nach verschiedenen Haven von America und nach der Strasse bestimmet, und durch fünf Krieges-Schiffe, namentlich der Draak, Winchester, Chatam, South-Seacastle und Rye Galley begleitet waren.

Den

* Siehe Freziers Reise p. 374.

Den folgenden Tag kamen wir von dem Winchester und South-Seacastle ab, die mit denen unter ihrer Begleitung stehenden Schiffen, die Reise nach America fortsetzten, und den 11ten schieden der Draak, Chatam und Rye Galley, gleichfalls von uns, und wendeten sich mit den bey sich habenden Kauffahrtey-Schiffen nach der Strasse und der Levante.

Den 14 Octob. frühe um 8 Uhr sahen wir im Süd-Osten zwey Brigantinen. Der Commandeur gab die Losung, Jagd auf dieselben zu machen; man that zwey Schüsse, daß sie beylegen sollten, und befand, daß sie von Lissabon kamen und nach Neu-York gehen sollten.

Den 6 Nov. frühe um 5 Uhr steckte der Severn eine Leuchte aus, und that verschiedene Schüsse, und kurz darauf sahen wir Land im Süd-Westen; gegen Mittag aber lag Madera 5 Meilen im Norden von uns ab.

Den 9 kamen wir auf der Rhede von Funchal oder Funzal auf 40 Faden Wasser vor Anker. Wir fanden hier verschiedene Schiffe, worunter zwey Britannische Kaper, die uns bey unserer Ankunft jeder mit 9 Schüssen grüsseten, worauf wir mit 7 antworteten. Funchal liegt in einer Bay in dem Süder Theil der Insel an der See, nach welcher Seite die Stadt mit Mauren versehen, und mit Canonen reichlich bepflanzet ist.

Diese Insul hat unter andern auch eine Einöde, wovon sie durch einen kleinen Canal abgeschieden wird. Diese Wildniß bestehet aus unfruchtbaren felsichten und ziemlich hohen Inseln, und lieget an der Süd-Ostlichen Ecke von Madera, eine gute Englische Meile von dem Ufer. Auf dem halben Wege zwischen Madera und dieser Wildniß ist frisch Wasser genug. In der Wildniß fin-

det man viel Ringel-Tauben, wilde Pfauen, Wachteln und Canarien-Vögel, und sie wird wegen des daselbst befindlichen vielfältigen wilden Gevögels das Vogelbaur von Madera genannt. Ausser vielen Brunnen hat Madera auch 8 kleine Flüsse, wodurch es so lustig und fruchtbar gemacht wird, als ob es ein Lustgarten wäre. Wir lagen hier einige Zeit stille, um frisch Wasser einzunehmen, und unsere trockene Provision zwischen Deckes zu bringen.

Den 10 Nov. fiel das Krönungs-Fest des Königs ein, weswegen wir 21 Canonen-Schüsse thaten; die Gemeinen bekamen ein Faß Wein, und unter die Kranken wurde frisch Fleisch ausgetheilet: alle Lieutenants wurden an Boord des Commandeurs berufen, und das Volk war beständig beschäftiget, unsere Fässer mit frischem Wasser anzufüllen.

Weil Capitain Norris sich in sehr schlechtem Gesundheits-Zustande befand, und nach Engeland zurück zu gehen Erlaubniß bekommen hatte, so verließ er den 14 Nov. das Kriegs-Schiff Gloucester, nnd folgte ihm in seinem Commando über dasselbe Matthew Mitchel, welcher bey seiner Ankunft an Boord dem Schiffs-Volke 2 Ochsen verehrte. Der Hr. Ridd, Capitain von dem Wager, wurde Capitain von der Perle, und der Herr Murray, Capitain von dem Tryall, wurde Capitain von dem Wager, der Lieutenant David Cheap aber an statt des Capitains Murray Capitain von dem Tryall. Als der Commandeur Bericht empfing, daß seither acht Tagen zehn Seegel Westwärts der Insul kreuzeten, welche man für Spanier hielte, so sendete er einen der beyden Kaper, die in dem Haven lagen, darauf aus, der-

derselbe aber kam den folgenden Tag zurück, ohne daß er sie angetroffen hatte.

Den 15ten empfingen wir einen Besuch von dem Englischen Consul, welcher von dem Commandeur mit einer prächtigen Mahlzeit bewirthet, und bey seiner Rückkehr mit eilf Canon=Schüssen begrüsset wurde.

Sobald wir uns nun mit Wasser und Wein völlig versorget hatten, leichtete unsre Esquadre nebst den Pincken Abends um 6 Uhr den Anker, und der Gloucester bekam, wie wir aus dem Haven von Funzal seegelten, Befehl, die Pinke die Industry mit einem Tau nachzuschleppen. Bey unserer Abreise von Madera grüsseten uns die beyden Brittischen Kaper jeder mit 9 Schüssen, welche wir mit 5 Schüssen beantworteten. Die Bay von Funzal liegt auf 32 Grad 10 Min. Norder=Breite, 143 Meilen von Londen.

Nachdem die Pinke, die Industry, allen ihren Vorrath auf die Schiffe unserer Esquadre vertheilet, trennete sie sich von uns, und gieng nach Barbados. Den 10 Christ=Monats giengen wir unter der Linie * durch, so

* Unter der Aequinoctial=Linie treffen die Schiffe zuweilen eine so grosse See=Stille an, daß sie verschiedene Wochen, ohne ihre Reise im geringsten zu fördern, auf der See treiben, da indessen die Menschen vor der brennenden Sonnen=Hitze verschmachten, welche, da sie Bleyrecht niederstrahlet, nicht den geringsten Schatten giebt, und öfters durch Regenschauer abgelöset wird, die für das Schiffs=Volk so schädlich und verderblich sind, daß sie sich sofort reinigen müssen, wofern nicht auf dem Schiffe eine bange Luft entstehen, und

so auch der Æquator genennet wird, massen, wenn die Sonne recht über diesem Striche stehet, alsdenn in der ganzen Welt Tag und Nacht gleich lang ist. Diese Linie wird durch die Weltweisen in 360 Grade eingetheilet, gleichwie sie alle Zirkel abtheilen, und jeder Grad hat 15 deutsche Meilen, so daß die ganze Erd-Kugel in ihren Umkreise 5400 deutsche Meilen hat.

Den 18 sahen wir die Insul Palma siebzehn Meilen im Süd-Süd-Westen von uns. Auf dieser Höhe entdeckten wir ein Seegel, welches wir, da wir näher kamen, ein Holländisch Ost-Indisch Schiff zu seyn befanden, welches von Amsterdam nach Batavia wollte. Palma ist eine kleine aber fruchtbare Insul, hoch und voller Bäume, und giebt wegen der Menge ihrer schönen Wiesen viel Milch, gleich wie auch herrlichen Wein, viel Zucker und schöne Baum-Früchte, und ist die Westlichste unter allen Canarischen Insuln.

In diesem heissen Luft-Striche fängt man unter andern an, die fliegenden Fische zu sehen. Sie haben die Grösse und Gestalt eines Härings und alle andere Fische zu Feinden und Verfolgern, welchen zu entgehen sie sich mit ihren Flügeln, die nichts anders als sehr lange mit einem sehr dünnen Knorpel-Beine bekleidete Floß-Federn sind, und ihnen nicht länger dienen können, als so lange sie naß sind, in die Luft erheben, woselbst die Meewen und andere Raub-Vögel, welche die See in diesen heis-sen

und das Volk mit Beklemmung der Brust, hitzigen Fiebern und andern Ungemächlichkeiten befallen und gequälet werden soll.

sen Luft-Gegenden gleichsam bedecken, auf dieselben lauren, und mit grösserer Schnelligkeit auf sie niederschiessen, als ein Falk auf ein Feld-Huhn, massen sie in ihrer Flucht so geschwinde sind, daß sie nichts anders als einen weissen Schimmer von ihrem Fluge in der Luft hinterlassen, ohne daß man ihnen mit dem Auge nachfolgen kann. Diese Fische können nicht über 200 Schritte weit fliegen, werffen sich zufälliger Weise öfters in die Seegel der Schiffe, und wenn sie niederstürzen, sterben sie sogleich, und gereichen den Cajüten-Freunden zu einer wohlschmeckenden Speise.

Den 21 hatten wir auf 38 Faden Grund, und Mstr. Thomas Wallen, Wund-Arzt auf den Tryall, starb, welcher den folgenden Tag mit den gewöhnlichen Ceremonien über Boord gesetzet ward; die Matrosen aber, welche wegen der schweren Regenschauer bey Tage, und der dicken Nebel bey Nacht, so lange wir unter der Linie trieben, krank geworden waren, kamen allmählig wieder zur Besserung.

Den 28 hatten wir auf achtzig Faden Grund, und sahen um 9 Uhr Vormittags die Insul St. Catharina im West-Süd-Westen von uns. Diesen Tag fiel Peter Collin, ein Zimmer-Gesell, über Boord und ertrunk. Wir befanden uns damals 13-23 Meilen von Madera und eilf Meilen von der Insul St. Catharina.

Diese Insul liegt Norden zum Süden 27 Grad 22 Minuten, bis auf 27 Grad 50 Min. Die ganze Insul ist gleichsam ein einziger Wald, und die Bäume grünen das ganze Jahr durch. Die Wohnungen liegen an der See-Küste nach der Seite des festen Landes zu. Die Einwohner sind Portugiesen, Europäische Flüchtlinge,

und

und auch Indianer, welche sich hier freywillig in Dienste begeben, oder im Kriege gefangen werden. Der Portugiesische Statthalter zu Lagoa, einen zwölf Meilen von dieser Insul gelegenen Städtgen, schicket einen Hauptmann hieher, welcher alle drey Jahre abgelöset wird. Die gewöhnlichen Waffen dieser Insulaner sind Säbel, Pfeile und Beyle; sie haben wenig Flinten und selten Pulver. Ihre Kleidung bestehet in einem Hemde und einer Hose, und ihre Kost ist auch nicht besser, weil solche nur in ein wenig Mais, Patatas, Fischen und Wild, so meistens von Affen ist, bestehet.

Den 21 liessen wir auf der Rhede von St. Catharina den Anker fallen, nachdem wir einen Portugiesischen * Loots an Boord bekommen hatten. Gegen Mittag begrüsseten wir den Statthalter mit eilf Schüssen, und von der Vestung wurde uns mit einer gleichen Anzahl gedanket. Wir hatten räumlich zwölf Faden Wasser, und befanden uns vier Meilen Nord-Ost von der Insul Gaul. Den folgenden Tag legten wir uns zwischen die Insul und das feste Land. Wir liessen unsre Seegel fallen, und da die grosse Süd-See, wo noch ein Drittheil der Erdkugel zu entdecken steht, ohne vorhero in Brasilien Erfrischungen von Wasser und Branntwein einzunehmen, nicht kann befahren werden, man wollte sich denn dem grösten Ungemache Preiß geben, gleichwie die

* Lootsen sind eine Gattung See-Leute, welche an den Ausflüssen der Ströme oder Seebusen, die aus der See kommenden Schiffe, für ein gewisses Loots-Geld, durch die ihnen bekannten Fahrwasser sicher ein und den Strom hinauf bringen.

die Reise-Beschreibungen von O. van Noord, Spielbergen, le Maire und andern bezeugen, so schickten wir unsere leeren Fässer an Land, und schlugen ein Zelt auf für unsere Kranken, welchen der Commandeur frisch Fleisch und allerhand heylsame Kräuter, die hier in Ueberflusse wachsen, austheilen ließ, wodurch sie denn auch bald wieder zu ihrer Gesundheit gelangeten. Wir hielten uns hier 26 Tage auf, welche Zeit, mit Ausbesserung der Wände und des Tau-Werkes, und Einnehmung von Holz und Wasser, Vieh und allerhand anderen Mund-Vorrathes, wozu wir hier alle mögliche Gelegenheit hatten, indem das frische Fleisch und Vieh uns durch unsern Agenten besorget wurde, zugebracht ward. Im übrigen findet man hier ausnehmend schöne Frucht-Bäume; die Pomerantzen dieser Insul sind so gut als die aus China. Die Fischerey ist hier im Ueberfluß. Man findet da eine Gattung Fische, die vier bis fünf Fuß lang, sehr angenehm von Geschmack und von Gestalt der Carpe am ähnlichsten sind, wiewohl ihre Schuppen grösser als ein Reichs-Thaler. Die gemeinsten Vögel in dieser Insul sind Papageyen, auch findet man hier den seltenen Vogel Toucan, welcher einen breiten Schnabel, der viel schöner als eine Schild-Kräten-Schale, und in seinem Munde an statt der Zunge eine Feder hat. Sassafras und Gujaf-Holz wächst hier in grosser Menge, und die Luft ist sehr gesund. Weil wir hier lagen, entstund ein heftiger Streit an Bord des Centurions zwischen zween Lieutenants von den See-Truppen, worauf der Commandeur, um allen üblen Folgerungen vorzukommen, sie von einander trennete, und den einen an Boord der Perle, den andern aber an Boord des Wa-

gers

gers schickte, mit dem Befehl, daß sie beyde nicht zugleich ans Land kommen durften. Der Herr Gourdon, See-Lieutenant an Bord des Wagers, kam auf den Centurion über, und zwar zum grossen Glücke für ihn, zum grossen Unglück aber für die beyden andern; vornemlich aber für den Lieutenant, der an Bord des Wagers geschickt wurde, wie unten mit mehrern erhellen wird. So liessen auch hier zween Matrosen von dem Gloucester weg, wurden aber wieder eingeholet, und von dem Commandeur begnadiget.

Den 28sten Jenner 1741 seegelten wir von der Insul St. Catharina ab. Wie wir vor der Vestung vorbey fuhren, grüssete uns der Stadthalter mit 11 Canon-Schüssen, die wir mit einer gleichen Anzahl beantworteten. Die Insul Alverado war zwey Meilen im Nord-Osten von uns, und die Vestung fünf Meilen West-Süd-West.

Den 30sten befanden wir uns dreyzehen Meilen von der Insul St. Catharina. Den 31sten hatten wir schweren Sturm mit Donner und Blitz, und sahen diesen Tag eine erstaunliche Menge Delphinen, Den 1sten Hornung waren wir 49 Meilen von der Insul St. Catharina. Den 2ten war ein erschrecklicher Sturm, worinn der Tryal seinen grossen Mast verlohr, und der Gloucester denselben mit einem Tau fortzuschleppen genöthigt ward; damals befanden wir uns 95 Meilen von St. Catharina. Diesen Tag verlohren wir die Perle aus unserm Gesicht, und sie kam erst den 28sten wieder bey uns, da wir denn vernahmen, daß sie durch die Esquadre des Admirals Pizaro gejagt worden, welche aus 5 Kriegs-Schif-

sen

sen bestanden. Als das Volk von der Perle gemeldete Esquadre zuerst gesehen, hätten sie vermeinet, daß es der Commandeur wäre, weil er eine rothe Flagge geführet; wie sie aber bald darauf ihren Irrthum wahrgenommen, hätten sie sich zum Gefechte bereit gemacht, dessen sie gleichwohl durch den einfallenden Abend glücklich überhoben wurden. Den folgenden Morgen um 7 Uhr hatten sie oben von der Stenge die Spanischen Kriegs-Schiffe erblicket, daß sie noch beständig Jacht auf sie gemacht, und alle Seegel beygesetzt hätten, wären ihnen aber um neun Uhr mittelst einem Replin, welches eine Begegnung zweener gegen einander lauffenden Ströme ist, die eine Aufwallung in der See verursachet, und welche die Perle den vorigen Tag zurücke gelegt hatte, gänzlich aus dem Gesichte gekommen. Um diese Zeit sahen wir, unserer Gissung nach, acht Meilen von uns im Süd-Westen, Land, und befunden, daß es das weisse Vorgebürge oder Capo Blanco war. Dieses Vorgebürge zeiget sich von ferne als eine Tafel, und das Land ist auf verschiedenen andern Plätzen Südwerts sehr niedrig.

Zween Tage darauf entdeckten wir zehn Meilen Nord-West von uns Land; wir liessen das Senkbley fallen, und befanden 28 bis 58 Faden Wasser. Wir hatten nunmehro von St. Catharina fünfhundert achtzehn Meilen Ostwerts gesteurt, und waren 36 Meilen West-Süd-West von St. Julian. Wir sahen sehr viele Pinguins und andere Vögel, so groß als Enten, wovon wir verschiedene schossen. Wir hielten unsern Strich immer längst der Küste, und suchten den Strom St. Julian auf der Küste der Paragonen.

Die

Die See war auf verschiedenen Plätzen so roth als Blut. Wir schickten unser Boot ans Land, um nähere Endeckungen zu bekommen, und verfolgten unsere Fahrt längst dem Lande hin, welches sehr rauhe aussahe, und verschiedene weisse Klippen zeigte.

Den 2ten März hatten wir Nachmittags um 1 Uhr 15 Faden Wasser, und liessen um sechs Uhr, acht Meilen vom Lande, den Anker auf zwölf Faden Wasser fallen. Um neun Uhr kam das Boot wieder bey uns, und der Commandeur bekam Bericht, daß sie den Haven von St. Julian gefunden hätten. Das Land ist an der West-Seite des Havens sehr hoch, und das höchste von der ganzen Küste, das an der Süder-Seite aber flach, und stellet eine Wüsteney vor. Gleich vor dem Haven oder der Bay ist eine Bank, wo bey niedrigen Wasser 10 Fuß Wasser ist, und ungefehr drey Faden Ebbe. Bey einem kühlenden Winde gehet die See hier sehr holi, so daß bey niedrigem Wasser kein Boot fahren kann. In der Mitte des Havens oder der Bay ist ungefehr siebenzehn Faden Wasser. Eben vor der Bay ist eine kleine Insul, die der Ritter Narborough die Insul der wahren Gerechtigkeit genennet hat. Der bequemste Landungs-Platz ist bey einer grossen Klippe drey Meilen aufwerts des Havens an der Nord West-Seite. Zwo Meilen Landwerts ein sind sehr grosse Salz-Pfannen. Der Canal ist an der Norder-Seite, und können sechs Schiffe da vor Anker liegen. Die Fluht geht Süd-Süd-West, und die Ebbe Nord-Nord-Ost nach der Masse von zwey Meilen und einer halben Stunde. Die Bay von St. Julian liegt

auf

auf 49 Grad 47 Min. Süder-Breite, von Londen 70 Grad 59 Min. zum Westen. Hier wurde die Schluppe ausgesetzt, und der Commandeur schickte zween Lieutenants mit einer bewehrten Mannschaft, das Land auszukundschafften und frisch Wasser zu suchen. Diese giengen ungefehr 4 Meilen Landwerts ein, fanden aber weder Wasser noch Wohnungen. Die Insul scheinet das Königreich der Meewen und Krähen zu seyn, massen sie ganz davon bedecket ist. Nachdem die Lieutenants mit den Matrosen eine zeitlang vergeblich nach frischem Wasser gesucht hatten, begaben sie sich nach den Salz-Pfannen, um sich mit Salz zur Nothdurft des Schiffs der Centurion zu versorgen. Dieses ist die Bay, worinn Ferdinand Magellana, ein Portugiesischer Ritter, überwintert hat. Dieser Ritter gieng, nachdem er für seine grossen, dem Könige von Portugal in Ost-Indien geleisteten Dienste, nicht nach Vermuthen belohnet worden, nach Spanien, und stellete dem Kayser Carl den Vten vor, daß die Moluckischen Insuln, in deren Besitze die Portugiesen bisher allein gewesen waren, zufolge der durch Papst Alexander den VIten gemachten Scheidung, wodurch Spanien, nach der ersten Mittags-Linie, so von dem Pico in Canarien gezogen worden, alle Küsten nach dem Westen, und Portugal die nach dem Osten besitzen sollte, unter denen Westlichsten Insuln gelegen wären. Er versprach auch einen Weg dazu anzuweisen, da man leichter und bequemlicher durch den Westen in diese Insuln gelangen könnte, als längst dem gewöhnlichen Wege der Portugiesen um das Vorgebürge der guten Hoffnung. Sein

Vorschlag fand Beyfall, und er gieng den 10 August 1519. mit 5 Schiffen unter Seegel. Funfzehn Tage nach seiner Abreise kriegte er auf der Küste von Guinea eine Seestille, die ihn in zwanzig Tagen keine drey Meilen zurück legen ließ. Endlich gelangte er vor den Strom La Plata, wo er vergeblich einen Durchgang suchte, und kam im April des folgenden Jahrs in die Bay von St. Julian. Währender Zeit, daß er sich hier aufhielte, schickte er ein Schiff aus zur Entdeckung der Küsten, welches auf einer Klippe scheiterte, und den 24 Aug. gieng er wieder unter Seegel, und kam um das Ende des Wein-Monats an ein hervorragendes Land, welche er Capo de las Virgenas oder das Jungfer-Vorgebürge nennete, allwo er eine Strasse auf der Höhe von 52 Grad 56 Min. fand, die er nach seinen Namen die Magelanische Strasse nennen ließ.

Wir waren nun beschäfftiget, das Vörderschiff aufzuräumen, um unsere Canonen bereit zu machen. Den 3 März übernahm der Herr George Murray das Gebiethe an Boord der Perl, massen der Capitain Kidd, seit dem wir von St. Catharina abgereiset, unter Weges gestorben war. Capitain David Cheap folgte dem Capt. Murray an Boord des Wagers, und der Hr. Charles Saunders, erster Lieutenant von dem Tryal, wurde zum Capitain desselben vorgestellet. Man erzehlte in der Esquadre, daß der Capitain Kidd wenig Tage vor seinem Tode gesaget haben solle: **Daß diese Reise, welche die meisten unter uns mit so freudigem Muthe und verhoffter Erlangung unsäglich grosser Schätze angetreten, am Ende nichts anders**

ders einbringen würde/ als nach Uebersiehung des alleräussersten Elendes den Tod. In wie weit dieses Capitains Worte erfüllet worden, wird sich aus dem Erfolge zeigen. Während unsers Aufenthaltes in der Bay St. Julian war die See voller Fische, die, wenn sie gesotten, denen Garnaten oder Krabben ähnlich sahen, und das Wasser so roth als Blut, so unserer Muthmassung nach von der Menge Rogen dieser Fische also gefärbet war. Inzwischen fingen wir an grossen Mangel an Wasser zu leiden, so daß einem jeden täglich nur der vierte Theil der gewöhnlichen Portion ausgetheilet werden mußte, wiewohl die Kranken täglich dreymal so viel bekamen. Den 10 März war der Gloucester durch eine hohe See gezwungen die Anker zu kappen, und das Schiff kam uns aus dem Gesicht, fand sich aber Tages darauf wieder bey uns ein.

Den 15 März sahen wir früh um 8 Uhr das Land der Patagonen im Süd-Westen, imgleichen das Vorgebürge de las Virgines, am Eingange der Magellanischen Strasse. Um 10 Uhr berufte der Commandeur alle Capitains, und der Hr. Thomas Folley wurde als Lieutenant auf dem Gloucester vorgestellet, welches Schiff diesen Tag beynahe gesprungen wäre, und nur mit genauer Noth gerettet wurde. Wir befanden uns damals 64 Meilen von St. Julian.

Den 17ten sahen wir des Morgens um fünf Uhr Terra del Fuego, so eine Meile Straßwärts einlieget, und von Magellan wegen der Feuer also genannt worden, welche bey nächtlicher Zeit auf diesem Lande gesehen werden. Dieses Land ist hoch und uneben, mit verschiedenen steilen Klippen längst dem Strande.

 Auch

Auch sahen wir verschiedene mit Schnee bedeckte hohe Berge.

Wie wir den 18ten früh um fünf Uhr dicht bey der Magellanischen Strasse waren, wurde das Zeichen zum Beylegen gegeben, und um 4 Uhr wurden die gewöhnlichen Losungs-Schüsse, zum Aufbruche, gethan. Um 7 Uhr hatten wir die hohen Berge, die drey Gebrüder genannt, auf der Insul Terra del Fuego, ohngefehr 6 Meilen von uns, im Gesicht, und der Zucker-Brodts-Berg, der über die andern hervorraget, war ganz mit Schnee bedecket.

Um 10 Uhr seegelten wir mit einem kühlenden Winde und sehr starken Sturme in die Strasse le Maire. Wir mußten über viele Repline, oder doppelt gegeneinander lauffende Ströme, wodurch wir sehr lange würden aufgehalten worden seyn, wenn uns der Wind nicht gut fortgeholfen hätte. Das Kap Diego auf der Insul Terra del Fuego sahen wir im West-Nord-Westen 3 Meilen von uns, und das Staaten-Eiland 4 Meilen im Ost-Nord-Osten, 117 Meilen von St. Julian. Die Strasse le Maire liegt meistens Norden zum Süden, ist ohngefehr 7 Meilen weit und 8 lang, und gehet eine hohe See aus dem Süd-Westen darinn.

Den 19ten hatten wir die Strasse le Maire zurück geleget, und da wir Wind und Fluth mit hatten, war unsre Fahrt durch dieselbe gemächlich. Wir sahen das Land zu beyden Seiten, welches aber sehr unangenehm in die Augen fiel, weil es nichts als mit Schnee bedeckte Hügel und Berge vorstellete, und man nirgends weder Bäume noch Sträuche oder Hestern entdeckete.

Den 20sten sahen wir eine grosse Menge Braunfische. Den 21sten hatten wir einen heftigen Sturm mit Schnee

Schnee und einer sehr ungestümen See. Die Luft war unsäglich kalt, so daß verschiedene von unserm Schiffvolk, welche die Wacht hatten, auf zween bis drey Tage den Gebrauch ihrer Finger verlohren. Hier kam die Anna Pink von uns ab.

Den 22 mußten wir gegen Wind und Wetter und Himmelhohe Wellen streiten. Verschiedene Matrosen bekamen schwere Verkältung, andere wurden von dem Scharbock befallen, welcher mit Recht die Geissel der Seefahrenden genennet wird. Die ersten Kennzeichen dieser Quaal entdecket man an dem Zahnfleische, welches geschwellet, schwarz wird und verfaulet, wodurch ein stinkender Athem entstehet, und die Zähne verdorben und so los werden, daß man keinerley Speise, viel weniger die harte Schiffskost, damit kauen kann. Hernach breitet sich derselbe über den ganzen Leib, an den Beinen, Armen und andern Gliedern aus, und lassen sich vornemlich an den Kniescheiben schwarze, blaue, rothe und purpurfarbene Flecken, so groß als ein Flohstich sehen, welche mit grosser Pein in den Gelenken begleitet werden. Nachgehends thut sich derselbe durch eine Geschwulst an Armen, Hüfften und Schenkeln, mit grossen braunen und blauen Flecken hervor, die denen gleich sehen, die von Stössen und Schlägen kommen. Man siehet dergleichen Kranke, deren Zahnfleisch in sehr langen schwarzen Kegeln zum Munde heraus wächset; an dem Gaumen sitzen dicke abgestorbene Stücke Fleisch, die, ob sie schon mit einem Werkzeuge herausgenommen werden, den folgenden Tag dennoch wieder zum Vorschein kommen. Andere kriegen Köpfe, welche durch eine übermäßige Geschwulst abscheulich anzusehen sind. Hierbey findet sich Zittern, Ohnmachten, Beklemmung,

Schlucken, Husten, Winde, Kopfschmerzen, Spannen des Leibes und Zucken der Nerven ein, so daß die Kranken sehr grosse Schmerzen ausstehen, und wenn das Uebel eingewurzelt, jämmerlich dahin sterben. Alle diese Plagen überfallen eben einen Menschen nicht alle zugleich, allein es bedarf nur weniger derselben, um ihn ums Leben zu bringen.

Den 27sten erblickten wir des Morgens um 6 Uhr ein Seegel, worauf der Gloucester Jacht darauf zu machen abgeschicket wurde, welcher um 11 Uhr mit der Anna Pinck wieder zurück kam, die vor 6 Tagen von uns abgerathen war.

Den 7 April that der Gloucester einen Nothschuß, weil seine grosse Rahe zerbrochen war, wannenhero der Commandeur zween Zimmerleute und den Schmidt von der Perl darauf sendete, die dieselbe wieder ergänzen mußten.

Den 12ten wurde der Capitain von dem Gloucester sehr krank, und die Krankheit breitete sich auf diesem Schiffe je länger je mehr unter dem Volke aus.

Den 19ten verlohr der Wager seinen Besan-Mast.

Den 21sten früh um 8 Uhr entdeckten wir zwo kleine Insuln, 8 Meilen Nord-Nord-West, auf 54 Gr. Süder-Breite, welche wir für die Insuln hielten, die bey der Strasse von Brouwer liegen, welches eine in der Magellanischen See, der Strasse le Maire gegenüber liegende Meer-Enge ist, die im Jahre 1643 durch einen Holländer, Namens Hendrick Brouwer, entdecket worden. Diesen Tag kamen die Perl und der Severn von uns ab, gleichwie den 30sten der Gloucester und der Wager, welchen letztern wir niemals wieder zu Gesicht bekommen haben.

Was

Was den Wager anbelanget, so spühret man eine so besondere Vorsehung in der Entkommung des unglücklichen Volkes von diesem Schiffe, daß deren Erzehlung allerdings merkwürdig ist, wannenhero wir, umständlich davon zu reden, für nöthig erachtet haben. Die Ursache, welcher man größtentheils die Verunglückung dieses Schiffes zuschreiben möchte, war diese, daß der Capitain dem Buchstaben seiner Verhaltungs-Befehlen allzu genau folgete. Man hatte verabredet, daß der erste Sammel-Platz zu Nueſtra Sennora de Socorro, auf 44 Gr. Süder-Breite gelegen, seyn sollte; allein, ohnerachtet das Schiff in sehr schlechtem Zustande, ohne Haupttauen, Besansmast, stehender Vorder- und Hinterwand, und das meiste Volk krank war und in den Koyen lag, so befand der Capitain gleichwohl für rathsam, 24 Stunden lang ab- und anzuhalten, um zu sehen, ob er den Commandeur nicht antreffen könnte, und wo nicht, nach der Insul Juan Fernandes zu steuren. Diesem zufolge, ließ er das Schiff die vier ersten Nächte seit ihrer Trennung von der Esquadre beylegen, und die folgenden Nächte machte er Seegel bis auf den 24 May, da man Land entdeckte und dem Capitain Nachricht davon gab, welcher aber, weil er allzu plötzlich herbey schoß, einen unglücklichen Fall that, wodurch er eine Schulter verrenkete, so daß er sich nach des Wund-Arztes Kammer muste bringen lassen. Nunmehro hatten sie einen untüchtigen Capitain; lagen, so zu reden, unter dem Walle, und mußten das Schiff retten, konnten aber mit den Officierern und beyden Wachten nur zwölf Mann munstern, weil das übrige Schiffsvolk alles unten im Schiffe krank

 lag;

lag; Ueber dieses wehete ein fliegender Sturm, so daß es eine lautere Unmöglichkeit war, das Mast-Korb- oder Mars-Seegel zu gebrauchen; anderer Seits waren die übrigen Seegel und Raen in so schlechtem Zustande, daß, wenn sie sich unterstanden hatten, dieselben los zu binden und Segel zu machen, sie Gefahr gelaufen wären, in Trümmern zu gehen. Inzwischen stürmete und regnete es, und war bey dem allen so dunkel, daß man nicht das Schiff langs sehen konnte.

So sahe ihr bejammernswürdiger Zustand bis auf den 25 May 1741 aus. Am selbigen Morgen aber um halb 5 Uhr stieß das Schiff mit dem Hinter-Theile auf eine blinde Klippe, und man befand sich von allen Seiten mit Felsen umgeben, welches den äussersten Schrecken verursachte, und in der That einen entsetzlichen Anblick darzeigete. Das Schiff stieß nun zum zweytenmale, wodurch das Ruder zerbrach, und kurze Zeit darnach bekam es den dritten Stoß, wodurch es borste und viel Wasser einbekam. Dieses geschahe zwischen zwo kleinen Insuln, ohngefehr 5 Meilen vom festen Lande, und nicht über einen Musketen-Schuß vom Strande. Man setzte sofort Chaloupe, Boot und Jölle aus, kapte die Besans- und Focke-Masten, gleichwie auch den Pflicht-Anker. Der Capitain schickte die Chaloupe mit einigem Volke an Land, um Kundschaft einzuholen; sie kamen aber nicht wieder, wie ihnen befohlen war. Der Lieutenant wurde, die Chaloupe abzuholen, mit der Jölle nachgeschicket, er blieb aber selbst am Strande, und schickte nur die Chaloupe zurück. Sobald dieselbe an Boord kam, versuchte der Capitain, welcher sich in sehr schlechtem und schmerzhaften Zustande befand, sich an Land bringen zu lassen, wie er denn auch endlich

endlich in Gesellschaft der Officiers von den Land-Truppen, des Ober-Steuermanns und der Kajüten-Freunde that. Die Officierer, so an Boord blieben, waren der Schiffer, der Boßmann, Büchsenmeister und Zimmermann. Sobald die Ober-Officiers das Schiff verlassen hatten, gerieth alles in Unordnung und Wildheit, unerachtet es hefftig stürmete, eine Welle nach der andern gegen das Schiff anprallete, und man nichts anders zu erwarten hatte, als daß es alle Augenblicke gänzlich scheitern würde. Denn die Matrosen wußten als gleichsam Unsinnige nicht von der geringsten Gefahr, sondern lieffen nach den Wein-Fässern, und steckten sie an, hernach erbrachen sie die Kajüte, und schlugen die Kisten in Stücken, bewehreten sich mit Degen und Pistolen, und droheten alle diejenigen zu ermorden, die nur ein Wort dawider mucketen. Wie sie nun besoffen und ohne Sinnen waren, plünderten sie die Kisten und Kajüte, nahmen Geld und andere kostbare Güter heraus, und putzeten sich mit den besten Kleidern, die sie darinn finden konnten. Als nun das Schiff den folgenden Tag vollends in Stücken zerscheiterte, bergete der Büchsenmeister und Zimmermann einig Pulver, Kugeln und Brodt, fuhren damit an Strand, und hatten einige von diesen eingebildeten Lords oder Dons bey sich. Sobald diese Fuß an Land setzeten, wurden sie durch den Schreiber und den Lieutenant der See-Soldaten, Hrn. Hamilton, mit aufgespanneten Pistolen empfangen, welche sie verschiedenen auf die Brust setzten, worauf diese Grandes ohne das geringste Widerstreben oder Murren sich aller der schönen Federn, womit sie sich ausgeputzet hatten, berauben liessen.

Man fand die Insul unbewohnet, und ohne einige Thiere, ausser etwas wildem Gevögel, desgleichen ohne Kräuter, als allein Sellery, welcher im Ueberflusse allda wuchs, und uns sehr wohl zu Nutze kam, massen bey dem Wasser-Mangel, welches dem Schiffs-Volke eine Zeitlang in geringer Maasse zugemessen worden war, die meisten unter ihnen am Scharbock darnieder lagen. Die Gesunden fanden hier Ueberfluß von Muscheln und andern Schalen-Fischen. Der Capitain nahm seine Wohnung in einer kleinen Hütte, welche, wie man vermuthete, von Indianern gemacht war. Die Officierer von den See-Soldaten schlugen ihre Zelten auf; andere krochen unter Bäume, und steckten grosse Feuer an, noch andere machten ein Zelt aus dem Mars-Seegel, worunter sie einige Tage blieben, bis sie in Zelten vertheilet wnrden.

Weil das stürmichte Wetter noch sehr stark anhielt, so gab der Bootsmann ein Zeichen, daß das Boot an Boord kommen sollte; wie er aber sahe, daß man sich wenig darum bekümmerte, that er zween Canon-Schüsse, wovon die Kugeln über des Capitains Hütte hinstrichen, selbige aber doch nicht sonderlich beschädigten. Sobald der Bootsmann ans Ufer kam, gab ihm der Capitain einen Schlag mit seinem Stocke, wodurch er zur Erde fiel, und eine Zeitlang ohne einige Bewegung als ein Todter liegen blieb. Wie er wieder aufgestanden war, und eine gespannete Pistol in des Capitains Hand sahe, bothe er ihm die blosse Brust dar, der Capitain aber that weiter nichts, als daß er sagte, er verdiente todt geschossen zu werden, womit er seines Weges gieng.

So oft es nun das Wetter zuließ, giengen sie nach dem

dem Wrack von dem Schiffe, um so viel Nothwendigkeiten als möglich, vornemlich aber Wein, Brannteweín, Mehl, Erbsen, Grütze, Rindfleisch, Speck, Pulver, Kugeln, Nägel u. s. w. zu bergen, und der Capitain nebst dem Lieutenant Hamilton, dem Wund-Arzte und Schreiber erschienen jedesmal, so oft das Boot ankam, bewehret am Strande, zu verhindern, daß nichts gestohlen würde.

Bey Aufbrechung der Lucken fand man verschiedene Matrosen todt, andere aber lagen im Schiffe und waren ertrunken, weil sie vermuthlich so viel Wein und Brannteweín zu sich genommen, daß sie sich nicht retten können.

An einem gewissen Tage, als sie solchergestalt beschäftiget waren, sahen sie an der Seite des Schiffes ein Kanoe mit verschiedenen Indianern, welche sich bückten und das Kreutz vorschlugen, wodurch sie zu verstehen gaben, daß sie von der Römischen Religion wären. Sie sahen sehr einfältig und gutartig aus, waren sehr klein von Gestalt, und kaum vier Fuß hoch, und hatten platte Nasen, nebst kleinen und sehr tief im Kopfe liegenden Augen. Diese Indianer leben beständig im Rauche, und sind niemals ohne Feuer, auch sogar in ihrem Kanoe nicht, massen sie, ohnerachtet diese Himmels-Gegend ungemein kalt ist, zu Bedeckung ihrer Blösse, nichts anders als ein Stück von einer alten Decke um die Schultern hangen hatten. Der Capitain gab ihnen Hüte, und verehrete jedem derselben einen alten Soldaten-Rock. Man ließ sie in einen Spiegel sehen, worinn sie sich ganz erstaunet besahen; sie

huben

huben ihre Hände auf, als ob sie etwas übernatürliches sähen, und gaben durch ein seltsam unverständlich Gelaut und tausenderley wunderliche Geberden ihre Verwunderung zu verstehen. Sie hatten eine Leiche bey sich, für welche sie sehr besorgt zu seyn schienen; sie blieben beständig dabey sitzen, bedeckten sie sorgfältig, und sahen ihr alle Augenblicke ernsthaftig ins Gesichte. Dieser Indianer Weiber bemüheten sich, wie es schien, mehr um die Kost als ihre Männer, massen diese sich nur mit Holz versorgeten, damit sie sich wacker wärmen könnten, da indessen die Weiber mit ihren Kanoes auf den Fischfang ausgiengen, und über einige Zeit mit einer grossen Menge See-Eyern und einer Gattung weissen Maden wieder zurück kamen. Diese Nahrung zu suchen, fahren die Weiber mit ihren Kanoen ohngefehr eine Meile vom Strande ab, springen sodenn über Boord, und tauchen auf fünf bis sechs Faden Wasser, worunter sie eine unglaubliche Zeit aushalten, immittelst sie, was ihnen anständig, in ein Körbgen sammlen. Die Matrosen kauften ihnen Hunde ab, welche sie schlachteten und assen, und deren Fleisch so gut als in Engeland das Schöpsen-Fleisch schmeckte. Die Indianer zogen bald darnach wieder weg, weil ihre Gewohnheit nicht ist, sich lange an einem Orte aufzuhalten. Als nun diese Zeit zehn Matrosen ertappet wurden, daß sie einen Anschlag gemacht hätten, den Capitain samt dem Lieutenant Hamilton und dem Wund-Arzte vom Brodte zu helfen, so lieffen dieselben weg. Unter diesen befand sich der Zimmer-Geselle, ein Mensch, der ihnen bey ihren beängstigten Umständen grosse Dienste thun konnte, welches ihnen desselben Verluste desto unerträglicher machte.

machte. Sie hatten kein ander Mittel an das veste Land zu gelangen, als allein mit einer Schuyte oder Kanoe, auch keine andere Lebensmittel als See-Muscheln oder andere Schalen-Fische. Nach diesem Vorfalle gab der Capitain Befehl, bey den Booten zu wachen, daß solche des Nachts nicht gestohlen würden, weswegen er auch die Ruder in Verwahrung bringen ließ.

Nach der Hand stieß das Schiff vollends in Stücken, und es kamen verschiedene Dinge, als Fässer mit Wein, Branntwein, Ballen mit Tuch, Hüten, Schuhen und andern Nothwendigkeiten angetrieben. Dieser Vorrath wurde in einem Zelt in Verwahrung gebracht, und eine Wache dabey gestellet. Ein jeder mußte, wenn ihn die Reihe traf, Schildwacht halten, ausser nur der Capitain und der Zimmermann nicht, welcher letztere beschäftigt war, die Schalupe auf eilf Fuß, zehn und einen halben Zoll am Kiel zu verlängern, und dieselbe mit einem Deck zu versehen. Sie hatten nun täglich noch hundert Mann zu speisen, und beholfen sich sehr sparsam. Die Portion, die ausgetheilet wurde, war anfänglich täglich ein Pfund Mehl und ein Stück Speck für drey Mann; diese Portion wurde den folgenden Tag auf ein Viertel Pfund Mehl und ein Seidel Wein täglich für den Mann verändert, wer aber lieber Branntwein haben wollte, bekam, anstatt des Weines, von jedem ein halb Seidel, bis daß zuletzt ihre vornehmste Speise aus Muscheln, und Schnecken, die sie von den Klippen holeten, bestand. Sie kochten auch eine Art von See-Grase, Thromba genannt, und assen noch ein ander Kraut Namens Saragraza, welches sie

in

in Unschlitt rösteten. Dieses alles geschahe die Speisen so viel möglich zu ersparen, allein diese genommene Vorsorge wollte wenig helfen. Das Zelt, worinn der Vorrath verwahret war, wurde zu verschiedenenmalen bestohlen, und die Diebe, welches See-Soldaten waren, dem Kriegs-Gebrauche nach gegeisselt, oder durch die Spitzruthen gejaget; weil aber diese Strafe mit der Abscheulichkeit der Missethat keine Vergleichung hatte, so riessen die Matrosen einmüthig, daß dieses als ein Haupt- und Todeswürdiges Verbrechen geahndet werden müste, worauf denn endlich für gut befunden und beschlossen würde, daß, dafern jemand, wer es auch seyn möchte, über einer so schändlichen That ertappet würde, derselbe ohne Anstand auf die nächste unbewohnte Insul gebracht werden, und daselbst seine Kost für sich suchen sollte, bis sie seegelfertig wären, und sämtlich von dannen aufbrechen könnten. Aber auch dieses Mittel war nicht hinlänglich, einen Schrecken dafür einzujagen. Das Zelt wurde wieder bestohlen, und fünf derer verdächtigen See-Soldaten liessen, aus Furcht vor der verdienten Strafe, zu den ersten Flüchtlingen über. Vier andere wurden vor Recht gestellet, und nach dem vesten Lande gebracht zu werden verurtheilet, um sich da, so gut sie könnten, zu ernähren.

Diese wiederholten Diebstäle verursachten noch dazu grosses Murren unter den Matrosen, als welche forderten, daß jedem unter ihnen täglich ein Seidel Branntwein gegeben werden sollte, verschiedene aber kamen gar mit einem halb Stübchens-Kruge zu dem Capitain, und verlangten den voll Wein zu haben. Er weigerte ihnen solches anfänglich; weil er aber besorgete, sie möchten

keine

keine Schwierigkeit finden, dieselben auf ihr eigen Kerbholz zu füllen, so hielt er für rathsamer, ihnen diesesmal ihren Willen zu lassen.

Nunmehr fing der Capitain an, den mißlichen Zustand, worinn er sich befand, recht einzusehen, und wie schwer es ihm fallen würde, sich bey seiner Gewalt und Ansehen zu erhalten, wobey er sich gleichwohl gern handhaben wollte, wie er denn, auf ein entstandenes Gerücht, daß einer der Kajüten-Leute Händel suchte, mit gespanneten Pistol in der Hand aus seinem Zelte kam, denselben unbedachtsamer Weise ins Gesicht schoß, und ihn solchergestalt verwundete, daß er nach vierzehn tägig-ausgestandener unaussprechlicher Quaal und Schmerzen, endlich seinen Geist aufgeben muste. Dieser unglückliche Zufall gab Ursache zu grossem Mißvergnügen, und der Capitain kam dadurch auf einmal um seine Gewalt und Ansehen.

Wie der Zimmermann um diese Zeit das Fahrzeug meistens vollendet hatte, so fingen die Matrosen unter einander an sich über der Fahrt zu streiten, welche man, wenn dasselbe seegelfertig wäre, vor sich nehmen sollte. Diejenigen, die der Seefahrt kundig waren, behaupteten, daß, wenn man durch die Magellanische Strasse wendete, solches das sicherste, oder vielmehr eintzige Mittel wäre, Leben und Freyheit zu erhalten. Dieser Ursachen halben wurde ein Beschluß genommen und schrifftlich verfasset, um solchen, ausser dem Capitain, dem Lieutenant, Schreiber und Wund-Arzte, von allen Officiers und sämtlichen Matrosen, nur die Kajüten-Jungen ausgenommen, insgemein unterzeichnet, dem erstern zu übergeben. Sie begaben sich demnach alle zusammen

zu

zu dem Capitain, rieffen überlaut: nach der Strasse/ nach der Strasse, und schienen alle vor Freude entzücket, daß sie gerades Weges wieder nach Engeland kehren sollten. Dieser Beschluß war folgenden Innhalts:

Demnach wir Untergeschriebene so eine glückliche Gelegenheit zur Erlösung angetroffen, so urtheilen wir/ zu Erhaltung unsers Lebens den besten und sichersten Weg zu seyn, daß wir durch die Magellanische Strasse nach England steuern. Gegeben auf einer unbewohnten Insul auf der Küste der Patagonen in der Süd-See/ den dreyzehnten Tag des August Monats 1741.

gezeichnet rc. rc.

Das folgende ist die Abschrift einer Entschliessung, welche von den Befehlshabern der See-Soldaten aufgesetzt und unterzeichnet worden:

Nachdem wir Untergeschriebene von den Matrosen, welche ihre schriftliche und durch sie unterzeichnete Entschliessung dem Capitain überliefert haben, desfalls zulängliche Ursachen erhalten, so bewilligen wir in allen Stücken, längst der Magellanischen Strasse nach England zurück zu kehren.

gezeichnet
Robert Pemberton, Capitain.
William Fielding, Lieutenant.
Robert Ewers, Lieutenant.

Als der Capitain von dem vorgefallenen Bericht empfangen, und sich obbemeldten Beschluß vorlesen lassen, antwor-

antwortete er, daß er sich Bedenkzeit ausbäthe, und ihnen seinen letzten Schluß bekannt machen wollte. Wie nun derselbe einige Tage darnach in einem Gespräche mit seinen Officierern, diesen die grosse Unruhe entdecket, worein ihn ihre Entschliessung gesetzet, so gab er sich grosse Mühe, sie von ihrem Vornehmen abwendig zu machen, und auf seine Seite zu ziehen. Unter andern stellete er ihnen tausenderley Gefahren und Mühseligkeiten vor, denen sie sich unterwerfen müsten, wenn sie wieder durch die Strasse zurück wollten. Er bat sie zu erwägen, daß sie über 160 Meilen davon ab wären, den Wind immer entgegen hätten, und daß gar kein frisch Wasser da zu finden wäre, mit dem Beyfügen, daß wenn er auch endlich sollte bewogen werden, nebst ihnen einerley Schicksal zu versuchen, so wäre er dennoch vollkommen überzeuget, daß nach dem Norden der sicherste Weg wäre. Die Officiers bezeigten mit ihrer Antwort und gemachten Einwürfen, daß sie mit des Capitains beygebrachten Gründen nicht zufrieden, und blieben fester als jemals bey ihrem vorigen Schlusse. Der Capitain wollte inzwischen auch das Volk ausforschen, und fragte einen nach dem andern, wie er gesinnet wäre, befand aber, daß sie alle durch die Magellanische Strasse wollten. Der Schiffs-Lieutenant sprach wenig in den verschiedenen Unterredungen, welche der Capitain dieser Sache halber mit seinen Officierern hielte; nur dieses wurde angemerket, daß er in des Capitains Gegenwart allezeit von Nordwerts zu gehen sprach, hinter desselben Rücken aber mehr als jemand der anderen schrie, daß man durch die Magellanische Strasse nach Engeland zurück kehren müßte.

Da nun des Capitains Gesinnung, nach dem Norden

zu seegeln, weiter kein Geheimniß war, so erweckte solches eine grosse Verbitterung unter dem Volke, weil es darauf abgesehen war, sie von ihrem Vornehmen abzuziehen, welches sie, gerades Weges nach Engeland zu seegeln, gefasset hatten. Anderer Seits muß angemerket werden, daß der Capitain verschiedene überredet hatte, nach dem Norden zu wenden, deren einer so unbedachtsam zu Werke ging, daß er diejenigen vor den Kopf zu schiessen dräuete, die nur merken lassen würden, daß sie durch die Magellanische Strasse nach Engeland zurück kehren wollten. Hierauf entwurfen die von der Gegen-Parthey eine neue Schrift für den Capitain, die er unterzeichnen sollte, um die Gemüther des Volkes zu besänftigen.

Abschrift derselben:

Demnach in einer allgemeinen Berathschlagung für gut befunden worden, von diesem Platze durch die Magellanische Strasse nach der Küste von Brasilien, und sodann weiter nach Engeland zu seegeln, und wir gleichwohl zum Verderben des ganzen Volkes einige Partheylichkeiten wahrnehmen; über dieses auch grosse Diebstähle geschehen seyn, und nun alles wieder zum Stillstande gekommen ist, so haben wir, um aller künftigen Verbitterung und Betruge vorzubeugen, einhellig beschlossen zu thun, als oben gemeldet ist.

Diese Schrift wurde dem Lieutenant übergeben, welcher sagte, daß er für gewiß hielte, daß der Capitain solche unterzeichnen würde; im Fall er aber solches nicht thäte, müßte er in Verhaft genommen werden, weil er

den Bootsmann todt geschossen, und daß er alsdenn selbst das Gebiete über sich nehmen wollte.

Den folgenden Tag giengen sie nach des Capitains Zelte, da sie ihre Rede mit Vorstellung der Unruhe anfingen, die unter dem Volke wäre, weil zu Verhinderung des Vornehmens, so sie gefasset hätten, nach dem Süden zu wenden, Entwürfe gemacht würden.

Wie der Capitain sahe, daß die Matrosen unverrückt bey ihrem Vorsatze blieben, antwortete er: Ich bin aber besorgt, daß wir Gegenwinde antreffen werden, denn, fügte er bey, wenn die Sonne die Linie vorbey ist, so hat man diese zu erwarten. Man antwortete, daß man gut dreyviertheil im Jahre Nord- oder Süd-Westen Wind hätte, der gut für uns wäre. Auch sagte der Zimmermann, daß frisch oder süß Wasser sowohl auf der einen als auf der andern Küste zu bekommen wäre, und fragte zugleich, nachdem der Ritter John Narborough bey stiller Friedenszeit von den Spaniern so übel gehandelt worden, was wir denn wohl bey einem offenbaren Kriege zu gewarten haben würden; worauf der Capitain antwortete: Ich befürchte eine sehr schlechte Begegnung.

Man sagte ferner, daß alle Matrosen, welche diese Seen mehrmals befahren hätten, vollkommen wüßten, daß die Spanier nichts anders suchten als die Engeländer in ihre Gewalt zu kriegen, um mit ihnen auf eine unmenschliche Weise umzuspringen. Und damit dieses auf eine solche Weise vorgestellet würde, daß nicht daran gezweifelt würde, so erzehlte man dem Capitain die hier folgende Begebenheit, welche dem Lieutenant und einigen andern, die von dem Ritter John Narborough bey der

Vestung Baldivia an Land gesetzet worden, wiederfahren ist, nachdem sie anfänglich von den Spaniern mit aller Freundschaft aufgenommen worden, um, wie es geschienen, den Ritter Narborough dadurch einzuschläfern, und zu bewegen, daß er mit seinem Schiffe unter dem Geschütz der Vestung den Anker möchte fallen lassen. Diese Erzehlung ist durch den Ritter Narborough selbst aufgesetzet worden, um von der unerhörten Treulosigkeit der Spanier in America ein lebendig Denkmahl zu hinterlassen, und lautet folgender gestalt:

Als ich, schreibt der Ritter John Narborough, den Lieutenant bey Baldivia * an Land geschicket, liessen sich ohngefehr zwanzig Spanier und Indianer am Strande sehen, die alle bewehrt waren. Sie empfingen denselben mit dem Boots-Volke freundlich, und brachten ihn guter zwanzig Ruthen Landwärts ein auf einem Hügel unter einem Schattenreichen Baum, wo der Capitain von der Vestung und zween Spanische Herren ihn mit grosser Höflichkeit aufnahmen; diese sassen auf Stühlen und Bänken rund um eine Tafel unter dem Schatten, weil die Sonne sehr heiß schien. Der Spanische Capitain ließ Wein holen, der ihm in einer grossen silbernen Schale gebracht wurde; der Lieutenant mußte mit trinken, welchen er am Strande willkommen hieß, und fünf Canon-Schüsse thun ließ, weil er erfreuet wäre, Engeländer zu sehen. Er sagte zu dem Lieutenant, daß der Platz, wo er sich befände, die Vestung

* Von Baldivia siehe Freziers Reise nach der Süd-See. Kap. VIII. p. 57.

stung Baldivia hiesse, sprach sehr freundlich mit ihm, und wußte, wie es das Ansehen hatte, nicht genug zu bezeugen, wie willkommen sie ihm wären. Nachdem ein jeder getrunken, und mein Lieutenant ihm für seine gütige Aufnahme gedanket, ersuchte er denselben Platz zu nehmen. Er sprach mit ihm von allerhand Dingen; fragte von wannen sie kämen, und durch welchen Weg sie in diese See gekommen wären; wie der Capitain hiesse, und ob Engeland Krieg hätte? Der Lieutenant gab ihm auf dieses alles gehörigen Bescheid, und fragte ihn wieder, ob sie mit den Indianern Friede hätten? Er antwortete, mit der Hand rum um zeigend, daß sie auf allen Seiten mit ihnen im Kriege lägen; daß sie tapfere und bößartige Leute wären, die zu Pferde föchten, und ihnen viel Abbruch thäten; daß zween Tage vorher die Indianer aus den Wäldern gekommen wären, und einen Capitain, der bey der Vestung die Wache gehabt, todt geschossen, ihm den Kopf abgehauen, und auf eine Lanze gesteckt und mit sich genommen hätten. Er wies auch dem Lieutenant den Platz, wo die Indianer aus dem Busche gekommen waren, sowohl als denjenigen, wo der Capitain war erschossen worden. Sie schienen sich vor den Indianern sehr zu fürchten, und es ist ein offenbar Zeichen, daß es wirklich also ist, weil sie anders keinen Grund und Boden allda haben, als worauf die Vestung stehet, ohne einige der Holzungen disseits des Havens umzuhauen, weshalben sie sich keinen Musqueten-Schuß von den Pallisaden zu gehen wagen dürfen.

Nachmittags wurde in dem Zelte, worinn sie waren, eine in fünferley ungemein wohl schmeckenden Gerichten

bestehende Mahlzeit, die aus dem Fort in silbern Schüsseln nach dem Zelte gebracht wurde, angerichtet; doch waren nicht die Schüsseln alleine silbern, sondern auch die Teller, ja sogar alle Kessel und Dämpfpfannen, und alles andere Gefässe und Küchen-Geschirre. Das Gieß-Becken, welches sie zum Händewaschen brachten, war gleichfalls von Silber und sehr groß, selbst die Soldaten hatten silberne und die Officierer gediegen goldene Degen. Ueber dieses waren die untersten Platten der Kolben ihrer Musqueten von Silber, gleichwie auch das Gesteck ihrer Ladestöcke, welche unten gleichergestalt mit Silber beschlagen waren, übrigens hatten sie silberne Rauch- und Schnupftobacks-Dosen, und ihre Röcke waren mit Silber eingefasset. Sie besassen in der That viel Silber und Gold, und schienen nicht viel Wesens daraus zu machen.

Es kamen vier Spanische Edelleute mit dem Lieutenant am Boord, um das Schiff zu besehen, und dasselbe in den Haven einzulootsen, dafern ich solches zulassen wollte, woran sie gar nicht zweifelten, wie ich nach der Hand von einem Spanier vernommen, der zu mir kam, und mir ihren ganzen Anschlag entdeckte, den sie, das Schiff zu überrumpeln, gemacht hatten, ich war aber so viel möglich auf meiner Huth, weil ich wußte, daß die Spanier in America nichts anders suchten, als die fremden Nationen in dieser Welt-Gegend zu benachtheiligen, zumalen mich dessen auch ihr verrätherisches Verfahren mit Capt. Hawkins zu San Juan de Ulloa völlig überzeuget hatte.

Ich hatte diesen Tag eine lange Unterredung mit den Spanischen Herrn, betreffend Baldivia und das Land Chili.

Chili. Sie erzehlten, daß viel Gold zu Baldivia wäre, die Eingebohrnen des Landes aber ihnen im Goldgraben sehr hinderlich wären; daß dieselben blutige Kriege gegen sie führten, und wenn sie einen Spanier gefangen bekämen, ihm den Kopf abhieben und auf eine Stange steckten; sie setzten hinzu, daß sie da eben so als die Spanier zu Mamora in der Barbarey, das ist, von ihren Feinden umringet lebeten.

Die Spanier sagten ferner, daß sie jährlich sechs grosse Schiffe von Lima nach dem Haven Manicha in den Philippinischen Insuln schickten; daß sie mit den Chinesern grossen Kaufhandel trieben; daß die Schiffe von Callao, welches der Haven von Lima ist, im Jenner abreiseten, und ihre Fahrt von Lima bis in den Haven zu Manilla fast nicht viel über zween Monate währete; daß sie zwischen den Sonnenwende-Kreisen hinseegelten, und meistens Osten Wind hätten; daß sie um den Norden zurück kämen, um den Westen-Wind zu haben, welcher sie nach California und in den Haven von Aquapulco, auf der Westlichen Küste von Neu-Spanien brächte, von wannen sie sodann nach Panama und von dar endlich nach dem Haven von Lima seegelten. Sie setzten hinzu, daß sie mit reicher Ladung zurück kämen, welche in vielerley seidenen Stoffen und andern kostbaren Gütern, imgleichen Spetzereyen und Cattunen-Leinwandten bestünden; imgleichen daß die Manilhaner starken Handel mit den Japonesern und Chinesern trieben, welcher ihnen grossen Gewinst brächte. Sie fragten weiter, wo meine Reise zugienge? worauf ich antwortete: nach China; für welches Land ich kostbare Güter an Boord hätte, und daß ich diesen Platz blos

ges Gold daselbst, von welchem aber die Indianer nicht gern ab wollten. Ich brachte die Karte von der ganzen Küste hervor, legte sie auf die Tafel, und that verschiedene andere Fragen, und unter andern, wer diesen oder jenen Haven bewohnete? ihre Antwort war, daß einige von Spaniern, andere aber von Indianern bewohnet würden, wobey sie mir gleichwol nicht sagten, was ich zu wissen verlangete, und solches zu vermeiden, das Gespräch immer anders dreheten, woraus ich urtheilete, daß sie von den südlichen Küsten von Baldivia nicht sonderliche Kundschaft haben müßten. Sie sagten auch, daß Spanier auf der Insul Castro wohnten, woselbst viel Korn insonderheit Europäischer Weitzen wüchse: Castro gegen über auf dem vesten Lande wäre ein von Spaniern bewohnter Ort, Namens Orsono, wo Gold und viele Indianer gefunden würden. Ich erkundigte mich weiter, ob man zwischen Castro und dem vesten Lande nicht eine gute Fahrt anlegen könnte; worauf sie aber entweder nicht antworten wollten oder nicht konnten, und nur so viel sagten, daß einige Schiffe von Lima mit nothwendigen Dingen dahin seegelten.

Die Schiffe, fuhren sie fort, lassen den Anker in dem Nord-Nord-Östlichen Theile der Insul Macao auf 8 Faden Sandgrund nahe bey dem Strande fallen, und der Nord-Ost-Wind ist der schlechteste für die Schiffe die auf der Rhede liegen. An der Süder-Seite von Macao liegen verschiedene Felsen und blinde Klippen, welche an dieser Seite die Landung verhindern.

An dem Nordlichen Theile der Insul St. Mary, fuhren

ten sie fort, haben die Schiffe, nicht fern vom Strande, auf 8 bis 9 Faden Wasser, guten Sand-Grund, und der Nord-Nord-West-Wind ist der schlimmste für diese Rhede. Auf beyden Insuln findet man Holz und frisch Wasser, und hat auf dieser Küste keine hohe Fluth aus dem Süden, weil das Wasser höchstens nicht mehr als ohngefehr 8 bis 9 Fuß hoch anwächset.

Die Insul Macao liegt auf 38 Grad, 30 Minuten Süder-Breite.

Die Insul St. Mary liegt auf 37 Grad, 14 Minuten Süder-Breite. Man findet daselbst Aepfel, Pflaumen, Birnen, Oliven, Abricosen, Pfersiche, Quitten, Aepfel, Zitronen, und verschiedene andere Sorten von Früchten, worunter auch Bisam- und Wasser-Melonen. Die Spanier halten diese Insuln für das schönste, oder vielmehr das gesundeste, reicheste und fruchtbarste Land von der ganzen Welt; daß sie sogar keine Schwierigkeit machen dieselben mit dem Paradiese zu vergleichen, weil, ihrem Vorgeben nach, kein eintziges Land unter der Sonnen mehr, oder nur bey weitem so viel zu des Menschen Unterhalt und Vergnügen liefern könnte als diese Insuln thun.

Die gesunde Luft dieses Landes betreffend, so sahen die vier Spanier, die ich damals an Boord hatte, so frisch und gesund aus, als ich jemals Menschen gesehen habe, und das Volk am Strande, so männ- als weiblichen Geschlechtes, waren alle rüstig und stark, hatten eine lebhafte Farbe, und schienen sehr gesund zu seyn. Viele Manns-Personen waren sehr wohl bey Leibe, und sahen aus, als wenn sie auf der Mast gelegen hät-

ges Golt daselbst, von welchem aber die Indianer nicht gern ab wollten. Ich brachte die Karte von der ganzen Küste hervor, legte sie auf die Tafel, und that verschiedene andere Fragen, und unter andern, wer diesen oder jenen Haven bewohnete? ihre Antwort war, daß einige von Spaniern, andere aber von Indianern bewohnet würden, wobey sie mir gleichwol nicht sagten, was ich zu wissen verlangete, und solches zu vermeiden, das Gespräch immer anders dreheten, woraus ich urtheilete, daß sie von den südlichen Küsten von Baldivia nicht sonderliche Kundschaft haben müßten. Sie sagten auch, daß Spanier auf der Insul Castro wohnten, woselbst viel Korn insonderheit Europäischer Weitzen wüchse: Castro gegen über auf dem vesten Lande wäre ein von Spaniern bewohnter Ort, Namens Orsono, wo Gold und viele Indianer gefunden würden. Ich erkundigte mich weiter, ob man zwischen Castro und dem vesten Lande nicht eine gute Fahrt anlegen könnte; worauf sie aber entweder nicht antworten wollten oder nicht konnten, und nur so viel sagten, daß einige Schiffe von Lima mit nothwendigen Dingen dahin seegelten.

Die Schiffe, fuhren sie fort, lassen den Anker in dem Nord-Nord-Ostlichen Theile der Insul Macao auf 8 Faden Sandgrund nahe bey dem Strande fallen, und der Nord-Ost-Wind ist der schlechteste für die Schiffe die auf der Rhede liegen. An der Süder-Seite von Macao liegen verschiedene Felsen und blinde Klippen, welche an dieser Seite die Landung verhindern.

An dem Nordlichen Theile der Insul St. Mary, fuhren

ren sie fort, haben die Schiffe, nicht fern vom Strande, auf 8 bis 9 Faden Wasser, guten Sand-Grund, und der Nord-Nord-West-Wind ist der schlimmste für diese Rhede. Auf beyden Insuln findet man Holz und frisch Wasser, und hat auf dieser Küste keine hohe Fluth aus dem Süden, weil das Wasser höchstens nicht mehr als ohngefehr 8 bis 9 Fuß hoch anwächset.

Die Insul Macao liegt auf 38 Grad, 30 Minuten Süder-Breite.

Die Insul St. Mary liegt auf 37 Grad, 14 Minuten Süder-Breite. Man findet daselbst Aepfel, Pflaumen, Birnen, Oliven, Abricosen, Pfersiche, Quitten, Aepfel, Zitronen, und verschiedene andere Sorten von Früchten, worunter auch Bisam- und Wasser-Melonen. Die Spanier halten diese Insuln für das schönste, oder vielmehr das gesundeste, reicheste und fruchtbarste Land von der ganzen Welt; daß sie sogar keine Schwierigkeit machen dieselben mit dem Paradiese zu vergleichen, weil, ihrem Vorgeben nach, kein einziges Land unter der Sonnen mehr, oder nur bey weitem so viel zu des Menschen Unterhalt und Vergnügen liefern könnte als diese Insuln thun.

Die gesunde Luft dieses Landes betreffend, so sahen die vier Spanier, die ich damals an Boord hatte, so frisch und gesund aus, als ich jemals Menschen gesehen habe, und das Volk am Strande, so männ- als weiblichen Geschlechtes, waren alle rüstig und stark, hatten eine lebhafte Farbe, und schienen sehr gesund zu seyn. Viele Manns-Personen waren sehr wohl bey Leibe, und sahen aus, als wenn sie auf der Mast gelegen hät-

hätten, und waren übrigens in ihrer Kleidung so prächtig, daß man wohl sehen konnte, daß da an Gold und Silber kein Mangel wäre.

Es gingen 18 Mann mit dem Boot an Land, welches die besten Leute waren, die ich im Schiffe hatte, und die zu Ausführung der ihnen aufgetragenen Geschäffte am geschicktesten waren; ich hatte ihnen Befehl gegeben, die Gelegenheit des Havens, die dasigen Vestungs-Werke der Spanier, und die Geartheit der Einwohner zu untersuchen, und diesen zu sagen, daß mein einziges Verlangen wäre, mit des Landes Eingebohrnen, die mit den Spaniern im Kriege verwickelt wären, eine mündliche Unterredung zu halten, sofern es nur einigermassen möglich wäre, massen ich gern zwischen ihnen und der Englischen Nation eine Handlung errichten wollte, weil ich klärlich sähe, daß besagtes Land wenig oder gar nicht besucht würde, und allen andern Nationen, ausser den Spaniern, fast ganz unbekannt wäre.

Mein Bootsvolk besichtigte den Haven und die Vestungswerke, und thaten alles was sie konnten, mit den Eingebohrnen in Bekanntschaft zu gerathen. Die Spanier kauften meinem Volke verschiedene Dinge ab, und bezahlten in guten wichtigen Stücken von Achten, wollten aber kein Gold geben, obgleich meine Leute lieber Gold als Silber für ihre Waaren gehabt hätten; Sie wollten auch kein Brodt in Bezahlung geben, und sagten, daß sie den folgenden Tag Brodt von Baldivia bekommen würden. Die Dinge die sie damals meinem Volke abkauften, waren zwo Vogelflinten, welche in Engeland ohngefehr das Stück 20 Schill. Sterl. kosten, und für deren jede die Spanier 16 Stücken

von

von Achten gaben; für Messer, wovon das Stück in Engeland 3 Schill. Sterl. kostete, fünf Stück von Achten; für ein Paar Ohrringe, so 10 Stüver gekostet, ein Stück von Achten, und eben so viel für ein Paar lederne Handschuhe von 10 Stüver; für gemeiner Matrosen Wambste, die man in Engeland für 16 Schilling Sterl kaufen kann, bezahlten sie 9 St. von Achten; insonderheit waren sie sehr begierig Mäntel und Stücken Boy zu kaufen. Die Manns-Personen trugen hübsche Kleidungen von verschiedenen Stoffen und Farben; ihre Kamisöler waren von Seide mit silbernen Blumen, sie hatten gute Wäsche, und schöne Flämische Borten, deren sie sehr breite, an statt der Hutschnüren um ihre Hut-Kappe trugen; über dieses hatten sie grosse seidene Schersen mit güldenen Spitzen an den Enden kreutzweise über ihre Schultern, eine kurze Binde um den Hals, und ein Rohr mit einem silbernen Knopfe in der Hand, übrigens waren ihre Schuhe, Strümpfe und Hosen nach Spanischer Weise gemacht. Sie waren gegen meinen Lieutenant und Schiffvolk sehr freundlich, und begegneten ihnen sehr leutseelig. Mein Volk durfte nicht in das Fort kommen, wurde aber in einem dabey aufgeschlagenen Zelte aufgenommen. Vier Spanische Frauens-Personen traten mit Gewalt in das Englische Boot, und setzten sich auf die Bänke, damit sie sagen könnten, sie wären in einem aus Europa gekommenen Boote gewesen. Es waren sehr schöne weisse Frauensleute in dem Königreiche Peru, so zwar von Spanischen Eltern gebohren, aber niemals in Europa gewesen waren. Verschiedene Spanier haben Indianische Frau-

en;

en; alle aber sind sauber in seidenen Stoffen auf Spanisch gekleidet, haben grosse güldene Ketten um den Hals und Ohrringe mit in Gold gefaßten Saphiren.

Der Capitain des Forts St. Jago schenkte meinem Lieutenant eine silberne Tobacks-Dose, ein Rohr mit einem silbernen Knopfe, und einen Federbusch von Straußfedern, den er damals auf seinem Hute trug. Die Federn waren schmal und klein, und nicht so gut als die in der Barbarey; der Busch bestund aus rothen, weissen und blauen Federn, so da zu Lande gefärbt waren. Ich sahe eine andere Feder, die dem Hrn. Wood von einem Spanischen Herrn geschenket worden; dieselbe war schwarz, breit und sehr schön, und von Straussen-Federn aus diesem Lande gemacht. Es giebt dieser Vögel viel in den Flächen, gleichwie auch derer Guianacos, welche die rothe Wolle tragen, die in den Königreichen Peru und Chili häufig fällt, und woraus in Engeland Hüte gemacht werden.

Mein Volk konnte auf keinerley Weise mit den Eingebohrnen, welche mit den Spaniern im Kriege lebten, zu Sprache kommen, noch einig Gold von ihnen kriegen, ohne daß es die Spanier wären gewahr worden. Die Indianer machten am Strande innerhalb des Havens an der Seite eines Gebüsches ein Feuer, steckten eine weisse Flagge auf einen langen Stock, und blieben eine geraume Zeit dabey. Mein Lieutenant wollte mit dem Boot nach ihnen hinfahren, die Spanier aber wollten es nicht zulassen, vorgebend, daß es Leute von ihrer eigenen Nation wären, die daselbst wohneten.

Die Matrosen, welche mit dem Boot an Bord kamen, sagten mir, daß der Lieutenant auf dem Fort St.

Jago

Jago gewesen wäre, und dem Capitain desselben meine Bothschaft hinterbracht hätte, welcher aber gesagt, daß er keine Ordre hätte mich Wasser einnehmen zu lassen; mit Ersuchen, mein Lieutenant möchte mit dem Boot nach dem Fort St. Pedro gehen, welches er auch in Gesellschaft eines Münches und zween Spanier gethan, da immittelst diese ganze Zeit über, meinem Befehl zufolge, die Friedens-Flagge gewehet, und die Trompeter geblasen, bis sie bey dem Forte angelanget wären. Bey ihrer Ankunft wäre mein Lieutenant von vier Spanischen Herren sehr höflich empfangen worden; er hätte ersucht dem Gouverneur aufwarten zu dürfen, welche Ehre er auch in einem Zelte genossen, worin dieser sich befunden. Der Gouverneur hätte den Lieutenant sehr leutselig empfangen und niedersetzen lassen; Worauf dieser denselben in meinem Namen begrüsset, ihm den Käse und Butter, sammt den Spezereyen, Gläsern und Pfeiffen, die ich ihm zum Geschenke gesendet, überreichet, und um Erlaubniß, diesen Tag frisch Wasser einnehmen zu dürfen, angesuchet, mit dem Beyfügen, daß ich die Schalupe bereits mit den Fässern aussetzen lassen, und Antwort erwartete. Der Gouverneur hätte hierauf meinen Lieutenant und den Herrn Fortescue wieder Platz nehmen lassen, und ihnen einen silbernen Becher mit Chilischen Weine zugebracht, jenen aber weiter keine Antwort gegeben, sondern einen Befehlhaber mit etlichen Soldaten, sich meines Bootes zu bemächtigen, abgeschicket. Mein Lieutenant hätte hierauf gefraget, ob er nicht wissen dürfe, warum er das Boot in Beschlag nehmen liesse? Worauf ihm der Gouverneur geantwortet, daß er von dem General

neral-Capitain von Chili, Don Pedro de Montajes, Befehl hätte, ihn gefangen zu behalten, bis das Schiff in den Haven unter die Canonen des Casteels gebracht würde, und daß es ihm leyd thäte, daß er nicht mehrere Befehlshaber vom Schiffe in seinen Händen hätte. Diesemnach empfing ich folgenden Brief von meinem Lieutenant:

Mein Herr!

Ich und der Hr. Fortescue werden hier gefangen gehalten/ warum aber, solches kann nicht sagen; Inzwischen erzeiget man uns viel Freundschaft/ und saget/ dafern E. E. mit dem Schiffe in den Haven kommen will/ sie sich auf allerley Weise finden lassen werden. Mein Herr/ ich darf ihnen weiter nichts schreiben/ als daß

Ich bin etc.

Thomas Armiger.

Ich befragte mein Volk, welches mein Lieutenant mit dem Boot an mich gesendet hatte; und sie erzehlten mir die ganze Sache und glaubten, daß die Spanier Willens wären, sich unsers Schiffes zu bemächtigen, dessen aber unter einander noch nicht eins werden könnten. Ich sprach mit den beyden Indianern die an Boord gekommen, und der Spanischen Sprache so ziemlich mächtig waren: diese sagten zu mir: daß ich ein Freund der Berg-Indianer und kein Spanier wäre, und wollten mit Gewalt wissen, wo mein Land läge, und ob ich wiederkommen würde? Worauf ich ihnen zur Antwort gab; daß es nicht weit von dannen läge, und ich wiederkommen, Messer, Aexte, Armringe, Gläser u. s. w. mitbringen, und unter ihnen in ihrem Lande wohnen,

wohnen, auch sie das Meinige sehen lassen wollte; daß mein König ihnen vielerley Dinge schenken und sie bey uns wohnen lassen würde; daß er der größte König in der Welt, und wir als seine Unterthanen Engeländer hiessen. Die Indianer fingen hierüber an zu lachen, und schienen recht erfreuet zu seyn. Ich ersuchte sie, daß sie den Berg-Indianern sagen möchten, daß ich, mit ihnen zu sprechen, gekommen, und ihr Freund wäre; daß ich ihnen verschiedene Aexte, Messer, Säbel u. d. g. verehren wollte, wenn sie zu mir kämen, damit ich gehörig mit ihnen sprechen könnte, und daß der grosse König von Engeland, mein Herr, ihnen vielerley Dinge zugesandt hätte und sie gern sehen möchte.

Nachdem die Indianer meine Worte mit grosser Aufmerksamkeit angehöret, sassen sie eine zeitlang ohne zu sprechen, und erwägeten die Freundschaft, die sie von mir und meinem Volke empfingen; da sie aber wieder bedachten, daß sie nach dem Strande unter die Herrschaft der grausamen Spanier zurück kehren müßten; so fingen sie bitterlich an zu weinen, und sagten in gebrochenem Spanisch: Die Spanier sind rechte Teufel. Ich glaube in der That, daß sie die Wahrheit sagten, denn sie sind rechte Teufel, weil sie diesen armen Geschöpfen so unmenschlich begegnen; wie denn meine Leute augenscheinliche Zeugen gewesen, daß die Spanier öfters, wenn jene mit einem Indianer gestanden und gesprochen, diesen mit einem Stocke über den Kopf geschlagen und derbe durchgeprügelt, und dieses ohne die geringste Ursache; doch thun sie solches wohl, ihre Hoheit und Gewalt anzuzeigen. Der beste

Name, den ein Spanier für einem Indianer finden kann, heisset Hund, Teufel u. d. g.

Diese Indianer sagten, daß viel Gold im Lande gefunden würde, und die Spanier desselben viel besässen. Ich verehrte jedem Indianer ein Messer, einen kleinen Spiegel, und etliche Glaskorallen-Schnuren, wofür sie sich sehr dankbar bezeigten; und ersuchte sie aufs neue, mit den Inländischen Indianern zu sprechen und ihnen zu sagen, daß ich ihnen Messer und Gläser verehren wollte, wenn sie zu mir kommen wollten. Diese ganze Zeit über hatte ich grosse Hoffnung, daß ich Gelegenheit finden würde, mittelst dieser Indianer mit Eingebohrnen von Chili in Kundschaft zu kommen, weil sie diese Bothschaft willig anzunehmen, und mit den ihnen gegebenen Verehrungen sehr vergnügt zu seyn schienen.

Diese Leute sind mittelmäßig von Gestalt, stark, gesetzt, und wohl bey Leibe; sie sind gelbbraun von Farbe, und haben lang, schwarz schlecht Haar; ihre Gesichtszüge sind ziemlich schön, doch etwas schwermüthig; sie sind sehr fertig in ihren Leibes-Bewegungen, und gegen Kälte und rauhen Wetter abgehärtet, auch in Essen und Trinken sehr mäßig. Sie tragen kleine Mützen auf ihrem Haupte und einen langen Mantel um den Leib, doch haben die meisten Kleidungen aus einem viereckigten Stücke Wollentuch oder Boy, so sie selbst aus der Wolle von den Guanacos verfertigen, und in dessen Mitte sie ein Loch schneiden, wodurch sie den Kopf stecken, das übrige aber gleich einem Mantel vorn und hinten über die Schultern hangen lassen, und vorne zuknöpften. Viele tragen so lange Mäntel, die ihnen bis auf die Waden gehen, andre aber

haben

haben solche nur bis auf die Knie. Manche tragen halbe Strümpfe, aber keine Schuhe noch Hemden; wieder andre auf Spanisch gemachte Hosen, die aber um die Lenden und Knie dicht anliegen.

Ich schrieb an meinen Lieutenant folgenden Brief:

Lieutenant,

Herkundschafftet/ so viel möglich/ die Vestungs-Werke und wie stark die im Fort an Mannschafft sind; desgleichen ob sie gegen ein Schiff bestehen können, wie weit sie mit Mund-Vorrath versehen/ und ob Don Carlos daselbst ist. Sendet mir hiervon durch John Wilkins Bericht; so will ich alles zu eurer Erlösung anwenden/ sobald ich die Stärke des Platzes weiß.

Ich habe hierauf keine Antwort erhalten, und bin also ohne ihn unter Seegel zu gehen, genöthigt gewesen; man hat auch nie gehöret, wie es nach der Zeit mit ihnen ergangen ist. Diejenigen, die so unglücklich in der Spanier Hände verfielen, waren Thomas Armiger, Lieutenant, 40 Jahr alt und von Norfolck gebürtig; John Fortescue, ein Edelmann, 27 Jahr alt, gebürtig von Wapping, und der Dollmetscher Thomas Highway, von 35 Jahren, und in der Barbarey von Mohrischen Eltern gebohren. Sie waren alle gesunde, starke Leute, von gutem Verstande und fertigem Geiste.

※ (o) ※

Nachdem der Capitain diese Erzehlung verlesen hören, welche allein zulänglich war, ihn zu überzeugen, daß es mit ihm sehr schlecht ablauffen würde, daferne sie nach dem Norden dreheten, und in die Hände der Spanier geriethen, so schien er sich doch wenig oder gar nichts daran zu kehren, sondern antwortete: Meine Herren, es ist Zeit genug, unsere Gedanken über dem Wege, den wir nehmen wollen, ergehen zu lassen, wenn wir erst zu unserer Reise fertig sind. Ich habe auch bereits gesagt, daß es mir gleich viel seyn kann, ob ich den Weg nach Süden oder Norden einschlage. Ich bin Willens, euch nicht zu verlassen, sondern gleiches Glück und Unglück mit euch auszustehen. Hierauf sagte der Hr. Cummins: mein Herr, ich habe euch allezeit für einen ehrlichen Mann gehalten, und glaube auch, daß ihr es seyd; aber mein Herr, ich bitte euch, saget uns doch, bey eurer Ehre, eure Gedanken ohne die geringste Verstellung, ob durch die Strasse nicht der sicherste und gewisseste Weg zu Erhaltung unsers Lebens sey, obschon derselbe mit tausenderley Beschwerlich- und Gefährlichkeiten verknüpfet ist; worauf der Capitain antwortete: ich denke in der That, daß um den Norden der sicherste Weg sey, und keines Weges durch die Magellanische Strasse, ob dieser schon, euren Bedünken nach, viel kürzer ist.

Man sahe nun ganz klar, daß der Capitain auf keinerley Weise von seinem Sinne abzubringen wäre, sondern dagegen, so viel möglich, unter der Hand einen Anhang zu bekommen suchen würde; und weil man besorget war, daß die Matrosen eine Meuterey anfangen möchten, sobald sie solches gewahr würden, so brachte einer der Befehlshaber der See-Soldaten obgemeldete

Schrifft

Schrifft hervor, wobey man mit Verwunderung sahe, daß der Lieutenant hiebey ganz stille schwiege, da selbiger doch der erste gewesen war, der gesaget, daß man den Capitain in Verhaft nehmen müßte, wenn er dieselbe nicht unterzeichnen wollte.

Man lase dem Capitain diese Schrifft vor, und fragte ihn, ob er sie unterzeichnen wollte? Der Capitain streubete sich heftig dagegen, und schien sehr entrüstet zu seyn, daß man ihm etwas solches biethen dürfte. Die andern giengen hierauf weg, und sahen eine Flagge von dem Zelt des Capt. Pemberton wehen, welcher selbst als Präsident auf einem Stuhle saß, und die Matrosen um sich herum stehen hatte. Alle Befehlshaber giengen, den Lieutenant ausgenommen, gerade nach ihm zu. Hier wurde aufs neue verabredet, daß, daferne der Capitain bey seiner Weigerung die bewußte Schrifft zu unterzeichnen beharrete, ihm das Ober-Gebiete genommen, und diesem aufgetragen werden sollte. Zu gleicher Zeit sagte der Capitain Pemberton zu dem Volke, daß er sein Leben daran setzen, und mit ihnen durch die Magellanische Strasse fahren wollte. Die Matrosen rieffen lautes Halses: **nach Engeland/ nach Engeland;** wie der Capitain dieses Rufen hörete, kam er aus seinem Zelte, und ließ fragen, was zu thun wäre? Man gab ihm zur Antwort, daß, weil er die Schrifft zu unterzeichnen sich geweigert, das Volk einmüthig beschlossen hätte, ihn abzusetzen, und den Lieutenant zum Capitain vorzustellen. So bald ihm solches hinterbracht wurde, sagte er mit einem trotzigen Gesichte: Wer ist der Mann, der sich unterstehen will, mir mein Gebiethe abzunehmen? und indem er sich gegen den Lieutenant kehrete, fragte er

ihn, seyd ihr das, mein Herr? Der Lieutenant antwortete ganz kleinmüthig: nein, mein Herr. Das trotzige Ansehen des Capitains hatte dem Lieutenant einen solchen Schrecken eingejagt, daß er aussahe, als eine Leiche. Da nun der Lieutenant solchergestalt den Ober-Befehl über sich zu nehmen sich geweigert hatte, so machte solches das Volk einigermassen verlegen, und ihre genommene Maaßreguln geriethen gleichsam dadurch ins stecken. Diesen unerwarteten Ausschlag der Sache that man dem Capt. Pemberton kund. Inzwischen fragete der Ober-Capitain das Volk, was sie mehr zu sagen hätten? Hierauf rieffen sie alle: daß sie den Schiff- und Mund-Vorrath in gleiche Theile getheilet haben wollten. Der Capitain ließ bey dieser Gelegenheit allen ersinnlichen Verstand und Herzhaftigkeit von sich blicken. Er war nur ein einzeler Mann gegen einer grossen Menge, sie waren alle unzufrieden mit ihm, und alle waren in den Waffen. Er sagte zu ihnen, daß er Südwerts mit ihnen gehen wollte. Er mahlete ihnen die erschrecklichen Folgen mit den lebendigsten und stärkesten Farben ab, welche die Theilung des Mund-Vorrathes nach sich ziehen würde, und sagte unter andern, daß eben dieses das Mittel seyn würde, heute zu leben und morgen Hungers zu sterben; jedoch wollte er, um ihnen, so viel möglich, ein Genüge zu geben, nicht dagegen seyn, daß ein jeder täglich ein Seydel Branntwein bekäme, welches seiner Muthmassung nach 3 Wochen würde dauren können. Hierauf schienen sie ganz geruhig zu seyn, und ein jeder ging friedlich nach seinem Zelte. Diesem allen ungeachtet behielt die Eyfersucht, das Mißtrauen und Murren stets die Ober-

Oberhand, und kurze Zeit darnach gerieth alles wieder das Unterste zu Oberst. Wie das Fahrzeug endlich fertig war, begaben sich der Lieutenant und andere Officierer zum Capitain, um ihm solches anzuzeigen, und mit ihm zu überlegen, was zu Vorbeugung der Meuterey und Aufstandes an Boord am besten zu thun wäre. Sie sagten unter andern, daß sie von ihm erwarteten, daß wenn er abreisete, er niemals das Anker fallen lassen, noch den Cours verändern würde, bevor er ihre Meynung darüber eingenommen hätte; der Capitain aber erklärte sich, daß seine Entschliessung und Vornehmen wäre, nach wie vor Capitain zu seyn und zu bleiben, sich nach den See-Rechten zu richten, und bey denselben zu handhaben, sollte er auch sein Leben daran setzen. Nunmehr waren sie völlig überzeuget, daß er ganz nicht gesonnen wäre, Südwärts zu drehen, das ist, durch die Magellanische Strasse nach Engeland zurück zu kehren, ob er schon letzthin gesagt, daß er es thun wollte. Anderer Seits hatten sie den vesten Schluß gefasset, nicht länger unter ihm zu stehen, es sey denn, daß er sich ihr Vorhaben gefallen liesse, in welchem Falle sie ihm allen Gehorsam erweisen wollten. Sobald er nun also davon abging, und anders Sinnes zu seyn sich erklärete, wollten sie seinen Befehl nicht mehr erkennen, und sagten öffentlich, daß er nichts über sie zu sagen hätte, wobey sie behaupteten, daß indem ihre Löhnung mit dem Verlust ihres Schiffes aufhörete, sein Befehl gleichfalls ein Ende hätte, und sie mithin ihm länger keinen Gehorsam schuldig wären, es sey denn, daß er vernünftigen, das ist, ihren eigenen Einreden, Gehör geben wollte. Dieses ist allemal der Vorwand des Pöbels, welcher sich im-

mer auf den Umsturz rechtmäßiger Gewalt und Ansehens gründet.

Diese Uneinigkeit zwischen dem Capitain und seinem Volke war nunmehro aufs höchste gediehen, und man wird nun bald sehen, wessen Meynung gefolget worden. Es giengen nemlich nach dieser Unterredung mit dem Capitain die Befehlshaber unmittelbar zu dem Capitain Pemberton, und berichteten ihm alles Vorgefallene, welcher, um alle künftige Hindernisse auf einmal aus dem Wege zu räumen, sie nochmals um ihren Beystand ersuchte, damit man sich des Capitains Person versicherte, weil er den Bootsmann, Namens Cotzens, todt geschossen hätte, und ihn als einen Gefangenen mit nach England zu nehmen; wobey er zugleich sagte, daß der Lieutenant Hamilton gleichfalls in die Eisen geschlagen werden müßte. Zu welchen allen die gegenwärtig befindliche Officierer ihre Einstimmung gaben.

Diesem zufolge giengen der Lieutenant, der Büchsenmeister, Zimmermann, Zimmer-Geselle und das übrige Volk den 20 Octob. 1741 an einem Freytage frühe zu dem Capitain, überfielen denselben, weil er noch zu Bette lag, und nahmen alles weg, was in seinem Zelte war. Der Capitain wendete sich auf diesen unerwarteten Besuch zu den Officieren und Matrosen, und sagte hönischer Weise: Das ist schön, ihr Herren, ihr habt mich im Schlafe überfallen; zu gleicher Zeit aber that er die Erklärung, daß er niemals Willens gewesen wäre, Südwerts zu gehen, indem er mehr Ehre in seinem Leibe hätte, als daß er seinen Feinden den Rücken zukehren, sondern viel lieber sich von ihnen todt schiessen lassen wollte; daß er sie alle mit einander, Mann vor Mann, sich in

in einen Zweykampf mit ihm einzulassen, herausfoderte, doch aber wohl versichert wäre, daß keiner unter ihnen allen es mit ihm aufzunehmen das Herz hätte. Nachgehends kehrte er sich zu dem Lieutenant und sagte: Ey, mein Herr, warum geschiehet dieses alles? Mein Herr, antwortete der Lieutenant, das ist des Capitain Pembertons Betrieb. Capt. Pemberton, erwiederte der Capitain, hat mit mir nichts zu thun, und ihr werdet es hernach verantworten müssen. Was hat er denn aber, fuhr er fort, mit mir vor? Er will, sagte der Lieutenant, daß ihr wegen der Ermordung des Bootsmanns Cozens gefangen nach Engeland geführet werden sollet. Gefangen nach Engeland! versetzte der Capitain, ich gedenke Engeland nimmer wieder zu sehen, sondern mir eher ein Glied nach dem andern vom Leibe reissen zu lassen; allein ich bin in der That höchstens verwundert, wenn ich bedenke, wie es mit euch ablaufen werde, wenn ihr nach dem Süden drehet, da ihr mit tausenderley Schwierigkeiten zu kämpfen haben werdet, wo kein Auskommen seyn wird. Es schmerzet mich sehr, verfolgte er weiter, daß so viel rechtschaffene Seeleute sich einen Weg sollen führen lassen, da sie nicht bekannt sind, dahingegen, wenn sie Nordwerts giengen, sie nur funfzig Meilen bis an das Eyland Chiloe hätten, wo wir ganz gewiß Priesen zu machen und wieder zu dem Commandeur zu kommen, Gelegenheit haben würden.

Dieses war des Capitains letzte Bestrebung, sie von ihrem unsinnigen Vorhaben abwendig zu machen. Allein der Schrecken und die Furcht vor den Spanischen Bergwerken und Gefängnissen, deren vorhin erwehnet worden, hatte allzustarken Eindruck bey ihnen, als daß

sie ihm hätten Gehör gegeben, sondern ihr beständiges Rufen war: Nach Engeland! Er ersuchte also, daß er nach seinem eigenen Zelte in Verwahrung gebracht werden möchte; allein sein Gesuch wurde für unfüglich erachtet, weil Hamiltons Zelt nächst an des Schreibers seinem war, und man da für beyde nur eine Wache nöthig hätte. Er wurde demnach in des Schreibers Zelt übergebracht, und alle seiner Güter dahin geschaffet. Als er vor dem Volke vorbey gieng, sagte er: ihr Herren müsset mich entschuldigen, daß ich den Hut nicht abnehme, weil mir die Hände gebunden sind. Nachdem er in Versicherung genommen war, begegnete ihm einer der Matrosen auf unmenschliche Weise, warf ihm vor, daß er ihm Stockschläge gegeben, und sagte: Vormals war die Reihe an euch, nun ist sie an mir; worauf ihm der Capitain blos antwortete: Ihr seyd ein Bösewicht und Taugenicht, daß ihr einen Gefangenen mißhandelt.

Wenig Tage vorher, als sie unter Seegel giengen, ersuchte der Capitain die Officierer zu ihm zu kommen, und sagte, daß er sich lieber wollte todt schiessen, als gefangen führen lassen, und durchaus mit ihnen nicht abreisen wollte, auch deswegen ersuchte, die Matrosen zu fragen, ob sie zugeben wollten, daß er auf der Insul bliebe?

Weil die Officierer die schlimmen Folgen bedachten, wenn sie in einem so kleinen Schiffe, und auf einer so langen und verdrüßlichen Reise, als sie allem Ansehen nach haben würden, zween Gefangene mit sich nähmen, so wurde dem Capitain sein Gesuch zugestanden; überdieses wurde bewilliget, ihm alles Nothwendige zu seinem

Un-

Unterhalte, so viel man missen könnte, zu lassen, wobey ihm gesagt wurde, daß er sich des Bootes oder der Jälle bedienen möchte, wofern er Matrosen kriegen könnte, die mit ihm gehen wollten.

Der Lieutenant Hamilton und der Wund-Arzt beschlossen bey ihm zu bleiben, und die Schalupe wurde nach den weggelaufenen Matrosen geschicket, um ihnen zu wissen zu thun, daß wenn sie mit dem Capitain Nordwerts gehen wollten, ihnen die benöthigten Lebensmittel und Nothwendigkeiten zugestanden werden sollten. Sie nahmen dieses Anerbieten sehr gern an. Man gab dem Capitain eine gewisse Anzahl Mund-Vorrath und allerhand andere Dinge für ihn selbst, den Lieutenant, den Wund-Arzt und die acht Ueberläufter. Der übrige Vorrath wurde an Boord des Speedwell, wie sie ihr Fahrzeug genannt hatten, gebracht, und sie machten alles seegelfertig. Vor ihrer Abreise giengen die Officierer und nahmen Abschied von dem Capitain, welcher ihnen befahl, oder sie vielmehr ersuchte, bey ihrer Ankunft in Engeland alles vorgefallene auf eine unpartheyische Weise zu erzehlen. Er redete ihnen auf das zärtlichste und leutseligste zu, und wie sie unter Seegel giengen, wünschte er ihnen mit grosser Freudigkeit eine glückliche Reise.

Den 24 Wein-Monats 1741 gieng alles Volk, ein und achtzig Seelen an der Zahl, an Boord des Speedwell, zwölf an Boord des Bootes und zehn in die Schute. Gegen Mittag kamen sie unter Seegel, nachdem sie fünf Monate elende Einwohner einer unbewohnbaren trostlosen Gegend gewesen, wo sie diese ganze Zeit über keine zehn ganzer Tage gut Wetter gehabt hatten. Der Capi-

Capitain, der Lieutenant Hamilton und der Wundarzt stunden am Strande, und riefen dreymal glückliche Reise nach, worauf ihnen das Volk ein gleiches zuwünschete. Und dieses war das letztemal, daß sie den unglücklichen Capitain Chaep sahen, welcher ein Herr von sehr grossen Verdiensten war. Er war selbst ein trefflicher Seemann, und hielt viel von rechtschaffenen See-Leuten. Was seine persönliche Tapferkeit anlanget, so dürfte er darinn niemand nachgeben; selbst da er gefangen war, handhabete er die Würde eines Befehlhabers; keine Widerwärtigkeiten waren fähig, ihn kleinmüthig zu machen, oder ihm einen Schrecken einzujagen; er fassete sich immer augenblicklich, und die Furcht war bey ihm ein unbekanntes Ding. Der Verlust des Schiffes war auch kein Verlust. Er wußte seine Authorität wohl wahrzunehmen, so lange er sich am Boord befand, allein da er sein Ober-Gebiete auch am Strande zu einer solchen Zeit durch seine Herzhaftigkeit erhalten wollte, da die Sachen in einem so verwirreten Zustande waren, so kam er auf einmal darum. Er hielt unglückseliger Weise über seiner Macht und Gewalt, da er doch viel eher als ein gemeinsamer und mitleidiger Freund hätte verfahren sollen. Es ist unmöglich, ferner etwas von ihm zu melden, als daß er samt seiner wenigen Mannschaft, daferne sie noch am Leben, allem Ansehen nach zu Chiloe, einer Insul auf der Küste von Chili, gefangen seyn werden.

Unsere Waghälse befanden sich nun wegen Mangel des Raumes so beklemmet, daß das ärgste Gefängniß in Engeland in Vergleichung ihres Zustandes ein Pallast war, und verschiedene von ihnen fingen bereits auf der

Reise

Reise sowohl durch das unaussprechliche Ungemach, so sie ausstunden, als aus Furcht vor den Sturmwinden, Klippen und der Hungers-Noth, womit sie wahrscheinlicher Weise auf dieser langwierigen Fahrt zu kämpfen haben würden, an, in Krankheiten zu verfallen. Solchemnach waren sie nur erst wenig Tage in See gewesen, da schon 8 Mann zu dem Capitain in die Schalupe übergiengen, und kurz darauf gerieth die Jölle von ihnen ab, welches ihren Zustand um so viel elender machte, weil sie nun kein Boot hatten, womit sie an Land fahren und Proviant holen konnten. Sie machten dannenhero eine kleine Schuite, oder vielmehr ein kleines Floß von Ruderspänen und leeren Wasser-Fässern, womit zur Noth drey Mann an den Strand geschicket werden konnten. Einige Tage darnach sahen sie zu ihrer grossen Freude die Jölle, welche gleichwohl wieder hinter dem Speedwell loßriß, und dieselbe Nacht auf den Klippen zerscheiterte, wodurch ein Mann verunglückte.

Sie hatten nunmehr 72 Mann am Boord des Speedwell, und unter diesen allen waren nicht mehr als sechs, die sich einige Mühe gaben, ihr Leben zu erhalten, weil es ihnen, wie es schien, gleichviel war, ob sie bey Leben blieben, oder stürben, so daß man sie mit genauer Noth so weit bringen konnte, daß sie auf das Deck kamen, und das Schiff regieren halfen. Mit einem Worte, sie wollten nicht unter dem geringsten Zwange von der Welt stehen, und da das Schiff ablauffen sollte, forderten sie kurtzum, daß vier Tage vor der gewöhnlichen Zeit Proviant ausgetheilet werden müßte. Es war vergeblich, daß man ihnen die daraus entstehende Gefahr vor Augen stellete, daferne man solchergestalt mit dem Mund-Vorrathe

umgehen wollte; sie gaben aber keinem Einreden Gehör, und ihre Forderung mußte bewilligt werden. Wie nun hiedurch die Officierer ganz ungeduldig gemacht wurden, so sagten selbige, wofern sie sich nicht anders betrügen und Befehl gehorchten, so wollten sie sie verlassen, und möchten sie alsdenn zusehen, wie sie in dieser unbekannten Welt-Gegend zurechte finden könnten, worauf sie angelobeten, daß sie künftig ihrem Befehl gehorchen wollten, wannenhero man, da derer Matrosen nun mehr geworden, dieselben in vier Wachten vertheilete, um unten mehr Raum zu machen.

Dieser Vorsorge ungeachtet, war des Ungemachs und der Beschwerlichkeiten, da eine solche Menge Menschen sich am Boord befanden, so viel und mancherley, daß eilf Mann derselben, mit Proviant an Land gesetzet zu werden, anhielten. Wie sie gefraget wurden, was sie, dieses Ansuchen zu thun, bewogen? antworteten sie: Das gemeine Beste; massen sie das Boot nicht länger führen könnten; sie fürchteten sich nicht, weil sie wüßten, daß sie wohl thäten, und zweifelten nicht, daß sie die Schalupe antreffen würden, womit sie sodann Nordwerts gehen wollten, wo aber nicht, wollten sie sich einen Kahn zimmern. Als ihnen das Schiffsvolk ihr Ansuchen zugestanden, wurde das Boot dicht an Land gesetzet, und sie mit benöthigtem Vorrathe versehen, und ehe sie an Land traten, unterzeichneten sie ein Attestat, um solches den Commissarien der Admiralität vorzulegen, daß sie aus eigener Bewegung diesen Schluß gefasset hätten, um sich selbst und die übrige Mannschaft bey Leben zu erhalten. Diese Schrift war gestellet auf den 19 Wintermonats 1741 an Boord des Speedwells

auf

auf der Höhe von 50 Grad 40 Minuten Süder-Breite.

Zween Tage darnach befanden sie, daß sie an dem Eingange der Magellanischen Strasse wären. Die See war hier so ungestüm, daß keiner unter ihnen dergleichen jemals in irgend einem Welt-Theile gesehen hatte. Jede Himmelshohe See, die auf sie niederstürzete, drohete ihnen sie lebendig zu begraben. Anderer Seits ist die Strasse, oder vielmehr das Land an beyden Seiten hoch und bergicht, so daß selbst die niedrigen Berge sich dem Gesichte hoch vorstelleten. Die höchsten sind zu greßlich, daß sie wohl drey Theile der Luft durchzudringeu scheinen, alle aber sind mit Schnee bedeckt. Innerhalb dieser Strasse findet man viel See-Busem, kleine Insuln und Klippen. Zu beyden Seiten ist das Land von wilden Völkern bewohnet, die weder nach Gesetzen noch einer Policey zu leben scheinen, so daß sie gezwungen waren, recht Straßwärts einzuhalten. Es wehete ein fliegender Sturm, und fiel so ein dicker und stinkender Nebel, daß sie nicht des Schiffes lang von sich sehen konnten, so daß sie unvermeidlich hätten scheitern müssen, wofern der Nebel nicht bald aufgezogen wäre. Sobald es wieder hell Wetter war, sahen sie das Land an der Nord-Seite, und befanden sich auf allen Seiten mit kleinen Insuln und Felsen umringet, und da ihnen, so lange der Sturm anhielte, See zu halten unmöglich war, suchten sie nach einem Haven oder See-Busem um daselbst einzulauffen, massen hier anzumerkeu, daß in dieser Strasse viele Haven und Bayen sind, wo guter Anker-Grund ist. Sie hatten nun nichts anders als den Tod vor Augen, und mußten besorgen,

daß

daß jede Welle sie verschlingen würde. Selbst die Unverzagtesten unter ihnen liessen den Muth völlig sinken, und ihre Errettung kann menschlicher Hülfe kaum zugeschrieben werden; denn da sie eine gute Meile zwischen lauter Insuln und Klippen fortgeseegelt waren, gelangeten sie in einem guten Haven, den sie den Haven von Gottes Güte nenneten. Die allerruchlosesten unter unserm Volke, die so zu reden mit GOtt und seinem Dienste ihren Spott trieben, zweifelten nun nicht ferner an einem allmächtigen, allgewaltigen und allerhöchsten Wesen; sie hielten ihre Erhaltung für ein rechtes Wunderwerk, und gelobeten an, ihr Leben zu bessern.

Den 22sten des Morgens hoben sie das Anker, und sahen gegen Abend zween Indianer, die über die Spitze eines steilen Felsens lagen und den Kopf hervor reckten, als unser Schiff vorbey seegelte. Sobald man ihrer gewahr wurde, winkete man ihnen, daß sie herbey kommen sollten. Sie stunden auf und setzten weisse Feder-Mützen auf, wogegen die Unsrigen ein weisses Tuch zum Friedens-Zeichen aufzogen, darauf die Indianer ihre Stimme erhoben, und Orza, Orza riefen, welches jene für ein Zeichen nahmen, daß sie an Strand kommen sollten. Die Unsrigen liessen nur zween Mann an Land gehen, welche noch dazu unbewehret waren, damit sie den Indianern keine Furcht einjageten. Die Indianer hatten nichts in ihren Händen als eine Keule, womit sie die See-Hunde tödten. Sobald sie die beyden Männer an Strand kommen sahen, giengen sie weg, und als sie merkten, daß ihnen diese folgeten, und sie fast eingeholet hätten, legten sie es auf das Laufen, sahen sich öfters um, riefen Orza, Orza, und winketen den Matrosen

ssen, ihnen zu folgen, welches diese auch eine Meile
Weges oder zwo längst dem Strande bis aus dem Ge-
sichte des Schiffes thaten. Die Indianer lieffen Holz-
wärts ein, und rieffen unserm Volke stets ihnen zu fol-
gen; weil diese aber kein Gewehr bey sich hatten, so wa-
ren sie besorgt, sie möchten durch jene verführet werden,
hielten dannenhero für das rathsamste, den Indianern
nicht weiter nachzulauffen, sondern nach dem Boote zu-
rück zu kehren.

Den 23sten des Morgens um 6 Uhr sahen sie die bey-
den Indianer zum andernmal, welche wieder die vori-
gen Zeichen gaben, daß sie an Land kommen möchten,
worauf fünfe von unserm Volke an den Strand gien-
gen. Die Indianer lieffen wie zuvor, sahen sich
um, und winketen, daß ihnen unsre Leute folgen sollten,
wie denn diese auch so lange thaten, bis sie zu einem Kah-
ne kamen, worinn vier Indianer waren. Die beyden
Indianer traten in den Kahn, und stiessen ab, ehe ihnen
die Unsrigen zu nahe kommen konnten, gaben aber von
ferne mit Zeichen zu erkennen, daß sie Mangel an Klei-
dern hätten, worauf ihnen diese zu verstehen gaben, daß
sie um Fische verlegen wären, und gern einen Tausch mit
ihnen thun wollten. Die Indianer hatten keine Fische,
gaben aber durch Zeichen zu verstehen, daß sie deren fan-
gen wollten. Sie hatten einen wilden Hund bey sich,
welchen sie für einen weiten Ueberzug über eine Schiffer-
hose hingaben. Der Hund wurde alsobald geschlach-
tet, gekocht, und von den Unsrigen begierig eingeschluckt.
Hier funden sie viele Muscheln, die den andern sehr
wohl zu statten kamen, nachdem sie beynahe eine ganze
Woche nichts zu beissen noch zu brechen gehabt hatten.

Den 24 giengen sie alle auf den Fischfang; der Hr. Ewers, Lieutenant von den See-Soldaten, tödtete einen grossen See-Hund, welcher der Muthmassung nach über dreyhundert Pfund wog, so ein herrlicher Vorrath für die Unsrigen war. Den 25 dreheten sie des Morgens Südlich zwischen den Insuln hin und sahen das Südliche Ufer, welches sich als eine grosse Insul, so nach Westen reichet, aufthut, und an dem Westlichen Ende zween grosse Hügel gleich Zucker-Brodten und im Süden derselben einen steilen Felsen zeiget. Sie kamen an das Vorgebürge Pilaar, welches der Eingang der Strasse im Süden ist; nachgehends kriegten sie das Cap Monday, oder Montag, längst dem Strand haltend, zu Gesicht, da sie zwo Oeffnungen vor sich funden, wodurch die Officierer in die größte Sorge und Angst gesetzet wurden, weil sie den rechten Weg nicht wußten. Nach einigem Wortwechsel waren die meisten der Meynung, daß sie verkehrt segelten, und veränderten darauf ihren Cours; nachdem sie aber einige Tage geseegelt, funden sie ihren Irrthum, und waren nach Cap Pilaar zurück zu kehren gezwungen, worüber sie guter vierzehn Tage verlohren. Dem ohngeachtet gab solches dem Volke grossen Muth, weil sie nun versichert waren, daß sie in der Strasse wären. Sie setzten ihre Reise sehr freudig fort, ob das Elend ihrer Umstände schon so groß war, daß es mit nichts verglichen werden konnte. Sie konnten selten an Strand kommen, hatten wenig oder gar keinen Proviant und sehr grossen Mangel an Wasser. Die von stärkerer Leibes-Beschaffenheit waren als die übrigen, verhandelten ihre Zehrungs-Kost, und es wurden öfters zwo Guinees für ein Pfund Schiffs-Zwieback

back gegeben. Verschiedene unter ihnen wurden so mager als Gerippe, und sturben auf die elendeste Weise Hungers, so vornemlich auch den Schreiber betraf, welcher vielleicht wohl der erste in Sr. Königl. Majestät Diensten gewesen, der Hungers gestorben ist. Desgleichen mußte ein Knabe von zwölf Jahren, der ein Sohn des Lieutenants Capel war, sein Leben auf eine elende und höchstbejammernswürdige Weise verlieren. Es war jemand an Boord, der wohl zwanzig Guinees, eine Uhr und einen silbernen Becher von ihm in Verwahrung hatte. Der Jüngling wollte den Becher verkauffen, daß er Zwieback haben könnte; allein sein unmenschlicher Aufseher sagte zu ihm: er müßte sparsam seyn, damit er in Brasilien Kleider kauffen könnte. Der von Hunger fast verschmachtete Jüngling rief: Ich werde Brasilien nimmer sehen, ich sterbe, und bin nun schon vor Hunger halb todt, und darum gebet mir um Gottes Willen den Becher, daß ich etwas zu essen bekomme, oder kauffet ihr selbst etwas für mich. Gleichwohl war alle sein Bitten und Flehen vergeblich, und der Himmel schickte ihm endlich den Tod zu seiner Erlösung, womit er allem seinem Elende ein Ende machte. O abscheuliche Unmenschlichkeit! Sie sahen ihre Mit-Geschöpfe täglich vor ihren Augen Hungers sterben, und liessen denenselben gleichwohl nicht die geringste Hülfe von der Welt zukommen; so unmitleidig ist der Hunger! Ein jeder hatte mit Erhaltung seines eigenen Lebens so viel zu thun, daß er sich um des andern seines nicht bekümmerte, und man wußte von keinem Mitleiden in der Welt. Es war etwas sonderliches um den

Tod dieser bejammernswürdigen Geschöpfe; einige Stunden ehe sie sturben, wurden sie Wahnsinnig, und thaten nichts als lachen, in welcher frölichen Laune sie den Geist aufgaben.

Die Indianer in der Magellanischen Strasse sind von mittelmäßiger Grösse*, und wohl gestaltet; ihre Haut hat eine dunkele Oliven-Farbe; ihr Haar ist ungemein schwarz, aber nicht gar lang; sie sind von rundem Angesicht, haben eine kleine Nase, kleine schwarze Augen, und gleiche Reihen unvergleichlich schöne weisse Zähne. Sie sind behende von Leib und Gliedern, und lauffen mit erstaunender Geschwindigkeit. Auf ihrem Kopfe tragen sie weisse Feder-Mützen. Ihre Leiber sind mit See-Hunds- und Guanacos-Fellen bedecket. Das Guanaco ist ein Thier, so groß, als in Engeland ein Hirsch, hat einen langen Hals, und einen Kopf, Maul und Ohren wie ein Schaaf, dünne Beine, und gespaltene Klauen wie ein Hirsch, sammt einem kurzen Pferde-artigen Schweiffe; sein Rücke ist mit sehr langer rother, die Seiten und der ganze Bauch aber mit weisser Wolle bedecket. Sie sind ungemein geschwinde, von unvergleichlich scharffem Gesicht, sehr scheu, und schwer zu schiessen.

Die

* Von der Leibes-Grösse der Indianer in der Magellanischen Strasse, siehe was Frezier im I. Theile XII. Capitel p. 109. seqq. anführet.

Die Unsrigen waren, seither ihrer ersten Entdeckung des Kaaps-Pilaar bis an das Kaap las Virgines, so sie den 22sten Christ-Monats 1741 sahen, einen Monat in der Magellanischen Strasse unter Weges. Die völlige Länge der Strasse wird, die Zwischen-Räume und Wendungen mit darunter begriffen, auf 116 Meilen gerechnet. Die andern Vorgebürge und Insuln, die sie auf ihrer Reise sahen, waren Kaap Victoria, Kaap de Quad, Kaap Forward, Elizabeths-Eiland, Sandy-Hoek und die Insul St. George.

Als sich am 19ten der Wind geleget, ruderten sie nach Elisabeths-Eyland, so West-Nord-West lieget, und liessen Nachmittags um 4 Uhr auf 8 Fadem guten Sand-Grund ohngefehr eine halbe Kabels-Länge von dem Ufer das Anker fallen, und einige Matrosen nach Holz und Wasser an Land gehen, diese aber kamen des Abends ohne beydes zurück, weil keines auf der Insul zu finden war; dagegen aber brachten sie eine grosse Menge Meven-Eier, die sie darauf gefunden hatten, mit, wovon sie einen Pudding oder Pfannkuchen backten, ohne so genau darnach zu sehen, ob auch Junge in den Eiern wären, oder nicht. Elisabeths-Eiland thut sich sehr schön auf, bringt aber übrigens nichts zu des Menschen Unterhalt hervor.

Sie waren nunmehr glücklich aus der Magellanischen Strasse heraus. Fünf Tage darnach befanden sie sich eine halbe Meile von der Küste der Patagoner. Hier sahen sie eine unglaubliche Menge Seehunde und Pinguins, als womit der Strand ganz bedecket war.

Sie dreheten Nord-Nord-West nach dem Haven

Desiré. Der Eingang dieses Havens ist sehr merkwürdig. An der Süder-Seite liegt eine Meile Landwärts ein zugespitzter 40 Fuß hoher Felß, gleich einem durch Kunst dahin gebauetem Thurme, so den Seefahrenden statt einer Bake dienet. Hier findet man allerhand Flügelwerk und Seehunde im Ueberflusse. Weil das Schiffsvolk von den letzteren allzubegierig asse, wurden viele von heftigen Fiebern und Kopf-Schmerzen befallen. Sie fanden einen Haufen Ziegelsteine, worunter einige, in welche Buchstaben geschnitten waren, auf deren einem diese Worte ganz deutlich zu lesen stund, nemlich Captain Straiton, 16 Canons, 1687. Der Zimmermann gieng mit 6 Mann um Wasser zu suchen aus. Eine Meile an der Wasser-Seite fanden sie den Peckett-Brunn, von welchem durch den Ritter John Narborough Erwehnung geschiehet. Der Brunn ist so klein, daß er täglich nicht mehr als dreyßig Gallonen Wasser ausgiebt, weil er aber damals voll war, hatten sie Wasser genug. Nunmehr hatten sie nur noch ein Faß Schiffs-Zwieback an Boord, und in dem Boote keine andere Lebens-Mittel als allein Rubben oder Seehunde, die sie getödtet hatten; dem ohngeachtet wurde das Volk sehr widerwillig und foderte mit Ungestüm, daß Zwieback ausgetheilet werden sollte; ja ihre Brutalität ging gar so weit, daß sie darauf bestunden, daß die Officierer von den See-Soldaten, und andre mehr, die keine Schiffs-Arbeit verrichteten, nur halb so viel Essen haben sollten, als die andern, welchem zufolge sie zwanzig Personen ausschossen, deren jede nur ein halb Pfund Zwieback haben sollten, sie selbst aber jeder

der ein ganzes. Die zwanzig Personen, die auf ein halb Pfund gesetzet waren, beklagten sich sehr darüber und sagten, daß man Willens wäre, sie Hungers sterben zu lassen. An einem gewissen Tage, als sie ihre Speise kochten, gerieth das verdorrete Gras auf dem Felde in Brand, worauf sich die Flamme sogleich über das ganze Land ausbreitete, und zwar so hefftig, daß sie ganz in der Ferne viel Rauch aufgehen sahen, welches ein Zeichen war, daß die Flamme noch weiter um sich griffe.

Nachdem sie ihren Vorrath an Boord genommen hatten, so viel ihnen dessen die See ausliefern konnte, seegelten sie den 6 Jenner 1742 von Porto Desiré, und rechneten ihre Abreise von Kaap Blanco, oder dem weissen Vorgebürge, welches sie auf der Länge von 71 Grad im Westen von Londen zu liegen urtheileten. Nachdem nun alles Zwieback in dem Boot, jedem Manne bis auf viertehalb Pfund ausgetheilet war, so lebten sie eine Woche lang von nichts anders als stinkenden Robben; es blieben aber von den 43 Mann, die davon assen, nicht mehr als 20 übrig. Desgleichen war ihr Zustand nicht viel besser, in Ansehung des Wassers, weil sie dessen nur noch 80 Gallonen an Bord hatten. Niemals hat man elendere Creaturen gesehen; sie wurden von Ungezieter beynahe aufgefressen; und keine funfzehn unter ihnen waren gesund, wo man solche Menschen gesund nennen mag, die kaum fortkriechen können. Der stärkste unter ihnen konnte mit genauer Noth zehn Minuten lang auf den Füssen stehen bleiben, ja selbst diese kurze Zeit nicht einmal, ohne sich irgend woran fest zu

 halten.

halten. Diejenigen, die sich unter allen im besten Stande befanden, thaten alles was sie konnten, den übrigen einen Muth zu machen, und jeder von ihnen kriegte eine Art Krätze von der Scheitel bis auf die Fußsohlen. Nachdem sie also 14 Tage auf den Wellen geschwebet, sahen sie endlich Land, und waren vor Freuden gleichsam entzücket. Sie seegelten darauf zu, und hielten sich eine Meile Ost-Nord-Osten vom Strande. Dieser zeigte sich, denen längst der Küste seeglenden, als eine sehr angenehme Gegend vor. Bey Nehmung der Höhe befanden sie sich auf 38 Grad 14 Minuten Süder-Breite, und entdeckten zu gleicher Zeit das Kaap St. Andreas. Wie sie nun nichts in der Welt mehr zu essen, und blutwenig Wasser zu trinken an Boord hatten, hielten sie so dicht unter das Ufer, als sie es wegen der schweren Brandung, die hier auf das Ufer stehet, wagen durften, doch konnten sie nicht nahe genug kommen, wo sie nicht das Boot daran wagen wollten. Dieses setzte sie in die äusserste Bekümmerniß. Das Land ohne Essen und Trinken zu verlassen, wußten sie, daß es ihrer aller gewisser Tod seyn würde; worauf denn endlich die stärkesten und gesundesten den Schluß fasseten, nach dem Ufer zu schwimmen, und Wasser und Mund-Vorrath aufzusuchen. Die Officierer sprungen, den andern mit guten Exempeln vorzugehen, zu erst in die See, denen eilf Mann von dem Volke folgeten. Bey dieser Unternehmung mußte einer der See-Soldaten unglücklicher Weise ertrinken. Sie setzten vier Fässer über Boord um sie mit Wasser zu füllen, und bunden zu beyden Seiten dieser

Fässer

Fässer zwey Flinten mit Kraut und Loth. Als die Officierer und Matrosen am Strande waren, sahen sie über tausend Pferde, massen dieselben in der Gegend zahlreicher sind, als die Schaafe zu Dorset und Wiltschire in Engeland. Auch findet man daselbst sehr viel Hunde, so Blendlinge, das ist, von zweyerley Gattungen gezielet sind. Diese Hunde fallen da sehr groß. Desgleichen sahen sie viel Papagayen und Seehunde auf den Felsen, aber kein Buschwerk. Sie schossen viele Robben, die sie in Stücken schnitten, um sie an Boord zu bringen. Ihr Feuer machten sie von Pferdemist und den Dauben eines ihrer lecken Wasser-Fässer, um die Robben oder Seehunde zu kochen. Wir fingen auch vier Armadillos, die viel grösser sind als die Igel in Engeland, und denselben sehr gleichen: Sie sind über den ganzen Leib mit Schilden bedeckt, welche sich wie die Ringe oder Schilde eines Panzers in einander schieben. Der Bootsmann schoß ein Pferd, und das Volk einen wilden Hund. Dem Pferde waren die Buchstaben A. R. auf der linken Hinter-Schenkel gebrannt, woraus sie schlossen, daß nicht weit von diesem Platze Menschen wohnen müßten.

Indeß da diese Leute so zu sagen voll auf und im Ueberflusse lebeten, waren die andern an Boord gebliebenen gezwungen, ein Seehund-Fell, so eine zeither auf die Luken genagelt gewesen und statt einer Presennige gebraucht worden war, loszureissen, wovon sie das Haar, so gut sie konnten, abschabeten, um dasselbe in kleinen Stückgen und Bissen nieder zu würgen, weil sie sich viel zu schwach befanden es zu kauen, ihre

allergrößte Betrübniß aber war, daß sie Speise in Ueberfluß vor Augen sehen und dennoch Hungers sterben, oder sich mit so elender Speise behelfen mußten, wovor ein Mensch natürlicher Weise einen Eckel und Abscheu hat. Jedoch, nachdem den folgenden Morgen die See etwas ruhiger wurde, brachten die Matrosen, sowohl die mit Wasser gefülleten Fässer, als auch Seehunde und andre Lebensmittel an Strand, welche von den andern an Boord geholet wurden. Der Lieutenant Ewers, der Bootsmann, der Zimmermann und drey der Matrosen legten es aufs Schwimmen; weil sich aber der See-Wind stark aufgab, und eine harte Brandung verursachte, wurden die andern davon abgeschrecket; so daß die Uebrigen es dabey bewenden lassen mußten, daß sie das Schiff noch näher an den Strand brachten und den übrigen Tag und die ganze Nacht da liegen blieben; indem aber die Brandung je länger, je schwerer gieng, brach der Helmstock, womit das Steuer-Ruder regieret wird, und sie hatten sich alle Augenblicke nichts anders zu versehen, als daß der Speedwell vor seinen Ankern sinken würde. Wie sie also keine Möglichkeit sahen, das übrige Volk an Boord zu bekommen, weil der Wind aus der See kam, und sie also, da sie wußten, daß kein Brennholz ihre Speisen zu kochen an Boord war, entweder sich in See begaben, oder um den Hals kommen mußten, so schickte sie den 25 Jenner 1742 ein Faß mit allerhand Nothwendigkeiten, nemlich vier Flinten, vier Hauern, Pulver, Kugeln, Feuersteine, Licht und einen Brief, worinn sie ihren Reisegenossen die Gefahr, in welcher sie sich

am

am Boord befänden sammt der Unmöglichkeit liegen zu bleiben, bis sie zu ihnen kämen, zu erkennen gaben. Sie sahen, wie ihre Mitbrüder das Faß nach sich holeten und den darinn befindlichen Brief lasen; sie sahen ferner, daß sie sogleich nach desselben Lesung auf ihre Knie fielen, ihre Hände rungen, und durch andere Zeichen mehr ihren höchst verzweifelten Zustand zu erkennen gaben, demnächst aber auch denen, die an Boord des Speedwells waren, eine behaltene Reise wünscheten. Sie giengen demnach unter Seegel, und waren in wenig Tagen gezwungen, jeder täglich sich mit einem halben Seidel Wasser zu behelfen, weil sie für drey und dreyßig Seelen nicht mehr als nur noch ein halb Achin, oder sechszig Mengeln Amsterdammer Maaß, Wasser an Boord hatten. Als sie auf den Strom la Plata kamen, hatten sie dessen nicht einen Tropfen mehr in Vorrath. Sie sahen allda zween Männer zu Pferde; der Bootsmann schwomme an Land, und kam zu ihnen; einer derselben nahm den Bootsmann hinter sich auf, und sie ritten mit ihm weg nach ihren Wohnungen. Den folgenden Tag kamen vier andere Männer zu Pferde an den Strand, worauf sich noch zween Matrosen an Land begaben, deren einer der Zimmermann war, und weil dieser der Portugiesischen Sprache mächtig, kam er sofort mit ihnen ins Gespräche. Sie sagten, daß die Engeländer noch mit den Spaniern im Kriege begriffen wären; daß zwey Schiffe, jedes von 50 Canonen, von der Rivier la Plata, imgleichen eines von 60 Canonen auf der Höhe des Vorgebürges St. Mary kreuzeten, und endlich, daß vor 6 Wochen ein Schiff von 70 Cano-

Canonen mit Mann und Maus verunglücket wäre. Sie erwehnten ferner, daß sie gebohrne Spanier aus Castilien, und Fischer wären; daß sie die Fische die sie fingen einsalzeten und dörreten, und nachgehends nach Buenos Aires zu Markte brächten; daß ihr Wohnplatz zwey Tage von dannen abläge und Monet de Vidia genennet würde. Die Unsrigen fragten sie, wie es käme, daß sie in des Königs von Portugall Lande wohneten? Sie antworteten, daß man meistens Spanier in dieser Gegend fände, und ersuchten unsere Leute anbey, mit nach ihrem Wohnplatze zu kommen, worauf diese hinter ihnen auffassen und mit ritten. Die Spanier bewirtheten sie mit gesottenem und gebratenem Rindfleisch und gutem weissen Brodte. Unsre Leute suchten ihnen einigen Proviant abzukauffen, sie hatten aber nicht mehr als 26 Brodte, die ohngefehr so groß als die zwey Stüver-Brodte in Engeland waren, wofür ihnen die Unsrigen vier Guinees geben mußten. Die Spanier sagten, daß, wenn man dahinter käme, daß sie ihnen Eßwaaren zukommen lassen, man sie gewiß alle aufhenken würde. Sie versprachen ihnen jedoch eine grosse Menge Endtvogel zu verschaffen, weil aber unsre Leute sich nicht länger bey ihnen trauen durften, kehrten sie zurück an Boord, wo das übrige Volk indessen frisch Wasser eingenommen hatte, worauf sie sich wieder seegelfertig machten und sodann nach Rio Grande wendeten, wo sie den 9ten Hornung vor der Stadt, an dem östlichen Ufer den Anker auf zween Faden Wasser fallen liessen. Hier kam so fort ein Boot von dem Ufer mit einem Sergeanten und einem Soldaten, mit welchem der Schiffs-

Capitain

Capitain der See-Soldaten, Hn. Pemberton, nach der Stadt fuhr. Die Ober-Befehlshaber, sammt den Officiern und Einwohnern dieses Platzes empfingen sie auf das zärtlichste und liebreichste, und schickten mit dem allerersten einen geschlachteten Ochsen und zween Säcke Weitzen-Brodt an Boord. Sie wurden nach des Stadt-Wundarztes Hause geführet, welches die schönste und bequemste Wohnung in der ganzen Stadt war, wo sie ungemein freundlich empfangen wurden. Nachmittags um 4 Uhr kam der Statthalter in die Stadt. Nach einer scharfen Untersuchung ihrer Unglücksfälle und der Ursache ihrer Ankunft in diesem Haven, fing er an den Capitain absonderlich zu befragen, weil er sie für Kundschafter hielt. Er fragte, ob sie einen Loots an Boord hätten, und dafern nicht, wie es möglich wäre, daß sie die Sandbänke hätten vermeyden können, und einen so gefährlichen Platz, als dieser wäre, anzuthun sich unterstehen dürfen? Der Capitain antwortete: daß sie keinen Loots hätten; daß ihr Schiff nicht gar zu tief gienge; daß sie den Bleywurf beständig in der Hand gehabt, und endlich, daß sie in Ansehung des betrübten Zustandes, worinn sie sich befunden, aus der Noth eine Tugend machen müssen. Er befragte den Capitain auch nach den Plätzen, die sie angethan hätten, nemlich von dem Kaap las Virgines bis in diesen Haven, vornemlich aber nach der Rivier von la Plate. Er forschete sehr neugierig nach der Ursache, warum wir zu Kaap St. Maria eingelauffen wären, gleichwie auch nach der Lage des Standes von dannen bis in diesen Haven, und als sie ihm auf alles zulängliche

liche Antwort gegeben, umarmete er sie und wunderte sich zum höchsten über ihre Erhaltung, die er ein Wunderwerk nennete. Er both alles zu ihrer Erquickung an, was das Land hervor brächte; die Kranken wurden nach dem Lazareth gebracht, und sehr wohl darinn verpfleget. Er nahm den Capitain, den Lieutenant und die Officierer von den Land-Truppen mit sich nach seinem Hause, und ersuchte den Ober-Befehlshaber, Sorge zu tragen, daß das übrige Volk des Speedwells gleichfalls an nichts Mangel litte. Er sagte uns, daß die Brittannischen Kriegs-Schiffe, der Severn und die Perle, sehr übel zugerichtet zu Rio de Janeiro lägen; daß sie um Matrosen nach Engeland geschrieben hätten, und vor der Ankunft der Flottille nicht von dannen abseegeln könnten, welches erst im May oder Junii Monat seyn würde. Auch versprach er, daß das Volk von dem Speedwell mit dem ersten Schiffe abreisen sollte, das in diesem Haven käme, weil er nicht für sicher hielte, die Reise mit demselben nach Engeland fortzusetzen, und daß man in ganz Brasilien keine zwölf Matrosen finden dürfte, die sich über dortige Bank wagen würden, um nach Rio de Janeiro zu seegeln. Der Stadthalter ließ dannenhero daß Schiff, der Speedwell, an den Wall legen, und die Neugier der Einwohner, dasselbe so wohl, als das damit gekommene Volk zu sehen, war so groß, daß sie von allen Enden herzugeflossen kamen, sobald sich das Gerücht von desselben Ankunft ausbreitete, worüber man sich in der That auch nicht verwundern durfte. Es waren nun ohngefehr neun Monate verflossen, seitdem diese Fremdlinge das Schiff der Wager verlohren hatten, und es ist fast nicht zu erdenken, daß jemals ein

Sterb-

Sterblicher so viel Elend und Ungemach ausgestanden, als sie seit dem Untergange des Schiffes der Wager bis auf diesen Tag erlitten, welchen sie auch, dieser Ursache halben, den Tag ihrer Erlösung nenneten, und unter diesem Namen in ihrem Tage-Register anzeichneten. Sie befanden nunmehr eine wunderbare Veränderung, massen, da sie einige Monate her dem Himmel dankten, wenn sie nur Hunde, See-Robben u. s. w. ihren Hunger zu stillen hatten, sie anjetzt im Ueberflusse lebeten, und mit dem Besten und Fette des Landes reichlich gespeiset wurden. Den Tag nach ihrer Ankunft kamen der Stadthalter, Ober-Befehlhaber und die Commissarien, den Speedwell zu besehen, an Boord. Sie waren erstaunet, daß dreyßig Seelen, aus welchen das Volk von dem Kriegs-Schiffe der Wager damals nur noch bestund, in einer solchen elenden Schaale durchgekommen waren; denn daß es die Anzahl Leute sollte geführet haben, die sich zuerst an Boord desselben begeben, kam ihnen ganz unglaublich vor. Sie konten nicht begreifen, wie jemand ohne über Boord zu fallen, das Ruder anfassen können, weil das Schiff nicht mehr als vier Daumen Hoch-Boord hatte. Nachdem der Stadthalter den Speedwell besichtigt, sagte er zu ihnen allen, daß sie ihm willkommener wären bey ihrem elenden Zustande, als wenn sie alle Schätze der Welt mit sich gebracht hätten, und versicherte sie anbey, daß sie mit den besten Früchten des Landes aufs reichlichste versehen werden sollten; daß er sie mit der ersten guten Gelegenheit nach Rio de Janeiro senden wollte, und wenn ihnen etwas mangelte, dürften sie es dem Ober-Befehlshaber nur melden, welcher ihnen sofort alles be-

nöthig-

nöthigte liefern würde. Der Statthalter nahm hierauf Abschied von ihnen, und wünschte ihnen alles Gute. Alle mögliche Ehrerbietung, die sie ihm, ihre dankbare Erkenntlichkeit für seine Gnade zu bezeigen, erweisen konnten, bestund darinn, daß sie sich alle an Boord des Speedwells begaben, und ein dreyfaches Huzza riefen. Den folgenden Tag langte der Stadthalter der Insul St. Catharina daselbst an; er kam nahe an den Speedwell, worauf sich alle Matrosen an Boord finden liessen, und ihm zu Ehren dreymal Huzza riefen. Die Soldaten von der Besatzung, welche zwanzig Monate zu gute hatten, stunden in der Meynung, daß der Statthalter, sie zu bezahlen, gekommen wäre, wie sie sich aber in ihrer Hoffnung betrogen fanden, entstund ein grosses Murren unter ihnen. Unser Capitain ersuchte den Ober-Befehlshaber um ein Haus, weil der Speedwell, bey regnichtem Wetter darinn zu liegen, nicht bequem war; worauf dieser eines nächst dem seinigen für den Capitain besorgete, und ihm den Schlüssel dazu lieferte. Dieser nahm den Lieutenant, Zimmermann, Küper und noch drey andere mit sich, und ließ ihre Lumpen nach der neuen Wohnung bringen. Hier befanden sie sich nun trocken, und warm, und wiewohl sie weder Betten noch Matratzen hatten, so schätzten sie sich dennoch höchstglücklich in Vergleichung derer Umstände, worinn sie sich bisher befunden hatten; denn seit der Verunglückung des Schiffes der Wager, waren sie gewohnt gewesen, auf der harten Diehle zu schlafen: so daß sie nun dem Himmel täglich danketen, und von Herzen wünschten, daß alle ihre übrige Mitgesellen, die von dem gescheiterten Schiffe abgerathen waren,

ten, sich gleichfalls in so gutem Zustande befinden möchten.

Inzwischen wurde das Murren unter den Soldaten je länger je grösser. Der Stadthalter meinete des folgenden Tages wieder nach der Insul St. Catharina zurück zu gehen, allein die Soldaten wollten ihn nicht eher abreisen lassen, bis er ihnen Geld, Kleider und Proviant zu senden und sie zu befriedigen versprach. Das Schiffsvolk von dem Speedwell stund bis hieher in den irrigen Gedanken, daß die rechten Officierer in der Stadt wären, fanden sich aber gar bald in dieser Meynung betrogen. Es war nemlich einige Zeit vor ihrer Ankunft ein Aufstand unter den Soldaten wider den Stadthalter gewesen; wie dieser aber gesehen, daß sie rechtmäßige Ursache zu klagen hätten, hatte er durch seine Verschlagenheit und gute Verheissungen den Sturm von sich abgekehret, und er sammt dem Major und Commissario ihre Aemter behalten, die andern Befehlshaber aber waren von den Soldaten abgesetzet, und an derselben Stelle andere aus ihrem Mittel angestellet worden; diese machten recht gute Figur, und waren in ihrer Kleidung von rechten Officiers nicht zu unterscheiden. Inzwischen brachten diese Verdrießlichkeiten den Engeländern nicht viel gutes zuwege; denn sie bekamen so wenig zu ihrem Unterhalt, daß sie mit genauer Noth ihr Leben fristen konnten, weil die Einwohner selbst einige Tage ohne Brod gewesen waren. Die Matrosen verfügten sich zu dem Stadthalter, und dieser versprach ihnen, daß er sie den folgenden Tag mit Lebensmitteln versehen wollte, welche sie denn gegen die bestimmte Zeit abholeten; und ob sie gleich nur wenig Brod bekamen, womit sie

sich zehn Tage lang behelfen sollten, so erweckte solches dennoch grosse Scheelsucht unter den Soldaten. Der Proviantmeister sagte, daß der Matrosen Portion so groß als der Soldaten ihre wäre, und ihr Vorrath nicht länger als auf sechs Wochen hinreichen könnte. Weil der Schiffs-Capitain seit seiner ersten Landung nicht ein einzigmal an Boord gekommen war, so begaben sich die Matrosen zu ihm nach des Stadthalters Hause, das ohngefehr zwo Meilen von dem Haven entlegen war, um ihn zu ersuchen, daß er sein Bestes thun möchte, daß sie von dannen kämen, wobey sie ihm unter andern vorstelleten, wie sehr man ihre Hülfe zu Rio de Janeiro an Boord der Kriegs-Schiffe Severn und die Perle benöthigt wäre. Der Capitain sagte, daß er mit dem Stadthalter gesprochen hätte, sie könnten aber nicht von dannen abreisen, bevor ein ander Schiff angelanget wäre.

Den 28 Hornungs gegen Abend kamen drey Matrosen in diesen Platz, welche vorgaben, daß sie vom Boord eines Schiffes kämen, das seither drey Monaten mit Mund- und Kriegs-Nothwendigkeiten von Rio de Janeiro nach diesem Platze abgeseegelt wäre; sie sagten weiter, daß sie nur von der Baar gelegen, und auf Gelegenheit, einzulaufen gewartet hätten; weil sie aber kein frisch Wasser an Boord gehabt, gezwungen gewesen wären, ihr Anker zehn Meilen Südwerts dem Haven fallen zu lassen, da denn ihrer drey Mann mit einem Boot, Wasser einzunehmen, ausgeschicket worden; weil sich aber der Wind aufgegeben, hätte das Schiff raume See gesucht, und sie am Lande gelassen, von wannen sie hieher gegangen wären, und glaubten, daß ihr Schiff

zu

zu St. Catharina eingelaufen seyn würde. Der Stadthalter hielt sie in dem Verdacht, daß sie Spionen seyn möchten, und schickte inzwischen einen Loots und zween Matrosen nach der Insul St. Catharina, das Schiff abzuholen, dafern dasselbe daselbst liegen möchte. Herr Robert Baans, Lieutenant unter den See-Soldaten, bediente sich dieser Gelegenheit, folgenden Brief an den Hrn. Murray, Capitain des Kriegs-Schiffes die Perle, so zu Rio de Janeiro lag, zu schreiben:

Mein Herr!

Ich habe mich verpflichtet geachtet, E. E. Nachricht zu geben, daß das Kriegs-Schiff, der Wager, den 25 May 1741 bey einer unbewohnten Insul auf der Küste der Patagonen, auf 47 Grad Süderbreite, und 81 Grad 30 Min. Länge nach dem Londenschen Meridian, untergangen ist. Nachdem wir nun unsere Schalupe verlängert, und aufs beste als möglich, ausgerüstet hatten, haben wir dieselbe den 24 Wein-Monats ins Wasser gebracht, und sind den 25 ein und achtzig Seelen stark, nebst unserem Boot und Jölle, mit derselben unter Seegel gegangen. Capitain Cheap ist, seinem eigenen Verlangen nach, zurück geblieben, gleichwie auch der Lieutenant Hamilton, und der Wund-Arzt Elliot. Nach einer langen sehr verdrüßlichen Reise sind wir endlich durch die Magellanische Strasse gekommen, und den 3 Hornung dreißig Mann stark hier angelanget, welche nach einem Portugiesischen Schiffe warten, um ihre Reise ferner fortzusetzen, weil das unsrige, indem es keine Seegel hat, nicht mehr See halten kann, und

übrigens so übel zugerichtet ist, daß der Stadthalter nicht gestatten will, daß wir unser Leben damit wagen, und uns versprochen, an Boord des zuerst ankommenden Schiffes gehen zu lassen, welches wir nun mit ungedultigen Verlangen erwarten. Wir grüssen Capitain Leg, und ersuchen, daß ihm dieses mitgetheilet werden möge.

Den 30sten des Abends suchten die drey Matrosen, die hier angekommen waren, nebst noch fünf andern von diesem Platze mit einem derer grossen Boote durchzugehen, und zwar wie man vermuthete nach dem Strom de la Plata, wohin der Wind sehr gut war. Dieses war ein offenbares Merkmahl, daß der Stadthalter ihnen kein Unrecht gethan, da er sie für Spione gehalten, weswegen sie denn auch genauer als vorhin verwahret wurden. Den folgenden Tag gieng der Lieutenant mit dem Zimmermann und Küper, und hielten bey dem Stadthalter um Pässe und Pferde an, um nach der Insul St. Francisco, und von dannen mit der ersten Gelegenheit zur See nach Rio de Janeiro zu reisen; sie stelleten dem Stadthalter vor, daß ihre Pflicht erforderte zu eilen, und diesen übel zugerichteten Schiffen zu Hülfe zu kommen, und daß der Capitain von Rechtswegen sogleich nach seiner Ankunft allhier, ohne Mühe und Kosten zu scheuen, einen Expressen über Land dahin hätte absenden sollen; daß sie hier auf des Königs Kosten lägen, ohne den geringsten Dienst zu thun, und Gefahr liefen, allda überwintern zu müssen. Hierbey ersuchten sie auch den Capitain, dieser Sache halben ferner bey dem Stadthalter anzubringen, welches er ihnen auch

versprach,

versprach; weil aber der Lieutenant keine Antwort erhielt, so schrieb er an den Capitain folgenden Brief:

Mein Herr!

Es ist mir sehr leyd, daß ihr mich zwinget, euch zu sagen, daß ihr eurem Versprechen, uns des Stadthalters Antwort auf unser gethanes Ansuchen, daß wir auf unsre eigne Kosten zum Beystande der Großbrittannischen Kriegsschiffe nach Rio de Janeiro reisen dürften, zu eröffnen nicht nachgekommen seyd. Ich muß euch demnächst sagen, daß wir Mangel an Lebensmitteln leyden, massen jedem unter uns nur ein wenig Fisch, womit wir zween Tage auskommen sollen, ausgetheilet worden, welches meines Bedünkens euch beyzumessen ist, indem ihr uns auf die heßlichste Weise abmahlet, und die üblen Folgen nicht zu bedenken scheinet, welche die Schändung des guten Leumunds anderer nach sich ziehen kann. Wir wissen, und sind aus dem, was bereits geschehen ist, völlig überzeuget, daß uns nichts ohne durch eure Vermittelung werde bewilligt werden; wir ersuchen euch um keine andere Gunst, als daß ihr euer Bestes thun möget, daß wir zu den Kriegs-Schiffen Severn und die Perle nach Rio de Janeiro gesendet werden, wo ein jeder wird müssen Rechenschaft geben, und wo gewiß das Recht statt finden wird. Wo ich nicht irre, so habet ihr mir gesagt, daß wir alle Lebensmittel, die wir bekommen, der Edelmüthigkeit des Stadthalters zu danken haben. Daferne dem also ist, so müssen wir in der That dankbar seyn; allein, mein Herr, mich wundert, daß ihr die Verlegenheit nicht sehet, worinn

sich die hiesigen Einwohner befinden, noch daß ihr das Murren der Soldaten über ihre Rückstände nicht höret. Sollte bey gegenwärtiger Zeit Umständen eine Meuterey unter ihnen ausbrechen, so dürfte es gewiß sehr schlecht mit uns ablauffen. Ich muß euch annoch sagen, mein Herr, daß, wenn ihr uns nur blos Segeltuch, um Segel zu machen, zu verschaffen wisset, so könnten wir in einer Zeit von zehn Tagen mit dem Speedwell nach Rio de Janeiro aufbrechen, und dafern das Schiff, das mit Proviant hier erwartet wird, eher ankommen sollte, so kann der Speedwell zu des Stadthalters Dienste hier bleiben. Ich ersuche, mein Herr, daß ihr uns in aller möglichen Eyle zu Sr. Majestäts Diensten abfertigt, damit wir die Gelegenheit nicht verlieren mögen, uns zu den beyden Kriegs-Schiffen und der Flottille zu verfügen, und mit denselben nach Lissabon zu reisen etc.

Den Tag darauf kam der Capitain zu Pferde an unser Schiff, da ihn die Matrosen zum erstenmale zu sehen bekamen, seitdem wir hier eingelauffen waren, so gut drey Wochen ausmachte. Wir begaben uns mit ihm zu dem Ober-Befehlshaber, welcher versprach, daß wir an frischem Rindfleisch und Fischen keinen Mangel haben sollten, zugleich aber auch erwehnete, daß kein Mehl oder Brod mehr in den Vorraths-Häusern wäre.

Den 17 März beschlossen die vornehmsten Matrosen von dem Speedwell, zu Lande nach St. Catharina zu gehen, wenn der Stadthalter ihnen nur blos einen Wegweiser geben wollte. Unsere Leute machten dem Capitain diesen Schluß bekannt, welcher mit ihnen zu dem Stadthalter gieng; und sie bekamen die Erlaubniß dazu,

zu, wonebst ihnen auch ein Wegweiser oder Geleitsmann versprochen wurde. Der Hr. Pemberton, Capitain der See-Soldaten, welcher sich unter andern mit nach des Stadthalters Hause begeben, hielt um Erlaubniß an, mit den andern dahin reisen zu mögen. Der Stadthalter sagte, daß diese Reise sehr beschwerlich und verdrießlich wäre, und er dieselbe unmöglich würde thun können. Der Capitain antwortete: daß er eine Compagnie an Boord des Kriegs-Schiffes Severn hätte, und seine Pflicht ihn dahin erforderte, wannenhero er mit des Stadthalters Erlaubniß Willens wäre, die Reise nebst den andern über Land zu wagen: worauf ihm sein Gesuch eingewilligt ward. Der Stadthalter ließ sich ferner gegen die Unsrigen heraus, daß ohnerachtet des ungemein grossen Mangels an Lebensmitteln, er dennoch so grosse Hochachtung für einen Engeländer hegete, daß so lange er selbst etwas hätte, sie keinen Mangel leiden sollten, wofür ihm diese herzlich danketen. Gemeldeter Stadthalter ist gewiß ein Herr von unvergleichlicher Edelmüthigkeit, Nächsten-Liebe, ungemeiner Gutherzigkeit und ein wahrhaftiger Freund der Engeländer.

Den 20 März verglich sich der Lieutenant mit sechs Einwohnern, daß sie mit ihnen nach St. Catharina gingen; weil aber der Stadthalter Briefe von dannen erhielt, daß vier Schiffe vor dasigem Haven angelanget wären, so stelleten die Unsrigen ihre Reise ein, und war ihr grosses Glück, daß sie dieselbe nicht bereits angetreten hatten; denn den 30 März kamen die Schiffe von Rio de Janeiro, und brachten die Zeitung, daß die Brittischen Kriegs-Schiffe Severn und die Perle von dannen

nach der Insul Barbados geseegelt wären. Diese Schiffe brachten nicht allein den Proviant für die Soldaten, sondern auch eine Begnadigung.

Der Stadthalter von St. Catharina langte gleichfalls an, und sämtliche Soldaten traten ins Gewehr, wie der Pardon verlesen wurde. Er zeigete ihnen an, wie viel Geld mit gekommen wäre, welches nicht über ein Drittheil ihrer Rückstände ausmachte, inzwischen das übrige unter Weges wäre; und daß das Geld, so er bey sich hätte, so weit es langete, gleich an sie ausgezahlet werden sollte; sie riefen aber alle aus einem Mund, alles oder gar nichts, und es gab einen grossen Schrecken. Viele wollten zu dem Könige von Spanien überlauffen; andere veränderten den Thon, und wollten das angebotene Geld annehmen, und wieder andere wollten die Rückstände alle auf einem Brete bezahlet haben. Der Ober-Befehlshaber, vor dem sich die Soldaten mehr scheueten, als vor dem Statthalter selbst, that alles was er konnte, die mißvergnügten Gemüther wieder zu besänftigen. Sie sagten zu ihm, wir sind nicht länger Soldaten, als wir in des Königs Solde stehen, mögen doch diejenigen, die für den König sind, abziehen; ihr seyd unser Ober-Befehlshaber, wir haben Vertrauen zu euch, und was ihr thut, wollen wir mit Daransetzung unsers Lebens behaupten; Hierauf legte der Ober-Befehlshaber sein Commando nieder, nahm eine Musquete auf die Schulter, trat in die Glieder der gemeinen Soldaten, und sagte, daß nachdem der König die Gnade gehabt, ihnen zu verzeihen, er seiner Schuldigkeit erachtete, diese Verzeihung anzunehmen. Der Brigadier war über diesem Betragen des Ober-Befehlshabers so vergnügt,

gnügt, daß er auf ihn zugieng, ihn in seine Arme nahm, und umhalsete. Die übrigen Soldaten folgten dem Vorbilde ihres gewesenen Befehlshabers, übergaben jeder sein Commando an die rechtmäßigen Officierer, so daß solchergestalt die so lange gedaurete Verwirrung ein Ende nahm, und die Ruhe und gute Kriegs-Zucht wieder hergestellet wurde.

Den 2 April begab sich der Lieutenant mit dem Zimmermann, zween Steuerleuten, dem Bootsmanne und dem Wund-Arzte zu dem Stadthalter, ihn um Erlaubniß zu ihrer Abreise zu ersuchen. Der Capitain folgete ihnen, und sagte, daß nur die Helfte des Volkes auf einmal abreisen könnte. Der Stadthalter gab ihnen zu verstehen, daß man für gut befunden, daß die Land-Officierer, der Lieutenant und die übrigen, welche die Reise zu Lande antreten wollen, zuerst sollten abgesendet werden, und sobald sie wollten, an Boord gehen könnten, weil aber das Schiff dem Könige nicht gehörete, so müßten sie ihre Kost und Fracht bezahlen. Der Lieutenant sagte, daß sie kein Geld hätten, diese Kosten gut zu machen. Der Stadthalter fragte ihn, ob er nicht zu verschiedenenmalen angehalten, die Reise auf seine Kosten über Land zu thun? worauf jener antwortete, daß sie ihre Uhren zu verkaufen willens gewesen, und ihrer sechs also diese Reise über Land zu thun, Geld genug gehabt haben würden, das übrige Schiffvolk aber nicht einen Heller hätte. Er fügte diesem bey, ich hoffe, mein Herr, daß euch nicht unbewust seyn wird, daß der König von Großbrittannien allen seinen Unterthanen, die solchergestalt in Unglück kommen, jedem täglich fünf Stüver zu seinem Unterhalte zugestehet. Als der Lieutenant

dieses gesaget, sprach der Stadthalter eine Zeitlang insgeheim mit dem Commissario und dem Major, und sagte nachgehends, daß die Rechnung so klein wäre, daß es, den König von Engeland damit zu beschweren, die Mühe nicht verlohnete, und solchemnach die Unsrigen sich ihre Lebensmittel kauffen, und die Fracht bezahlen müßten, was sie aber bereits empfangen hätten, ihnen geschenket seyn sollte, wofür der Lieutenant und die übrigen ihm dankten und weggiengen. Der Lieutenant schlug folglich dem Capitain vor, den Speedwell zu verkauffen, und das daraus gelösete Geld zum Behuf sämtlicher Matrosen zu gebrauchen, welcher Vorschlag von dem Capitain gebilliget wurde. Sie dungen also mit dem Schiffer wegen der Fracht, welcher für jede Person 40 Schill. Sterling foderte. Sie gaben dem Capitain hievon Nachricht, dieser aber konnte nunmehr nicht für gut befinden, daß der Speedwell verkauft würde, welches zu glauben Anlaß gab, daß er das Fahrzeug dem Stadthalter geschenket hätte. Dem sey wie ihm wolle, so gab er ihnen den folgenden Tag zu erkennen, daß der Stadthalter die Sachen anders angeordnet hätte, und der Lieutenant nebst neun andern, welche um ihre Abreise angehalten, mit dem ersten Schiffe in See gehen sollten, an dessen Boord sie alles Benöthigte finden würden; und daß er selbst, nebst dem übrigen Volke mit dem nächsten Schiffe folgen würden.

Diesemnach begab sich den 8 April der Lieutenant mit dem Zimmermann, Bootsmann und derselben Gehülfen, dem Wund-Arzte der See-Soldaten, dem Küper und sechs Matrosen am Boord der Brigantine St. Catharina, und befanden, daß ihr ganzer Mund-Vorrath in zween

zween Fässern Peckel-Fleisch und zehn Alcados Mehl bestund.

Den 11ten seegelten sie nach Rio de Janeiro, und liessen den 19 des Morgens um zehn Uhr vor der Stadt St. Sebastian den Anker fallen. Die Portugiesischen Lootse, die in Engeland gewesen waren, nenneten das dasige Land, die Insul Wight, und in der That ist es derselben sehr ähnlich, nur daß es nicht so breit ist, und nur acht Meilen in der Länge hat. Dieses ist ein sicherer Haven für die Schiffe, wo man ohne Gefahr ein- und auslauffen kann. Der Lieutenant trat daselbst an Land, und befand, daß dieser Ort lustiger wäre, als irgend ein anderer, den er bisher in America gesehen, wie man denn Pomerantzen, Citronen, allerhand Hülsen-Früchte, imgleichen Jammes * und Patattes, nebst Fisch und Geflügel im Ueberflusse allda findet.

Den

* Jammes ist ein Erdgewächse, das den Einwohnern zu grossem Nutzen gereichet; es wächset, gleich den Rüben, unter der Erde, und wird ohngefehr zwo Spannen lang und auch so dick. Die Jammes schliesset ein langes grünes Laub, fast wie die Türkischen Bonen, so mit kleinen Stacheln oder Dornen versehen ist. Man lässet dieses Laub an Stangen in die Höhe lauffen, und man kann daran sehen, wenn die Frucht ihre vollkommene Reise hat, da sie alsdenn ausgegraben wird. Die Frucht ist inwendig Schnee weiß, und wird gebraten oder gekocht, an statt des Brodtes gegessen. Sie ist angenehm von Geschmack, und kommt den Erdäpfeln sehr gleich, wiewohl sie viel fester und trockener, doch nicht so süß ist.

Patattas

Den 21sten segelten sie von St. Sebastian ab, und langeten den 23 früh um acht Uhr vor der Stadt Rio de Janeiro an. Den 24 mußten sie allesammt vor dem Stadthalter erscheinen, und wurde ein Holländischer Wundarzt herzu berufen, der sehr gut Englisch sprach. Nachdem der Stadthalter ihre Unglücksfälle vernommen, ernennete er den Wundarzt zu ihrem Consul, und sagte, daß sie ein bequem Haus mit Feuer und Licht, imgleichen jeder täglich acht Stüver zu seinem Unterhalte haben sollten, wobey er ersuchte, daß sie sich stille halten möchten, wie sie auch versprochen. Es gieng ein Herr mit dem Wundarzte um ein Haus für sie auszusehen, und suchten ein treflich schönes grosses Haus aus, worinn sich ein grosser Herr zu wohnen nicht hätte schämen dürfen. Weil nun dieses der erste Tag ihrer Ankunft am Lande war, wurden sie Mittags und Abends mit Essen in ihrer Wohnung versorget, und der Consul war so höflich, daß er sie mit

Patattas ist gleichfalls eine Frucht, die unter der Erde wächset, gleich denen Jammes ein grünes Laub schiesset, so aber an der Erde hinläuffet. Die Patattes zu versetzen, werden einige Zweiglein von dem Laube abgeschnitten und gepflanzet, woraus in kurzer Zeit wieder Patattes wachsen; die Jammes aber fortzuzielen, muß etwas von der Frucht selbst gepflanzet werden. Die Patattes sind länglicht rund, und gleichen den grossen Rüben. Sie sind, gleichwie die Jammes, inwendig ganz weiß, und werden, gekocht oder gebraten, gleichfalls statt des Brodtes gegessen. Ihr Geschmack ist süß, und viel besser als der Jammes, massen er ziemlich mit dem Geschmacke der gekochten Kastanien übereinkommt.

mit Tischen, Bänken und verschiedenen andern Nothwendigkeiten aus seinem eigenen Hause versahe, so daß sie sich recht glücklich zu seyn schätzten.

Den 25sten begab sich der Wundarzt mit den Officierern und Matrosen ihres Geldes halben nach der Rentkammer, und man ersuchte den Hrn. Oakley, welcher als Wundarzt bey Sr. Majest. Land-Truppen stund, daß er seine Hand dafür unterzeichnen möchte, welches der Bootsmann sehr übel nahm. Wie das Geld in Empfang genommen war, wollte es der Consul dem Hrn. Oakley zustellen; weil sich dieser aber entschuldigte, und sagte, daß der Bootsmann ein unruhiger Kopf wäre, und solches einen Lermen verursachen möchte, so zahlte sie der Consul selbst aus. Da sie nun alle beysammen waren, sagte er zu ihnen, daß zwar der Stadthalter jeden Mann täglich auf 8 Stüver gesetzet, zugleich aber auch einen Unterscheid unter den Officierern und Matrosen gemacht hätte, so daß jedem Matrosen 6, und jedem Officier 10 Stüver täglich bezahlet werden sollten, weil die Matrosen arbeiten und mit ihren Händen etwas verdienen könnten, die Officierer aber bloß von dem, was ihnen zugeleget würde, zu leben genöthiget wären. Dieser Unterscheid verursachte grosses Mißvergnügen. Der Bootsmann behauptete, daß die Matrosen so viel haben müßten, als die Officierer, und ersuchte, allem Streite vorzukommen, den Consul, daß man ihm seinen Willen thun möchte; allein dieser antwortete, daß das Geld, so ausgezahlet werden müßte, wie es der Stadthalter befohlen, oder ganz und gar keine Zahlung geschehen würde. Den 31 May verreiseten der Lieutenant

daß er sie mit allem nöthigen versorgen wollte, wenn nur der Unter-König ein Briefgen zu Last des General-Consuls zu Lissabon unterzeichnen wollte, damit er sein vorgeschossenes Geld wieder bekäme. Der Unter-König antwortete, daß er in Ansehung der Engeländer keine Ordre hätte; der König von Portugal, sein Herr, hätte ihm befohlen, den Franzosen mit allem an die Hand zu gehen, aber keinen andern Nationen, und wenn er den Engeländern etwas gäbe, müßte es aus seinem eigenen Beutel geschehen, weshalben er ihnen keinen Vorschuß thun wollte. Der Portugiesische Capitain sagte, daß sie Officierer und Unterthanen des Königs von Großbrittannien wären, die Schiffbruch gelitten hätten, und um nichts anders als Lebens-Mittel ersuchten. Er bath, daß ihnen täglich nur 4 Stüver gegeben werden möchten, welches die Hälfte der Summa wäre, die sie bisher genossen hätten; aber alles Bitten des Portugiesischen Capitains wollte nichts helfen, und der Unter-König blieb auf seinem Sinne; daß also, nach dieser Unglückseligen Ermessen, wohl niemals in der ganzen Welt eine schlechtere Person eine so hohe Würde bekleidet hätte, als dieser Unter-König. Sein Herr, der König von Portugal, ist für einen Freund der Brittischen Nation bekannt, dieser Unter-König aber ließ seinen Abscheu vor den Engeländern offenbar blicken. Dem sey nun wie ihm sey, Menschen, die in der äussersten Noth waren, wie diese Engeländer, hätten in der ganzen Welt, selbst nicht in Feindes Lande, mit grösserer Unmenschlichkeit begegnet werden können; sie mußten mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebens-Unterhalt gewinnen, und

bey

bey diesem allen konnten sie kaum das trockene Brodt habhaft werden. Sie höreten, daß zu Rio de Janeiro ein Englisch Kriegs-Schiff nebst drey Fahrzeugen mit Matrosen, und allerhand Nothwendigkeiten für den Severn und die Perl, so im vorigen Jenner nach Barbados geseegelt waren, daselbst angelanget wäre, und nach West-Indien gehen sollte.

Es ist hier eine sehr gute Anfurth, mit den Schiffen, vornemlich mit O. S. O. Winde, einzulegen, mit dem Süd-Winde aber, der flach in den See-Busen streichet, hat man sehr hohe See. Am Munde des See-Busens lieget an der Ost-Seite eine sehr grosse Schanze, Gloria genannt, in deren Mitte ein Thurm. Von der Land-Spitze, worauf das Fort stehet, erhebet sich das Land allmählich, und ohngefehr eine Englische Meile davon liegt die Stadt Bahia, welche rundum mit Vestungs-Werken versehen, und sich sowohl gegen der Land- als See-Seite wider allen Anfall zu vertheydigen im Stande ist. Die Lebens-Mittel sind daselbst ungemein theuer, vornemlich Fische, welches der grossen Anzahl Wallfische beygemessen wird, die in diesem Busen, selbst wo die Schiffe vor Anker liegen, kommen. Zuweilen werden deren wohl sieben bis acht auf einen Tag in dieser Bay gefangen, deren Fleisch man in kleine Stücke schneidet und zu Markte bringet, wo das Pfund durchgehends für einen Stüver verkauft wird. Es siehet aus wie Rindfleisch, ist aber bey weitem so gut nicht von Geschmack. Die Wallfische fallen daselbst viel kleiner als in Grönland.

Nachdem nun der Lieutenant mit seinen beyden Reisegefährten sich ohne den geringsten Beystand von dem

Unter-Könige oder den Einwohnern, welche letztern sich also gegen ihn erwiesen, als wenn sie sich zusammen verschworen hätten, sie Hungers sterben zu lassen, drey Monate lang zu Bahia aufgehalten, giengen sie mit ihrem guten Freunde, dem Capitain, an Boord des St. Hubes, und seegelten den 22 Herbstmonats, in Gesellschaft eines Kriegs-Schiffes des Königs von Portugall und zwey Ost-Indischer Schiffe, von dannen nach Lissabon, weil aber der St. Hubes nicht so gut seegeln konnte, als die andern Schiffe, so verlohr er dieselben die erste Nacht aus dem Gesichte. Auf der Höhe von 70 Meilen im Westen von Madeira, wurde der St. Hubes von einem heftigen Sturm befallen, und weil das Schiff keinen sonderlichen Schaden bekam, sagte der Capitain nach der Messe, als sich der Wind etwas geleget, daß ihre Errettung aus einer so augenscheinlichen Gefahr, und das Wunder, daß ihr Schiff, wiewohl es leck, nicht mehr Wasser einbekommen, als zuvor, ihrem Gebethe zu der Nuestra Senhora Boa Mortua, und derselben Vorbitte zuzuschreiben wäre; daß sie also dieser Heiligen ihre Erkenntlichkeit bezeigen müßten, weil sie zur Zeit der Noth ihre Freundin gewesen wäre. Er selbst wollte ihnen mit gutem Exempel vorgehen, und dieser Heiligen, als ihrer Erretterin, ein neues Seegel verehren; diesem zufolge trat einer der Matrosen hervor, und machte diese Worte auf das Seegel: Dé a esto triachado per nuestra Senhora Boa Mortua, d. i. **Ich schenke dieses Seegel U. L. F. der Erlöserin von den Todten.** Das Seegel und das Geld so bey dieser Gelegenheit gesammlet wurde, belief sich zusammen über 20 Moydores.

Den

Den 4ten Christmonats bekamen sie Lissabon zu Gesichte, und dachten noch selbigen Abend in dasigen Haven einzulauffen; allein um 4 Uhr erhob sich der Wind recht auf den Wall an: das Schiff schwebete, den Lauf nach Süden haltend, unter einem kleinen Seegel; um 6 Uhr wehete ein fliegender Sturm, und weil das Seegel in Stücken riß, mußten sie recht in den Wind halten, wodurch sie Gefahr liefen, auf den Grund zu gerathen. Der St. Hubes wurde nunmehr ganz für verlohren geschätzet; die Portugiesen fielen auf die Knie, fleheten ihre Heiligen um Errettung an, und gelobeten alles was sie in der Welt besassen, wenn sie nur das Leben erhielten, immittelst sie alle Mittel sich selbst zu retten verwarloseten, und sogar zu pumpen aufhöreten, ohnerachtet das Schiff sehr leck war. Dieses Verhalten zur Zeit der äussersten Noth ist eine Sache, die den Engländischen Matrosen ganz und gar unbekannt ist; in solcher äussersten Gefahr arbeiten sie aus allen Kräfften an Erhaltung des Schiffes und Volkes, und wenn ja einige derselben auf ihre Knie fallen, so geschiehet solches nicht eher, als wenn die Gefahr vorüber ist. Der Lieutenant und Zimmermann konnten dergleichen Betragen auf keinerley Weise gut heissen; sie bathen die Portugiesischen Matrosen um Gottes Willen, an die Pumpen zu treten, und sagten zu ihnen, daß sie Hoffnung hätten, ihr Leben zu retten, so lange sie das Schiff über Wasser hielten, und daß sie es nicht müsten sinken lassen, so lange sie es verwehren könnten. Der Portugiesische Capitain und Officiere hörten, auf der unsrigen ernstliches Ansuchen, auf zu beten, und ersuchten das Schiffsvolk, die Pumpen im Gange zu hal-

Unter-Könige oder den Einwohnern, welche letztern sich also gegen ihn erwiesen, als wenn sie sich zusammen verschworen hätten, sie Hungers sterben zu lassen, drey Monate lang zu Bahia aufgehalten, giengen sie mit ihrem guten Freunde, dem Capitain, an Boord des St. Hubes, und seegelten den 22 Herbstmonats, in Gesellschaft eines Kriegs-Schiffes des Königs von Portugall und zwey Ost-Indischer Schiffe, von dannen nach Lissabon, weil aber der St. Hubes nicht so gut seegeln konnte, als die andern Schiffe, so verlohr er dieselben die erste Nacht aus dem Gesichte. Auf der Höhe von 70 Meilen im Westen von Madeira, wurde der St. Hubes von einem heftigen Sturm befallen, und weil das Schift keinen sonderlichen Schaden bekam, sagte der Capitain nach der Messe, als sich der Wind etwas geleget, daß ihre Errettung aus einer so augenscheinlichen Gefahr, und das Wunder, daß ihr Schift, wiewohl es leck, nicht mehr Wasser einbekommen, als zuvor, ihrem Gebethe zu der Nuestra Senhora Boa Mortua, und derselben Vorbitte zuzuschreiben wäre; daß sie also dieser Heiligen ihre Erkenntlichkeit bezeigen müßten, weil sie zur Zeit der Noth ihre Freundin gewesen wäre. Er selbst wollte ihnen mit gutem Exempel vorgehen, und dieser Heiligen, als ihrer Erretterin, ein neues Seegel verehren; diesem zufolge trat einer der Matrosen hervor, und machte diese Worte auf das Seegel: Dé a esto triachado per nuestra Senhora Boa Mortua, d. i. **Ich schenke dieses Seegel U. L. F. der Erlöserin von den Todten.** Das Seegel und das Geld so bey dieser Gelegenheit gesammlet wurde, belief sich zusammen über 20 Moydores.

Den

Den 4ten Christmonats bekamen sie Lissabon zu Gesichte, und dachten noch selbigen Abend in dasigen Haven einzulauffen; allein um 4 Uhr erhob sich der Wind recht auf den Wall an: das Schiff schwebete, den Lauf nach Süden haltend, unter einem kleinen Seegel; um 6 Uhr wehete ein fliegender Sturm, und weil das Seegel in Stücken riß, mußten sie recht in den Wind halten, wodurch sie Gefahr liefen, auf den Grund zu gerathen. Der St. Hubes wurde nunmehr ganz für verlohren geschätzet; die Portugiesen fielen auf die Knie, fleheten ihre Heiligen um Errettung an, und gelobeten alles was sie in der Welt besassen, wenn sie nur das Leben erhielten, inmittelst sie alle Mittel sich selbst zu retten verwarloseten, und sogar zu pumpen aufhöreten, ohnerachtet das Schiff sehr leck war. Dieses Verhalten zur Zeit der äussersten Noth ist eine Sache, die den Engländischen Matrosen ganz und gar unbekannt ist; in solcher äussersten Gefahr arbeiten sie aus allen Kräfften an Erhaltung des Schiffes und Volkes, und wenn ja einige derselben auf ihre Knie fallen, so geschiehet solches nicht eher, als wenn die Gefahr vorüber ist. Der Lieutenant und Zimmermann konnten dergleichen Betragen auf keinerley Weise gut heissen; sie bathen die Portugiesischen Matrosen um Gottes Willen, an die Pumpen zu treten, und sagten zu ihnen, daß sie Hoffnung hätten, ihr Leben zu retten, so lange sie das Schiff über Wasser hielten, und daß sie es nicht müsten sinken lassen, so lange sie es verwehren könnten. Der Portugiesische Capitain und Officiere hörten, auf der unsrigen ernstliches Ansuchen, auf zu beten, und ersuchten das Schiffsvolk, die Pumpen im Gange zu hal-

halten, wie sie auch endlich thaten, und dadurch das Schiff erhielten. Eine halbe Stunde darnach lief der Wind W. N. W., und wäre dieses nicht geschehen, würde das Schiff unfehlbar innerhalb einer Stunde auf den Strand gerathen seyn. Diese Errettung wurde, sowohl als die vorige, der Fürbitte U. L. F. Boa Mortua zugeschrieben. Bey dieser Gelegenheit wurden noch funfzig Moydores eingesammlet, und man fassete den andächtigen Schluß, daß, wenn das Schiff zu Lissabon behalten einliefe, das neue Seegel, welches in dem letzten Sturm zerrissen war, in Procesßion nach der Kirche dieser grossen Heiliginn gebracht werden, und der Portugiesische Capitain den Werth desselben am Gelde opfern sollte, welcher auf achtzehn Moydores geschätzt wurde.

Den 9ten langeten sie endlich zu Lissabon an, und den folgenden Morgen giengen alle Personen, die mit dem Schiffe angekommen waren, als Officierer, Reisende worunter auch der Spanische Don, nebst Matrosen und Jungen, ausser denen drey Engeländern, nach der Kirche U. L. F. Boa Mortua, und das Seegel wurde vor ihnen hergetragen. Das Wetter war diesen Tag sehr kalt, und die Kirche lieget eine gute Englische Meile von dem Haven. Die Engeländer begaben sich sogleich, als sie an Land getreten waren, nach der Börse. Der Lieutenant war bey verschiedenen Herren der Englischen Nation wohl bekannt. Als er ihnen erzehlte, daß sie drey von den unglücklichen Leuten, die auf dem Schiffe der Wager gewesen wären, und daß sie in einem derer Brasilischen Schiffe übergekommen und mit erster Gelegenheit nach Engeland gehen wollten, sagten sie, daß

der

der Capitain bereits mit dem Packet-Boot von Lissabon nach London geseegelt wäre, und gar schlecht Zeugniß von ihnen gegeben hätte. Der Lieutenant ließ verschiedene Herren seiner Nation sein Tageregister lesen, welche ihnen, während ihres Aufenthaltes zu Lissabon, ungemeine Liebe und Freundschaft erwiesen.

Den 31sten Christmonats giengen sie an Boord des Kriegs-Schiffes Sterling Castle, um ihre Reise nach Engeland fortzusetzen, und hatten da wieder das Glück den Unterscheid zu sehen, der zwischen einem Brittischen und einem fremden Schiffe ist, vornemlich was die Sauberkeit, Gemächlichkeit und gute Ordnung betrifft.

Den 1sten Hornung 1743 langeten sie zu Spithead an, und wurden erst nach Verlauf von 14 Tagen auf Befehl der Commissarien der Admiralität an Land gebracht, weil der Capitain des Kriegs-Schiffes Sterling Castle Schwierigkeit gemacht sie vom Boord zu lassen, ehe er desfalls das Gutbefinden von ihren Lordschaften eingeholet. Sie hätten vor allen Commissarien verhöret werden sollen, allein ihre Lordschaften hielten dafür, daß dieses zu verdrießlich seyn möchte, und ernennten derohalben drey Herren Befehlshaber von Schiffen, die Männer von besondern Verdienst und bekannter Redlichkeit waren, diese Sache zu untersuchen; jedoch wurde nach der Hand befohlen, daß sie nicht eher verhöret werden sollten, als bis der Commandeur Anson selbst angelanget seyn würde, und daß niemand von ihnen einige Besoldung ziehen, noch in Sr. Majest. Diensten gebraucht werden sollte, biß daß man wegen des Schiffes der Wager vollkommen unterrichtet

 tet

tet wäre; und weil dem einen nicht mehr Gunst wiederfuhr als dem andern, so schien ein jeder mit dem Schlusse Ihrer Lordschaften zufrieden zu seyn. Ihren Befehlhaber Captain Cheap belangend, hatten die Commissarien der Admiralität über Lissabon einen Brief empfangen, worinn gemeldet wurde, daß er in dem Reiche Chili in einer Portugiesischen Provinz sich befände, wo ihm der Stadthalter sehr wohl begegnete, und daß er mit erster Gelegenheit nach Engeland zurück zu kommen hoffete.

Hier endiget sich die Erzehlung von dem Schiffe der Wager, wovon wir unsere Leser versichern, daß sie sehr getreulich und der Wahrheit gemäß, ohne alle Partheylichkeit oder Gefährde, weder für den Capitain und Officierer, noch für das Volk aufgezeichnet ist. Allein es wird Zeit seyn, daß wir uns wieder zu dem Commandeur Anson, und den zerstreueten Ueberbleibseln seiner Esquadre wenden, die nicht mit geringern Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hat. Kurz nachdem ihnen also das Schiff der Wager aus dem Gesichte gekommen war, so den 1sten May 1741 geschahe, hatte das Schiff der Glocester sehr viel auszustehen, und bekam unter andern einen Leck zwischen Wind und Wasser, worüber ein Stück Blech genagelt wurde. Das Volk auf ermeldtem Schiffe war sehr krank, und ihrer wenige waren im Stande das Schiff zu regieren, oder vielmehr die nöthige Schiffs-Arbeit zu verrichten, und was ihren unglücklichen Zustand nicht um ein geringes vermehrete, war die erschrecklich grosse Menge Ratten, welche sie solchergestalt plageten, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe davor hatten; denn sobald die

Matro-

Matrosen in ihren Koyen lagen, wurden sie durch einen ganzen Schwarm dieses Ungeziefers gleichsam bestürmet, welche über sie weglieffen, und sie öfters sehr empfindlich bissen: ja es wurden verschiedenen von dem Volke, die Krankheit halber keine Kräfte mehr hatten sich ihrer zu erwehren, die Zähen von den Füssen abgefressen: nichts aber war abscheulicher anzusehen, als wie dieses Ungeziefer die Leichen schändete, die auf dem Decke lagen, und deren man damals 10 bis 12 auf einen Tag hatte, als welchen sie die Augen aus dem Kopfe, und ganze Stücke aus den Hacken, Armen und Beinen frassen, so daß dergleichen entsetzlicher Anblick wohl nirgend mehr gesehen worden.

Den 17ten May sahen wir O. N. O. 10 Englische Meilen von uns Land, und muthmasseten unserer Rechnung nach, daß es das hohe Land der Insul Socora seyn müßte. Des Morgens um 8 Uhr erhob sich der Wind so stark, daß wir alle unsere Seegel einreffen mußten. Um 6 Uhr sahen wir das nordlichste Land N. O. und das südlichste, O. N. O. Es schienen Eiländer zu seyn, und das nordlichste war unserer Muthmassung nach die Insul Narborough, so damals acht Meilen im N. O. von uns lag. Weil der Wind je länger je mehr sich aufgab, wendeten wir das Schiff, und dreheten ostwärts, weil in einem Schiffs-Rathe geurtheilet wurde, daß es zu gefährlich nahe an dem Walle fort zu seegeln, indem das Volk so schwach und krank wäre, daß sie sich das Schiff zu steuren nicht im Stande befanden, weshalben wir beschlossen, unsern Lauf mit vollen Seegeln nach der Insul Juan Fernandes zu setzen, weil solches ohnedem der Ort, wo, wie oben gemel-

det, der allgemeine Sammelplatz für die Schiffe dieser Esquadre seyn sollte, um allda das Volk zu erfrischen und sie wieder zu ihrer vorigen Gesundheit und Kräften kommen zu lassen, desgleichen auch unsre Wand und Tauwerk auszubessern, welche in sehr schlechtem Stande waren, ja es war damals so elend mit uns, auch selbst auf dem Schiffe des Commandeurs bestellt, daß beynahe alle Soldaten und Matrosen in ihren Koyen lagen, und die Officierer selbst die Wachten wahrnehmen und die Schiffs-Arbeit verrichten mußten. Wir hatten um selbige Zeit Sturm über Sturm, das Fockseegel riß in Stücken, und wir musten unsre andern Seegel anschlagen, welches gleichwohl wegen der Schwachheit des Volks sehr langsam von statten gieng. Gegen Mittag sahen wir verschiedene steile mit Schnee bedeckte Berge. Wir fanden täglich viel Wasser in unserm Ballast, welches grosse Unruhe bey uns erweckte; verschiedene urtheileten, daß unsere Fässer leck wären, denn wir hatten bereits Mangel an frischem Wasser, und andere besorgten, daß das Schiff geborsten wäre, da indessen ein fliegender Sturm wehete, und der Zimmermann und seine Gehülfen krank lagen.

Den 4ten war die See sehr ungestüm und wir hatten sehr schwer Wetter, wodurch die Wand und das Tauwerk mächtig beschädigt wurden. Auch bekamen wir eine schwere See in unser Schiff, weil es wegen Mangel an Seegeln und Seegelstangen, in sehr schlechtem Stande war. Wir hatten nicht ein Raaseegel, auch keinen Seegelmacher noch Zimmermann, dasselbe wieder herzustellen. Wir mußten die Blinde anstatt des Vörder-Mars-Seegels gebrauchen, hatten sehr viel Wasser

Wasser in unserm Ballast und täglich verschiedene Todte. Das hohe Land der Patagonen lag um 51 Meilen hinter uns. Die wenigen Matrosen, die sich noch einigermassen im Stande befanden, mußten Wand und Tauwerk, so gut sie konnten, wieder ausbessern, und wenn es das Wetter nur in etwas zuließ, so legte ein jeder, so nur auf das Verdeck kommen konnte, Hand ans Werk, um die Raaen wieder in Ordnung zu kriegen. Um diese Zeit fingen wir ein Faß Regenwasser auf, welches uns in unserm verschmachteten Zustande zu keiner geringen Erquickung gereichte.

Nachdem wir solchergestalt einige Zeit mit der Durchfahrt der Magellanischen Strasse zugebracht, viel Sturm und unerträgliche Kälte ausgestanden, und mit Wetter, Wind und Himmelhohen Wellen zu kämpfen gehabt, gelangeten wir endlich in die Süd-See. Diesen Namen führet ein grosser Theil des grossen Welt-Meeres, zwischen der ganzen Westlichen Küste von America, dem Archipelago oder grossen Insul-Meere St. Lazario, den Diebes-Insuln und der Chinesischen See. Daselbst herrschet zwischen den Neben-Kreisen ein beständiger Ost-Wind, sogar, daß die Matrosen nichts anders zu thun haben, als auf das Ruder Acht zu geben, und keine Seegel verändern dürfen. Man weiß in dieser See von keinen dunkeln Regen-Wolken, Stürmen, Donner, Winden noch Orkanen, wohl aber von einem überzogenen dicken Horizont, wodurch man die Höhe der Sonne mit dem Gradboog zu nehmen verhindert wird. Auch entstehet öfters des Morgens dumpfiges Wetter und dicker Nebel, der aber gleichwohl kaum die Kleider etwas naß macht. Bey neuem und vollem Monde fluthet diese

See mit hohen, breiten und langen Wellen, welche aber nicht ungestüm, sondern so sicher sind, daß man in dieser unermeßlich weiten See, gleich als in einem engen Canale oder auf einem stillen Strohme seegelt, welcher Ursachen halben auch Magellan dieselbe, die Friedsame, genennet, und welchen Namen sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Diese See ist zum ersten den 25sten Herbstmonats 1513 durch einen gewissen Vasco Nunnes de Balboa entdecket worden, von dem man unter andern erzehlet, daß er, sobald er dieses Land entdecket, seinen Lauf dahin gerichtet, und wie er am Ufer gewesen, bis an die Knie in die Süd-See gesprungen sey, und sein Volk zu Zeugen gerufen habe, daß er alle diese Länder, und alles was darunter gehörig, Kraft der Schenkung Papst Alexanders des Sechsten, im Namen des Königs von Spanien, seines Herrn in Besitz nähme.

Jedoch ehe wir die Magellanische Strasse gänzlich verlassen, müssen wir beyläufig erinnern, daß von allen Flotten, welche dieselbe von jeher durchgeseegelt haben, keine so glücklich gewesen, als des Ritters Draake Flotte, massen seine Vorgänger unzähliches Unglück und Ungemach darinn ausgestanden, so daß es schien, als wenn sie diese Strasse blos zu ihrem Verderben und Schaden entdecket hätten.

Dieser Ritter seegelte im Jahre 1577 von Plymouth dahin ab, u. gelangete den 20sten Erndtemonats 1578 in die Strasse, den 6 Herbstmonats aber in die Süd-See; er wendete sich nach Chili, Coquimbo, Chinano, Palma, Lima und so weiter um ganz America, und eroberte viel Spanische Schiffe, worunter eines, das vier-

vierhundert Pfund gediegen Gold am Bord hatte, und ein anderes, Caca Fuego genannt, mit vielem Golde, Silber und Juwelen, worüber ein Junge von Draakes Schiffe ausrief: Capitain, ihr möget dieses Schiff wohl an statt Caca Fuego, oder Feuerscheisser, den Cacaplata, oder Geldscheisser nennen, worüber Draake herzlich lachte. Mit allen diesen Reichthümern im Ueberflusse gesegnet, richtete er seinen Lauf nach den Moluckischen Eilanden, und entdeckte auf 38 Grad eine Insul, wo ihn die Wilden ungemein wohl empfingen, und ihm so grosse Freundschaft erwiesen, daß sie ihn gar zu ihrem Könige krönen wollten. Diese Insul nennete er Neu-Albion. Auf Ternate schloß er ein Bündniß mit dasigem Könige, seegelte weiter nach Java und Ceylon, und kehrte um das Vorgebürge der guten Hoffnung wieder nach Hause, da er den 3ten Winter-Monats 1580 mit einem unglaublichen Schatze und nicht geringeren Ruhme in Engeland anlangete. Der Unter-König von Peru, der sich einbildete, daß Draake wieder durch die Magellanische Strasse zurück gehen würde, schickte im Jahre 1579 aus dem Haven von Lima zwey Kriegs-Schiffe unter Pedro Sarmiento, denselben aufzusuchen dahin, dieser aber kam in Brasilien ohne denselben angetroffen zu haben, weil er, wie schon erwehnet, einen andern Weg genommen hatte.

Den 19 Junius sahen wir nach Mittage um vier Uhr ohngefehr vierzehn Meilen im Süd-Westen vor uns das so lange gewünschte Eyland Juan Fernando. Die Freude unsers Volkes über diesen Anblick war fast nicht auszusprechen; denn unser Schiff sowohl als

das

das Volk befanden sich beyderseits in sehr schlechtem Zustande.

Es sind zwo Insuln in America, die von ihrem Entdecker Juan Fernando ihren Namen führen, und liegen beyderseits auf der Höhe von drey und dreyßig Grad, acht und vierzig Minuten im Süden der Linie, haben auch beyde sehr hoch Land. Die kleinste, welche die Westlichste, ist ein dürres rauhes Eiland, voll kahler Berge und Klippen; die Ostliche ist die größte, die zwar auch sehr bergicht, aber dem Augenscheine nach voll schöner Bäume und fruchtbar ist. Das Land bringt eine grosse Anzahl Böcke und Schweine, und die Seeküste eine unzägliche Menge Fische hervor, so daß die Spanier öfters dahin fischen kommen, und in kurzer Zeit ihre Barken voll fangen, welche sie nach Peru führen. Die Rheede liegt an dem Ostlichen Ende, so daß man mit einem Ost-Winde daselbst einlauffen muß, sonsten man durch die Stille leicht um den Westen vorbey treibet. An der West-Seite ist dicht unter der Insul dreissig bis vierzig Fadem Wasser, Sandgrund, welche allmählig bis auf drey Fadem Wasser ablauffet. Die Nassauische Flotte lief den 5 April 1624 allhier ein. Das Tage-Register dieser Flotte enthält, daß die Ostliche Insul unter dem drey und dreyßigsten Grad vierzig Minuten, und ohngefehr siebenzig Teutsche Meilen von dem festen Lande Chili gelegen ist, und die Spanier derselben den Namen der Land-Insul, gleichwie der Westlichen der Aussen-Insul beygeleget haben; und daß viele irriger Weise die Klippe, die der Ostlichen Insul im S. W. lieget, für die zweyte Insul halten, da dieselben doch zwey und zwanzig Meilen von einander liegen, und die

die äusserste gleichfalls solche Klippen hat. Die Ostliche, meldet gedachtes Tage-Register weiter, hat ohngefehr sechs Meile in ihrem Umkreise, ist vom Osten zum Westen drittehalb Meilen lang, und hat ihre Rhede an der Nord-Ost-Seite, wo sich einige Thäler mit Klee und Gras befinden. Die Bay hat einen steil aufgehenden Grund u. s. w.

Endlich kamen wir den 22 Junius des Nachmittags um zwey Uhr in unserm lange gewünschten Haven zu Juan Fernando auf zwanzig Fadem Wasser unter dem Lande vor Anker. Wir waren in einem gar bejammernswürdigen Zustande, massen wir von mehr als fünfhundert Mann, die wir aus Engeland gereiset waren, überal nur noch zweyhundert übrig hatten, wovon doch die meisten kaum auf Händen und Füssen fortzukriechen im Stande waren. Sobald wir den Anker fallen lassen, schickten wir unsere Boote mit Sparren und Seegeln an Land, und liessen Zelte für die Kranken aufschlagen; der Commandeur war uns darinn behülflich, und gab uns allerhand Erfrischungen von seinem eigenen Vorrathe. Wir fanden die Insul unbewohnet, voll hoher Berge und unzugänglicher Felsen, zwischen welchen lustige Thäler liegen, die, wenn sie angebauet würden, alles, was die Himmels-Gegend auszugeben fähig ist, im Ueberflusse hervorbringen könnten. Diese Thäler bestehen theils in Acker-Felde, theils in Wiesen. Die Wiesen sind vortreflich, und da sonst das Gras in ganz West-Indien sehr lang, schlaf und geringe ausfället, so bringen dieselben hier ein sehr mildes und dickes Gras hervor, welches das ganze Jahr durch grünet, sehr geil wächset, und tausenden von Thieren ihr Futter geben

könn-

könnte; weshalben auch Juan Fernando, dessen Namen sie führet, ein so grosses Wohlgefallen daran hatte, daß er auf seiner Rück-Reise nach Lima einige Geissen daselbst ans Land setzte, und seither denn keine Mühe sparete, diese Insuln zu bevölkern, womit er sich aber vergeblich Mühe machte. Es sind nur zwo Anfuhrten in der ganzen Insul, wo Schiffe ankern können, nemlich an der Ost-Seite, und in beyden ist ein kleiner Bach frisches Wasser. Diese Bayen sollten mit geringen Kosten befestigt werden können, daß hundert Mann in jeder derselben ihrer etliche tausenden die Spitze bieten könten, massen man von der West-Seite nicht anders als mit grosser Mühe und durch sehr enge Wege zu den Bayen kommen kann, wo zehn Mann einer grossen Menge die Annäherung verwehren können. Hier fanden wir Geissen, Hunde, See-Löwen, Robben, Brassem, Kabeliau und Klipfisch im Ueberfluß; wie ingleichen Wurzeln in grosser Menge, die unsern langen Rüben sehr gleich fielen, nicht weniger auch Kohlbäume, Brunnkresse u. s. w. die uns ungemein wohl zu statten kamen, und uns fast alle beym Leben erhielten, oder doch augenscheinlich den Rachen des Todes entrissen. Wir gingen täglich auf die Geissen-Jagd, welche im Östlichen Theile nicht so fett fallen als im Westlichen, ohnerachtet daselbst viel mehr Gras und grösserer Ueberfluß an Wasser in den Thälern ist, als in jenem. Es ist unglaublich, was wir anfänglich für Mühe und Arbeit hatten, ehe wir einiger derselben habhaft werden konnten, massen die Spanier, aus Beysorge, daß diese Geissen, und Böcke eine Volkpflanzung allhier aufzurichten Anlaß geben möchten, eine grosse Menge Hunde auf diese Insuln gebracht, damit

mit die Geissen vertilget würden, wodurch diese Thiere so scheu geworden sind, daß sie sich auf dem Gebürge oder unter den Felsen verkriechen, und kaum zum Vorscheine kommen; wie wir aber endlich fanden, daß sie gegen Abend kamen und graseten, so laureten wir ihnen auf, und schossen ihrer eine grosse Menge, so als auch verschiedene Hunde, welches eine sehr angenehme Speise für uns war. Sonst siehet man hier auch wilde Katzen, welches die eintzigen Thiere sind, die da gefunden werden. Die Büsche geben verschiedene Sorten Bäume, als Palmiten, Sandelholz, und eine Gattung die zu Zimmer- und Brennholz bequem ist, massen es wohl so fest und hart ist als Ypern-Holz, man findet aber keine Bäume daselbst, die zu Masten oder Seegel-Stangen tauglich wären.

Ich glaube nicht, daß eine Insul in der Welt, wo die See so Fischreich ist als hier, so daß vier Mann in einer Stunde Zeit so viel fangen konnten, daß die ganze Flotte davon genug zu speisen hatte. Desgleichen wimmelte es allhier von See-Löwen, wovon der Abfall ja so gut ist, als ein Kalbs Eingeweide, und selbst das Fleisch, wenn es in dünnen Scheiben in der Pfanne gebraten wird, einer Rinds-Carbonade in allen Stücken gleichet, und beynahe also schmecket. Sie werden, unserer Meynung nach, See-Löwen genannt, weil sie ein Gelaut von sich geben, das dem Brüllen der Löwen sehr gleich kommt, und auch ihr Kopf der Löwen ihrem sehr ähnlich siehet; ihr Gesicht ist breit, mit viel Haaren um die Lippen, gleich dem Knebelbarth einer Katze; sie haben vorn im Munde vier breite Zähne, die drey Daumen lang und einen dick, die übrigen aber sind dick, kurz und stumpf; ihr Hin-

Hinterleib ist sehr unterschiedlich; sie sind sehr groß, und einige fast zweymal so dick als ein Pferd; sie haben 4 Floß-Federn, deren beyde vorderste ohngefehr eine halbe Elle lang, und ihnen auf dem Strande herum zu kriechen und den Hinterleib nachzuschleppen behülflich sind, die hintersten beyden aber können sie nur im Wasser brauchen; sie haben an dem Halse einen Finger lang Haar, der übrige Leib aber ist fast ganz kahl und lichtfarbig, insonderheit so lange sie jung sind, denn wenn sie alt, sehen sie viel schwärzlicher aus; ihr Futter finden sie im Wasser an Fischen; weil sie aber beydes im Wasser und auf dem Lande leben, so kommen sie auch auf das letztere, daselbst zu schlafen. Mehrentheils liegen ihrer fünf bis sechs beysammen, wie die Schweine, und bleiben öfters zween bis drey Tage, wo sie nicht gestöhret werden; sie sind sehr fett, und einer derselben liefert wohl ein Orhoft Oel aus, welches wir in unsre Lampen sowohl, als unsre Fische darinn zu braten gebrauchten, weil der Geschmack desselben nicht unangenehm. Sie können mit dem Schlage einer Handspeiche auf die Nase leichtlich todt geschlagen werden, sind aber sehr scheu, und halten sich dicht am Strande auf, damit sie, sobald sie jemand sehen, oder in Gefahr zu seyn vermeinen, ins Wasser flüchten können.

Einige unserer Matrosen wollten auf sie sitzen und reiten, sie kehrten sich aber um, richteten sich mittelst der Vorder-Flossen in die Höhe, stunden mit aufgesperretem Rachen, und sahen sie starr an; einer von unsern Leuten aber hatte das Unglück, daß er von ihnen zerrissen wurde. Unsere Gewohnheit, dieselben, wenn wir ihr Fleisch und Oel nöthig hatten, zu tödten, war diese, daß wir sie mit

mit einem Pistohl in den Rachen schossen, wenn sie ihn aufsperreten; wenn wir aber eine Kurzweile mit ihnen haben wollten, welches wir ein Löwengefecht nenneten, so bewafneten wir uns jeder mit einer halben Pique, und stachen sie so lange bis sie tod waren, welches gemeiniglich drey bis vier Stunden währete, ehe sie sturben, und öfters funden wir genug mit ihnen zu thun, denn weil es ungeschickte wehrlose Geschöpfe sind, u. wir sie von hinten, vorne und beyden Seiten überfielen, so überwältigten wir sie doch endlich allemal, ob sie uns gleich oft in die Flucht zu bringen, auch zuweilen selbst zu entlaufen suchten, welches ihnen gleichwohl unmöglich war, weil wir ihnen den Weg nach der Seeseite abschnitten. Wir haben unter andern einen See Löwen getödtet, der beynahe vier und zwanzig Fuß lang und funfzehn dick war, und siebzehn Daumen Speck hatte. Was die See Hunde belanget, befanden wir, daß diejenigen, die viel davon assen, das Fieber bekamen, deswegen gebrauchten wir dieselben so wenig als möglich zu unserer Speise. Sie sind so dicke wie ein grosses Kalb; unter jeder Schulter ist eine lange dicke Floßfeder, deren sie sich in der See zum schwimmen, auf dem Lande aber anstatt der Füsse bedienen; denn indem sie ihren Körper mittelst dieser Flossen oder Stümmel aufrichten, und solchergestalt ihr Hintertheil dicht unter sich geschlossen halten, stehen sie auf, schieben den Vorderleib vor sich hin, u. schleppen das Hintertheil nach sich; da sie denn immer wieder aufstehen und vor sich hintaumelnd auf u. nieder springen, solang sie aufm Lande seyn. Von den Schultern an bis am Schwanz haben sie die Gestalt eines Fisches, und an beyden Seiten des Rumpfes

zwey schmale Flo ßfedern, womit sie denselben bedecken. Diese Flossen dienen ihnen in der See an statt eines Schwanzes, u. auf dem Lande sitzen sie auf demselben, wenn sie ihre Jungen säugen. Ihr Haar ist verschiedentlich von Farbe, massen sie schwarz, grau, braun, oder gesprenkelt, und sehr glat und angenehm anzusehen sind, wenn sie aus der See kommen; viele haben schwarz und weiß Haar, andre sind wie Tieger fleckicht, und wieder andere roth. Sie werden See-Hunde genannt, weil ihr Kopf einem Hunds-Kopfe mit abgeschnittenen Ohren sehr ähnlich ist. An ihren Pfoten haben sie fünf Zähen und lange schwarze Nägel, die, gleich den Gänsefüssen, mit einer dicken Haut an einander geheftet sind. Das Maul ist mit einem Barte versehen, über den Augen und an der Nase sitzen vier lange Haare, und die Augen sind sehr helle und vor dem Kopfe liegend. Auf den Klippen findet man ihrer bey tausenden sitzen, und die Insul ist bis beynahe eine Meile von dem Strande ab mit denselben bedecket, inzwischen andere auf dem Wasser spielen und sich erlustigen. Wenn sie aus der See kommen, blecken sie als Schaafe nach ihren Jungen, u. ob sie gleich, bis sie zu denselben gelangen, durch hundert andere Jungen durch müssen, so lassen sie doch kein fremdes zum säugen zu. Diese Jungen liegen als Poppen an dem Strande, wenn sie aber durch jemand der unsrigen geschlagen wurden, begaben sie sich sowohl als die alten nach der See, und schwommen ganz geschwind und schnell, ob sie gleich am Strande ganz schläfrig lagen, und nicht weichen wollten, sondern nach uns bissen, wenn wir sie zu schlagen droheten. Sie sind sehr zart auf der Nase, und können, so zu reden, bloß mit einem Schnip-

ger

gen getödtet werden. Uebrigens fallen sie sehr fett, so daß man hier gemächlich grosse Schiffe voll mit derselben Thran und Häuten laden könnte. Die See-Brassem brieten wir, massen sie eine sehr angenehme Speise geben, nur daß sie ungemein voll Gräten sind; sie sind ohngefehr 20 Daumen lang, und von der Mitte des Rückens bis mitten an den Bauch 8 Daumen breit; sie haben 5 breite Floßfedern an dem Hintertheile des Kopfes, und eine noch breitere so bis an den Schwanz reichet, welcher die Gestalt eines halben Mondes hat; sie haben grosse Augen, weite Nasenlöcher und einen kleinen Mund, sind sehr leicht und mager, und bekamen von uns den Namen Brassen, weil sie dieser Art Fischen sehr ähnlich sehen. Den Kabeljau oder Klipfisch fingen wir, sobald wir nur den Angel ins Wasser fallen liessen, und hatten eine sehr gute Speise daran; wir trockneten auch verschiedene derselben, und nahmen sie mit an Boord; sie sind ungefehr zwey Fuß lang, und haben kleine Schuppen in der Grösse eines Stüvers, von dunkelbrauner Farbe und sehr gutem Geschmack, wiegen ohngefehr 12 Pfund, und sind so erstaunlich fett, daß sie ohne Butter oder Oel geröstet oder gebraten, gegessen werden können. Von den Krebsen kochten wir Fleischbrühe; und die Rüben und Kohl-Bäume thaten uns grosse Dienste, insonderheit die letzteren, deren, obschon kleine Frucht gesund, süß und angenehm ist. Der Stamm dieses Baumes ist dünn, gerade und sehr hoch, massen es einer der höchsten Bäume, die man in America findet; manche sind wohl 70 bis 80 Fuß hoch, mit verschiedenen Ringen oder Gliedern, ohngefehr 4 Daumen von einander, ohne einige Blätter, ausser an dem Gipfel, aus

dessen Mitte der Kohl ausschiesset, welcher gekocht oder roh so gut und gesund ist, als weisser Kopf-Kohl; die Aeste, so platt und scharfeckigt, sind durchgängig zehn, zwölf und zuweilen dreyzehn Fuß lang, und schiessen ohngefehr 2 Fuß von dem Stamme, etwan vier Fuß lange und nur anderthalb Daumen breite Blätter, die in so schöner Ordnung an dem Aste wachsen, daß der ganze Ast fast nur ein Blatt zu seyn scheinet. Der Kohl ist, wenn man die rundum liegenden Blätter abgenommen, ohngefehr sechs Daumen dick, einen Fuß lang, u. so weiß als Milch. Unten an dem Kohl wachsen grosse Büschel Beeren, gleich den Weinreben, etwan 6 Pfund schwer; die Beeren sind wie grosse Kirschen, haben inwendig einen grossen Stein, und schmecken fast wie die Hagebutten in Engeland. Wenn wir den Kohl haben wollten, hieben wir die Bäume um, weil sie viel zu hoch, als daß man ohne Leiter hinauf komen könnte, auch der Baum nichts desto minder dadurch Schaden leidet, massen er doch erstirbet, sobald er nur sein Haupt, nemlich den Kohl verlieret. Die Bäume sind sehr hart von Holz und schön von Gestalt. Man findet hier eine Gattung Vögel von grauer Farbe, welche Hölen und Baue in die Erde machen, gleich den Caninchen, worin sie sich des Nachts aufhalten, am Tage aber heraus komen, und ihren Fraß an Fischen suchen; sie sind ohngefehr so groß als ein klein Huhn, haben vier Füsse, und schmecken fischicht, doch nicht so sehr, weñ sie wohl zugerichtet sind. Man hat noch verschiedene andere See-Vogel, worunter eine Gattung so von den Engeländern Pinguins genannt wird. Diese sind ungefehr so groß als Endten, tauchen nach dem Fischen, und sind, dieselben zu

fan-

gen sehr geschwind und fertig. Sie können nicht fliegen, weil sie an statt der Flügel nichts als nackte Stümmel haben, gleich jungen Endten, deren sie sich im Wasser zum schwimmen mit bedienen; sie sind dunkelgrau auf dem Rücken und Kopfe, und an dem Halse, Brust und Bauch weiß, und haben viel Dunnen-Federn. Ihre Füsse sind kurz, wie Gänse-Füsse; sie sind sehr zahm, und kommen öfters rund um die Schiffe, da man sie sehr leichtlich tödten kann; ihr Fleisch giebt eine schlechte Speise, ihre Eyer aber sind von sehr angenehmen Geschmack. Es giebt daselbst noch einen Vogel, der weit kleiner als ein Zaunkönig, und ein Schnäbelchen hat, so nicht dicker, als eine gemeine Stecknadel, nebst Füßgen nach der Ebenmasse des Leibes, der mit schwarzen Federn bedeckt ist. Wir sahen sie selten vor einbrechendem Abend, da sie Schwarmweise um uns herum flogen, so daß, dafern wir des Nachts Feuer auf dem Schiffe gehabt, ihrer eine grosse Anzahl vor anbrechendem Tage darinn geflogen seyn würden. Wir haben oben zu melden vergessen, daß die hiesige See noch einen kleinen Fisch ausliefert, der Snapper genennet wird; diesen findet man nirgends als in West-Indien und der Süd-See: Er hat die Gestalt einer grossen Forelle, und ist etwas länger als der Klipfisch, hat einen grossen Kopf und Mund, und Schuppen von der Grösse eines Englischen Schillings, ist roth auf dem Rücken und silberfarben auf dem Bauche. *

* Was hiernechst der Autor von der Macht der Spanier in dem

Den 22 Junius langte das Schiff der Tryall in einem sehr elenden und rettlosen Zustande, nachdem es die Helfte des Volkes durch Hunger, Krankheiten und Ungemach verlohren, auf der Insul Juan Fernando bey uns an, welchem wir alsofort Fische und Wasser, und ein Vorderviertel von einem Hunde an Bord schickten. Wir fingen nunmehr an einige Veränderung an unsern Kranken zu spüren, welche nach und nach besser wurden, welches wir vornemlich der Speise von Fischen und allerhand Kräutern zuschrieben. Dem sey nun wie ihm wolle, so kamen diejenigen, die Lust zum essen hatten, bald wieder auf, da inzwischen die andern dahin sturben, sobald sie nur an Land kamen, weil die Seuche zu tief eingewurzelt war. Wir merkten an, daß der Scharbock verschiedentliche Wirkungen unter uns hatte; manche wurden mit Engbrüstigkeit behaftet, welche auch meistens alle durch den Tod hingeraffet wurden, andere wurden ganz fühlloß; andere bekamen es in den Kopf und wurden auf einmal toll; wieder andere hatten eine Einkrümpfung der Nerven, und verlohren gänzlich den Gebrauch ihrer Beine. Unser Wund-Arzt öfnete verschiedene unserer Leichen, und befand, daß ihr Blut ganz vertrocknet und die Gefässe voll Wasser, die

dem Königreiche Chili, den daselbst befindlichen Städten, und befestigten See-Haven, ingleichen von der bezwungenen und unbezwungenen Indianer Gestalt, Lebens-Art Gottesdienst, Macht, Gewehr und Art zu kriegen erwehnet, ist in Freziers Reise nach der Süd-See Ister Theil X. Cap. p. 73. fast mit eben den Worten zu finden, wohin wir den geneigten Leser verweisen.

die Knochen aber, wenn das Fleisch davon abgeschabet wurde, ganz schwarz waren.

Den 8 Heumonats sahen wir ein Seegel, welches wir für das Schiff Gloucester erkannten, worauf der Commandeur den ersten Lieutenant mit Fischen und Wasser demselben an Boord sendete, so ihnen sehr angenehm war, weil das Volk von diesem Schiffe einige Zeit her sehr grossen Mangel, insonderheit an Wasser gelitten, wodurch denn auch die Matrosen in so schlechtem Zustande waren, daß der Capitain des Gloucesters unsern Lieutenant sammt dem Bootsvolke am Boord behalten muste, daß sie ihm das Schiff regieren hülfen.

Den 9 schickten wir die Schalupe von dem Tryall durch einen Lieutenant mit einigen Lebensmitteln und Wasser an den Gloucester. Der Capitain desselben behielt die Schalupe samt der Mannschaft gleichfalls, daß sie ihm die Schiffs-Arbeit verrichten hülfen. Des Morgens um 6 Uhr lag gemeldetes Schiff ohngefehr 4 Meilen von dem Norder Ende der Insul. Den 10ten war es 8 Meilen davon. Den 11ten that es Nachmittags um 1 Uhr einen Canonen-Schuß, und schickte unsern ersten Lieutenant mit dem Boote ans Land, welcher dem Commandeur von dem Zustande des Schiffes Nachricht brachte, um welche Zeit es sechs Meilen von uns war. Den 14ten des Abends um acht Uhr, that der Gloucester, der nun sieben Meilen von uns war, zween Canonen-Schüsse, worauf wir ihm unsere Schalupe mit frischem Wasser und Fischen nebst einem Briefe von dem Commandeur an Boord sendete; sobald dieselbe angelanget war, setzten sie ihr Boot aus, um nebst unserer Schalupe gedachtes Schiff mit Tauē

an Land zu schleppen. Den 15ten schickten wir unsern zweyten Lieutenant mit einigem Bootsvolke, denselben zu helfen; weil sie aber befanden, daß das Schiff nicht fort wollte, sendeten sie unsern Lieutenant zurück, und liessen um mehr Hülfe ersuchen. Der Gloucester war nun bis auf drey Meilen genähert, den 16ten aber war er wieder neun Meilen von uns ab, den 17ten über zwölf, den folgenden Tag aber vierzehn Meilen, und den 21sten verlohren wir das Schiff ganz aus unserm Gesichte, und entdeckten dasselbe erst fünf Tage darnach wieder. Wir waren inzwischen beschäftigt, unsere Schiffe segelfertig zu machen, weil fast unser sämtliches Bootsvolk wieder zu seiner vorigen Gesundheit gelanget war.

Den 27sten sahen wir den Gloucester des Morgens um acht Uhr wieder; sie thaten zween Nothschüsse, weil sie, wie wir hernach erfuhren, überhaupt nur 80 Gallonen Wasser an Boord hatten. Den 28sten schickten wir unser Boot mit zwey Oxhoften Wein und neun Fässern Wasser, wie auch einer grossen Menge Fische an Boord besagten Schiffes, und unser Boot kam mit sechs ihrer kranken Matrosen zurück. Den 29sten war der Gloucester wieder sieben Meilen von uns, und kam uns den 30sten aus dem Gesichte, auch nicht eher als drey Tage darnach wieder zum Vorscheine, während welcher Zeit dasselbe, wie wir nachgehends vernahmen, an eine kleine Insul, Namens Massafurro, so auf der Höhe von 35 Grad 55 Minuten Süder-Breite, ohngefehr 25 Meilen SSW. von der Insull Juan Fernando, lieget, getrieben war, allwo sie ihre Schalupe Wasser zu holen ausgesetzet, weil sie ver-

schie-

schiedene Bäche oder kleine Flüsse wahrgenommen, aber vor der schweren Brandung nicht an Land kommen können, inzwischen sie doch das Fahrzeug voller Fische mitgebracht hatten.

Den 4 Erndte-Monats sahen wir das Schiff Gloucester wieder, welches um eilf Uhr Vormittage den Anker fallen ließ. Der Commandeur schickte unser Boot mit dem zweiten Lieutenant ab, dasselbe vertheyen, d. i. zwischen zween Ankern befestigen zu helfen, weil das Volk auf demselben solches zu thun nicht im Stande war, indem sie nur vier bis fünf Matrosen nebst einigen Jungen, die noch gesund waren, an Boord hatten. Sie hatten seit dem ersten Julius an Land zu kommen alle Mühe angewendet, woran sie aber immer durch den Landwind verhindert worden, ob sie sich schon öfters nur eine halbe Meile davon befunden hatten. Das Sterben war am Boordte dieses Schiffes viel stärker gewesen, als in einem derer andern, massen sie vom 8 May an, da sie von St. Julian abgeseegelt waren, 254 Todte gehabt hatten, so daß von dem ganzen Schiff-Volke nur 98 Seelen, worunter einige Jungen, am Leben waren, wovon sich noch dazu die meisten in einem gar schlechten Zustande befanden. Wie sie an die Insul gelangeten, hatten sie nur noch für eine Woche Wasser, den Mann täglich auf ein Seydel gerechnet, auf welche Masse sie bereits seither den 2 Junius gebracht waren, so daß sie unumgänglich hätten vergehen müssen, daferne sie die Insul nicht erreichet hätten. Nachdem das Schiff nun vertheyet war, schickten sie die Schalupe an den Wall, welche die Kranken mit Seegeln u. Sparren um Zelte für dieselben aufzuschlagen, an Land bringen,

und dagegen Wasser, Fische und grüne Kräuter für das am Boord gebliebene Volk abholen muste.

Nachdem das Schiff, der Tryall, nunmehro seegelfertig, und die Mannschaft desselben wieder ziemlich gesund war, seegelte dasselbe auf Befehl des Commandeurs nach der Insul Massafurro, zu sehen, ob die übrigen Schiffe der Esquadre, die wir aus dem Gesichte verlohren, daselbst angelanget wären. Es war aber kaum eine halbe Stunde weg, so that es Rothschüsse, worauf wir unsere Boote ihm zu helfen nachsendeten, weil es durch einen starken Strohm und heftigen Wind aus der See auf eine Klippe gesetzet war, wovon es gleichwohl mit geringem oder gar keinem Schaden abgebracht wurde, so daß es des Abends um 10 Uhr wieder bey uns vor Anker kam. Den Tag darauf, als den 17 August, stach der Tryall zum andernmal nach gemeldter Insul in See.

Den 28sten kam die Pink Anna an die Insul Juan Fernandes. Diesen Tag kam ein gewisser James Berney, ein wackerer Seeman, hier elend ums Leben, indem er auf der Bock- oder Geissen-Jagd von einem Felsen herabstürzete und ganz zerschmetterte. Den 1sten Herbst-Monats kam der Tryall von der Insul Massa Furro zurück, und hatte keines von den übrigen Schiffen der Esquadre angetroffen.

Den 17 Herbstmonats sahen wir ein Seegel; der Commandeur sendete den Tryall ab, Jagd darauf zu machen, und Tages darauf nahm es der Tryall, und brachte es zu Juan Fernando auf. Die Priese war ein Spanisch Kauffardey-Schiff, die Camilla genannt, und hatte ohngefehr 30 bis 40 Pfund Sterl. nebst einer

ner grossen Menge Leinwand und Schnupftoback an Boord. Wir schickten eine Canone von der Anna, nebst einem Theile ihrer Kriegs Geräthschaft am Boord der Priese. Nachdem der Tryall den 29sten Wasser und andere Nothwendigkeiten eingenommen, seegelte derselbe, auf Befehl des Commandeurs, auf eine gewisse Höhe, daselbst zu kreutzen, und unsere Ankunft zu erwarten. Den 30sten ließ der Commandeur 28 gefangene Spanier von dem Centurion an Boord des Gloucesters übergehen, und nachdem er dem Capitain dieses Schiffes Befehl ertheilet, daß er, sobald sein Volk einigermassen wieder hergestellet, und alles Nothwendige an Boord gebracht worden, uns folgen sollte, gingen wir den ersten Wein-Monats 1741 von der Insul Juan Fernando unter Seegel.

Auf dieser Insul war es, wo der Capt. Sharpe im Jahre 1681 einen Mosquito-Indianer hinterließ, der drey Jahre darauf blieb. Er hatte weiter nichts als ein Feuerrohr nebst einem kleinen Fäßgen Pulver und etwas wenig Bley bey sich. Zu seinem Wohnplatze erwählete er ein angenehmes Thal, etwann eine halbe Meile von der See-Küste, wo er eine sehr bequeme Hütte aufrichtete, die er mit Robben-Fellen bedeckte, aus welchem Stoffe er auch ein Bette machte, uñ sich derselben auch zu Kleidern bediente. Wie sein Kraut und Loot alles auf war, sägete er den Lauf seines Feuer-Rohrs in verschiedene Stücken, zu welchem Ende er aus seinem Messer mittelst eines sehr scharfen Steines eine Säge gemacht hatte, aus gedachten Stücken Eisen verfertigte er Harpunen, Harken und Fisch-Angeln, imgleichen ein neu Messer; bey dieser künstlichen Schmiede-Arbeit

bedienete er sich, nachdem er sein Eisen glüend gemacht, blosser Steine statt des Amboses und Hammers, welches ihm gewiß grosse Mühe und Arbeit kostete. Mit solche Werkzeugen nun fing und tödtete er Geissen und Fischen zu seiner Speise, und lebte sehr vergnügt dabey. In solchem Zustande blieb er auf der Insul bis in den Merz 1684, da er durch einige Engländische Schiffe, die sich auszubessern dahin kamen, erlöset wurde. Sobald er dieselben in der See sahe, bildete er sich gleich ein, daß es Englische wären, und wie er über diesen Anblick höchst erfreuet war, so kehrete er wieder nach seiner Hütte, damit er Speise für sie bereitete. Solchemnach machte er zwo Geissen und eine grosse Menge Kohl zurechte; Was aber seine Freude noch um ein grosses vermehrete, war, daß er bey ihrer Ankunft befand, daß er nicht allein Engländer, sondern selbst auch verschiedene seiner alten Bekannten an ihnen antraf, die an Boord desselben Schiffes gewesen waren, welches ihn allda zurück gelassen hatte.

Im Jahre 1703 wurde auch auf dieser Insul ein gewisser Schottländer, Nahmens Alexander Selkirk, wegen eines Streites zwischen ihm und dem Capitain, gelassen, welcher Zwistes halber sowohl, als weil die Schiffe sehr leck waren, lieber da bleiben, als die Reise mit verfolgen wollte; doch änderte er bald seine Gedanken, und wäre gern wieder an Boord gewesen, wenn es nur der Capitain zugeben wollen. Er hatte nichts bey sich als seine Kleider nebst seinem Bette, ein Feuerrohr, ein wenig Schießpulver, Kugeln und Toback, ein Beil, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, nebst einigen Gebet- und Mathemathischen Büchern und Instrumen-

ten.

ten. Mit solcher Ausrüstung belustigte und versorgte er sich so viel er konnte. Er bauete zwo Hütten von Pimento-Bäumen, und bedeckte sie mit Riet-Gras und Fellen von den Geissen, die er mit seiner Flinte erlegte, so lang er Pulver hatte; doch diese Lust dauerte nicht lange, weil er überall nur ein Pfund desselben hatte, so bald verschossen war. Wenn er Feuer machen wolte, rieb er zwey Stöckgen von Pimento-Holz auf seinen Knien so lange gegen einander, bis sie in Brand kamen. Sein Essen machte er in der kleinsten Hütte, die ein wenig von der andern abstund, zurechte, und in der grösten schlief er. Seine übrige Zeit brachte er mit singen, lesen und beten zu. In der erste, aß er nicht eher, er wurde denn durch den Hunger getrieben, und dieses sowohl aus Betrübniß, als weil es ihm an Brodt und Salze fehlete, und wenn er nicht länger wachen konnte, so ging er zu Bette; das Piemento-Holz, welches sehr helle brennet, dienete ihm zugleich für Feuer und Licht: Er konnte Fische genug fangen, aber wegen Mangel des Salzes nicht essen, ausser nur Krebse, die er zuweilen sotte, zuweilen aber auch brtete, gleichwie er auch mit dem Geissen-Fleische that, wovon er wohlgeschmackte Suppen zu kochen wuste. Als er kein Schießpulver mehr hatte, fing er die Geissen mittelst der Schnelligkeit seiner Füsse, denn, wie er damals in seiner grösten Kraft und Stärke, etwan dreyßig Jahr alt, und vermöge seiner Lebens-Art mit Wandeln und Laufen in beständiger Bewegung war, so lernte er mit verwunderlicher Geschwindigkeit durch die Büsche und über Felsen und Berge hinlaufen. Seine Fertigkeit im Geisenfangen würde ihm aber bald einmal sehr übel bekom-

kommen seyn, denn da er einstens eine mit solcher Hitze verfolgete, daß er sie an dem Rande eines gähen Abgrundes fing, den er wegen eines niedrigen Gebüsches nicht inne worden war, so stürzte er samt der Geiß von einer grossen Höhe, und beschädigte sich solchergestalt, daß er ganz aus sich selber gerieth; In solchem Zustande blieb er eine Zeitlang gleichsam mit dem Tode ringend, und da er wieder zu sich kam, fand er die Geiß unter sich todt liegen. Er spannte alle Kräfte an, daß er nach seiner Hütten kriechen konnte, wie er aber einmal zu liegen kam, so konnte er in zehn Tagen kaum einen Fuß aus der Stelle setzen. Endlich genaß er allmählich wieder, und gewohnte unvermerkt seiner neuen Lebens-Art, insonderheit, daß er seine Speise ohne Salz und Brodt geniessen lernte. Rüben und Kohl von den Kohlbäumen hatte er im Ueberflusse, und würzte seine Speise mit der Frucht des Pimento-Baumes, welcher fast mit dem West-Indischen Pfeffer übereinkommt. Seine Kleider waren bey dem Rennen durch die Büsche gar bald abgeschliffen, und da er endlich ohne Schuhe zu laufen gezwungen war, wurden seine Füsse so hart, daß er überall sonder Beschwerde durchlief. In der erst ward er sehr von Katzen und Ratten gequälet, welche aus den Schiffen, die Holz und Wasser auf dieser Insul eingenommen, darein gekommen waren, und sich gewaltig vermehret hatten. Die Ratten nagten, wenn er schlief, an seinen Füssen und Kleidern, wodurch er genöthiget wurde, die Katzen mit Geissenfleisch an sich zu locken, durch welches Mittel verschiedene derselben so zahm wurden, daß sie in grosser Anzahl rund um ihn her lagen, und ihn von den Ratten bald befreyeten.

ten. Wie seine Kleider abgerissen waren, machte er sich einen Rock und Mütze von Geiß-Fellen, welche er mit schmalen Riemen von solchen Fellen, mittelst einer Nadel zusammen nähete, die er aus einem Nagel gemacht, und auf einem Steine spitzig geschliffen hatte; er machte sich auch Futterhemde von Leinenen Kleidern, die er bey sich hatte, und futterte sie mit alten Lumpen. In solchem Zustande verblieb er fünf Jahr und vier Monate bis in den Hornung 1709, da einige Englische Schiffe, so auf dieser Küste lagen, ein Licht auf dem Strande erblickten, das ihrer Muthmassung nach auf ein oder dem andern daselbst vor Anker liegenden Französischen Schiffe seyn mögte, womit sie würden fechten müssen, wo sie anders Wasser haben wollten; dieses brachte ihnen allerhand Gedanken in den Kopf, und ein armer nackender Mann muste, ihrer Vorstellung nach, sich für eine Spanische Besatzung, einen Hausen Franzosen, oder gar für eine Bande See-Räuber halten lassen; welche Vorstellungen aber des Morgens alle wieder verschwanden, da sie befanden, daß dieses Feuer durch einen glücklichen Unglückseeligen gemacht worden war, welchen sie von dem Strande holeten. Er hatte gröstentheils seine Sprache vergessen, weil er in so langer Zeit, dieselbe in der Uebung zu erhalten, keine Gelegenheit gehabt. Sobald er an Boord kam, wollten sie ihm einen Schluck Brandtewein geben, er weigerte sich aber denselben anzunehmen, weil er die ganze Zeit, da er auf dieser Insul gewesen, nichts als Wasser getrunken hatte. Während seines dasigen Aufenthalts waren verschiedene Schiffe vorbey geseegelt, doch nur zwey Spanische daselbst vor Anker gekom-

kommen, wovon ihn das Volk beynahe überraschet hätte; weil er es aber auf das Laufen setzte, schossen sie nach ihm, und verfolgten ihn bis in die Gebüsche, da er ihnen dadurch entkam, daß er auf einen hohen sehr schattenreichen Baum kletterte, so daß die Spanier, nachdem sie ihn eine zeitlang gesuchet, sich daran begnügeten, daß sie einige Ziegen und Böcke jagten, und damit nach ihren Schiffen zurück gingen.

Den 14ten Weinmonats, Nachmittags um 1 Uhr, sahen wir zwey Seegel, weshalben wir Jacht auf dieselben machten, sie einholeten und befanden, daß es der Tryall mit einer Priese war, die er, nachdem er von uns geschieden, genommen. Diese Priese war genannt der Arransaso, und hatte an Boord 606 Pfund Silber, 12 Pfund Gold und zwo Kisten Silberwerk, so in einem künstlichen silbernen Aufsatze für eine Kirche, von sehr feiner Arbeit, nebst verschiedenen kostbaren heiligen Bildern, so beynahe zween Fuß lang waren, bestund, die wir nachgehends platt schlugen, damit wir sie desto besser in die Kisten packen könnten. Weil der Tryall beym nachjagen dieser Priese den Besaan- und grossen Mast verlohren hatte, so wurde dieses Schiff von den Commandeur abgesetzet, und die aufgebrachte Prise, so ein schön, stark, und zu einem Kriegs-Schiffe bequemes Fahrzeug war, unter dem Namen der Tryalls-Prys in Commißion gestellet, auf welche die Mannschaft des Tryalls überging.

Den 15ten wurde der Tryall, nachdem alles, was nur einigermassen nutzen konnte, daraus genommen, versenket. Man war der Meynung, dieses Schiff in die Luft zu sprengen, der Commandeur aber befand solches

solches, aus Beysorge die Küste in Bewegung zu bringen, nicht für gut. Den 21sten befanden wir uns 96 Meilen im Westen der Insull Juan Fernando. Den 23sten sahen wir O. S. O. zum N. N. W. Land. Gegen Mittag lag das Vorgebürge St. Niclas, unsrer Gissung nach, 14 bis 16 Meilen N. N. W. von uns, und das hohe Land von Arequipa auf 13 bis 14 Meilen N. O. zum Norden. Es schien ein sehr hohes mit Schnee bedecktes Land zu seyn. Arequipa, ist eine Stadt in Peru, in Süd-America, 26 Meilen von Lima, und 70 von Cusco, und eine der besten in Peru, sowohl wegen des Flusses Chile, der da vorbey fliesset und an seinem Munde in der Süd-See einen bequemen Haven hat, woraus allerley Kaufmannschaften nach der Stadt geführet werden, als auch wegen der reichen Silber-Bergwerke, welche 14 Meilen davon in den Gebürgen Andes gefunden werden. Arequipa hat einen Bischof, der unter den Erzbischof von Lima gehöret. Das daherum liegende Land ist oftmaligen Erdbeben unterworfen, welche durch einen brennenden Berg verursachet werden, der im Jahre 1600 starke Flammen und glüende Steine mit solchem Geprassel ausgeworfen, daß man es zu Lima, 26 Meilen von dannen hören können. Die Stadt ist durch ein dergleichen Erdbeben im Jahre 1562 beynahe gänzlich untergegangen.

Den 26sten waren wir 137 Meilen im Westen des Vorgebürges St. Nicolai, und sahen gegen Mittag das hohe Land von Guanape. Dieses ist ein Peruanischer Haven auf der Küste der Provinz Lima, 8 Grad 20 Min. im Süden der Linie. Wir befanden uns nun

329 Meilen im Westen der Insul Juan Fernando. Den 31sten waren wir bey der Insul Lobos, welche auf 6 Grad 20 Minuten Süder-Breite lieget. Dieses Eiland thut sich flach auf; ohngefehr eine Viertel-Meile von dem Norder-Ende ist ein grosser holer Fels, und eine gute Durchfahrt mit 7 Faden Wasser, in welcher im N. O. ein Haven, aber kein süß Wasser ist. Die Insul hat ohngefehr 2 Meilen im Umkreise, bringt aber weder Laub noch Gras hervor, und scheinet das Vaterland der Pinguins und Rohrdommeln zu seyn, welches letztere Wasservögel sind, die etwas kleiner als ein Huhn, lichtgraue Farbe, und Schnabel wie eine Krähe, doch etwas länger und dicker, auch am Ende breiter, nebst Füssen gleich den Endten haben, sonst aber sehr zahm sind und einem kaum aus dem Wege gehen. In der Südsee sind zwo kleine felsigte Insuln, die den Namen Lobos führen. Diese liegen auf der Küste von Peru, 5 Meilen von dem festen Lande.

Den vierten Winter-Monats sahen wir des Nachmittags um 2 Uhr ein Seegel im N. N. W. von uns, auf welches wir Jacht machten und dasselbe um 6 Uhr eroberten. Dieses Schiff war mit Dielen und Eisen beladen. Der Spanische Capitain hatte seine Frau und zwo Töchter an Boord, welche der Commandeur sogleich in sein eigen Schiff überkommen ließ, damit sie nicht gemißhandelt würden. Auch ließ er den Spanischen Capitain täglich an seiner Tafel speisen; welches edelmüthige Verfahren eine solche Würkung bey ihm hatte, daß er dem Comandeur Unterricht gab, auf was Weise man die Stadt Payta plündern könnte, und sich selbst willig erzeigete, uns den kürzesten Weg dahin zu

führen.

führen. Der Commandeur nahm dieses Erbieten an, und wir wendeten nach diesem Platze zu. Payta ist eine Stadt in Süd-America an der Süd-See und von den Spaniern erbauet; sie hat einen grossen Meerbusen, wo alle Kaufmanns-Güter, die nach Guatimala gehen, an Land gebracht werden. Sie bestehet aus nicht mehr als achtzig Häusern, und zwo Kirchen, und hat eine kleine Schanze, welche die Bay bedecket. Im Jahr 1587 hatte sie über 200 zierlich gebauete Häuser, wurde aber unter Anführung des Hn. Cavendish erobert, geplündert und in die Asche geleget. Desgleichen wurde sie ihm Jahre 1615 durch Joris van Spielbergen überrumpelt, seith welcher Zeit mehr Indianer als Spanier daselbst wohnen.

Den 21sten befanden wir uns nur 6 Meilen von Payta. Da liessen wir ohngefehr 60 bis 70 Mann unter Befehl des Hn. Bret, unsers Unter-Lieutenants, und Anführung des Spanischen Capitains in drey Boten voraus gehen, und diese Leute sollten in der Morgenstunde durch unsere Schiffe unterstützet werden. Wir hielten deswegen bis auf den Abend unter dem Lande, und kamen um 10 Uhr in den Haven oder die Bay von Payta, ohne daß wir von der Schanze und denen darinn liegenden Schiffen entdecket worden. Wir waren sobald nicht an Land gekommen, als einige von unserm Volke nach der Schanze liefen, und alles was ihnen entgegen kam, niederschossen, welches einen grossen Schrecken in der Schanze erregete, und die Besatzung in das Gewehr zu kommen veranlassete. Sie feuerten aus ihrem kleinen Gewehr auf uns, wodurch wir einen Todten und 7 Gequetschte bekamen.

Dieses aber benahm uns nicht den Muth, denn wir wurden gar bald Meister von den Eingängen der Schanze, worauf die Spanier sofort das Hasenpanier ergriffen, und sich nicht mehr zur Wehre stelleten. Wir nahmen also dieselbe in Besitz, vernagelten die Stücke, die sehr schlecht und weich, und ohnehin nichts nütze waren, und pflanzten Englische Fahnen darauf, da immittelst die andern des Stadthalters Haus überwältigt und die ganze Stadt in Aufruhr gebracht, so daß die Einwohner, die sich eines solchen Besuches nicht vermuthet, und in ihrem ersten Schlafe lagen, so bestürzt waren, daß sie alle fast nackend nach den Gebürgen flüchteten; denn da wir in ihre Schlafkammern kamen, waren die Betten noch so warm, als ob sie eben aufgestanden wären, und ihre tägliche Kleider lagen in ihren Kammern. Sobald die Stadt in unserer Gewalt war, ging es ans plündern, wobey wir unsere Rolle meisterlich spieleten. In des Stadthalters Hause war in einem derer Gemächer ein grosser Spiegel in einem schön geschnitzt- und verguldeten Rahmen von sehr grossem Werthe; und weil wir Wein und Gläser allda fanden, trunken wir auf den Untergang unserer Feinde, und glücklichen Fortgang unserer Reise, wobey wir jedesmal die Gläser in den Spiegel warfen, und denselben in tausend Stücke zertrümmerten. Indem wir nun hier alle Hände voll zu thun hatten, vertheilte sich das übrige Volk in die Bürger-Häuser und machte lauter Wirthshäuser daraus, indem sie bald einen verbrämten Rock, bald ein Oberhemde, bald einen Hut, bald sonst etwas dergleichen, als ein Schild aushängeten; sie kleideten sich aufs prächtigste, massen an mit Gold

und

und Silber besetzten Kleidern kein Mangel war, welche sie so über ihre Pechhosen anzogen, und solchergestalt, wie sie vorgaben, Admirale vorstellen wollten. In der Morgen-Stunde gingen wir an das Durchsuchen, und plünderten alles reinaus was uns vorkam; viele der Unsrigen aber waren so übermüthig, daß, als sie einen Sackvoll Thaler funden, den sie nicht bequemlich mit fortbringen konnten, sie denselben auftrenneten und das Geld auf die Erde verstreueten, ohne daß sie sich bekümmerten, was sie liegen liessen. Wir bemächtigten uns, bey dieser Gelegenheit, ausser etwann 32000 Pfund Sterl. noch zweer Kisten mit Juweelen und Silberwerk aus den Kirchen; was aber Lebensmittel und Wasser anbelanget, die uns wohl so angenehm als alle diese Kostbarkeiten gewesen seyn sollten, davon fanden wir sehr wenig. Nur bekamen wir einige Schweine und kleines Geflügel, welche wir mit grossem Vergnügen aufschmauseten, massen einer damit zu dem andern ging dieselben zu rechte zu machen, da wir das Geflügel mit Federn und Eingeweide in den Topf steckten, und solchergestalt die Mühe dasselbe zu pflücken erspareten, weil damit die Federn alle zusammen sonder Mühe ausgingen. Wir fanden nur wenig Wasser in den Zimmern, denn sonst ist kein frisch Wasser in der Stadt: ander Getränke aber hatten wir im Ueberflusse, weil fast in allen Häusern Wein oder Brandtewein zukauffe war. Es fielen uns auch ohngefehr 12 Indianische Weibspersonen in die Hände, denen wir ihres Flehens ungeachtet, kein Quartier gaben, sondern sie alle unserer Wuth aufopferten. Wir hielten 3 Tage allda Haus,

 und

und gingen öfters 10 bis 12 Mann stark auf die Schweins-Jagd. Wie wir einst auf einem solchen Zuge waren, kam ein Einwohner der Stadt auf uns zu, und redete uns auf Englisch an, weil er ein Irrländer von Geburt war. Er gab vor, daß er auf unsrer Seite treten wollte, wodurch er Gelegenheit bekam, einem unserer Leute seine Flinte zu entwenden, und damit durchzugehen, ohneractet wir ihm die volle Lage gaben. Wir schickten zu verschiedenenmalen an den Statthalter, daß die Stadt eine Brandschatzung erlegen sollte, jedoch vergeblich, so daß wir, nachdem wir so viel Schaden gethan als wir gekonnt, die ganze Stadt, ausser den zween Kirchen, drey Tage darnach, als wir sie in Besitz genommen, in Brand steckten, und bey dem Scheine dieses Feuers, mit Hinterlassung unsers Spanischen Wegweisers und seiner Anverwandten, unsern Abzug nahmen, nachdem wir dem letzteren ein schriftliches Zeugniß, daß er, alles was er gethan, gezwungen thun müssen, ertheilet. Wir schenkten ihm über dieses eine ansehnliche Summe Geldes zu Vergeltung seiner getreuen Dienste; Hierauf bohreten wir 5 Schiffe, die im Haven lagen, in den Grund, und nahmen eines mit uns, auf welches wir den Lieutenant von dem Tryall dasselbe zu führen setzeten, wiewohl wir es nicht länger als eine oder zwey Wochen behielten.

Der Haven von Payta liegt auf 5 Grad 15 Min. Süder-Breite, ist einer der besten auf dieser Küste, und groß genug für 100 Schiffe, hat auf 6 bis 20 Faden guten Anker-Grund, und wird durch ein Vorgebürge oder Kap, vor dem Südwesten-Winde beschirmet. In diesem Meerbusen wehen die Land- und See-Winde

wechselsweise um einander, indem der See-Wind des Tages Süden zum Westen und der Land-Wind des Nachts Osten wehet. Die Bay ist selten sonder Fahrzeuge, massen sie für die Schiffe aus Peru, sowohl in der Hin- als Herreise von Panama sehr wohl gelegen ist, welche Proviant einzunehmen allhier einlaufen, der von Colan, so im N. N. O. von Payta liegt, anhero gebracht wird, bey welchem Platze auch ein Strohm frisches Wasser fliesset, so sich in der See ergiesset, und woraus die Schiffe zu Payta mit Wasser und andern Erfrischungen, als Schweinen, Geflügel, Türkischen Weitzen u. s. w. versehen werden; die Stadt Payta selbst aber leidet, wie schon erwehnet, an frischem Wasser Mangel.

Die Stadt ist auf einem sandigen Felsen dicht an der See in einem schmalen Busen, an dem Fusse eines hohen Berges erbauet, und hat zwo prächtige Kirchen, welche, wie wir hoffen, von dem Brande unbeschädigt werden geblieben seyn. Sie waren mit ungemeinen künstlichen Schnitzwerke auf den Säulen, Thüren und überall, wo es sich nur einigermassen schickte, gezieret. Ueber dieses prangete sie mit unvergleichlich schönen Schildereyen, die aus Spanien dahin gebracht worden, und waren demnächst mit kostbaren Teppichen und gemachten Tüchern behangen. Die Häuser waren niedrig, und bloß von Ziegelsteinen, die ohngefehr 3 Fuß lang, 2 Fuß breit, und anderthalb Fuß dick, und aus Leimen und Stroh zusammen geknetet und bloß an der Sonne getrocknet sind, aufgeführet. Auf manchen Plätzen waren keine Dächer, sondern die Häuser oben mit Matten gedecket, so auf langen Stöckern lagen,

die man zu dem Ende kreutzweise auf die Seiten-Mauren befestiget.

Die Mauren solcher also mit Matten gedeckten Häuser waren sehr hoch aufgeführet, die aber Dächer hatten, waren von Vertiefung niedrig. Die Ursache, warum die Häuser hier so schlecht gebauet werden, rührt von dem Mangel an Baumaterialien her, massen daselbst weder Zimmerholz noch Steine, oder wenigstens diese letztere so mürb sind, daß sie mit den Fingern zu Staube gerieben werden können. Andrer Seits regnet es hier niemals, so daß die Einwohner sich bloß vor der Sonnenhitze zu bergen haben, angesehen ihre Häuser lange stehen, oder vielmehr allezeit gleich fest und stark bleiben, weil sie weder durch den Wind erschüttert, noch durch den Regen benetzet werden. Man darf jedoch nicht denken, daß hier im geringsten kein Bauholz gefunden werde, nein, keinesweges! Diejenigen, die es zu bezahlen haben, dürfen es darum nicht entbehren, sondern können es von andern Plätzen kommen lassen. Am Ende der Stadt lag die Schanze, wovon wir bereits Erwehnung gethan und diese war das erste, was wir den Flammen aufopferten, ohne des Statthalters Haus zu vergessen. Das rund um gelegene Land bringet grosse Schaafe hervor, die hier Pacos genennet werden, u. so groß als ein Hirsch sind, jedoch mehr einem Cameel als irgend einem andern Thiere gleichen, nur daß sie keinen Höcker auf dem Rücken haben; Sie sind lang und dünn von Halse, und haben sehr grobe Wolle; ihre Haut ist so dick, daß man recht schön Leder daraus machet. Diese Thiere werden zum Lasttragen gebrauchet, u. man kann allerley Kaufmannsgüter auf ihrem Rücken von einer Stadt zu der

andern

andern führen. Die gewöhnliche Schwehre ihrer Last ist 70 bis 80 Pfund, womit sie des Tages 9 bis 10 Meilen zurücklegen; sie bedürfen keiner Sättel, weil ihre Wolle ihnen statt derselben dienet, und nachdem sie viel Horn unter ihren Füssen haben, so dürfen sie auch nicht beschlagen werden. Wenn sie müde sind, und sich einmal niederlegen, so ist niemand im Stande, sie wieder aufzubringen, wenn man sie gleich abladet, und deshalben hat man jederzeit etliche Unbeladene bey sich, damit man, wenn eines müde wird, desselben Last auf ein anderes legen könne.

Alle Bemühung, die man mit diesen Lasttragenden Schaafen hat, bestehet darinn, daß man auf den Erfrischungs-Plätzen die Last von ihrem Rücken nimmt, und sie im freyen Felde grasen lässet. Das Fleisch dieser nützlichen Geschöpfe ist sehr mürbe, von gar angenehmen Geschmack und so gesund, daß es den Kranken zur Speise dienet, und höher als Hünerfleisch geachtet wird. Hier giebt es auch sehr grosse Geissen. Diese Thiere haben keine Hörner, sind aber hochbeinigt, un̄ laufen so schnell, daß sie kein Windhund einholen kann, weswegen sie meistens geschossen, oder mit Netzen gefangen werden. Es wimmelt auch allhier von Affen allerhand Gattung und Farben, mit und ohne Schwänze, deren einige sehr klein, andere wieder ungemein groß sind. An wilden und zahmen so Land- als Wasser-Geflügel, vornemlich an Reb- oder Feldhünern, ist hier auch kein Mangel, welche letztere so groß fallen als die gemeinen Hüner in Europa. Die Süd-See ist sehr Fischreich, die Flüsse aber gar nicht, welches derselben schnellen Strohm und der Untiefe der Canäle zugeschrieben wird, hauptsächlich

aber auch deswegen, weil die meisten Flüsse dieses Landes eine gewisse Zeitlang im Jahre vertrocknen, mithin meist alle darinn befindliche Fische, aus Mangel an Wasser sterben müssen.

Den 24 Wintermonats verliessen wir den Haven von Payta, nahmen die Tryalls-Priese, die Camilla und ein Schiff aus dem Haven mit uns, und richteten unsre Fahrt nach Aquapulco, welches eine ziemliche Stadt mit einem Schlosse, vier und zwanzig Spanische Meilen im Süden von Anticacia, in der Landschaft Quatocheo lieget, und mit einem bequemen Haven versehen ist, welches eigentlich der Haven der Stadt Mexico an der West-Seite des festen Landes, gleichwie Vera-Crux oder St. Juan de Ulloa der Haven an der Nord-Seite ist. Aquapulco ist der einzige Handelsplatz auf dieser ganzen Küste, massen sonst an der Nordwestlichen Seite von Neu-Spanien wenig oder gar keine Handlung getrieben wird. Der Haven von Aquapulco ist so groß, daß einige 100 Schiffe darinn vor Anker sollen liegen können, ohne einander zu beschädigen. Vor dem Munde des Havens ist eine länglichte Insul, die ohngefehr anderthalb Englische Meilen lang, und eine halbe breit, und sich Ost- und Westlich erstrecket. Zu beyden Seiten derselben ist eine bequeme und weite Tiefe, durch welche die Schiffe sicher ein- und auskommen können, wenn sie sich beym Einkommen des See- und beym Auslegen des Land-Windes bedienen, wie es denn selten oder niemals gefehlet, daß diese Winde jederzeit mit einander abwechseln. Die Westliche Einfahrt ist die engeste, aber so tief, daß man nicht darinn ankern kann; die Schiffe von Manilla fahren

ten durch dieselbe, gleichwie die von Lima durch die Südwestliche Tiefe, ein. Dieser Haven läuft ohngefehr 3 Englische Meilen Nordlich ein; wo er aber nachgehends enger wird, drehet er sich nach dem Westen, und erstrecket sich noch etwann 1 Englische Meile weiter, wo er sich endigt. Die Stadt liegt an der N.W. Seite an der engesten Durchfahrt nahe an der See, und am Ende der Stadt ist ein mit vielem Geschütze bepflanztes Bollwerk. Der Stadt gegen über an der Ost-Seite liegt ein hohes und starkes Schloß zwischen zween Bergen, worauf, wie man vorgiebt, 40 schwere Canonen liegen sollen. Die Schiffe liegen durchgehends am Ende des Havens, unter dem Bereich des Geschützes von dem Schlosse und Bollwerke vor Anker.

Den 29 Winter-Monats sahen wir den Gloucester, und sobald derselbe unser gewahr wurde, zogen sie ihre Fock-Seegel zum Losungszeichen auf, worauf wir mittelst Aufziehung des Schover-Seegels antworteten; nachgehends zogen sie eine weisse Flagge auf ihrer grossen Stenge auf, wogegen wir eine dergleichen an der Spitze des Focke-Mastes wehen liessen, und um 9 Uhr waren sie bey uns; sie beehrten uns mit einem dreyfachen Hussa, welches wir beantworteten, und ihnen nachgehends erzehleten, daß wir Payta eingenommen und verbrannt, desgleichen den Tryall abgesetzet, und eine Priese, welche dieses Schiff gemacht, an desselben Statt in Commißion gestellet hätten. Der Capitain des Gloucesters erzehlete, daß sie den 12 Wein-Monats von Juan Fernando abgereiset, und den 1 Winter-Monats, da sie von der Insul Lobos abgegangen, ein klein Seegel gesehen, worauf sie das Boot mit

zween

zween Lieutenants und 7 bewehrten Matrosen, um Jagd darauf zu machen, ausgesetzet, die dasselbe auch innerhalb 3 Stunden erobert hätten. Dieses Schiff war eine Barcalonga von ohngefehr 4 Tonnen und hatte 5 Reisende, 4 Matrosen und einen Jungen an Boord. Als das Boot des Gloucesters an die Barcalonga kam, sagten die Spanier, daß ihre Ladung allein in Baumwolle bestünde; sobald etliche Mann von dem Gloucester an ihren Boord gekommen waren, liessen sie die Spanier in das Boot treten, und schickten sie nach dem Gloucester, da immittelst die übrigen Matrosen die Barcalonga durchsuchten, und unter den Baumwoll-Säcken verschiedene grosse Töpfe oder Gefässe mit alten Lumpen, unter diesen aber eine Summe von mehr als 30000 Pf. Sterl. an Stücken von Achten verborgen fanden. Desgleichen erzehlte der Capitain, daß sie den 6 Winter-Monats früh um 7 Uhr ein ander Seegel zu Gesichte bekommen, worauf sie Jagd gemacht und dasselbe bald eingeholet; dieses hätte um 9 Uhr Spanische Flaggen aufstecket, nachdem aber der Gloucester etwan eine halbe Stunde darnach die Brittische Flagge wehen lassen, und einen Canonschuß gethan, daß es beylegen sollte, so hätten die Spanier gestrichen, und der Gloucester hierauf das Boot mit dem ersten Lieutenant, dasselbe in Besitz zu nehmen, abgeschicket. Das gemeldete Schiff war genannt Nuestro Sennora de los Dolores, und die Ladung bestand in Biscayischen Weine und etwas baaren Gelde. Wie die Spanier den Gloucester entdecket, hatten sie gemeinet, daß dieses das Schiff wäre, in dessen Gesellschaft sie einige Tage zuvor ausgesegelt, nachdem sie aber ihren Irrthum inne

worden,

worden, hätten sie zwar, zu entwischen, alle Segel, wiewohl vergeblich, beygesetzet. Das Volk von diesem Schiffe bestund aus 20 bis 30 Mann. Der Capitain des Gloucesters fügte diesem bey, daß sie den 21sten noch ein drittes Schiff gesehen hätten, welches ihnen aber entsegelt, und nachdem sie über 24 Stunden Jagd darauf gemacht, unter dem Wall aus dem Gesichte gekommen wäre; und daß sie endlich, wie sie sich den 26 6 Meilen im Osten von Payta befunden, einen starken Rauch aus dieser Stadt hätten aufgehen sehen; doch dieses letzte kam uns ein wenig unglaublich vor, und dünkte uns, daß solches bloß ersonnen wäre, damit sie Antheil an der Beute von Payta haben mögten. Dem sey nun wie ihm wolle, so ließ der Commandeur sogleich die Tagebücher der Officierer vor sich bringen, versiegelte dieselben, und gab ausdrücklichen Befehl, daß sie um keinerley Ursache willen geöffnet werden, und die Officierer von dieser Zeit an ihre Tage-Register in andern Büchern fortsetzen sollten.

Den folgenden Tag segelten wir das Cabo Blanco auf ohngefehr 4 Meilen vorbey. Hier gab der Gloucester dem Commandeur durch einen Canon-Schuß ein Zeichen, daß eines der genommenen Schiffe nur mit 3 Mann am Boord los getrieben wäre, worauf wir nach dem Gloucester zu seegelten, das Spanische Schiff mit einem Taue an das unsrige befestigten, und wieder unter Segel gingen. Des Morgens um 6 entdeckten wir Süd-Ost von uns ein Segel, worauf wir dem Gloucester die Losung gaben zu wenden, und Jagd darauf zu machen; es war aber nur eine von unsern Priesen, wovon wir die Nacht zuvor abgekommen waren.

Den

Den 2ten Christ-Monats sahen wir früh um 5 Uhr die Insul de la Plata auf 4 bis 5 Meilen im ONO. von uns. Diese Insul ist etwan 4 Meilen lang, anderthalb Meilen breit und ziemlich hoch, mit hohen steilen Felsen, nur die Ost-Seite ausgenommen, umgeben. In der Mitte ist das Land flach, mit einem sändigen dürren Boden. Die daselbst wachsenden Bäume sind schlank und dünne, niedrig und gar nicht schattenreich, u. man findet deren auch nur zwo bis drey Sorten, die doch überdem meistens alle mit rauhem Moos bewachsen, sonst aber lauter fremde Bäume sind, deren Namen wir nicht wissen. Auf dieser Insul ist kein Wasser, als nur an der Ostseite dicht an der See, wo es langsam von den Felsen herabrieselt, so daß man es auffangen kann. An dieser Seite ist auf ohngefehr 20 Faden guter Anker-Grund. Von dem Süd-Ostlichen Vorgebürge läuft eine kleine Bank ohngefehr eine halbe Stunde weit in die See, wo bey Wind oder Fluth durchgehends eine schwere Brandung ist. Die See fluthet hier sehr stark, und die Fluth gehet nach Süden, die Ebbe aber nach Norden. Man kann nirgends anderswo, als dem Anker-Grunde gegen über auf die Insul kommen. An der Süd-Ostlichen Ecke, ohngefehr eines Anker-Thaues weit vom Lande, liegen drey hohe steile Felsen. Die Insul liegt auf einē Grad 10 Minuten Süder-Breite. Man findet daselbst eine grosse Menge Schildkröten, und zweyerley Vogel, nemlich die eine Sorte von Grösse und Gestalt eines Weyhen oder Hünerdiebes, doch schwarz mit einem rothen Halse; diese suchen ihr Futter an Fischen, schweben oder fliegen beständig über dem Wasser, gleich denen Mewen oder Kiwitzen, und schiessen

sen mit der grösten Schnelligkeit auf ihren Raub, welchen sie sehr hurtig mit dem Schnabel fangen, und sofort damit nach dem Lande zu fliegen, ohne daß sie jemals ihre Flügel naß machen, ohnerachtet dieselben sehr lang sind. Ihre Füsse sind wie anderer Endten ihre; sie nisteln auf den Bäumen, wo sie dergleichen antreffen, wo nicht, so thun sie es auf der Erde. Wenn sie nach der See fliegen, stellen sie Wächter bey ihren Jungen, damit solche durch ihre Nachbarn nicht getödtet oder verstreuet werden, welches die alten gebrechlichen Vögel sind, die, ihr eigen Futter zu suchen, nicht mehr nach der See fliegen können. Weil sich diese nun vor den andern Vögeln nicht sicher achten, so sondern sie sich, so zu reden, von der Welt ab, und halten sich nicht weit von den Nestern auf, wo sie von dem Abfall der jungen leben, welches auf folgende Weise geschiehet: Sie schlagen die jungen mit dem Fittige auf den Rücken, wodurch diese öfters auf den ersten Schlag den Fisch, den sie kurz zuvor eingeschlucket, auswerfen, womit die Alten sodenn davon streichen, so daß man hier mit Rechte sagen kann, daß die Jungen die Alten futtern, wiewohl wider ihren Willen. Dem sey wie ihm wolle, die Stärksten leben solchergestalt von den Schwächsten, und wir haben vor unsern Augen gesehen, daß der eine auf den andern gerade zuflog, und durch einen einzigen beygebrachten Schlag machte, daß derselbe einen grossen Fisch auswarf, welchen jener im Fluge in der Luft auffing, und also den andern wieder nach der See zu kehren, und neuen Fraß zu suchen nöthigte.

Den folgenden Tag sahen wir ohngefehr 7 Meilen von uns Land, wohin wir 20 Spanische Gefangene in

einem

einem Spanischen Boote mit einem grossen Fasse Wasser und 12 Stücken Rind- und Schweinefleisch abschicketen, inzwischen aber unsere Reise verfolgeten, und noch denselben Tag unter der Linie durchschiffeten.

Den 14 Christmonats entdeckten wir im N N W. auf etwan 5 Meilen von uns Land, so unserer Gissung nach die Insul Quibo war, welche auf 7 Grad 14 Minuten Norder-Breite lieget. Diese Insul ist etwan 6 bis 7 Meilen lang und 3 oder 4 breit. Das Land ist niedrig, ausser an der Nord-Ost Seite, welche schöne grosse Bäume hervor bringt. Von der Süd-Ostlichen Ecke der Insul läuft eine Bank auf eine halbe Meile in die See, und eine Meile im Norden dieser Bank ist ein Felsen etwan eine Meile vom Strande, der bey niedrigen Wasser mit dem Gipfel aus der See hervor raget.

Den 16 kam uns der Gloucester aus dem Gesichte, und den 19 sahen wir Land N W. zum Norden, etwan 3 Meilen von uns, weshalben wir längst dem Strande hin und her lavirten, um die Insul Quibo zu finden.

Den 23 sahen wir ein Segel und machten Jagd darauf, wie wir es aber erreichten, befanden wir, daß es der Gloucester war, den wir vor einigen Tagen aus dem Gesichte verlohren, und der sich nun wieder bey unserer Esquadre einfand.

Den folgenden Tag schickten wir eine Segel-Stange von einer unserer Priesen an Bord des Gloucesters, um sich derselben zu bedienen. Diesen Tag fingen wir 12 grüne Schildkröten, womit das sämtliche Schiffs-Volk gespeiset wurde. Es giebt vielerley Schildkröten,

ten, nemlich eine Gattung mit Habichtschnabeln, dickköpfigte und grün Schildkröten. Die mit Habichtschnabeln sind die kleinsten, und werden also genannt, weil sie mit dem Rüssel den Habichten sehr gleich kommen. Dieser ihre Schilde werden hoch geachtet, und zu Verfertigung von Schränken, Dosen u. s. w. gebraucht. Manche dieser Schildkröten wiegen über 2 Pfund, sind aber eine gar schlechte Speise, vornemlich wo sie von Moos leben; deñ derjenigen Fleisch die Gras essen, ist viel süsser, auch ihr Schild viel heller, dagegen der andern ihres allezeit höckerigt gewachsen, und zum Verarbeiten nicht wohl gebrauchet werden kann: ihr Fleisch und vornemlich ihr Fett ist gelblicht von Farbe. Die Schildkröten mit langen Rüsseln sind viel grösser als die andern, ihr Rücken ist viel höher u. runder und ihr Fleisch trocken und ungesund. Die dickköpfigten Schildkröten werden also genannt, weil sie viel grössere und dickere Köpfe haben, als die andern Gattungen. Ihr Fleisch ist sehr ungeschmack, u. wird selten, es sey deñ in der grösten Noth, gegessen. Die grünen Schildkröten sind zur Speise die besten u. wohlgeschmacktesten. Ihr Fett ist gelb, das Fleisch aber weiß und ungemein süß und angenehm. Ihr Schild ist grüner als der andern ihres, sehr dünn u. hell, und wird nur zu eingelegter Arbeit gebraucht. Diese fallen durchgängig grösser als die andern, u. wiegen manche fast 200 Pfund. Die in der Süd-See gefunden werden, fallen zwar klein, sind aber von sehr gutem Geschmack, und geniessen Gras, das an dem See-Strande wächset. Im May, Sommer- und Heu-Monat, da sie Eyer legen, verlassen sie auf 2 bis 3 Monate ihren gewöhnlichen Aufenthalt, wo sie

die meiste Zeit des Jahres ihr Futter suchen, und gehn nach andern Plätzen ihre Eyer zu legen, welches sie auf dem Lande auf einem sandigten Platze thun, wo sie mit ihren Füssen eine ohngefehr 3 Fuß tiefe Grube graben, worein sie öfters 80 bis 90 Eyer legen, den Sand hernach wieder darüber scharren, und sie damit bedecken, da sie dieselben alsdenn von der Sonne ausbrüten lassen. Wenn ein Schildkröten Weibgen seine Eyer zu legen aus der See kommt, so bringt es gemeiniglich eine gute Stunde zu, ehe es wieder nach der See zurückkehret, weil sie allezeit weiter gehen, als die höchste Fluth reichen kann, und wenn sie bey niedrigem Wasser ans Land kommen, so müssen sie wohl ein bis zweymal ausruhen, weil sie sehr schwerleibig sind. Wenn die Weibgen ihre Eyer zu legen gehen, werden sie von den Männgen begleitet, welche so lange bey ihnen bleiben, bis sie nach der See zurücke kehren. Im Anfange solcher Zeit sind so Männgen als Weibgen sehr fett, ehe sie aber wieder kommen, sind sie bereits so mager, daß sie zum Essen nicht taugen, woraus man muthmasset, daß sie diese zwey bis drey monatliche Zeit, da sie sich auf dem Lande aufhalten, wenig Futter geniessen. Die gemeine Meinung ist, daß sie sich neun Tage lang paaren, bey welcher Verrichtung die Männgen im Wasser auf der Weibgen ihren Rücken stehen. So viel ist gewiß, daß die Männgen zu solcher Zeit die Weibgen nicht verlassen, sondern dieselben zwischen ihren Füssen so fest halten, daß sie ihnen nicht entgehen können, so sehr sie sich auch bemühen, so daß man versichert seyn kan, ein Männgen zu fangen, wenn man im Anfange der Paarzeit ein Weibgen gefangen hat. Wenn sie ihre Eyer geleget ha-

haben, begeben sie sich wieder nach der See, und lassen ihre Jungen, sobald sie ausgebrütet, ihr Futter selbst suchen, massen dieselben, sobald sie aus dem Ey und Sande gekrochen sind, sogleich auch nach der See zu gehen. Der Schildkröten Eyer sind rund, ohngefehr so groß als ein Endten-Ey, und mit einer weissen harten Haut, ohne Schale, bedecket. Die Eyer sowohl als die Schildkröten geben eine sehr wohlschmeckende Speise. Diejenigen, die sich dieselben zu fangen gebrauchen lassen, gehen bey Nachtzeit auf diese Jagd, wenn sie ans Land kommen, und wenden sie mittelst einiger Stöcke um, daß sie auf den Rücken fallen, da sie sich weiter nicht wehren können, und sich gefangen geben müssen. Zween Männer gaben sich Mühe genug, eine grosse grüne Schildkröte solchergestalt umzukehren; sie sind aber leicht zu fangen, weil sie sehr langsam fortgehen, wannenhero diese Leute in einer Nacht verschiedene derselben fangen können. Wir haben sie oftmals in der See mit einer Harpune gefangen, u. sie also wenn sie daran fest waren, in unser Schiff aufgeholet.

Den letzten Tag im Jahre fingen wir wieder verschiedene Schildkröten, wie auch einige Delphine, die gut zur Speise, aber ein wenig trocken sind. Sie sind etwan 4 bis 5 Fuß lang, und sehr schön von Farbe; ihre meiste Nahrung sind die fliegenden Fische, deren oben Erwehnung geschehen.

Die Delphine wissen diese Fische ungemein geschwinde zu fangen, wenn sie ihre trocken gewordene Flügel wieder anzufeuchten in die See fallen. Wir haben öfters gesehen, daß diese Fische so verfolget wurdē, daß sie in unsere Schiffe geflogen kamen, und uns zu einer an-

genehmen Speise gereichten; welches unser meister Zeitvertreib während unsers Aufenthaltes auf diesen Küsten war.

Den 17 Jenner 1742 sahen wir Nachmittags um 3 Uhr die Kocos Insul auf 7 bis 8 Meilen im N. W. von uns. Diese Insul wird von den Spaniern wegen der Menge Kocos-Bäume also genannt, die daselbst wachsen, vornemlich rund um an der See-Küste, wo man ganze Wälder von diesen Bäumen siehet. Die Insul ist unbewohnet, hat ohngefehr 7 oder 8 Meilen im Umkreise, und ist in der Mitte hoch, ohne Bäume, jedoch grün und angenehm. Sie hat einen Haven, den die Spanier Gramadael nennen, und das Land ist an der Küste sehr flach und eben.

Den 20 Jenner fingen wir eine grosse Anzahl Boniten, welche sehr gut von Geschmack, und ausser dem Rückgrade ohne Gräden sind; sie sehen den Makrelen sehr ähnlich, nur daß der Bonit wohl viermal grösser ist. Sie haben ohngefehr 3 Fuß in der Länge und zween in der Dicke, nebst zween ziemlich grossen Floßfedern, auf dem Rücken 11 kleinen dergleichen, die nach dem Schwanze zulaufen, und eben so vielen an dem Bauche, desgleichen noch 2 langen zu beyden Seiten, nahe an den Kinnbacken; über dieses haben sie sehr spitzige Rüssel, einen kleinen Mund, grosse Augen und halbe Mond-förmige Schwänze, und sind sehr grosse Feinde der fliegenden Fische, welche sie so heftig verfolgen, und so begierig darnach sind, daß man, einen Bonit oder Braunfisch zu fangen, nur einen fliegenden Fisch, ja gar nur ein so gestaltes Papier oder

oder Leinewandtenen Lappen, statt des Köders brauchen darf.

Den 9 Hornung Abend um halb 9 Uhr sahen wir im NNW. von uns Licht. Die Tryall-Priese, welche vor uns seegelte, that einen Losungs-Schuß, worauf wir und der Gloucester antworteten. Um halb 12 Uhr machte der Capitain des Gloucesters auf Befehl des Commandeurs das Fahrzeug los, das er fortschleppete, jagete dem Lichte nach, und sahe um 4 Uhr des Morgens, nachdem er 5 Stunden geseegelt, daß dasjenige, was sie vor ein Schiff angesehen, so sie zu kapern vermeinet, nichts anders als ein brennender Berg war, nemlich der Vulcan von Golima, welches ein sehr hoher, dicht an der See, mitten in einem angenehmen Thale, gelegener Berg ist. Derselbe hat zwo scharfe Spitzen, aus deren jeder unaufhörlich Feuer-Flammen und Rauch hervor kommen. Zwischen 5 und 6 Uhr entdeckten wir etwann 8 Meilen ONO. von uns Land. Den folgenden Tag gaben wir ein Losungs-Zeichen, daß wir mit dem Capitain des Gloucesters sprechen wollten, und sahen das hohe Land von Aquapulco, so einen runden, zwischen zween andern Bergen in liegenden Berg vorstellete, wovon der an der West-Seite der höchste und dickeste ist; der mittelste hat zween kleine Hügel auf seinem Gipfel, und der an der Ost-Seite ist höher und spitziger als der mittelste, senket sich bis an die hinab, und endigt sich in ein rundes Vorgebürge, übrigens ist längst der ganzen Küste flach Land.

Den 18 schickten wir ein Boot an Land, frisch Wasser zu suchen, und andere Entdeckungen vorzunehmen, indem wir dermalen Aquapulco auf 16 Meilen genähert

het waren; Unser Boot aber kam den 22sten, ohne etwas angetroffen zu haben, wieder zurück. Den folgenden Tag sahen wir verschiedene Wasser-Schlangen, die schwarz auf dem Rücken und weiß am Bauche waren, ingleichen ein grosses Feuer auf dem Strande, weswegen wir den 24 Hornungs zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags das Boot zum zweyten male nach dem Lande auf Kundschaft ausschickten, während welcher Zeit wir noch 4 Feuer auf dem Strande sahen.

Unser Boot kam, nachdem es 8 Tage ausgewesen, wieder zu uns, und brachte drey Gefangene mit, die sie des Nachts, als sie etwas fern vor dem Einflusse von Aquapulco fischeten, überrumpelt hatten. Der dasige Haven ist mit Holz und Wasser wohl versehen. Am Munde desselben stehen einige den Fischern zugehörige Häuser, welche die Stadt mit Fischen versorgen, und etwas Ostwärts von diesen Häusern liegen drey kleine Eyländer, worauf auch einige Fischer-Hütten stehen, und eine grosse Menge Fische getrocknet wird, womit die Stadt und Schiffe von Aquapulco gespeiset werden. Die Stadt liegt so nahe an der See, daß die Schiffe bis gegen das Ufer ankommen uud an der Kaye befestiget werden können. Sie bestehet aus ohngefehr 300 Häusern, die sehr niedrig und mit Schilf gedecket, und meistens von Spaniern bewohnet werdē, benebst zwey Gotteshäusern. Alle Kaufmanns-Güter von Europa und America werden allhier für China, die Philippinischen Insuln und Ost-Indien eingeschiffet. Im Jenner bringen hier auch die Schiffe aus China, Ost-Indien, und von Peru allerhand Güter aus diesen Ländern

auf

auf den Jahrmarkt, der hier des Jahres einmal gehalten wird, zuweilen wohl 3 bis 4 Wochen dauret, und einer der grössesten in der ganzen Welt ist. Von hier seegeln auch 3 Kauffardey-Schiffe, nemlich 2 die jährlich einmal zwischen Aquapulco und Manillo in Luconia, einer derer Philippinischen Insuln, ab- und zufahren, und ein Schiff, das einmal im Jahre nach und von Lima seegelt. Das von Lima kommt allezeit um das Ende des Christ-Monats zurück, und bringt Quecksilber, Cacao und Stücken von Achten, u. wartet denn so lange, bis das Schiff von Manilla komt, da es eine Ladung von Specereyen, Seide, Kattunen, Nesseltuch und andern Ost-Indischen Waaren für Peru einnimmt, und damit nach Lima zurückkehret. Dieses Schiff ist nur von 20 Stücken Geschütz, die beyden Schiffe von Aquapulco auf Manilla aber sind viel schwerer von 8/900 bis 1000 Tonnen. Diese beyden thun ihre Reisen wechselsweise, so daß allemal eines zu Manilla ist, und wenn eins von beyden von Aquapulco abfähret, so geschiehet solches gemeiniglich zu Ende des März- oder Anfange des April-Monats, welches jederzeit nach einer 60-tägigen Reise, die Rheede von Guam oder Gulam anthut, so eine derer Ladronas oder Diebs-Insuln ist; und verfolget nach einem zwey- bis drey-tägigen Aufenthalte daselbst, die Reise nach Manilla, wo es gemeiniglich im Junius ankommt, gegen welche Zeit das andere, mit Specereyen und andern Ostindischen Waaren von dannen zu verreisen seegelfertig lieget. Dieses kommt zuerst auf die Küste von California, und fähret von dannen Südwerts längst dem Ufer, wodurch es niemals den Passat-Wind, mit

welchem es recht auf Aquapulco zulaufen muß, verfehlet. Von dem Vorgebürge St. Lucas als dem Südlichsten von California, wendet man nach Capo Corienties, und von dannen längst der Küste bis an Salagua, wo es die Reisenden, die nach der Stadt Mexico wollen, an Land setzet, und seine Reise immer längst der Küste bis nach Aquapulco verfolget, wo es gemeiniglich um Weyhnachten ankömmt, welches niemals auf 7 oder 8 Tage fehlet. Die Ladung dieses Schiffes bestehet in Demanten / Rubinen / Saphieren, und andern Ostindischen Edelgesteinen / ingleichen Caneel, Negelken, Muscaten-Blumen, und Nüsse / Pfeffer / kostbare Persianische Teppiche, Camphor von Borneo, Benzoe, und Elffenbein von Pegu, und Cambodia; nicht weniger seidene Stoffen / Nesselltuch und Kattun-Leinwand aus Ost-Indien / und Goldstaub / Thee / Porcelain / Seide, Kabinette u. s. w. aus China und Japan, welche Güter zusammen einen grossen Schatz betragen, massen dieses einzige Schiff mehr Reichthum mit sich führet, als oftmals ganze Flotten zusammen. Die Kaufleute gewinnen auf dieser Reise 1 bis 200 auf Hundert; ja der Capitain eines solchen Schiffes kann mit einer einzigen Reise sein Glück machen, weil durchgehends dafür gehalten wird, daß ihm die Reise, wenn er sie behalten vollendet, 40000 Stück von Achten werth ist; dem Steuermanne 20000; den Unter-Steuerleuten 9000; und die Lohnung eines gemeinen Matrosen ist 370 Stück von Achten, immittelst des Königs Antheil ohngefehr 80000 Stück von Achten beträget. Die Güter werden gemeiniglich von Aquapulco nach Mexico

xico auf Maulthieren oder Last-Pferden, und von dannen auf gleiche Weise über Land nach Vera Crux geführet, von dannen sie nach Europa eingeschiffet werden. Wenn dieses Schiff wieder zu Manilla ankommt, fähret das andere, das so lange gewartet hat, nach Aquapulco. Das Land bringt eine grosse Menge Büffel hervor die folgendergestalt gefangen werden. Der Jäger sitzet zu Pferde, welches dazu abgerichtet ist, verfolget das Thier mit einer Lanze, die forne mit einem scharfen Eisen beschlagen ist, im vollen Rennen, und wenn er das Thier eingeholet, sticht er es mit seinem Spiesse in die Hüfte und durchschneidet die Sehnen, worauf er zurück reitet, weil der Büffel, wenn er sich verwundet fühlet, aus aller Macht auf den Jäger anrennet, wenn er aber siehet, daß ihm das Pferd zu geschwinde ist, wieder seines Weges laufet, da ihn der Jäger zum andernmal verfolget, und einen Stich giebet, und wenn also das Thier genug gelähmet, so greift es der Jäger von forne an, und sticht es in die Knie bis es niederfället, da alsdenn der Jäger absteiget, und mit seinem Jagd-Messer dem Thiere einen Fang in das Genick ein wenig unter den Hörnern giebt, worinn sie wohl abgerichtet sind, daß sie manigmal auf den ersten Hieb den Kopf von dem Rumpf absondern. Der Jäger sitzet hierauf wieder zu Pferde und verfolget seine Jagd, lässet aber etliche seiner Leute zurück, die das gefällete Thier abstreifen und bewahren. Dieser Thiere sind an manchen Oertern so viel, daß sie meistens nur ihrer Häute halben gejaget werden. Ausser den Büffeln giebt es hier auch Schaafe und verschiedene Sorten Hirsche/ Haasen/

Kaninchen u. s. w. Desgleichen besondere Gattungen wilder Thiere; als Pecaren, Wareen, Faulthiere, Guanoes, Armadillos, Pakoenen, wilde Katzen u. s. f. Das Pecaree ist ein kleines schwarzes Thier mit kurzen Füssen, und sieht den Schweinen einigermassen ähnlich; sie finden sich in grossen Heerden beysammen, und was das wunderbareste, so haben diese Thiere den Nabel auf dem Rücken, und wenn derselbe, sobald es erleget ist, nicht abgeschnitten wird, verderbet er das ganze Thier, das sonst gut zur Speise ist. Das Waree hat dieselbe Gestalt wie das Pecaree, nur das es etwas kleiner, und den Nabel auf der gewöhnlichen Stelle hat; die Haut desselben ist dick und mit sehr grober Wolle bedecket. Das Faulthier ist ohngefehr wie ein grosser spanischer Hund, hat einen runden Kopf, der nach dem Ebenmasse seines Rumpfes ungemein groß ist, mit kleinen Augen, sehr scharfen Zähnen und Klauen, und die Vorder-Füsse sehen den Menschen Händen wunder gleich. Jung sind sie mausefal und glatt, ohne Haare, wenn sie aber älter werden, kriegen sie eine röthliche Farbe, da ihnen denn das Haar als Flockwolle in einander verwirret ist. Sie fressen nicht allein die Früchte, sondern auch die Blätter der Bäume mit Stumpf und Stiel ab, wodurch die Bäume öfters verdorren. Dieses Thier ist so faul und träge, daß es von einem Baume herunter zu kommen und auf einen andern wieder hinauf zu klettern so viel Zeit brauchet, daß es, obschon vorher fett und glatt, mit einem male ganz vermagert und ausgezehret ist, ehe es wieder auf den Gipfel eines andern Baumes kommen

kann,

kann, sogar, daß, wenn die Bäume hoch wären, oder etwas weit von einander stünden, es gewiß Hungers sterben müste, ehe es aus den halben Weg gekommen wäre. Dem sey wie ihm wolle, so hat es allmal 6 Minuten Zeit vonnöthen, ehe es einen seiner Füsse etwann zween Daumen weit fortbringet, und man kann es nicht einmal mit Schlägen von seinem gewohnten Schritte abbringen. Die Guanoe ist wie eine Eidechs, etwann so dick als ein Manns Schenkel, läuft aber nach dem Schwanze, der sehr dünne ist, spitzig zu, und hat 4 kurze Füsse oder Klauen. Man findet ihrer von allerhand Farben, und unter andern auch braun und gelb gesprenkelte. Sie halten sich sowol auf dem Lande als im Wasser auf, und geben eine sehr schmackfame Speise. Das Armadil ist so groß als ein Span-Ferkel, hat einen langen Leib, der mit einem dicken Schilde umgeben ist, so unter dem Bauche zusammen geheftet ist. Wenn es gehen will, stecket es den Kopf und die Füsse hervor, sobald es aber das geringste Geräusche höret, zieht es solche, gleichwie die Schildkröten wieder ein. Es hat starke Klauen, womit es gleich den Kaninchen in die Erde wühlet, und sein Fleisch ist angenehm zu essen. Die Pakoenen sind Ratten, aber über viermal so groß als die gemeinen Ratten, und graben gleichfalls Baue wie die Kaninchen. Die wilden oder Tyger-Katzen sind eine Art Tyger, die zweymal so groß als eine gemeine Katze, auch bey nahe von gleicher Gestalt, gelb mit schwarzen Flecken und sehr grimmig.

Die Eingebohrnen gehen durchgängig nackend, mit einem Schurze um die Mitte, und bemahlen ihre Leiber, wozu sie sich der Stepmahlerey bedienen, die nicht ausgewischet

gewischet werden kann, welches auf folgende Weise geschiehet: Sie zeichnen verschiedene Figuren von Menschen, Thieren oder Vögeln, und stipsen dieselben nachgehends in die Haut, worauf sie die Farbe mit der Hand darein reiben. Dieses ist bey ihnen so gut als eine Art Schminke, und wenn sie sich vollends recht putzen wollen, tragen sie ein silbern Blech, so über ihre Lippen hanget, etwann so dick als ein Guinee, und in der Gestalt eines halben Mondes, wovon die Spitzen sehr artig um die Nase schliessen und also fest bleiben. Sie tragen auch Ketten von Korallen, Zähnen, Muscheln und andern Kleinigkeiten, die ihnen von dem Halse über die Brust herab hangen, und je schwerer sie sind, für desto kostbarer von ihnen geachtet werden. Sie sind von furchtsamer aber doch grausamer Art, haben keine Begriffe von der Ehre, sondern sind gleichsam in der Ueppigkeit ersoffen, und sterben ohne den geringsten Begrif von einer Wieder-Auferstehung. Das grausame Verfahren der Spanier gegen dieselben ist Ursache an dieser Sorglosigkeit, massen die Spanier sie ärger als Sclaven handeln, und sogar zulassen, daß ihnen die Neger-Sclaven allen Verdruß und Herzeleid anthun dürfen.

Den 3 März sahen wir die hohe Landes-Spitze, welche die Spanier Chequitan nennen, so auf 71 Grad Norder-Breite lieget. Den 11ten setzten wir die tägliche Portion Wasser auf 2 Seidel für den Mann. Den 14 liessen wir 10 Engländer u. 10 Negers aus der Tryalls-Priese in den Gloucester übergehen, und schickten den folgenden Nachmittag unser Boot nebst dem, von dem Gloucester, mit des letztern erstern Lieutenant aufs neue

neue zum kreutzen und Kundschaft einzuholen aus, immittelst wir unsere Schiffe gleichfalls zum kreutzen, und einander die füglichen Losungs-Zeichen zu geben, fertig machten, und den andern Morgen alle unter Segel gingen, an welchem Tage hingegen beyde Boote, ohne etwas entdecket zu haben, wieder zu uns kamen.

Den 24sten sendeten wir unsere Boote wieder aus, sie kamen aber den 4 April, ohne die geringste Entdeckung wieder zu uns. Den folgenden Tag schickten wir dieselben zum drittenmal um den Haven herum zu kreutzen aus, da wir indessen immer längst dem Strande hinhielten und einen Haven nebst frischen Wasser suchten, da inzwischen das Land ohngefehr 14 Meilen N. O. zum Norden von uns lag.

Den 7 April empfingen wir von dem Gloucester 3407 Pfund Reis, und den folgenden Tag noch 270 Pfund. Den 9 ließ der Commandeur einigen Cacao, Caneel u. d. g. aus der Camilla Priese in den Gloucester überbringen.

Den 10 und 11ten sahen und fingen wir verschiedene Schildkröten, und den 12ten schickte der Commandeur sein Boot nebst dem von dem Gloucester wieder nach Wasser aus, so aber Tages darauf ledig zurück kamen. Den 17ten schickten wir unser und das Gloucesters Boot, den Haven von Chequitan auf der Küste von Aquapulco zu verkundschaften aus, und vernahmen den folgenden Tag von ihnen, daß gedachter Haven etwan 3 Meilen N. W. von uns abläge.

Den 19ten setzten wir unsern Lauf nach der Bay von Chequitan, und liessen noch selbigen Abend um halb 7 den Anker auf etwan 11 Fadem Wasser darinn fallen, gleich-

gleichwie auch kurz darauf der Tryall und der Gloucester thaten. Das Westliche Theil des Landes am Munde der Bay hatten wir damals anderthalb Meilen Westen zum Süden, und das Östliche dreyviertel Meile Süden zum Westen, den Wasserplatz anderthalb Meilen Norden zum Westen, die Bucht der Bay eine Meile NO. zum Osten, und die Klippe am Munde der Bay 3 bis 4 Meilen WSW. von uns. Etwan anderthalb Meilen von dem Strande ist ein Meerbusen, und in demselben ein sehr guter Haven, worinn man Schiffe ausbessern kann.

Den 20 schickten wir den zweyten Lieutenant und 15 Mann von dem Gloucester, nebst unserem Unter-Lieutenant und 4 Mann, um alles, soviel möglich, auszukundschaften, ans Land, und um 7 Uhr schickten sie die beyden Boote mit Wasser, jedes an sein Schiff, worauf sie tiefer in das Land gingen, desselben Lage zu entdecken. Denselben Tag kam die Camilla Priese bey uns vor Anker, gleichwie auch den folgenden Tag die Priese Carmine, worauf unser Lieutenant mit der übrigen Mannschaft, die an Land gewesen war, zurück kam, und erzehlte, daß sie bey nahe 7 Meilen weit durch Büsche und enge Wege gethan hätten, ohne daß sie einen Menschen gesehen, ausser einem Manne, der auf der Erde schlafend gelegen, und ein Pferd nebst einer Flinte bey sich gehabt, auf das Geräusche aber, so sie gemacht, erwachet und ganz verstöret zu Pferde gesessen, und mit Hinterlassung seiner Flinte, die sie mitbrachten, ihnen im vollen Rennen aus dem Gesichte gekommen wäre; sie berichteten weiter, daß sie ihn noch einige Zeit verfolget, wie sie aber gesehen, daß sie ihn nicht einholen könnten,

sich

sich auch, aus Furcht überfallen zu werden, nicht zu weit in das Land hinein wagen dürfen, so hätten sie sich wieder zurück gezogen. Inzwischen hätten sie, um sich den Einwohnern zu verstehen zu geben, und woran es ihnen mangelte anzuzeigen, Zettul in Spanischer Sprache geschrieben, und dieselben an die Stämme der Bäume geklebet, des Innhalts unter andern, daß alles, was die Einwohner liefern würden, ihnen in baarem Gelde bezahlet werden sollte. Der Commandeur ließ sich dieses gefallen, allein diese Vorsicht hatte nicht die geringste Wirkung, weil die ganze Zeit unsers dasigen Aufenthaltes über kein einziger Mensch zum Vorscheine kam. Der Capitain von dem Gloucester schrieb an den Commandeur, daß sein Volk in eben so schlechtem Zustande als das unsrige und über dieses so sehr geschmolzen wäre, daß er 296 Mann, und unter diesen seine besten Matrosen und Unterbefehlshaber verlohren, seitdem er aus England abgesegelt, so daß er besorgte, es würde ohne Verstärkung mit diesem Schiffe aus dieser See zu kommen unmöglich seyn. Wir hatten gleichfalls 278 Todte, und die Tryalls-Schalupe 40, wodurch das Volk der 3 Schiffe so vermindert war, daß ihrer zusammen nicht einmal genug gewesen seyn würden, eines der 4 Schiffe volkommen zu besetzen, über dieses befanden sich die Uebergebliebenen bey so schlechter Gesundheit, daß wir in Sorgen stunden, wir würden nicht Volk genug haben, die Schiffsarbeit zu verrichten, wenn wir auf die Chinesische Küste kämen, zumalen wo es sich eben treffen sollte, daß wir bey widrigem Passat-Winde daselbst anlangeten, als wovon in Indien die Schiffahrt

größten

grösten Theils abhanget, maassen bey der Veränderung des Windes die Schiffe der Gelegenheit, nach diesem oder jenem Platze in Indien mit dem einen Winde hin, und mit dem andern wieder zurück zu segeln wahrnehmen, wannenhero sie allezeit darnach warten, und sich der Passat-Winde bedienen.

Diesemnach hielt der Commandeur für rathsam, vor die Sicherheit der zwey Schiffe (Centurion und Gloucester) die Tryalls Priese, ob selbige gleich in gutem Stande war, vergehen zu lassen, u. mit ihrem Volke die beyden Schiffe zu verstärken, welches auch geschahe. Man nahm allen Mundvorrath, nebst allem, woran es uns fehlete, daraus, schleppte das Schiff den 25 April an Land, und steckte es in Brand, worauf wir mit den Priesen Carmine und Camilla ein gleiches thaten.

Den 10 May zogen wir, nachdem wir uns völlig mit Wasser versehen und erfrischet hatten, die Segel auf, und machten uns Reisefertig. Den folgenden Nachmittag um 5 Uhr machten wir die Boyen von den Ankern los, und holeten selbige an Boord. Um 9 Uhr hatten wir die Klippe von Chequitan 3 Meilen OSO. von uns, und richteten unsere Fahrt nach Aquapulco, unser Boot wieder aufzusuchen, welches wir den 5 April, vor dem Haven zu Aquapulco zu kreutzen, ausgeschicket, wobey der Commandeur dem Gloucester zugleich Befehl gab, dicht längst dem Strande zu halten und Losungs-Schüsse zu thun.

Zwischen den 12 und 13 May that der Gloucester die Nacht durch Losungs-Schüsse, welche von uns beantwortet wurden, und nachdem wir unser Boot nirgend finden konnten, und besorgten, daß es möchte genom-

nommen seyn, schickten wir den 14ten eine Friedens-Flagge an den Stadthalter zu Aquapulco, und liessen vernehmen, ob er das Boot mit dem Volke genommen hätte; und dafern es sich so befände, demselben 3 Mann für einen zur Auswechselung anzubieten, worauf uns aber der Stadthalter wissen ließ, daß er weder Boot noch Mannschaft gesehen hätte. Den folgenden Tag schickten wir ein Boot von einer der Priesen mit einem Spanier, der als Reisender an Boord derselben gewesen war, nebst 8 gefangenen Indianern an den Stadthalter zu Marquis, welches ein bequemer Haven eine Meile im Osten von Aquapulco, u. weil wir von dem Boote nichts vernehmen konten, und dahero länger alda zu bleiben für unnöthig hielten, beschlossen wir diese Küsten zu verlassen, doch segelte der Commandeur nach reiferer Ueberlegung u. auf die Muthmassung, daß das Volk vielleicht Landwerts eingegangen seyn mögte, noch bis den folgenden Tag ab und zu, damit man sehen mögte, ob man nichts von ihnen gewahr werden könte.

Den 16ten, Nachmittags um 2 Uhr, sahe das Volk vom Gloucester, so näher am Lande war, von ferne ein Boot auf sie zukommen, welches sie anfänglich für des Stadthalters von Aquapulco seines hielten, bald darauf aber, daß es das unsrige sey, gewahr wurden. Als uns das Boot an die Seite legte, konten wir kaum einen von allen unsern Leuten erkennen, weil sie ganz ausgezehret und Todten-Gerippen ähnlich, und so matt und kraftlos waren, daß sie unmöglich am Schiffe herauf klettern konnten, so daß wir sie aufzuwinden gezwungen waren. Währender Zeit daß sie von uns geschieden, war es mit ihnen wegen Mangels an Wasser auf

das äuserste kommen, und hatten dem Himmel gedanket, wenn sie nur ihren Durst mit Schildkröten Blute löschen können, welches sie 12 Tage aushalten müssen. Sie hatten keine Hoffnung, das Schiff jemals wieder zu sehen, mehr gehabt, und hielten sich bereits für verlohren, weil sie glaubten, daß sie entweder alle in dem Boot umkommen, oder der Spanier Gefangene und Sclaven werden müsten, die gewiß auf die unmenschlichstr Weise mit ihnen umgehen würden, daß sie also lieber im Boote ihr Leben endigen, als sich einer Sclaverey, die viel härter als der Tod selbst ist, unterwerfen wollen; jedoch da es diesen Tag hell und schön Wetter gewesen, hätten sie zu allem Glücke unser Schif gesehen, und darauf zu gerudert.

Den 17ten früh um 8 Uhr setzten wir ein Spanisch Boot mit 40 Gefangenen, und der Gloucester desgleichen eines mit 18, mit Lebensmitteln und Wasser versehen, aus, damit sie, so gut sie könten, nach Aquapulco zu kommen suchen mögten, welches damals 30 Meilen von uns entfernet lag.

Den 18ten holeten wir das Schoversegel ein, weil es in den Näthen aufgerissen war, und schlugen ein ander Segel an. Wir verlohren auch unsern Fockemast, nahmen aber den folgenden Tag den grossen Mast der Priese Carmine vom Boord des Gloucesters, welchem wir 100 Ellen Segeltuch dafür in den Tausch gaben. Den 21ten fingen wir wieder etliche Schildkröten, und schlugen den 24sten ein ander Schoversegel an, an welchem Tage sowohl als den 25 und 26sten wir einen starken S S W. Wind mit Donner und Blitz und einem sanften Regen hatten. Den 27sten war der Glou-

cester

cester etwan 3 Meilen von uns ab. Den 28 und 29 hatten wir wieder schlimm Wetter mit vielem Donner und Blitz, und Tages darauf gaben wir dem Gloucester ein Losungszeichen zu wenden, so wie wir den letzten May gleichfalls thaten.

Den 2ten Somer-Monats schickten wir ein Boot an den Gloucester, und hatten des ungestümen Wetters halben unsere Segel eingereffet, welches bey nahe 5 Tage nach einander mit Regen, Donner und Blitz anhielt. Den 8ten dieses hatten wir das Unglück, daß wir unsern Bleywurf nebst 22 Faden Tau verlohren, und wir alle unsere Segel eingeholet, schwebeten wir also auf den ungestümen Wellen. Den 26 verlohr der Gloucester seinen grossen Mast, worauf wir ihm noch denselben Tag einen Zimmermann, und den folgenden noch zween andere Leute zu Hülfe schickten, den Mast wieder aufzufischen, der nicht vor dem 6 Heumonats wieder gefunden wurde, und so schlecht war, daß man ihn fast gar zu nichts brauchen konnte.

Den 7ten fiel ein Matrose von dem Gipfel des grossen Mastes, doch ohne sonderliche Beschädigung. Denselben Tag richtete der Gloucester einen andern Mast auf, wozu er den von dem Tryall nahm, welches Schiff, wie oben erwehnet, in Grund gebohret war, und machte sich, soviel es der elende Zustand dieses Schiffes, sowol als das ungemein schlechte veränderliche Wetter leiden wollte, wieder segelfertig.

Den 28sten wurde Msr, Midlechamp, gewesener Schreiber auf dem Tryall, anstatt des verstorbnen Mr. Colemann zum Schreiber des Gloucesters angestellet. Weil unter andern das Fock Segel dieses Schiffes zer-

rissen, schickten wir den 4 Erndte-Monats einige Segel und Tauwerk an desselben Boord. Den 7ten warf der Gloucester einige Ballen vermoderte und verdorbene wollene Stoffen über Boord. Den 8ten nahmen wir einen Büchsenmeister vom Boord des Gloucesters, und gaben ihm einen andern, der auf dem Tryall Büchsenmeister gewesen war. Den 9ten that der Gloucester des Morgens um 10 Uhr einen Nothschuß, indem er in so schlechtem Zustande war, daß fast alle Segel und Tauwerk durch Sturm herunter geschlagen, und das Schiff bey nahe als ein Klumpen trieb, so daß der Comandeur nöthig fand, einen Lieutenant mit einigen Zimmerleuten an Boord zu senden, um dasselbe, wo möglich, wieder herzustellen. Man warf alles über Boort, was nicht mehr gebraucht werden konnte, und unsere Matrosen, die mit unserm Lieutenant hingeschicket waren, legten nebst denen von dem Gloucester die Hände tapfer ans Werk, um Masten und Tauwerk wieder in den Stand zu bringen, da immittelst das Schiff mit einem Tau an das unsrige fest gemacht, und also fortgeschleppet wurde; jedoch nachdem man bis den 14ten Tag und Nacht unaufhörlich gearbeitet, den Fokkemast bereits wieder aufgerichtet und die Wand fast auch wieder völlig zu Stande gebracht, zu welchem Ende von unserm Schiffe dem Centurion noch mehr Volk auf dasselbe übergangen, um es soviel eher wieder segelfertig zu schaffen, so riß der Gloucester diesen Tag von dem Anker-Taue, womit wir ihn fortschlepten, los; verlohr den 21sten durch Sturm die Vorstenge, u. den 22sten die grosse Strenge und den Besaans-Mast, da er einen Nothschuß that. Den 23sten schlug sein grosser

ser Mast über Boord, das Schiff wurde leck, und bekam so viel andere üble Zufälle, daß alle diejenigen, die sich am Boord des Gloucesters befanden, Hand ans Werk zu legen gezwungen waren. Den 24sten thaten sie Nothschuß über Nothschuß, weil sie 2 Fuß Wasser in hatten, wir konnten aber kein Volk missen, indem wir unser eigen Schiff mit genauer Noth erhalten konnten. Inzwischen schickten wir ihnen den folgenden Tag einen Zimmermann mit etlichen Matrosen, und gaben ihnen Nachmittags um 5 Uhr durch einen Canon-Schuß ein Zeichen, daß sie nach uns zu kämen, wonechst wir ihnen unser Boot, ihre Kranken abzuholen, zusendeten. Den 26sten schickte der Capitain von dem Gloucester folgenden Brief an den Commandeur Anson:

Mein Herr!

Demnach wir, Capitain und Officierer des Kriegs-Schiffes der Gloucester, den 26 August 1742. Schiffs-Rath angestellet / um mit einander über den Zustand des besagten Schiffes zu rathschlagen, so urtheilen wir / daß es ganz unmöglich sey / dasselbe vor dem sinken / Sr. Maj. Unterthanen aber / so darauf befindlich / vor dem ertrinken zu erhalten / und dieses hauptsächlich aus folgenden Ursachen:

Erstlich, weil dasselbe einen Leck bekommen hat / und durch denselben so viel Wasser eindringet / daß wir dasselbe sich einen Augenblick über den andern vermehren sehen, ohnerachtet wir unaufhörlich gepumpet haben.

Zweytens/ weil das ganze Hindertheil des Schiffes durch das starke arbeiten und die ausgestandenen Sturmwinde los und undicht ist/ und/ so oft als nur eine Marssegels Kühlung wehet, allemal grosse Bewegung macht.

Drittens/ weil zween Houwbinten in der Mitte des Schiffes gebrochen sind / und die Zimmerleute erklären, daß solchen nicht zu helfen stehet.

Viertens/ weil die Knie-Hölzer und Klemmen fast alle los sind/so daß das halbe Verdeck schier ganz unter Wasser stehet.

Fünftens / weil es keine Masten mehr hat, auch keine mehr im Vorrathe / die man gebrauchen könnte.

Und sechstens / weil wir von unserm ganzen Volke gegenwärtig nur 60 Mann, 18 Jungen und zween Gefangene, alles in allem, die Officiere mit eingerechnet, übrig haben, von welcher Anzahl nur 16 Mann und 11 Jungen / wiewohl dennoch sehr schwach / sich auf dem Deck zu halten im Stande sind. Die übrigen, nemlich 56 Mann und 7 Jungen / die Zimmerleute mit darunter begriffen, sind alle ausser Stande, Dienste thun zu können/ weil sie von dem Scharbock heftig angegriffen, und ganz kraftloß sind. Während diese letzten 24 Stunden haben die Officierer / Matrosen und Jungen ohne Unterschied unaufhörlich an den Pumpen gestanden, und sind so abgemattet/ daß sie nicht länger auf ihren Füssen stehen können. Wir haben dem ohngeachtet jetzo noch 7 Fuß Wasser inn/ und das See-Wasser gehet bereits über die Wasser-Fässer/ so daß wir keinen

nen Tropfen frisch Wasser zu trinken bekommen können/ ob wir gleich vor Durst schier verschmachten. Dannenhero bitten und flehen wir ganz inständig/ daß ihr unsern gefährlichen und unglückseeligen Zustand mit einem Christlichen Mittleyden in Erwegung zu ziehen belieben, und zu Erhaltung unseres Schiffes so schleunige Hülfe und Rettung verschaffen wollet / als unsere gegenwärtige unglückliche Umstände erfordern.

Wir verharren ꝛc.

Den folgenden Tag, so der 27ste dieses Monats war, borgen wir so viel möglich die Güter aus dem Gloucester, womit wir bis 6 Uhr Nachmittags beschäftiget waren, da denn Capitain Metchell alles sein Volk an Boord unsers Schiffes sandte, er selbst aber mit einem Bootsmann auf dem Gloucester blieb, dieses Schiff zu vernichten, und dasselbe des Commandeurs Befehl zufolge Abends um 8 Uhr in Brand steckte, worauf wir dasselbe den folgenden Morgen um 6 Uhr in die Luft fliegen sahen. Unser Volk fing nunmehr an wieder sehr krank zu werden, und grossen Mangel an Wasser zu haben.

Den 28sten fanden wir einen Leck in dem Vorder-Schiffe, welcher durch unsern Zimmermann gestopfet wurde. Der Commandeur gab uns von seinem eigenen Vorrath eine Piepe Madeira-Wein, um uns bey dem Wasser-Mangel zu Hülfe zu kommen, massen der Mann täglich auf ein halb Seidel gebracht war. In diesen zween letzten Tagen waren 10 Mann gestorben, und von dem 29 bis zu den 1 Herbstmonats bekamen

wir wieder 11 Todte, worunter sich der Wundarzt von dem Gloucester W. Edmund Walbank befand.

Den 3ten starben wieder 5 Mann, und die übrigen waren wegen Mangels an Wasser sehr schwach. Um 8 Uhr sahen wir 2 kleine Insuln, die eine West halb Süden, und die andere S. W. zum Westen, ohngefehr 10 Meilen von uns ab. Den folgenden Morgen um 9 Uhr lag die nordlichste Insul N. zum W. und die Südlichste W. zum N. ohngefehr 3 Meilen von uns. Diesen Tag hatten wir 9 Todte, worunter ein Indianer. Wir schickten einen Lieutenant mit einem Boot, das Land zu verkundschaften aus, welcher den folgenden Abend um 9 Uhr wieder zurück kam, und 60 Kokos-Nüsse zu unserer Erfrischung mitbrachte, dabey aber meldete, daß er keinen Ankergrund und auch kein frisch Wasser finden könnte. Den folgenden Morgen um 4 Uhr lag eine Insul 4 oder 5 Meilen um O. N. O. von uns. Diesen Tag hatten wir wieder 6 Todte. Nachmittags um 5 Uhr sahen wir 3 Insuln, wovon die Nordlichste N. z O. zum N. die mittelste O. und die südlichste O. zu Süden etwann 5 Meilen von uns lagen, und um 12 Uhr sahen wir noch eine Insul ohngefehr 9 Meilen S. O. von uns.

Den 7ten befanden wir uns unserer Gissung nach nahe bey der Insul Tenian, welches eine derer Ladrones oder Diebs-Insuln ist, und auf 14 Grad 58 Min. Süder-Breite, und 117 Grad 7 Minuten im Westen von Aquapulco in Mexico, mithin 223 Grad 25 Minuten im Westen von Londen. Diese zween letzten Tage hatten wir wieder 13 Todte. Den 8ten schickten wir unsern dritten Lieutenant nach dem Strande.

Den

Den folgenden Tag wehete und regnete es stark; des Morgens um 6 Uhr kamen einige Indianer in einem Canoe vom Lande, welche unser Schiff für das von Aquapulco angesehen hatten; wie sie aber ihren Irrthum gewahr wurden, kehrten sie um, und wollten uns entwischen, weil sich aber der Wind legte, so schickten wir unsre Schalupe aus, welche den Canoe nach unserm Boord schleppen muste. Ein Canoe ist ein kleines Boot, etwann 30 Fuß lang, 2 Fuß breit, und 3 tief; führet nur einen Mast, welcher in der Mitte stehet, mit einem Seegel von Matten, in der Gestalt eines Fock-Seegels. An beyden Enden sitzt ein Mann, den Canoe zu steuren, so daß sie, wenn sie zurück fahren wollen, nicht nöthig haben zu wenden, wie wir mit unsern Schiffen thun müssen, wenn wir den Wind zu unserm Vortheile kriegen wollen, sondern nur das Seegel verändern dürfen, weil die Vor- und Hintern-Steven eines Canoe einander gleich sind, so daß sie vor und hinterwärts steuren können, nachdem es fällt. Diese Fahrzeuge sind so schmahl, daß sie kein Seegel würden aufheben können, dafern sie kein Stöcke nach der Seite des Windes ausstecken, welche an einem schweren Blocke von gleicher Gestalt als das Boot befestiget sind; Auf diesen Stöcken machen sie eine Art von Gestell von gleicher Höhe mit dem Boord des Canoe, auf welchem Gestell Reisende und Güter übergebracht werden; diese Canoes seegeln sehr schnell und legen in einer Stunde wohl 20 Meilen zurücke. Der Canoe gehörte zu Guam zu Hause, und hatte eine Barke mit 24 Mann bey sich, die wir auch nahmen. Diese waren durch den Statthalter, Wildprät für die Einwohner zu fan-

gen ausgeschicket worden, und die Barke war mit Rindvieh, Schweinen, Geflügel, Kokosnüssen, Citronen und schönen Pomeranzen geladen, welchen Mund-Vorrath wir, so wohl als die fünf Indianer, die in dem Canoe waren, bey uns behielten. Abends um 8 Uhr liessen wir den Anker auf 22 Faden Wasser fallen, da wir das nordliche Theil der Insul Tenian N. W. zum N., das südliche S. O. zum O., und die Insul Guam im S. S. W. hatten. Diesen Tag noch sendeten wir unsern zweyten Lieutenant mit 20 Matrosen, für die Kranken Zelte aufzuschlagen, ans Land, worauf wir derselben 54, in ihre Koyen eingewickelt, dahin brachten, wovon die wenigsten Hände oder Füsse zu rühren im Stande waren, wie denn 8 derselben noch diesen Tag sturben.

Die Ladrones oder Diebs-Insuln, wovon Tenian eine mit ist, sind eine grosse Anzahl kleine Insuln, so von 12 bis fast 28 Grad Norder-Breite liegen; die vornehmste darunter ist Guam, so unter dem 13 Grade 20 Minuten lieget. Diese Insul wird am meisten besuchet, und ist nordlich und südlich etwan 12 Meilen lang und 4 breit. Das Land scheinet von ferne sehr flach, wenn man aber näher kommet, ist es ungleich, und die Ost-Seite, welche die höchste, ist mit steilen Felsen umgeben, gegen welche die, durch den beständigen Passat-Wind, getriebene Wellen, unaufhörlich wüten, so daß man wegen der starken Brandung an dieser Seite unmöglich ankern kann. Die West-Seite ist niedriger und voll kleiner Sand-Banken mit verschiedenen felsigten Spitzen. Der Boden auf der Insul fällt sehr dünne, und die Erde röthlich, und dennoch ist das Land sehr

sehr fruchtbar an Reiß, Pyn-Appelen oder Indianischen Fichten, Melonen, Pomeranzen, Citronen, Kokosnüssen und einer Frucht, so die Brodt-Frucht genannt wird, und auf einem Baume wächset, der fast den grossen Aepfel-Bäumen gleich kommt. Dieser Baum hat einen weit ausgebreiteten Gipfel, mit verschiedenen Aesten, und ist sehr schattigt. Die Frucht wächset wie die Aepfel, an kleinen Stielen, ist so groß und rund als ein gemeiner Spielball, und hat eine dicke harte Schaale. Wenn dieselbe reif, so ist sie gelb, locker und süß von Geschmack. Die Eingebohrnen essen sie an statt des Brodtes, pflücken sie grün ab, und braten sie bis die Schaale schwarz wird, und wenn diese abgeschabet, so bleibet eine dünne sanfte Rinde darüber. Das inwendige ist weiß und locker, wie die Brosame von weissem Brodt, ohne Kerne oder Steine, und durchgängig so fest und mürb als Brodt; Wenn man aber die Frucht über 24 Stunden bewahret, wird sie herb und unangenehm. Die Einwohner essen 8 Monat im Jahre kein ander Brodt, und man findet diese Frucht nirgends als in den Ladrones und Philippinischen Insuln. Die Insul Tenian ist unbewohnet, und wird nur von denenjenigen besuchet, welche durch den Statthalter von Guam, um Rindvieh, Schweine, Geflügel und dergleichen so im Ueberfluß auf dieser Insul gefunden wird, zu fangen dahin gesendet werden.

Den 9ten Herbstmonats setzten wir unsere Schaluppe aus, und schickten 70 Kranke an Land, worauf wir uns den 12 der Insul näherten, und einige Fässer hinsendeten. Hier hatten wir an frischer Speise Ueberfluß, und alles so guten Preiß, daß wir weiter nichts zu

thun

thun hatten, als Wild zu schiessen und nach unsern Zelten zu bringen. Den 13ten wendeten wir mit Aufräumung des Schiffes unsere äussersten Kräfte an, damit wir zu dem Leck kommen und denselben stopfen könnten. Diesen Tag über bekamen wir einen Ochsen an Boord, und unsere Kranken wurden durch den Genuß der schönen Pomeranzen und guten frischen Speise, wider aller Vermuthen zusehends besser. Den 15 und 16ten waren die Zimmerleute mit Stopfung des Lecks beschäftigt, den 17ten aber, da der Zimmermann alles wohl versorgt zu haben sich einbildete, befand man, daß der Leck wieder so groß war als zuvor, so daß er denselben zum zweitenmal, wiewohl vergeblich zu stopfen suchte. Unser Volk am Schiffe bekam täglich frische Speise im Ueberflusse von denen die am Lande waren, und sich daselbst erlustigten, massen ihnen dieser angenehme Zustand, nach so vielem ausgestandenen Mangel, Ungemach und Elend, insonderheit seithdem wir Aquapulco verlassen, als ein Himmel auf Erden vorkam. Jedoch unser Glück war von keiner langen Dauer, denn die Fliegen fingen uns entsetzlich an zu quälen, und vermehrten sich unvermerkt in so einer unzehlbaren Menge, daß, wenn wir einen gefälleten Ochsen nur einen Tag liegen liessen, derselbe beynahe ganz von den Fliegen aufgefressen war; ja selbst sobald wir unsere gekochte Speise aus dem Kessel oder Topfe anrichteten, und zu Tische brachten, war dieselbe so schwarz von Fliegen, daß wir fast nicht sehen konnten, ob wir Speise oder Fliegen in der Schüssel hatten, und keinen Bissen, ohne eine grosse Anzahl Fliegen darauf zu haben,

haben, in den Mund stecken konnten, welches eine sehr widerliche Brühe war.

Den 3ten Weinmonats stürmte und regnete es stark; selbigen Nachmittag um 7 Uhr warfen wir einen Anker aus, und einen Augenblick darauf wurde unsere Schlupe durch eine schwere See von hinten gegen das Schiff geschlagen, daß sie mit einem Manne umschlug, den wir mit grosser Mühe wieder kriegten, die Schlupe aber doch dabey verlohren. Um 11 Uhr warfen wir den Pflichtanker aus, und trieben 2 Kabeltaue weit fort, worauf wir das Senkbley warfen, u. befanden, daß wir bereits über die Untiesen wären, da wir 4 Nothschüsse thaten, und solche, weil wir keine Antwort bekamen, nochmals wiederholeten, wiewohl auch diesesmal vergebens. Den 4ten sahen wir die Insul Tenian des Morgens um 6 Uhr allbereit 5 Meilen von uns, und da der Wind 3 Tage lang also anhielt, trieben wir bloß mit dem Fokke-Seegel fort, und musten den Pflichtanker die ganze Zeit über ausserhalb Boordtes hangen lassen, weil nur 60 Mann an Boord, der Comandeur hingegen mit 110 Mann am Lande, diese 60 aber noch dazu so abgemattet waren, daß sie den Anker aufzuholen nicht Kräfte genug hatten. Inzwischen bekam das Schiff viel Wasser und andern Schaden; wie sich aber der Wind etwas geleget, holeten wir den Pflicht-Anker auf, und seegelten nach der Insul Tenian. Den 9ten waren wir gezwungen alle 2 Stunden an das Pumpen zu gehen; Den 14ten sahen wir die Insul Guam 14 Meilen von uns, und entdeckten den 20sten die Insul Tenian auf eine Weite von 6 Meilen, zu welcher Zeit die Insul Sypau 9 Meilen von uns lag.

Den

Den 22sten warfen wir den Pflicht-Anker auf etwan 27 Faden Wasser, nachdem wir alle unsere übrigen Anker verlohren, und schickten den folgenden Morgen unsere leeren Fässer ans Land nach Wasser.

Den 23sten bekamen wir ein Lager Wasser vom Lande, und die Matrosen, die uns dasselbe brachten, erzehleten, daß zween Mann durch 2 Lager, die beym Füllen auf sie gefallen, ums Leben kommen wären; imgleichen daß der Commandeur, nachdem er bereits an der Zurückkunft des Schiffes Centurion zu zweifeln angefangen, den festen Schluß gefasset gehabt, die Barke, die wir bey unserer ersten Ankunft daselbst genommen, mitten durchschneiden und länger machen zu lassen, und sodann mit derselben nach den Manillischen Insuln zu segeln. Sie setzten noch hinzu, daß wie sie solchergestalt eine gar geraume Zeit auf der Insul Tenian würden haben bleiben müssen, ehe die Schlupe völlig fertig worden wäre, so hätte man keine Zeit verstreichen lassen, sondern so wie das Volk nur wieder zur Gesundheit gelanget, ein jeder Hand angeleget u. Hütten erbauet, indessen einige Holz gefället, andere gesäget, u. wieder andere mit Graben beschäftiget gewesen; bey welchen Umständen der Commandeur selbst keinen müßigen Zuschauer abgegeben, sondern so gut als die andern Matrosen seine Arme tapfer dran gestrecket, bis endlich der Lieutenant von den See-Soldaten, Hr. Goedon, da er zufälliger Weise auf einem Berge gestanden, das Schiff von weitem entdecket, und dem Commandeur stehenden Fusses die Bothschaft überbracht, welcher dieselbe mit ungemeinem Vergnügen vernommen, und über die Erhaltung des Schiffes und Volkes höchst erfreuet

freuet und gerühret gewesen, auch auf Erhaltung dieser angenehmen Zeitung sogleich Befehl gegeben, mit ihrer Arbeit einzuhalten, und die nöthigen Anstalten, sobald als möglich an Boord zu gehen, vorzukehren.

Den 24sten empfingen wir Nachmittags um 1 Uhr 5 Fässer mit Wasser, und weil sich der Wind um 10 Uhr stark aufgab, trieb unser Schiff von der Banke ab, worauf wir den Anker hoben und 3 Losungs-Schüsse thaten, daß das Boot zu uns kommen sollte. Den folgenden Nachmittag um 6 Uhr sahen wir die Insul Guagan, etwan 8 Meilen von uns, und richteten den 26 unsern Lauf wieder nach Tenian. Den 27 kam unsere Barke des Morgens um 11 Uhr mit einigem Volke an Boord, und wir kamen den folgenden Morgen auf 36 Faden wieder daselbst vor Anker.

Die Fluth geht zwischen Tenian und Guagan sehr stark, und zwar viel stärker nach dem Süden, als nach Norden, wodurch es geschiehet, daß die See, bey widrigem Wind zuweilen schnur gerade 8 Fuß hoch gegen den Strand anstehet. Bey wachsendem Monde steiget das Wasser wohl zween Fuß höher, als im abnehmenden Monde, welches mit der gewöhnlichen Fluth gar nicht überein kommt; so steiget das Wasser auch mehr oder weniger, nachdem der Wind stark oder gelinde in die Bay wehet; bey schwerem Sturm aber wird es wohl 2 bis 3 Fuß höher. Die Fluth dauret etwan 8 Stunden wenn der Mond voll ist oder abnimt, doch glaube ich, daß dieselbe hier von dem Monde so sehr nicht abhanget, als in den Ländern die zwischen den Sonnenkreisen liegen, sondern vielmehr von der Lage der Insuln, welche vom Süden zum Norden

in

in einer langen Reihe sich von Neu-Guinea bis an Japan erstrecken; wie nicht weniger von der Veränderung der Moussons oder Passat-Winde.

Den 29 und 30sten hatten wir mit Wasser einnehmen für unser Schiff zu thun, und schickten einige Leute an Land, die Pomeranzen und was sie mehr kriegen konnten, holen solten. Den ersten Wintermonats schickten wir zween alte Indianer an Land, verbrannten die Barke, und brachten alles an Boord, den folgenden Tag aber holeten wir unser Boot ein, und gingen nach Macao unter Segel, nachdem wir über 3 Wochen zu Tenian gewesen, und unser Volk wieder frisch und gesund war.

Den 13 sahen wir Nachmittags um 2 Uhr 8 bis 9 Meilen von uns eine Insul, und kurz darauf noch eine. Wir warfen unser Senkbley aus, konnten aber auf 100 Faden kein Wasser finden. Um 7 Uhr sahen wir wieder ein Eiland 4 Meilen von uns, und liessen die Insul Formosa 7 Meilen von uns liegen. Diese Insul ist ohngefehr 60 Meilen von China entlegen, und ziemlich groß, angesehen sie bey 130 Meilen im Umzirke hat, und der Krebs Kreis läuft quer hindurch. Sie ist vor diesem von Chinesern bewohnt gewesen, und von Engeländischen Kaufleuten öfters besuchet worden, allein die Tartarn haben, nachdem sie China überwältiget, den Haven vernichtet, und dadurch die Chineser sich daselbst zu verschanzen verhindert, worauf sich die Handlung mit auswärtigen Kaufleuten nach dem festen Lande gezogen hat.

Den 14ten waren wir bereits 15 Meilen von Formosa entfernet, und sahen um 8 Uhr 2 Feuer auf dem Lande,

de, wie imgleichen den 16ten ein Canot mit einer grossen Anzahl Fischer Böte.

Den 17ten entdeckten wir das Vorgebürge Pedra Blanca auf 10 Meilen von uns. Dieses Vorgebürge wird von den weissen Klippen also genannt, die da umher liegen. Wenn man solchem Vorgebürge recht gegen über liegt, so scheinen diese Klippen ein Theil desselben auszumachen; liegt man ein wenig zur Seite dieses Kaaps, es sey im Osten oder Westen, so gleichen sie 2 Schiffen mit vollen Segeln; kommt man aber näher hinzu, so stellen sie zween hohe Thürme vor, die nicht dick und sehr steil, und etwan eine halbe Meile von dem Kaap abgelegen sind. Dieses Vorgebürge thut sich fast wie Benehylead in England auf; die äusserste Ecke ist voller Klippen, die an der See-Seite sehr steil, Landwerts ein aber zu beyden Seiten einen Treppenformigen gar bequemen Abhang haben, der sehr angenehm und mit grossen Schattenreichen Bäumen gezieret ist.

Den 19ten umseegelten wir die Insuln, längst welchen wir den kürtzesten Weg nach Macao zu finden vermeinten, und liessen das Südlichste Theil der Insul Limo, etwan 5 Meilen von uns liegen. Hier warfen wir den Anker auf 18 Faden Wasser, und schickten einen Lieutenant, die Tiefe des Wassers zu messen, mit dem Boot voraus. Denselben Tag legten einige Chineser in einem Boot an unsere Seite, deren zweene bey uns bleiben und uns nach Macao einlootsen musten, wofür wir ihnen 30 Stück von Achten bezahleten. Den 21 lag die Insul Bambo 5 und das Ostliche Theil der Insul Talamo 7 Meilen von uns.

Den 27sten liessen wir bey Macao den Anker auf 5

Faden Wasser fallen. Nachdem wir nun also zwey Drittheile der Erdkugel nach dem Westen umseegelt, und dabey 16 Stunden Zeit gewonnen hatten, so musten wir hier einen Tag überschlagen, um unsere Rechnung mit der Europäischen gleichförmig zu machen. Dieser Unterscheid von einem Tage ist in dem Bürgerlichen zu den Portugiesen auf Macao, und den Spaniern in den Philippinischen Insnln übergegangen, so daß die Spanier, die durch Westen nach den Philippinen gelanget sind, den Sonntag auf denselben Tag feyren, da die Portugiesen, welche durch den Osten nach Macao gekommen sind, den Montag zehlen; dieses thun sie aber mit gutem Vorbedacht, um das Recht desto besser vorstellig zu machen, welches ihnen der Pabst verliehen, daß den Portugiesen alle Länder zugehören sollten, die sie gegen Osten finden würden, dahingegen die Spanier diejenigen Länder in Besitz nehmen sollten, die sie gegen Westen entdeckten; wie sie nun aber in diesen Reichen einander begegneten, und ein jeder vermeinete, daß sie ihm zugehöreten, so haben sie gedacht, daß sie die Zeichen ihres Rechtes bewahren müsten, unter welchen dieser Unterscheid eines Tages und einer Nacht nicht eines der geringsten war.

Josephus D'Acosta, ein berühmter Weltweiser, welcher zu der Zeit geblühet, da das Schiff Victoria, so von der ganzen Flotte des Magellani allein die ganze Welt umseegelt hat, giebt folgende Ursachen von diesem Unterscheide an:

„Diejenigen, saget er, die von dem Osten nach dem „Westen fahren, müssen allezeit einen Tag übrig haben „oder gewinnen, weil ihnen die Sonne täglich eher aufgehet.

„gehet. Dagegen wiederfähret denen, die aus dem
„Westen nach dem Osten segeln, allezeit das Gegen-
„theil, weil sie beständig an dem Tage verlieren, indem
„sich ihnen die Sonne im̃er spater zeiget. Davon kom̃t
„es, daß, wenn in Spanien Mittag ist, der Tag in Peru
„erst seinen Anfang nimmt, und wenn es in Peru Mit-
„ternacht ist, alsdenn in Spanien der Tag anbricht.
„Gleichwie nun die Portugiesen ihre Schiffahrt von
„Westen nach Osten gethan, so haben sie 12 Stunden
„gewonnen, und keine 12 verlohren, da sie an den Phi-
„lippinischen Insuln und zu Macao einander begegnet
„sind. Solchergestalt macht der Unterscheid für dieje-
„nigen, die einander auf einer nnd derselbigen Entfer-
„nung finden, 24 Stunden oder einen völligen Tag
„aus, so daß nothwendig daraus folget, daß in einer
„Reise um den ganzen Erdboden, jederzeit ein Unter-
„schied von einem Tag seyn muß.“

Den 26sten grüsseten wir den Stadthalter von Macao mit 11 Canonen-Schüssen, welche derselbe beantwortete, und den folgenden Tag trat der Commandeur an Land, worauf er von dem Fort mit 11 Schüssen begrüsset wurde, welche wir mit eben so vielen erwiederten.

Macao ist eine Stadt in China in der Provinz Quantung, unter dem Gebiete von Quangcheu, dieser Provinz Hauptstadt; sie liegt 3 Grad 10 Minuten Westlicher als Pekin, u. ist auf einer kleinen Halb-Insul oder vielmehr dem äussersten Ecke einer Insul Houicheu genannt, gelegen. Die Gestalt der Stadt kommt einem Arme sehr ähnlich, und sie wird allenthalben von der See bespühlet, ausser an der Seite nicht, wo sie mit dem

Ueberrest der Insul durch einen sehr schmalen Landstrich zusammen hanget, worauf man eine Scheidewand gebauet hat.

Man solte die Stadt Macao für eine starke Vestung halten, angesehen sie sehr vortheilhaft gelegen, mit guten Wällen versehen und mit 200 Stücken Geschützes besetzet ist; aber die Besatzung ist sehr schwach, und gleichwie sie alle Nothdurft aus der Provinz Quantung holen muß, so können sich die Chineser derselben bequemlich bemeistern. Die Häuser sind hier auf Europäische Weise gebauet, nur daß sie etwas niedriger sind. Die Kirchen können in Ansehung des Landes für prächtig gehalten werden, insonderheit die Jesuiter Kirche, welche mit einem schönen mit vortreflichen Pfeilern unterstützten Portal pranget. Alle Gassen der Stadt sind gepflastert, massen man zu Macao Steine im Ueberflusse hat. Man zählet hier ohngefehr 5000 Portugiesen, und gegen 15000 Chineser. Die ersten sind größtentheils von gemischter Abkunft, d. i. von Christen und Indianern gezeuget, und in Indien, oder auch zu Macao selbst gebohren. Sie sind bey weitem nicht reich, u. bey den Chinesern sehr wenig geachtet. Es sind bereits über anderthalb hundert Jahre verflossen, da die Portugiesen diese Stadt angeleget haben. Wenn sie von Malacca nach China segelten, hatten sie öfters das Unglück, ihre Schiffe durch Sturm zu verlieren, weil sie in denen um die Stadt Macao gelegenen Insuln keinen Haven hatten, welches denn die Ursache war, daß sie um einen sichern Platz anhielten, wo sie so lange überwintern könnten, bis ihnen die Jahrszeit nach Hause zurück zu kehren erlaubete. Die Chineser stunden ihnen

dieses

dieses Gesuch zu, und gaben ihnen diese Ecke Landes, welche mit lauter Felsen umgeben, und überdem von Räubern bewohnet war, die erst aus diesem Posten vertrieben werden musten. Die Portugiesen brachten solches glücklich zum Stande, und baueten, nachdem sie sich der Gunst der Mandarinen versichert, allhier nicht allein starke Häuser, sondern wurfen auch sogar Schanzen auf. Man findet deren eine am Munde des Havens, die mit einer versehen, welche bis an die auf einem Berge gelegene Augustiner-Klause sich erstrecket. Auf diesem Berge liegt noch ein grösser Fort, nebst noch einem dritten, so auf einem sehr erhabenen Platze gebauet ist.

Seit ihrer ersten Erbauung bis anhero ist diese Stadt in der Portugiesen Händen geblieben, jedoch solchergestalt, daß sie den Chinesern nicht allein eine jährliche Schatzung erlegen, sondern auch so wie die Engeländer und Mohren den Zoll von aus- und eingehenden Gütern an sie bezahlen müssen. Ueber dieses kann ohne Einwilligung der Chineser, welche den Eingang des Havens besetzt halten, kein Fahrzeug ein oder auskommen. So bringet auch der dasige felsigte Boden so wenig hervor, daß man nicht einmal einen Tag davon zu leben haben würde, so daß alles aus den Wohnplätzen der Chineser geholet werden muß, welche die Portugiesen gleichsam eingesperret halten, indem sie Sorge getragen, diesen kleinen zwischen zwo Seen belegenen Strich Landes, durch eine gute Mauer verschlossen zu halten, worinn eine Thür ist, die sie, wenn es ihnen gelüstet, öfnen und sperren, und durch dieses Mittel, wenn sie wollen, die Portugiesen aushungern können, ohnerachtet China

sonst ein so fruchtbar Land ist, daß man für ein Stück von Achten sich 6 Monate mit dem schönsten Brodte von der Welt speisen lassen kann.

Die Chineser haben den Portugiesen in Macao das Regiment in Bürgerlichen Sachen überlassen, für welches Vorrecht diese jährlich 600 Tael, oder ohngefehr 2100 Holländische Gulden erlegen müssen. Ueber dieses müssen sie den Mandarin, welcher Oupou genennet wird, eine gewisse Taxe auf die Schiffe bezahlen, welche nach der Grösse derselben höher oder niedriger ist, wiewohl das kleinste 100 Tael geben muß. Die Stadt erwählet einen Richter in Bürgerlichen und peinlichen Sachen, welcher aber den daselbst wohnhaften Chinesern nichts zu befehlen hat. Der König von Portugal ernennet einen General-Capitain, der hier das Ober-Gebiete führet.

Zu Macao ist ein Bischof, der über die Kirchen-Sachen die Aufsicht hat. Dieser wird, sowohl als alle andere Beamte von der Stadt bezahlet, welche dem General-Capitain täglich ein Stück von Achten, und alle 3 Jahre 3000 Stück von Achten einbringt, wovon der Bischoff 500, die Capitainen 15, und die Soldaten nach ihrer Maasse auch ein Theil bekommen; dieses Geld wird von den Zehen pro Cent genommen, welche die Portugiesen von ihrer Handlung, und den Zwey pro Cent, die sie von ihren baaren Geldern bezahlen müssen. Wiewohl der König von Portugal den General-Capitain ernennet, so legt er ihm doch nicht einen Heller zur Besoldung zu. Ausser allen diesen Lasten, womit die arme Stadt gedrücket wird, muß sie über dieses noch die Mandarinen,

die

die von Quantung kommen, herbergen und bewirthen, welches sich auf ein grosses beläuft.

Alle Einkünfte der Stadt und ihrer Einwohner hangen von ihrem Seehandel, als dem einzigen Gewerbe, womit fast ein jeder beschäftigt ist, ab. Hierdurch bekömmt der Adel Gelegenheit, mit baarem Gelde Handlung zu treiben, indem er solches auf Zinsen austhut, oder Kaufmanns-Güter oder Gold in Stäben versendet, um solche zu Goa gegen Stücken von Achten umzusetzen. Ob nun schon, wie bereits erwehnet, nicht das geringste zu Macao wächst, so bekömmt man doch daselbst von den benachbarten Plätzen alles im Ueberflusse, und bewirthet einander so wohl, daß man die Tafel niemals ohne Confect findet, welche das Frauenzimmer ungemein köstlich zu verfertigen weiß, wie sie denn auch sonst die Geschicklichkeit besitzen, den Tisch so wohl zu beschicken und zu versorgen, daß kein König sich etwas niedlicheres wünschen kann.

Wie die Handlung auf Japan noch blühete, war diese Stadt so reich, daß sie mit Silber hätte gepflastert werden können; nachdem aber so unzählich viel Christen in diesem grossen Reiche ermordet worden, ist die Handlung auf Nangesake den Portugiesen, bey Lebensstrafe, gänzlich verboten worden. Dieses ist die Ursache der Armuth, worinn sich Macao anjetzt befindet, massen diese Stadt nicht mehr als noch 5 Schiffe zum Betrieb ihrer Handlung übrig haben, welche ihnen an statt der vormaligen 300 von 100, wenn sie von Japan zurück kamen, nunmehr gar einen geringen Gewinnst einbringen, welcher noch dazu immer geringer wird.

Von Macao reisete der Commandeur nach Canton,

daselbst um Erlaubniß, das Schiff kalfatern zu mögen, anzuhalten. Den 7 Christ-Monats empfingen wir durch ein Chinesisch-Boot ein Packet Briefe von unserm Commandeur aus Canton, deren Innhalt war, daß, da die Einwohner niemals ein Englisch Kriegs-Schiff in diesen Gewässern gesehen, sie sich eingebildet, daß wir See-Räuber wären, und mit Steinen nach dem Commandeur geworfen, wie er mit seinem Gefolge über die Strasse gegangen war, und denselben einen Ladron oder Dieb und Räuber gescholten hätten.

Es stehet keinem Europäer frey, in die Thore von Canton zu kommen, und vielen ist ihre Neubegier sehr theuer zu stehen gekommen, weil man sie beym Kopfe genommen, uud in ewiger Gefängniß gehalten. Die Häuser sind sehr niedrig, und die Strassen sehr Volkreich, aber nicht breit.

Den 9ten entwischten alle unsere Indianer, die wir zu Aquapulco gefangen bekommen hatten, in einem Chenesischen Boote, und den 12ten bekamen wir von Wampoe, einem, eine kleine Meile von Canton gelegenen Städtgen, einen Bootsmann mit einer Schalupe und einem Anker von 3000 Pfund, und schickten auf Befehl des Commandeurs, einen Aßistenten und 6 Mann nach Canton. Den folgenden Tag nahmen wir 1020 Stück von Achten aus einer Kiste, No. 2 gemerkt, die zu der Camilla-Priese gehörte, zum Dienst des Commandeurs, um Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten anzuschaffen.

Den 16ten machten wir ein Verzeichniß von dem Schatze, den wir aus dem Gloucester genommen, ehe wir

wir dieses Schiff in Brand gestecket hatten. Dieser Schatz bestund in folgendem:

No. 1. Einer Kiste mit Gold.
- 2. Einer Kiste mit 4000 Stück von Achten.
- 3. Einer Kiste mit 3000 Stück von Achten.
- 4. Einer Kiste mit 3000 Stück von Achten, und einem Kästgen mit Juwelen u. s. w.
- 5. Einer Kiste mit 1255 Stück von Achten, und 49 Pfund Silberwerk, und
- 6. Siebzehn Pfund Silberwerk.

Den 20sten bekamen wir mit einem Englischen Schiffe, die Defence genannt, so zu Canton vor Anker lag, von dem Commandeur Befehl, uns seegelfertig zu halten, worauf wir den folgenden Tag Wasser einnahmen, und das Schiff rein machten, worauf der Commandeur den 26 wieder an Boord kam, und die Schalupe von der Defence mit Mund- und Schiffs-Vorrathe bey sich hatte.

Den 27 kam des Morgens um 8 Uhr unsere Schalupe von Canton mit trocknem Mund-Vorrath beladen zu uns, da immittelst unsere Zimmerleute mit Ausbesserung der Masten, die Seegelmacher mit Seegelflicken, die Köche mit Speck einsalzen, und die Matrosen mit Wasser innehmen und das Schiff in seegelfertigem Stand zu setzen beschäftiget waren. Den folgenden Tag erhielten wir Befehl, das Schiff und alle Güter so viel möglich zu saubern, weil ein Mandarin, der zu Macao Landvogt war, an Boord kommen würde, um sich zu versichern, daß unser Schiff ein Königliches Gros-Britannisches Schiff sey.

Die Mandarinen von China sind die grösten Herren

in diesem Lande, und meistens Landvoigte in den Provinzen. Der Chinesische Kayser erwählet dieselben aus den Loitias, den gelehrtesten Leuten von der Secte des Confucius. In ihrer Land-Voigthey, welche durchgehends sehr fern von ihrem Geburts-Platze ist, haben sie einen prächtigen Pallast, in dessen vorderstem Zimmer des Kaysers Bildniß stehet, vor welchem der Mandarin niederkniet, ehe er sich auf seinen Richter-Stuhl setzet. Es giebt Kriegs-Mandarinen, welche Heerführer im Kriege, und gelehrte Mandarinen, die Richter sind. Diese Mandarinen sind von neunerley Gattung, die durch gewisse Edelgesteine an ihren Mützen oder Gürteln von einander unterschieden werden. Ausser diesen Mandarinen sind noch andere Herren, die auch an einigen Juwelen, die sie am Gürtel tragen, kenntlich sind.

Den 29sten kam er am Boord, und wurde, nachdem er gesehen, daß es ein Königlich Schiff wäre, von dem Commandeur prächtig bewirthet, und bey seinem Abzuge mit 11 Canon-Schüssen begrüsset. Denselben Tag nahmen wir 2000 Stück von Achten aus der Kiste No. 2 von der Camilla, und schickten unsere Schalupe samt der von der Defence an die Schiffe Augusta und Onslow, welche nicht fern von Wampoe vor Anker lagen, um Lebensmittel für uns einzunehmen; weil aber die Schalupe von der Defence an derselben Boord zu kommen nicht im Stande war, kehrte sie wieder um.

Den 30sten kam unsere Schalupe des Nachmittags um 1 Uhr mit Proviant aus der Augusta zurück, und um 4 Uhr schickten wir Capitain Mitchell in einer Barke

ke an Land, welcher auf sein Ansuchen, mit einem daselbst liegenden Ost-Indischen Rückkehr-Schiffe nach Engeland zu gehen Erlaubniß erhalten hatte.

Denn 31sten schickten wir unsere und die Defence-Schalupe wieder um Proviant nach gedachten Schiffen, worauf sie den folgenden ersten Jenner 1743 mit allerley Gattungen trockenen Proviant, als Mehl, fein Mehl, Brodt, Reiß und Kalavances, wieder zurück kam. Dieses sind kleine Nüsse, gleich den Haselnüssen, worinn ein oder zween süsse Kerne sind, die von Geschmack wie Erbsen und sehr gesund sind. Sie wachsen an einem Kraute, so an dem Boden hinkreucht, und hangen in grosser Anzahl an Stielen, wie die Erdbeeren.

Denselben Tag gingen die Augusta und der Onslow von dannen unter Seegel, und des Morgens um 9 Uhr kam das Schiff die Princes Mary daselbst vor Anker, worauf wir die Schlupe und Barke nach derselben sendeten, die den folgenden Mittag mit Mehl, Kalavances und Reiß wieder zurück kamen. Den 3ten nahmen wir aus einem vorbeyfahrenden Holländischen Schiffe etwas Tauwerk und dergleichen ein, und schickten einen Lieutenant mit der Schlupe um Schiffs-Nothwendigkeiten nach Canton. Den 11ten kam dieselbe mit einem Anker, einer Hand-Pumpe und verschiedenen andern Geräthschaften wieder zurück, und den 14ten bekamen wir 388 Pfund Rindfleisch an Boord.

Den 15ten theilte der Commandeur unter das Volk von unserm Schiffe und das von dem Tryall einig Geld von der Beute aus, die sie zu Payta gemacht hatten, und wovon ein Achttheil die Summa von etwann 500000

Stück

Stück von Achten betrug, und die Officiers von dem Gloucester empfingen gleichfalls nach ihrem Range einig Geld von dem Commandeur. Den 17ten bekamen wir wieder 554 Pf. Rindfleisch, den 18ten 552 Pf. und den 27sten noch 109 Pfund.

Den 29sten eröfneten wir die Kiste No. 1. von der Camilla-Priese, worinn 6756 Unzen Silber, deren 12 ein Pfund ausmachen, waren, um Schiffs-Geräthschaften zu kaufen; diesen Tag empfingen wir wieder 554 Pfund Rindfleisch, und den 30sten kamen 28 Chineser uns zu helfen an Boord; desgleichen empfingen wir diesen Tag ein Faß mit Samshoe, welches ein von Reiß abgezogenes Getränke ist; es giebt desselben zweyerley, deren eines bleich und das andere röthlich aussiehet, und von verschiedenen Reisenden Wein genannt wird.

Den 1sten Hornung hatten wir alles ausbessern und in Ordnung bringen zu helfen, 100 Chineser an Boord. Den 12 setzten wir unsere Canonen um, und schickten unser Schießpulver an Boord einer Chinesischen Jonk, mit dem ausdrücklichen Verbote kein Feuer oder Licht dabey zu bringen, worauf wir den Raum unsers Schiffes ganz und gar ausräumeten, um desto besser bey dem Leck kommen zu können. Den 14ten fand der Zimmermann den Leck, und von dem 18 bis zum 26sten schaften wir unser Geschütz und Schiffs-Geräthschaften in Chinesischen Jonken über, damit sich das Schiff in die Höhe richten mögte; den 3ten März aber befand der Commandeur, aus Beysorge eines Ueberfalles für gut, 4 Sechspfünder wieder an Boord bringen zu lassen, so auch geschahe; bis den 15ten waren wir, das Schiff mit

mit Masten, Thauen u. d. g. zu versehen beschäftigt, und nahmen den 16ten die Officiers Güter, den 17ten aber unser Pulver nebst dem übrigen Geschütze wieder an Boord.

Den 19ten wafneten und bemanneten wir des Morgens um 9 Uhr das Boot, und schickten dasselbe um die Insuln zu kreutzen aus, weil der Commandeur Nachricht hatte, daß ein ander Schiff von Manilla unter Weges wäre. Den 21sten nahmen wir Wasser und Ballast ein, und sahen des Morgens um 6 Uhr ein Seegel, worauf wir die Barke, Jacht darauf zu machen, bemanneten und bewehrt machten. Hierauf berichtete ein Chineser den Commandeur, daß 3 Spanische Schiffe von den Ladrones Insuln anher unter Weges wären, worauf wir noch ein ander Boot mit Volk und Gewehr versahen, und auf dieselben kreutzen liessen. Den 25sten kam unsere Barke wider zu uns, und man vernahm, daß das Seegel, worauf sie Jagd gemacht, eine Portugiesische Schnauw von Batavia gewesen war.

Den 26ten empfingen wir 17 Faß Päckelfleisch, und kauften den 30ten für 1000 St. von Achten Schiffs-Geräthschaften. Unser Boot, das auf die 3 Spanis. Schiffe von den Ladrones gekreutzt hatte, kam den 31sten, ohne etwas entdeckt zu haben, wieder zu uns. Den 4ten April legten wir wieder 200 Stück von Achten zum Dienste des Schiffes an. Den 6ten nahmen wir die Güter der Priesen an Boord, und verkauften dieselben den folgenden Tag für 150 Pfund Sterl. Den 10ten nahmen wir 360 und den 15ten 285 St. von Achten aus einer Kiste, und der Commandeur trat

die-

diesen Nachmittag an Land, um sich von dem Stadthalter zu Macao zu beurlauben, der ihn bey seiner Ankunft mit 13 Canon-Schüssen begrüssen ließ. Den 31sten stachen wir von Macao in See, geriethen aber gegen Mittag, weil es sehr niedrig Wasser war, mit dem Schiffe an den Grund. Den folgenden Tag warfen wir den Anker aus, und der Mandarin schickte einen Jonck mit einem Boten an den Commandeur, dessen Anbringen war, daß er ihn ersuchen liesse unverzüglich seine Reise anzutreten, unter dem Vorwande, daß die schlimme Mousson sehr nahe wäre; weil aber der Commandeur urtheilete, daß uns der Mandarin gern los wäre, aus Furcht, daß wir ihm seinen Handel auf Manilla verderben mögten; so ließ er ihn wissen, daß er reisen würde, wenn er es für gut befände, und nicht eher, und schickte zu gleicher Zeit unser Boot Wasser einzunehmen aus. Den selbigen Tag hoben wir aus dem Schatze der Camilla wieder 180 und den 24sten noch 600 Stück von Achten.

Wie der Commandeur sahe, daß der West-Mousson bereits zu wehen anfing, und folglich urtheilte, daß die Fortsetzung unserer Reise nach Europa gefährlich seyn dürfte, so schickte er den Capitain Saunders mit der Gelegenheit eines Schwedisch-Ost-Indischen Rückkehr-Schiffes nach Europa, der Regierung von unserm Zustande Bericht abzustatten, und beschloß zu gleicher Zeit, noch einmal zum Kreutzen auszulaufen, in Hoffnung, daß er das Aquapulco-Schiff antreffen würde, welches mit einem grossen Schatze von Manilla erwartet wurde.

Wir stachen demnach den 28sten Nachmittags um

4 Uhr

4 Uhr in See, nachdem wir vorher das Fort mit 9 Canon-Schüssen begrüsset hatte, die sie uns erwiederten. Den 12 May lag die Insul Formosa etwa 10 Meilen von uns. Den 15 sahen wir des Morgens um 6 Uhr die Bassen-Eiländer etwann 6 Meilen von uns. Deren sind an der Zahl fünf, worunter 3 ziemlich groß. Das westlichste ist das gröste von allen, angesehen es 7 bis 8 Meilen lang und 2 breit, nicht hoch, sondern flach eben Land und an der See-Küste mit steilen Felsen umgeben ist. Die beyden andern Insuln, die noch etwas zu bedeuten haben, liegen etwann 5 Meilen im Osten von der grösten, und sind ohngefehr 3 bis 4 Meilen lang und anderthalb Meilen breit, voller Hügel und hoher steiler Felsen. Die zwo kleinesten Insuln sind flach und eben, nur daß auf einer derselben ein sehr gäh aufsteigender Berg lieget. Die Einwohner leben in kleinen Dörfern, welche an der Seite und Spitze der Felsen erbauet sind, und in verschiedenen Reihen Häusern, deren eine über die andere an der Anhöhe gebauet sind, bestehen. Sie steigen auf einer Leiter nach der ersten Reihe Häuser, und von dar höher auf nach der zweiten Reihe und sofort an, ohne daß man auf irgend eine andere Weise zu ihnen kommen kann. Die Fläche von der untersten Reihe ist nur so groß, daß eine sehr enge Strasse vor den Häusern vorbey läuft, welche alle an der Anhöhe der Felsen dicht an einander gebauet sind. Der freye Platz vor der zweyten Reihe ist ohngefehr mit den Dächern der untersten Häuser von gleicher Höhe, und die übrigen Flächen und Reihen Häuser sind fast in derselben Ordnung und Ebenmaasse. In jeder Fläche oder Strasse ist nur eine allgemeine Leiter

oder

oder Treppe da man hinauf kommen kan, und diese stehet gerade in der Mitte der Strasse, wo für dieselbe ein enger Durchgang offen gelassen wird. Nachdem nun rund um jede Strasse eine jähe Höhe ist, so dürfen sie nur, wenn sie von unten her von Feinden überfallen werden, die Leitern aufziehen, weil man ihnen alsdenn auf keinerley Weise beykommen kann; indem die jähe Anhöhe schnurgerade aufsteiget, und von oben her nicht angetastet werden kann, so bauen sie durchgehends ihre Häuser auf solche Felsen, die von hinten zu an der See stehen, bleyrecht aufstehen und unzugangbar sind. Die Anhöhen sind alle von Natur also gestalt, und die Innsuln gleichsam mit solchen Felsen und Dörfern besäet.

Die Häuser bestehen aus ineinander geflochtenen Baum Aesten, und sind etwan 7 Fuß hoch. Die Einwohner sind klein und wohl gebildet, rund von Gesicht, haben einen niedrigen Vorkopf, starke Augenbraunen, kleine Augen, eine kurze eingedrungene Nase, ziemlich wohlgestalten Mund und Lippen, weisse Zähne, schwarz dick und kurzes Haar, womit die Ohren kaum bedeckt sind, und eine dunkelröthliche Haut. Sie tragen weder Huth noch Turband noch sonst etwas auf dem Haupte, womit sie sich vor der Sonne beschützen könnten. Die Manns-Personen haben gröstentheils nur einen kleinen Leinwandtenen Schurz ihre Blösse zu bedecken, verschiedene aber tragen von Wegebreit Blättern gemachte Mänteln, die so rauch als Bärenhäute sind. Das Weibsvolk trägt kurze Röcke von Cattun, die ihnen bis über die Knie gehen. Beydes Weibs- und Mannsvolk trägt grosse, aus einem gelben Metal verfertigte

fertigte Ohrringe. Sie sind sehr geschickt in Verfertigung der Boote, massen sie viele haben, die wohl 40 bis 50 Mann führen können, und mit 12 bis 14 Rudern an beyden Seiten fortgerudert werden. Der Männer gewöhnliche Beschäftigung ist der Fischfang. Sie halten sehr viel von den Häuten und Gedärmen der Geissen. Sie schaben das Haar von den Häuten, braten sie auf Kohlen, bis sie zum essen tauglich sind, worauf sie dieselben mit den Zähnen von einander zerren und einschlucken. Die Geissen-Gedärme geben ihnen eine herrliche Speise, und ihre Weise dieselbe zuzubereiten ist sehr ungewöhnlich. Sie thun die unverdauete Speise, die sie darinn finden, in einen Topf, hangen denselben über das Feuer, rühren es, weil es kocht, öfters um, und wenn sie Fische haben, machen sie 2 oder 3 derselben rein, schneiden den Fisch von der Gräte, und hacken ihn so klein als möglich, und wenn der Topf wohl gekocht hat, füllen sie diese leckerhafte Speise auf, streuen ein wenig Salz darüber, und essen es mit ihrem rohen gehackten Fische. Sie bedienen sich keiner Löffel, sondern stecken das Essen mit ihren Fingern in den Mund. Sie haben noch ein ander Gericht, so aus Heuschrecken bestehet, die etwan anderthalb Daumen lang, und so dick, als die Spitze des kleinen Fingers einer Manns Hand sind, mit grossen hellen Flügeln und langen dünnen Beinen. Dieses Ungezieser fangen sie in Netzen, u. wenn sie deren eine genugsame Anzahl haben, dörren sie dieselben über dem Feuer in einer irrdenen Pfanne, bis die Flügel und Beine abfallen, da sie denn wie gekochte Krabben aussehen, u. sehr saftig sind, wenn sie voll sind. Sie trinken durchgängig Wasser; wenn sie einander aber be-

 wirthen,

wirthen, so haben sie eine Art Getränke, so aus dem Saft von Zuckerrohr und Brombeeren gekocht, welches sie 3 bis 4 Tage gähren lassen, bis es klar und zum trinken bequem wird. Es ist ein sehr angenehmes Getränk, und kommt sowohl an Farbe als Geschmack dem Englischen Biere gleich, ist auch sehr stark und gesund. Sie haben gar kein gemünzt Geld, sondern nur kleine Stückgen, in Wegebreit-Blätter gewickeltes gelbes Metall, wofür sie das benöthigte einkaufen. Sie halten sehr viel von Eisen, und geben eine grosse fette Geisse für einen eisernen Ring; ein Schwein von 70 bis 80 Pfund für 2, 3 bis 4 Pfund Eisen, und für alte Nagel, Kugeln und ander alt Eisenwerk verschiedene Töpfe von ihrem so beliebten Getränke.

Den 2 Junius entdeckten wir das Vorgebürge von Spiritu Santo, auf 11 Meilen von uns. Dieses Caap liegt dicht an der Strasse von Manilla, auf 12 Grad 45 Minuten Norder-Breite, 290 Meilen weit von der grösten unter den Diebes-Eilanden.

Den ersten Heu-Monats sahen wir im Süd-Osten von uns ein Schiff, welches wir für die Gallione erkanten, nach welcher uns so lange verlanget hatte; wir gaben also dem Commandeur davon Bericht, welcher, da er sein Fernglas zur Hand nahm, sich einbildete, daß ihrer 2 wären, und mit grosser Gelassenheit sagte: Ihr Männer, lasset uns beyde befechten; als wir aber hernach näher kamen, befanden wir, daß es nur ein Schiff wäre. Wir machten demnach alles Jagd darauf zu machen fertig, und der Commandeur ertheilte mit unvergleichlichem Muthe den Officierern seine Befehle.

Der

Der Spanische Admiral benahm uns die Mühe, lange auf sein Schiff Jagd zu machen, indem er alle Segel beysetzte, damit er uns auf die Seite zu liegen kommen mögte; ja seine Begierde mit uns zu schlagen war so groß, daß er bereits die gewöhnliche Losung dazu gab, ehe er uns noch auf eine Meile nahe gekommen war. Das Spanische Schiff that einen Canon-Schuß, welchen wir beantworteten, und holete kurz darauf, etwan um 11 Uhr, die Spanische Flagge und Blutfahne, nebst dem Spanischen Wapen an der Spitze der grossen Stenge auf, und that einen Schuß unter dem Winde.

Wir holten unterdessen unsere Schalupe auf, und befestigten dieselbe auf dem Hintertheile des Schiffes. Es wurden zu beyden Seiten verschiedene Schüsse gethan, ehe es recht zum Treffen kam. Nachmittags um halb 1 Uhr zogen wir unsere Flaggen auf, und thaten einen Schuß auf das Schiff, welches denselben beantwortete, worauf wir uns Bogspriet gegen Bogspriet gerade gegen dasselbe überlegten, und das Gefechte anfingen.

Der Commandeur stund die ganze Zeit des Gefechtes über, in dem heftigsten Feuer, mit blossem Säbel in der Faust, auf dem Verdeck, und hätte vor Pulver-Dampfe fast ersticken mögen. Der Hr. Keppel theilte inzwischen seine Befehle an verschiedene Officiers zwischen Deck aus, welche dieselben auch aufs beste und kräftigste ausführten. Weil wir nicht viel Pulver und Bley an Boord hatten, bekamen wir Befehl, rathsam damit umzugehen, und keinen Schuß zu thun, als wovon wir versichert wäre, daß er gut treffen würde, weshalben

halben wir auch selten mehr als 4 Schüsse zugleich thaten, welche allesamt das Schiff ganz durchnagelten und viel Volk tödteten, zumalen der Spanier beynahe 600 Mann an Boord hatte, die sehr dick bey einander auf dem Verdeck stunden, so daß kaum ein Schuß fehl ging. Währenden Gefechtes bedieneten wir uns mehrmals einer sehr guten Kriegslist, die darinn bestand, daß wir durch Niederlassung der Raa von den Vor- und Hinter-Blinden, ein Zeichen zum endtern gaben, wodurch die Spanier auf die Gedanken geriethen, daß der Commandeur auf seiner Reise frisch Volk an Boord bekommen hätte, welches nicht wenig zu ihrer Uebergabe beytrug. Ueber dieses kam uns sehr zu statten, daß wir auf einen Pistolen Schuß weit Bogspriet gegen Bogspriet lagen, als wodurch wir Gelegenheit hatten, alle unsere Mannschaft zu zeigen, welche, ohnerachte sie nur in allen 227 Mann stark war, dennoch ein grosses Aufsehen machte, und grossen Schrecken unter ihnen verursachte; denn da sie dieses Volk alles an einer Seite des Schiffes sahen, so meineten sie, daß der Commandeur seine volle Mannschaft am Boord hätte, welches sie desto eher zu streichen veranlassete; dahingegen, wenn wir einander auf der Seite geleget, und die Lage hätten geben müssen, wir nicht Volk genug gehabt hätten, unsere Stücke zu brauchen, und in Gefahr gewesen wären, mittelst der Entdeckung unserer Schwäche durch ihre grössere Anzahl desto eher übermañet zu werden. Nach einem hartnäckigten etwan anderthalb stündigen Gefechte strichen endlich die Spanier; allein einer der Spanischen Officierer weigerte sich eine Zeitlang, das Spanische Wapen einzuholen, obschon verschiedene einzele

Schüs-

Schüsse auf ihn allein gethan wurden, die doch zu seinem Glücke alle fehl giengen, um welcher Tapferkeit willen er nachmals in gutem Ansehen stund. Wir hatten zween Todte und 16 Gequetschte, worunter aber keiner tödtlich war. Unter den letztern befand sich der Lieutenant Bret. Wie die Spanier strichen, schickten wir, weil unsere Schalupe und Boot von den Spaniern in Stücken geschossen waren, die Jölle mit dem Lieutenant Summarie das Spanische Schiff in Besitz zu nehmen, ab, welche mit dem Statthalter von Guam, dem Schiffer der Priese und einigen der vornehmsten Befehlshaber und Reisenden wieder zurück kam. Weil der feindliche General oder Ober-Befehlshaber, der ein Portugiese von Geburt war, und Don Geronimo Montero hieß, zwo Wunden bekommen, konnte derselbe nicht wohl mit übergebracht werden, und blieb also an Boord der Priese, wo alle mögliche Sorgfalt für ihn getragen wurde. Wir liessen hierauf mit unserer Jölle und der Schlupe von der Priese ein Theil der Gefangenen an Boord unsers Schiffes bringen, und schickten 50 Mann mit einem Lieutenant auf das Spanische Schiff, um die Priese sammt den darinn gebliebenen Gefangenen in Versicherung zu nehmen, desgleichen auch zween Wundärzte, die für die Gequetschten Sorge tragen sollten.

Nichtweniger sendeten wir einige Blocken und Tauen am Boord des Spanischen Schiffes, um die Wand wieder herzustellen, welche sehr beschädigt, und sowol als die Masten fast ganz in Stücken geschossen war. Das Schiff sahe bald einem Siebe gleich, und hatte 150 Schuß in den Rumpf gekriegt, deren verschiedene

zwischen Wasser und Wind waren, wodurch es sehr leck geworden war. Wie wir 300 von den Gefangenen an Boord des Schiffes hatten, schickten wir die Schlupe und das Boot, das Geld abzuholen. Die Priese führte den Namen Nueftra Signora de Cabodongo, und war von Aquapulco nach Manilla bestimmet. Die Ladung bestund gröstentheils in baarem Gelde, Silberwerk und Virginischen Silber. Das Schiff war für 60 Canonen gebohret, führete aber nur 42 Stücke, worunter 17 Metallene, und über 28 Stein-Stücke waren; jedes derselben war wenigstens mit 70 Musqueten-Kugeln, oder nach Ebenmaß mit so viel verrosteten Nägeln, Flintensteinen und dergleichen Schroot geladen. Sie schossen auch mit Ketten-scharfeckigten Kugeln und andern Dingen, die wider Kriegs-Gebrauch sind, welches alles aber ihnen wenig helfen konnte. Wir machten ein unaufhörlich Feuer, welches im Anfange des Treffens von dem Feinde ziemlich scharf beantwortet wurde; nachhero lag die Priese einem Ziele gleich, nach welchem man schiessen konnte, und that nur dann und wann einzelne Schüsse.

Wir tödteten ohngefehr 70 Spanier, und verwundeten ihrer noch einmal so viel. Wir hatten damals nicht mehr als 227 Mann auf unserm Schiffe, worunter etwan 200 Engeländer, und unter diesen noch dazu viel Jungen waren. Solange das Gefecht währete, hatten die Spanier 20 Mann auf dem Verdecke, welche die Todten über Boord werfen, und das Blut abspühlen musten, so daß es, als unser Volk an Boord kam, so abscheulich nicht aussahe, als sie sich wohl eingebildet hatte. Der Spanische General hatte vernom-

men,

men, daß wir in sehr schlechtem Zustande zu Tenian gelegen hatten, und dannenhero sich gewisse Rechnung gemacht, daß er uns nehmen würde. Unser Focke-Mast, grosser Mast und Bogspriet waren etwas beschädigt, gleichwie auch unser Tauwerk, unser Schiff aber hatte nur 15 Schuß in den Rumpf bekommen. Unsere zween Todte waren Thomas Richmond und George Walton, deren ersterem der Kopf mit einer 9 pfündigen Kugel abgeschossen wurde. Wir fanden an Boord der Priese 112 Säcke und 6 Kisten mit Stücken von Achten und einen Sack mit Silberwerk. Die Eroberung dieser Priese kostete uns 24 Fässer Pulver, 5000 Pfund Kugeln, einige Kartätschen u. s. w.

Den 3ten fingen wir an die Baarschaften an Boord unsers Schiffes über zu bringen, und es sturben 5 Spanier an ihren empfangenen Wunden. Den 6 empfingen wir mit unserem Boote etwann 282000 Stücken von Achten und einig gemacht Silberwerk an Boord. Wie der Spanische General von seinen Wunden meistens genesen war, kam er in unser Schiff über, und da er die geringe Anzahl unsers Volkes sahe, sagte er ganz zornig: Haben wir uns von so einer Handvoll Volks nehmen lassen!

Den 7ten hatten wir bereits ausser dem Silberwerke 1200000 Stück von Achten aus der Priese geholet, und empfingen den folgenden Tag von derselben Boorde noch einen Sack mit Stück von Achten und 5 Partheyen Silberwerk; wie imgleichen den 9ten 15 Säcke Stück von Achten und einig Silberwerk, nebst 3 kleinen Fäßgen mit Virginischen Silber. Denselben Tag machten wir die Priese hinter unserm Schiffe fest,

und gleichwohl sie den Tag, da sie erobert ward, in Commißion gestellet war, so wurde unser erster Lieutenant, Hr. Philips Summarie zum Capitain der Centurions-Priese vorgestellet, worauf er uns mit 11 Schüssen begrüssete, welche wir mit dreyen beantworteten.

Den 13 sahen wir mit anbrechendem Tage die Küsten von Luconia N. O. zum Osten von uns. Luconia, Lucon, Manilla, Manila, oder Manilha, die vornehmste aller Philippinischen Insuln, wohin unsere Priese bestimmet war, ist eine grosse Insul, so sich vom 13 Gr. 30 Minuten bis auf 9 Grad Norder Breite erstrecket, hat 160 Spanische Meilen in der Länge, ist aber sehr ungleich in der Breite, angesehen sie an etlichen Orten nur 20, andern 30, uñ wo sie am breitesten, 40 Meilen breit ist. Rund um dieselben liegen sehr viel kleine Insuln, insonderheit aber an der Nordl. Seite. Manilla, die Hauptstadt der Insul, liegt an einem kleinen See-Busem, auf einer Ecke vom Lande, die an einer Seite durch die See, an der andern aber durch den Fluß Arand bespület wird, der grosse Schiffe tragen kann; an der Süder-Ecke der Insul ist ein schöner Haven, der etwann 2 Meilen im Umkreise hat, mit einer hohen starken Mauer umgeben, und sehr wohl mit Schanzen und Brustwehren bedecket ist; wie er denn über dieses noch durch das Fort St. Jago beschützet wird, welches mit Geschütze versehen ist, und eine Besatzung von 2000 Mann Spanischer Troupen hat. Die Strassen sind breit und schön, und längst den Häusern sind bedeckte Gänge. Die Erdbeben haben in vorigē Zeiten dieser Stadt grossen Schaden verursachet, und verschiedene schöne Häuser und Palläste umgekehret, wannenhero auch jetzo die mei-

meisten Häuser nur aus einem Stockwerke bestehen. In dieser Stadt stehen viele prächtige Kirchen und andere Gotteshäuser, worunter zwey Klöster, nemlich ein Jesuiter- und ein Dominicaner-Kloster. Allhier ist auch der Sitz eines Erz-Bischofes, welcher zugleich Metropolitan von allen Philippinischen Insuln ist, 3 Weyh-Bischöfe unter sich, und über dieses als Unter-König in dem Staats-Rathe der Insul den Vorsitz hat, und jährlich 3000 Ducaten Einkünfte geniesset. Die Einwohner bestehen aus allerhand Völkern, meistens aber aus Spaniern, Chinesern, Indianern u. s. w. Man zählet hier durchgehends 20000 Chinesische Kaufleute, ausser denenjenigen, welche jährlich vom Christ-Monat bis in den April mit mehr als 500 Schiffen Handlung allda zu treiben ankommen. Die Japoneser handeln auch hieher, und obwol ihre Anzahl so groß nicht ist, als der Chineser ihre, so sind die Spanier doch viel mißgünstiger auf sie als auf die letzteren. Der Haven ist für einige 100 Schiffe geraum genug, und liegen immer einige, sowol von ihren eigenen als fremden darin. Die kleinen Schiffe kommen bis dicht an die Stadt, die Aquapulco uñ andere schwere Schiffe aber bleiben eine Meile von der Stadt liegen, woselbst verschiedene Speicher für die Güter erbauet sind. Die Insul ist ziemlich stark von Indianern bewohnet, wovon doch die meisten, wo nicht alle, unter Spanischer Bothmäßigkeit stehen. Es werden hier grössere Galeeren erbauet, als diejenigen, die man in dem Mittelländischen Meere brauchet, weil man hier grössern Ueberfluß von Baumaterialien dazu hat. Diese Insul ist, so zu sagen, der Mittelpunct der reichen Oestlichen und Westlichen Königreiche, und wird

dannenhero für den besten und gelegensten Platz zur Handlung in der ganzen Welt gehalten. Die andern etwas ansehnlichen Insuln sind Mandanao, Paragoia oder Calamiaines, Mindora, Tandaia, Ceba, Paraja, Marbat, Sabunta, Matan, Luban, Capul, Abuyo, Banton, Bohol Verde, dos Negoas, St. Johan u. s. w. Es herrschet daselbst ein immerwährender Frühling, und die Bäume sind das ganze Jahr durch voller Knospen, Blüthen und Früchte. Kein Land in der Welt hat so grossen Ueberfluß an Lebensmitteln, u. ist zugleich so lustig und angenehm, massen da die Berge eben so fruchtbar und grün sind, als in andern Ländern die aufs beste angelegten Gärten, und die Hochländer, die eine gar grosse Anzahl ausmachen, sich von den Früchten, die diese Berge von sich selbst hervorbringen, sowohl als von Wilde, insonderheit Geissen, wilden Schweinen u. s. f. ernähren. Man findet hier auch eine grosse Menge Büffel, daß einer, der sich darauf verstehet, bloß mit einem Speer oder Lanze wohl 10 bis 12 dieser Thiere in einem Tage fällen kann. Die Spanier tödten sie nur um der Häute willen, die sie den Chinesern verkaufen, die Hochländer aber essen das Fleisch. Es fehlet hier auch nicht an Honig, und das Wachs ist so gemein, daß die Einwohner keine andere Lichter gebrauchen. Sonst wächset auch viel Pfeffer, Zimmet und Zuckerrohr daselbst, und der Erdboden hat auch keinen Mangel an Bergwerken. Man findet hier viele Affen und Pavianen von ungemeiner Grösse, die meistens auf den Hinterfüssen laufen und sich tapfer wehren, wenn sie von Menschen angegriffen werden. Sie gehen öfters nach der See, wo sie Austern, Krabben und dergleichen Fische

sche fangen. Wenn die Austern sich aufsperren, werfen sie ein Steinchen zwischen beyde Schalen, damit sie ihre Pfoten nicht einquetschen, und die Krabben wissen sie damit zu fangen, daß sie ihren Schwanz in die Hölen stecken, worinn dieselbigen liegen, und wenn die Krabben sich daran fest setzen, sie solchergestalt heraus holen. Das übrige von wilden Thieren sind die Ziebeth-Katzen, welche so viel Ziebeth ausgeben, daß wenn ihnen derselbe nicht alle Monate abgenommen wird, ihnen solches so unbequem ist, daß sie sich so lange reiben, bis das Bläsgen springet, da sie denn ihrer Last entlediget werden. Es giebt auch Krokodile hier in grosser Anzahl; die Weibgen legen ihre Eyer ausser dem Wasser, wo sie dieselben ausbrüten; diese sind noch einmal so groß als Gänse-Eyer, und so hart als ein Stein, der Dotter ist klein wie in den Schildkröten-Eyern. Die Spanier sowohl als Indianer essen die jungen Krokodile. Man hat nicht weniger grossen Ueberfluß an Fischen, worunter eine sehr fremde Gattung, welche die Spanier Pecemuger oder Fraufisch nennen, von Gestalt wie die Syrenen gemeiniglich beschrieben werden; sie gleichen von Kopfe, Gesichte, Hals und Brust einem Weibsbilde, sind etwann so groß als ein Kalb, und das Fleisch derselben schmecket wie Rindfleisch. Man fängt sie mit aus Stricken, die so dick als eines Mannes Finger, gemachten Netzen, und wenn sie gefangen sind, schiesset man sie gemeiniglich mit Wurfspiessen todt. Ihre Knochen und Zähne haben eine sonderliche Kraft, die rothe Ruhr zu genesen. In diesen See findet man auch Schwerdtfische von 15 Fuß lang und nach Ebenmaaß dick.

Es

Es giebt auch einen schwarzen Vogel daselbst Tavan genannt; derselbe ist etwas kleiner als ein Huhn und hat einem langen Hals. Diese Vögel legen ihre Eyer nahe an der See in den Sand, wo sie in einer Grube zuweilen 40 bis 50 zusammen legen, dieselben hernach mit Sande überdecken, und also durch die Sonnenhitze ausbrüten lassen. Die Eyer sind so groß als Gänse-Eyer, doch fast ganz ohne Weiß. Wenn die Küchlein ausgekommen sind, ist der Dotter noch ganz und süß, und die Spanier essen öfters Küchlein und Dotter zusammen, welches sehr wohl schmeckt. Die Küchlein leben so lange von den Dottern, bis sie im Stande sind durch den Sand zu graben, da sie denn der Tavan, der nahe dabey bleibt, aus seinem Neste locket. Ausserdem giebt es hier auch Wallfische, Seepferde, Schildkröten und sehr viel Schlangen, worunter die kleinsten zween Faden, die andern aber über 30 Fuß lang sind. Die Einwohner sind sehr wohlgestalt weiß, und von Gesicht wohl gebildet. Einige tragen Kleider bis auf die Füsse, andere aber rothe, weisse oder gelbe Röcke, die bis über die Knie reichen und mit einem Gürtel zugebunden werden. Sowohl Manns- als Weibsbilder sind fast immer im Wasser, worinn sie als Fische schwimmen, und sich zu allen Stunden des Tages baden. Statt des Brodtes brauchen sie Reiß, woraus sie auch ein Getränke kochen, daß so stark ist, als ein gemeiner Wein in Europa. Man findet Pomeranzen bey ihnen, aber kein Korn, Trauben, Oliven oder andere Europäische Früchte. Das Gewehr, dessen sich die Einwohner wider ihre Feinde gebrauchen, sind Pfeile/ Lanzen/ Compilans oder grosse Säbel,

bel/ Krigen oder Dolche und Sompets oder Blase-Röhre, woraus sie kleine vergiftete Pfeile blasen. Sie haben auch von den Spaniern mit Schießgewehr umzugehen gelernet, werden aber nicht im offenen Felde, sondern nur im Hinterhalte gegen den Feind gebrauchet. Der Stadthalter wohnet zu Manilla, ist zugleich Präsident, und hat als General-Capitain die Vergebung aller Kriegs- und Bürgerlichen Aemter. Die Eingebohrnen sind heydnische Abgötter, viele aber haben den Christlichen Glauben angenommen. Die Himels-Gegend ist sehr heiß, und man findet wenig Unterscheid in den Jahreszeiten. Am Ende des Maymonats fängt es hier an zu regnen, und hält damit drey bis vier Monate an, zu andrer Zeit aber regnet es sehr selten. Es giebt auch viel schwere Sturmwinde, welche die grösten und dicksten Bäume mit der Wurzel ausreissen. In und rund um die Stadt Manilla, sonst aber nirgend anderswo, auf diesen Insuln findet man viel Korn, Reiß und allerley Gartenfrüchte, fürnemlich aber schöne Birnen, Feigen, Zitronen und Pomeranzen. Sonst hat man auch insonderheit grossen Ueberfluß an Vieh, Geflügel und allerley Wildbrät, wie imgleichen an Pfauen, Adlern, Falken und Krokodilen.

Den 20ten entdeckten wir Nachmittags um 2 Uhr ein Segel, worauf wir unser Boot an Boort der Centurions-Priese sendeten, um alles unser Volk, ausser dem Capitain und 9 Matrosen, von dañen abzuholen, wobey befohlen wurde, daß wenn wir mit gedachtem Seegel in ein Treffen geriethen, die übrige Mannschaft uns zu Hülfe kommen, vorher aber das Geschütze vernageln sollte. Wir machten hierauf Jagd auf dieses

Schiff,

Schiff und setzten alle Seegel bey. Mit anbrechendem folgenden Tage war dasselbe etwa 4 Meilen von uns und führte Französische Flaggen; Wir aber hörten um 2 Uhr Nachmittage, dasselbe zu verfolgen auf, zumalen unser Wasser so sehr abgenommen hatte, daß wir nur noch für etwann drey Tage genug hatten, und überdem das Schiff uns zu entsegeln suchte, ob wir gleich unsere Flaggen aufgeholet, und verschiedene Freundschüsse gethan hatten. Wir machten also die Priese um 7 Uhr wieder an unser Schiff fest, schickten das Volk, das wir vor zween Tagen daraus genommen, wieder an ihren Boord, und richteten unsere Farth nach Macao.

Den 22ten Nachmittage kamen zween Chineser mit einem Boote zu uns, die uns als Lootsen dienen wolten, wannenhero wir einen derselben auf unser Schiff nahmen, den andern aber auf die Priese gehen liessen. Den 28sten hatten wir entsetzlich heisses Wetter mit schweren Sturmwinden und Blitzen; wir trieben auf unsern Ankern, bis verschiedene Boote von Macao kamen und uns nach dem Haven schleppeten. Mittelst dieser Boote schickten wir 70 gefangene Spanier an Land, und wendeten nach der Bucht von Tigris; wohin uns die Boote schleppen musten, angesehen den 24 und 25 noch immer sehr schlecht Wetter mit Sturm, Donner und Blitz war. Den 26sten liessen wir den Anker vor der Bucht von Tigris auf 5 Faden Wasser fallen, und schickten unsere Schlupe mit 19 Mann und einem Lieutenant nach Canton, daselbst um Erlaubniß anzuhalten, daß wir mit unsern Schiffen an Land kommen dürften. Desgleichen schrieb der Commandeur einen

Brief

Brief an den Unterkönig von Quamtung, worin er ihm die Ursachen anzeigte, warum wir in diesem Haven eingelaufen wären, nebst seinem Entschlusse, daß er kommen und ihn besuchen wolte, immittelst er uns Proviant und Wasser zukommen zu lassen ersuchte.

Den 27sten kamen des Nachmittags zwey Seegel in die Bucht von Tigris, und wir wurden hernach gewahr, daß sie Französische Flaggen führeten, worauf wir das Volk von der Centurions-Priese auf unser Schiff überkommen liessen, und uns zur Gegenwehr bereit machten, dafern zwischen England und Frankreich der Krieg angekündigt seyn, und die beyden Schiffe uns angreifen mögten; Wir vernahmen aber den folgenden Tag, daß bey ihrer Abreise aus Europa der Friede zwischē diesen beyden Königreichen noch Stand gehalten, der Krieg mit Spanien aber noch immer fortwährete. Die Französischen Schiffe segelten indessen nach Wampoe, und wir legten uns um 1 Uhr Nachmittage in den Mund der Rivier von Canton, wo den 29 früh unser Lieutenant mit der Schlupe von Canton zurück kam, und frischen Proviant mitbrachte.

Den 31ten Heumonats kam ein Mandarin mit 12 Soldaten im Namen des Unterkönigs von Canton, unser Schiff zu besehen. Wir wolten ihn bey seiner Ankunft an Boord gewöhnlich begrüssen, er ersuchte uns aber solches zu unterlassen, weil, wie er sagte, unser Geschütz zu schwer, und für ihn zu grosses Geprassel machte. Er sagte zu dem Commandeur, daß der Unterkönig ihn samt dem Capitain von dem andern Schiffe mit vielem Vergnügen erwarten würde, und die Zölle von allen Schiffen ohne Unterscheid, es sey Kriegs- oder

oder Kauffardey-Schiffen, bezahlet werden müsten. Der Commandeur antwortete, daß die Schiffe des Königs von Großbritannien überall anders als Kauffardey-Schiffe gehalten würden, und des Königs, seines Herrn Befehl lautete, durchaus keinerley Zölle zu bezahlen, in welchem Haven sie sich auch befinden mögten. Der Mandarin versprach, daß er sein Bestes thun wolte, für uns Erlaubniß zu erhalten, daß wir mit unsern Schiffen den Strohm höher hinauf seegeln dürften, und vergönnete uns, daß wir unsern täglichen Mundvorrath kaufen mögten; und nachdem wir ihn samt seinem Volke prächtig an Boord bewirthet hatten, kehrte er wieder nach Canton zurück.

Den 2ten Erndte-Monats empfingen wir wieder zwey Säcke mit Stücken von Achten vom Boord der Priese. Den 8ten schickten wir den Spanischen General samt den Officieren und andern Gefangenen in zwey Chinesischen Joncken nach Macao, und behielten niemand als den Aßistenten, oder Unterkauffmann, nebst einigen Zimmerleuten und 10 Matrosen uns zu helfen an Boord. Wir hatten ihrer 390 in unserm Schiffe und etwan 95 an Boord der Priese gehabt, und 12 waren durchgegangen. Den 15ten bekamen wir aus der Priese eine Kiste mit Silberwerk und Virginischem Silber.

Den 12ten Herbstmonats wurde die Summa von 2320 Stück von Achten, so ein Theil des Schatzes von der Centurions-Priese war, unter das Volck ausgetheilet. Den 19ten Weinmonats sahen wir ein Seegel, worauf wir unsern ersten Lieutenant mit der Jolle absendeten, um diesem Schiffe bey dem Aufkommen auf

den

den Strohm hülfliche Hand zu leisten; und da den 22 des Königs Krönungsfest einfiel, so begingen wir dasselbe feyerlich, liessen unter andern alle unsere Flaggen und Wimpel wehen, und thaten 22 Canon-Schüsse.

Indem der Commandeur vernommen hatte, daß das Englisch-Ost-Indische Schiff Haslingfield, Capitain Houldon, in sehr schlechtem Zustande auf der Küste von China angelanget wäre, und durch Sturm alle seine Masten u. s. w. verlohren hätte, so schickte er den 23 die Schlupe eines andern daselbst vor Anker liegenden Brittischen Ost-Indischen Schiffes, der Harrington genannt, mit ohngefehr 30 Mann, so von dem Harrington, als von unserm Schiffe, unter Befehl eines geschickten Officiers, durchgehends wohlbewehret an dasselbe, aus Furcht, daß unsere gefangen gewesene, und von uns nach Macao geschickte Spanier dasselbe antasten mögten. Desgleichen schickten wir unser Boot mit 20 Musketen, 20 Bayoneten und so viel Hauern, nebst einem Anker und andern Schiffs-Nothwendigkeiten an Boord des Haslingfields.

Denselben Tag kamen einige Chineser unser Schiff zu theeren an Boord. Nun waren wir meist in See zu stechen fertig, weil wir aber weder Mund- noch Schiffs-Nothwendigkeiten zu Fortsetzung unserer Reise nach Europa hatten, und uns nur bloß was wir täglich verzehreten geliefert wurde, so sahe sich der Commandeur genöthigt, dem Unterkönige aufzuwarten, und bey demselben um schriftliche Erlaubniß anzuhalten, daß wir uns damit versehen mögten, wiewohl wir Europäer in Gedanken stunden, daß der Unterkönig auf die Bezahlung der Zölle an den Kayser bestehen würde.

Wie nun also der Commandeur nicht wuste, wie ihm begegnet werden dürfte, so machte er vor seiner Abreise die nöthigen Anstalten wegen des Schiffes, und ertheilete verschiedene Befehle, vornemlich an den Hn. Bret (welchen er bey dieser Gelegenheit zum Capitain unsers Schiffes bestellete) des Inhalts: daß, wenn er sähe, daß er, der Commandeur, am Lande festgehalten würde, er die Priese in den Grund bohren, und mit dem Centurion aus dem Munde der Rivier, und dem Bereich der Canonen der beyden Forte, hinaus legen sollte. Den folgenden Tag ging der Commandeur ab, die Capitaine und Ober-Kaufleute von den Englischen, Schwedischen und Dänischen Schiffen, die im Haven lagen, von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, und kam früh um 9 Uhr wieder an Boord, um sich nach Canton, dem Hoflager des Unterkönigs, zu begeben, und demselben aufzuwarten.

Noch selbigen Nachmittag um 4 Uhr trat unser Commandeur, in Gesellschaft des Capitains von der Priese, Hr. Summarc, unsers Lieutenants Hn. Keppel, und der Capitain und Unterkaufleute von den Englisch, Schwedisch und Dänischen Schiffen in die Schlupe, welcher alle Boote der andern Schiffe folgeten, die auf dem Strohme lagen; in des Commandeurs Schlupe waren 18 Ruderpursche, alle aufs beste gekleidet; vor seinem Aufbruche wurden wir alle gemunstert, und begrüsseten ihn hierauf mit einer dreyfachen Salve aus unserm kleinen Gewehr und 19 Canon-Schüssen, wodurch die Einwohner, als sie die Ehre sahen die dem Commandeur erwiesen wurde, vollends überzeuget wur-

wurden, daß er kein Seeräuber wäre, wie sie sich eingebildet hatten.

Der Commandeur war, zu Ehren seines Königs und Vaterlandes, sowohl als die Ober-Officierer und Unterkaufleute die ihn begleiteten, aufs prächtigste gekleidet, und die Unterofficiere stellten bey dieser Gelegenheit Pagen und andere Bediente vor. Alle diese Leute begleiteten den Commandeur, welcher in einem Tragesessel nach Hofe geholet wurde, zur Audienz. Einer der Mandarinen der, aus Versehen, dem Commandeur hinterbracht hatte, daß ihn der Unterkönig um solche Zeit erwartete, und nun seinen Irrthum inne wurde, ließ den Commandeur, aus Furcht, daß er zufrüh nach dem Pallaste kommen mögte, mitten auf der Strasse stille halten, worauf ihm der Commandeur durch seinen Dollmetscher zu verstehen gab, daß es sich nicht schickte jemand von seinem Range also aufzuhalten, daß er jetzo den König von Groß-Britannien vorstellete, und dannenhero seinen Weg verfolgen wolte. Ein wenig darnach ließ der Mandarin den Commandeur wieder stille halten, worauf derselbe samt seinem Gefolge wieder umkehren wollte, von wannen er gekommen war; der Mandarin aber sagte, wo sie wieder umkehrten und den Unterkönig warten liessen, würde er sie alle aufhenken lassen. Endlich gingen sie kurz darauf fort, und fanden bey ihrer Ankunft 10000 Mann vor dem Pallaste in Schlacht-Ordnung stehen, alle Erker und Gallerien von des Unterkönigs Weibern angefüllet, und den Vorplatz mit einer unzählichen Menge Zuschauer vollgepfropfet. Der Commandeur wurde mit dem Ansehnlichsten von seinem

Gefolge erstlich in dem Vorsaal, und nachdem er etwas darinn verzogen, vor dem Unterkönige geführet, welcher von dem ganzen Rathe der Mandarinen vergesellschaftet war. Der Unterkönig empfing den Commandeur mit grosser Höflichkeit und Ceremonien, und bewirthete ihn auf Chinesische Weise prächtig, mit allerhand kleinen Geräthen, wobey die Speise in kleine viereckigte Stücke Würfelweise zerschnitten war, welches darum geschiehet, weil die Chineser sich bey der Tafel, statt Löffel und Gabeln nur zwey kleiner Stöckgen bedienen. Der Nachtisch bestund aus den auserlesensten getrockneten Früchten und Confect mit Thee. Der Unterkönig that einige Geschenke an den Commandeur, wofür dieser ihm wieder einige Kostbarkeiten verehren wollte, welche derselbe aber anzunehmen sich weigerte, und sagte, daß solches in ihrem Lande nicht gebräuchlich wäre; wie die Mahlzeit zu Ende war, stund er auch dem Comandeur alles zu, warum derselbe angehalten hatte.

Den 26sten zählten wir die Baarschaften, wuschen sie, und packten sie in Kisten, womit wir bis den 3ten Wintermonats zu thun hatten; wie nun alles gezählet und gewogen war, befand sichs, daß die Cabadongo, nunmehrige Centurions-Priese, eine Million/ 278546 Stücken von Achten, und 1024 und 1 halb Pfund so Virginisch als verarbeitet Silber an Gewicht an Boord gehabt hatte.

Den 9ten, welches des Königs Geburts-Tag war, thaten wir 21 Canonschüsse, schmückten unser Schiff mit unsern Flaggen und Wimpeln, und brachten diesen Tag in grosser Frölichkeit zu, massen wir nun an allerhand Lebensmitteln Ueberfluß hatten. Den 18ten schick-

schickten wir unsere Jölle mit einigem Volke an Boord des Haslingfields, diesem Schiffe auf den Strohm aufkommen zu helfen, und den 19ten seegelte dasselbe unter Begrüssung mit 21 Canon-Schüssen vorbey, welche wir mit 19 beantworteten, da denn etliche Tage darnach unser sämtliches Volk von diesem Schiffe wieder auf das unsrige überkam.

Den 9ten Christmonats bekamen wir 27753 Pfund Brodt und andere Lebens-Mittel von dem Commandeur aus Canton an Boord gesandt. Denselben Tag entstund ein schwerer Brand in den Vorstädten von Canton, wodurch über 350 Häuser sowohl als die Dänischen und Schwedischen Factoreyen in die Asche geleget wurden, wobey 23000 Tail an Species Geld verlohren gingen.

Den 15ten kam der Commandeur von Canton zurück, und wurde von allen zu Wampoc liegenden Schiffen, nur die Französischen ausgenommen, begrüsset. Den folgenden Tag wurden die Unterkaufleute, die den Commandeur nach Canton begleitet hatten, an Boord unsers Schiffes prächtig bewirthet, und bey ihrem Aufbruche mit 18 Canonschüssen begrüsset.

Wie wir nun den 17ten uns mit Schiffsnothwendigkeiten und Proviant vollkommen versehen befanden, machten wir uns nunmehr, unsre Reise nach Europa anzutreten, fertig, nachdem wir seit den 28 Heumonats auf der Rivier von Canton vor Anker gelegen hatten, in welcher Zeit sich unser Volk von seinen erlittenen Ungemach und Krankheiten vollkommen wieder erholet hatte. Wir haben zwar, während dieser Zeit Gelegenheit gehabt, wegen Canton und der umliegenden

Plätze einige Anmerkungen zu machen, welche wir aber, da alle neuere Reisebeschreibungen damit angefüllet sind, mit Stillschweigen übergehen, und nur noch dieses melden wollen, daß die Engländer in Canton keine beständige Factorey haben, sondern ihnen nur bloß zugestanden wird, grosse Häuser mit bequemen Speichern zu miethen, worinn sie ihre Güter bergen können, bis sie eingeschiffet werden.

Endlich hoben wir den 18 Christmonats Nachmittage um 4 Uhr unsere Anker, und gingen in Gesellschaft unsrer Priese unter Seegel, geriethen aber durch stilles Wetter auf den Grund. Den 23sten schickten wir unsere Jölle mit dem dritten Lieutenant nach Macao, und ein Sampan brachte uns 27 Fässer Arack. Denselben Mittag nahmen wir allen unsern trockenen Proviant samt dem Wasser aus unserer Priese, und den 26 kam alles Volk von derselben an Boord unsers Schiffes, worauf wir dieselbige mit ihrer übrigen Ladung für 200000 Pf. Sterl. an die Portugiesen zu Macao verkauften, nachdem wir 1400000 Piastern, die ohne die andern Güter an Boord waren, daraus genommen hatten.

Den 27sten gingen wir, nachdem wir wieder 15 Fässer Arack und etwas Wasser empfangen hatten, unter Seegel, den folgenden Tag aber ward unser Schiff leck und kriegte in 2 Stunden Zeit über 7 Zoll Wasser ein. Den 6ten Jenner 1744 sahen wir Pule Parselo, welches ein hoher spitziger Berg auf der Küste von Malacca ist, der mitten aus einem niedrigen Lande in die Höhe steiget. Er giebt sich als eine Insul auf, und ist sehr merkwürdig, massen er den Seefahrenden statt einer Baake

die-

dienet, um durch verschiedene seichte Oerter an diesen Küsten hinzuseegeln, und dürfen es die Lootsen bey ungestühmen Wetter, wenn der Berg mit Nebel umgeben ist, kaum in den Canal wagen, weil derselbe nur eine Meile breit und zu beyden Seiten voller Untieffen ist.

Den 8ten sahen wir Nachmittags um 3 Uhr die Insul Lingen, die nahe an der Strasse von Sincapora unter der Linie lieget. Den folgenden Tag lag die Insul Sumatra etwan 5 Meilen von uns, und den 10ten musten wir anderthalb Meilen von dieser Insul vor Anker legen. Die verschiedenen Insuln in der Strasse Sunda gereichen den vorbey seegelnden Schiffen zu grosser Bequemlichkeit, angesehen sie auf denselben überall Erfrischungen haben, und sich mit Masten, Stengen, Pech, Theer u. d. g. versehen können. Das Theer wird durch die Einwohner aus gewissen Bäumen gezogen, die auf diesen Insuln wachsen. Die Stämme dieser Bäume sind etwann 3 bis 4 Fuß dick im Durchschnitte. Die Einwohner machen in den Stamm des Baumes, etwan einen Fuß hoch von der Erde, eine Oefnung bis in das Mark, hölen das unterste Theil der Oefnung aus, wie eine Schüssel, welche beynahe ein halb Stübgen in sich fassen kann; In diese Hölung seihet der Saft aus dem Obertheile des Stammes, und wird alle Tage durch die Einwohner ausgeschöpfet. Wenn der Saft sich einige Monate lang aus den Bäumen abgeseihet, so vertrocknet solcher wieder, und die Bäume gelangen alsdenn wieder zu ihrer vorigen Kraft. Die Luft auf der Insul Sumatra ist sehr ungesund, weil sie unter der Linie lieget, und das Wetter öfters unerträglich heiß, einen Augenblick darauf wieder eiskalt ist.

Die Einwohner sind schwärzlich, schlank und wohlgebildet, ihre Gesichter aber gar nicht reitzend. Sie beschmieren sich über dieses mit stinkendem Oel, welches den Europäern ein Grauen vor ihnen verursachet. Ihre Kleidung bestehet in weiten Hosen, und einem Lappen Seide oder Kattun, den sie los um den Leib wickeln; die Aermisten aber tragen bloß einen Schurtz um die Lenden. Ihre gewöhnliche Speise ist Reiß und Fisch; den Reiß rollen sie in ihren Händen zu Ballen, stopfen denselben in den Mund, und nehmen ein wenig Wasser dazu, damit sie ihm einigen Geschmack geben. Die Reichsten essen Schaafe, Geissen, Wildprät und Büffelfleisch, welches letztere aber sehr grob von Draate ist. All ihr Fleisch ist sehr trocken und ungeschmack, und ihr Getränk bestehet, ausser einer Art Wein, den sie Toddy nennen, und sehr kühlend und angenehm ist, in klarem Wasser oder Thee. Dieser Toddy ist der Saft von Kokosbäumen, und wird wie der Palm-Wein gemacht. Sie kauen beständig Betel, Opium oder Toback. Diesen letztern rauchen sie auch, stopfen ihn aber nicht in Pfeiffen, sondern rollen ein Blat eines Fingers dick auf, stecken das eine Ende beym Feuer an, und rauchen aus dem andern, bis es auf zwey Drittheile verbrannt, da sie das übrige wegwerfen. Sie sind starke Spieler und haben grosse Lust am Hanen-Gefecht. Sie halten auch viel von der Jagd, insonderheit der Hirsch-Jagd, welche sie mit kleinen Hunden jagen, zu Fusse verfolgen und mit ihren Lanzen fällen.

Ihr

Ihr vornehmster Handel bestehet in Pfeffer und Goldstaube. Die Pfeffer-Pflanze muß gleich einem Weinstocke durch eine Art Bäume, die voller Dornen und Aeste sind, unterstützet werden: die Pflanze läuft sehr hoch in die Höhe, und die Beeren hangen in Büscheln daran, gleichwie die Holunder-Beeren, die Pflanzen aber bringen selten vor dem vierten Jahre Früchte, und hören mit dem zehnten auf zu tragen. Die Blätter gleichen von Gestalt dem Epheu oder der Erdviöle, sind aber etwas bleich grüner und grösser. Es wird jährlich zweymal eingeerndtet, nemlich das erstemal im Herbst-und Weinmonat, und das zweyte im März und April, welches aber nur die kleine Erndte ist. Der Reiß ist das einzige Korn, so in diesem Lande wächst: er wird erstlich auf kleinen Betten dick gesäet, und wenn er 6 bis 7 Zoll hoch in gerader Linie mit genugsamen Zwischen-Raume auf dem Felde verpflanzet, damit sie das Unkraut desto besser ausgäthen, und denselben denn und wenn, bis er reif ist, begiessen können, worauf derselbe gemähet, und auf dem Felde, worauf er gewachsen, ausgedroschen wird. Der Reiß hat Aehren wie die Gerste, und schiesset etwann 4 Fuß hoch auf. Man findet hier in den Gärten Erbsen, Bohnen, Rüben, Jammes, Patattes u. d. g. Die Thiere dieser Insul bestehen in einer Gattung kleiner Pferde, ingleichen Büffeln, Ziegen, Schweinen, Hirschen, Rindvieh und Indianischen Schaafen; einer grossen Menge wilden Geflügel und Endten. In den Büschen giebt es wilde und zahme Tauben, und allerhand klein Geflügel, und die Seen und Flüsse sind sehr Fischreich. An Ungezieser findet man daselbst Eydechsen und Krokodilen, Kröten und Schlangen.

Den 11 Jenner gingen wir Nachmittags um 4 Uhr wieder unter Seegel, ohnerachtet wir schlecht Wetter mit Regen, Donner und Blitz hatten. Den 12ten, da es noch eben so ungestühm war, liessen wir des Morgens um 10 Uhr, 4 Meilen von Bantam, den Anker auf etwann 5 Fadem Wasser fallen, und schickten unser Boot an 2 Holländische Schiffe, die auf der Küste von Java vor Anker lagen.

Den 13 kam unser Boot des Nachmittags wieder zu uns, und wir vernahmen, daß diese Schiffe 2 von den 8 Seegeln, die von

Batavia nach Europa zu gehen bestimmet wären, und an dem Prinzen-Eylande einander wieder antreffen sollten. Den 14ten hoben wir des Morgens um 6 Uhr unsern Anker, und sahen noch denselben Tag die Prinzen-Insul, wohin wir unser Boot, einen Wasser-Platz zu suchen, abschickten. Den 15ten liessen wir den Anker auf 45 Fadem Wasser fallen, und sendeten unsere Jölle, Wasser und Holz einzunehmen an Land. Den 16ten bekamen wir Holz und Wasser, und um 12 Uhr spühreten wir eine Erschütterung, als von einem Erdbeben, welches ohngefehr eine Minute daurete. Den 19 bekamen wir etwas Tauwerk von einem Holländischen Schiffe, und den 20sten gingen wir des Morgens um 3 Uhr in Gesellschaft 6 nach Europa gehender Holländischer Schiffe wieder unter Seegel.

Vom 9 Hornung bis den 10 März hatten wir einen steif kühlenden Wind, wodurch wir einigen Schaden an unsere Seegel und Tauwerk bekamen. Den 15 entdeckten wir N. O. von uns Land. Den 22sten sahen wir das Vorgebürge der guten Hoffnung etwann 10 Meilen von uns, und konnten zu Mittage die 3 Berge, nemlich den Tafelberg, Löwenberg und Teufelsberg ganz deutlich unterscheiden. Man kann dieselben über 15 Meilen weit in See sehen.

Den 23 liessen wir in der Tafel-Bay etwann anderthalb Meilen vom Strande den Anker fallen. Daselbst funden wir die Ost-Indischen Schiffe, den Salisbury, Capt. Burrows, und den Warwick, Capt. Misner auf der Rheede liegen, welche uns jeder mit 10 Canonschüssen begrüsseten, welche wir jedem mit 9 andern beantworteten. Es lagen auch 5 Holländische Schiffe da, die uns gleichen Gruß ertheileten und gleiche Antwort bekamen. Nachmittags um 3 legten wir uns tiefer in die Bay vor zween Ankern. Um 6 Uhr ging eines der Holländischen Schiffe unter Seegel, wir aber liessen, weil es sehr ungestühm Wetter war, unsere meisten Seegel fallen, und verlohren gegen Mitternacht einen Anker, so daß wir das übrige Theil der Nacht auf unserm Pflicht-Anker pflügeten. Den 24sten schickten wir des Morgens unsere leeren Fässer mit dem Boote des Schiffes Warwick nach Wasser, und bekamen um 11 Uhr mit dem Boote des Salisbury frischen Provlant,

Schaaf-

Schaaf- und Rind-Fleisch. Denselben Abend bekamen wir einen Anker von 3860 Pfund, nebst einem Kabel von 19 Zoll im Durchschnitt und 120 Fadem lang, an Boord. Den 25sten legten wir uns früh um 4 Uhr näher an das Castel, da wir uns aufs neue vertheyeten, und durch die Boote von dem Salisbury und Warwick mit frischem Wasser versehen wurden.

Den 25sten fuhr der Commandeur nach Mittage mit der Schlupe an Land, und wurde im Vorbeyfahren von dem Salisbury und Warwick mit 11 Schüssen begrüsset. Den 26sten waren wir mit Wiederherstellung des Schiffes Centurion beschäftiget, schlugen für die Küper ein Zelt auf dem Strande auf, und schickten die Jölle mit unsern Fässern hin, dieselben zu reinigen. Den 27 kamen des Nachmittags 2 Holländische Schiffe, die Nieuwstad und Danaë genannt, allda vor Anker, welche von Spithead 9 Monat unter Weges gewesen waren. Desgleichen lief selbigen Abend die Margaretha, Capt. Hayes in 12 Wochen aus Holland ein. Diesen Nachmittag schickten wir ein Boot unsern Anker zu suchen aus, welchen wir den 23sten verlohren hatten, und sendeten gegen Abend alle Kranken an Land. Den 22sten bekamen wir mit 2 Holländischen Booten verschiedene Schiffs-Nothwendigkeiten an Boord. Den 30sten reinigten wir unser Schiff, der See-Wind aber erhob sich so stark, daß wir unsere Arbeit einstellen musten. Den 31sten liessen 2 Holländische Schiffe den Anker neben uns fallen, deren eines mit uns von dem Prinzen Eylande zugleich abgeseegelt war, das andere aber war 3 Monate von Spithead unter Weges gewesen.

Den ersten April machten wir uns wieder an das reinigen und theeren unsers Schiffes, und empfingen von dem Salisbury ein Fokke-Seegel, und eine Stenge 60 Fuß lang und 18 Zoll dick. Um 10 Uhr sahen wir ein Schiff mit Holländischen Flaggen, welches den folgenden Morgen bey uns vor Anker kam, und vor 5 Monaten aus dem Texel geseegelt war. Den 3ten bekamen wir mit unserm Boote 10 Fässer Wasser, und schickten den 4, 5 und 6ten sowohl unser Boot, als die von dem Salisbury und Warwick täglich nach mehrerm Vorrathe desselben aus. Den 6ten gab der Holländische Commandeur des Morgens um 6 Uhr den andern Hol-

Holländischen Schiffen das Zeichen zum Aufbruche, und um 7 gingen sie alle nach Batavia unter Seegel. Den 7ten bekamen wir wieder viel Wasser an Boord, wie ingleichen 6 und ein halb Faß Wein, nebst einigen in Endten, Schweinen u. d. g. bestehenden Mund-Vorrath für unsern Commandeur. Den 8ten brachte uns ein Holländisch Boot 17 ganze und 4 halbe Fässer Wein, nebst einigem Proviant und Wasser, und den 10ten schickten wir des Morgens früh unsere Barke den Commandeur abzuholen ab, welcher denn um 11 Uhr mit dem Capitain wieder an Boord kam. Denselbigen Tag brachte uns unser Boot Wasser und 9 Fässer mit Kalavances, oder Chinesischen Nüssen, den 11ten wieder einige Fässer Wein, und den 12ten trockenen Proviant und Wasser.

Den 13ten empfingen wir noch einige Fässer Wasser, da wir denn unsere Zahl, nemlich 108 Tonnen voll hatten; desgleichen hatten wir viel Proviant eingenommen, und unsere Seegel und Tauwerk wieder in guten Stand gesetzet, so daß wir uns nun wieder seegelfertig machten, nachdem wir 3 Wochen seith dem 14 Märtz am Vorgebürge der guten Hofnung gelegen hatten. Diese ganze Zeit über hatten wir unser Schiff voller Kornwürmer, wodurch unser Biscuit oder Schiffs-Brod sehr beschädigt wurde. Dieses Ungezieser thut am Lande grossen Schaden auf den Korn-Böden, so daß die Einwohner öfters ihre Boden etliche Jahre leer stehen zu lassen gezwungen sind.

Den 14 hoben wir des Morgens um 4 Uhr den Ancker, nachdem wir unsere Mannschaft mit 60 Holländischen Matrosen, die unser Schiff in Dienste genommen, verstärket hatten, und gelangeten um 8 Uhr aus der Tafel-Bay. Der Salisbury und Warwick grüsseten uns mit 11 Schüssen, welche wir mit 9 beantworteten, die Holländischen aber nur mit 9, worauf wir ihnen mit 7 antworteten. Den 15ten holeten wir die Boote ein, da wir den Tafelberg bereits auf 10 Meilen im Rücken hatten.

Den 30sten sahen wir die Insul St. Helena auf 7 bis 8 Meilen von uns; diese Insul, welche ihren Nahmen von den Portugiesen bekommen, ist erst im Jahre 1608 auf den St. Helenen-Tag durch Juan Pimentel entdecket worden. Sie liegt auf 16 Grad Süder-Breite, hat etwann 21 Meilen im Umkreise, und bestehet aus

aus einem grossen Felsen, der auf allen Seiten so steil ist als ein Kirch-Thurn, und einem Casteel mitten in dem grossen Welt-Meere ähnlich siehet, dessen natürliche Mauren so hoch sind, daß man sie unmöglich besteigen kann, massen man an dieser Insul nirgends landen kann, als an einem kleinen Thale, die Kapel valey genannt, in einem Busem, im Oestlichen Theile der Insul, deren Eingang durch eine Batterie von 40 schweren Canonen vertheidiget wird. Ueber dieses schlagen hier die Wellen unaufhörlich gegen den Strand, so daß die Landung wegen der schweren Brandung daselbst zu allen Zeiten sehr beschwerlich ist. Es hat zwar noch einen kleinen Busem, wo zween bis 3 Mann zugleich landen können, ist aber mit einer Batterie von 6 Canonen bedecket, und also nicht anzukommen. Nahe bey der Schanze in der Kavel valey ist ein Städtgen von 50 Häusern, so nach Englischer Weise gebauet, wohin sich die Insulaner, mit den Seefahrenden zu handeln begeben, wenn Schiffe ankommen, sonst aber in den höher liegenden Gegenden der Insul in ihren Pflanzereyen wohnen. Es befinden sich daselbst über 200 Familien Engländer, oder wenigstens von Englischen gezeugete daselbst. An allerhand Vieh, als Ziegen, Schweinen, Hünern und andern Geflügel, desgleichen an Kraut, Wurzeln und Garten-Gewächse hat diese Insul Ueberfluß. Diese Fruchtbarkeit hat dieselbe den Portugiesen zu danken, welche hier alles auferzogen haben, weil sie diesen Platz anzuthun gewohnt waren, wenn sie aus Ost-Indien zurück kamen, und Wasser und Proviant einnehmen wollten. Im Jahr 1600 hat die Englisch-Ost-Indische Compagnie diese Insul in Besitz genommen, und im Jahre 1673 überrumpelten sie die Holländer, denen sie aber innerhalb Jahres-Zeit von den Engländern, unter Anführung des Capitains Monday wieder abgenommen wurde, welche zu gleicher Zeit 3 daselbst auf der Rhede liegende Holländische Ost-Indische Schiffe eroberten. Die Holländer hatten den Landungs-Platz, mittelst aufgeworfener und mit schweren Canonen bepflanzter Batterien befestiget, weil aber die Engländer wusten, daß noch ein kleiner See-Busem wäre, wo man 2 Mann hoch anrücken konnte, bestiegen sie in der Nacht den Gipfel von einem derer Felsen, und liessen sich in der folgenden Morgen-Stunde hinter den Hollän-

dern

dern sehen, welche sogleich das Gewehr streckten, und sich ohne Schwerdtschlag ergaben. Sobald die Engeländer wieder Meister von der Insul waren, befestigten sie den kleinen See-Busem, so daß nun nirgends mehr mit Vortheil der Insul beyzukommen ist. Die Engeländer haben auch eine neue Vestung, Jamescastle genannt, darauf angeleget, massen ihnen von St. Helena so viel, als den Holländern an der Kaap der guten Hoffnung, und den Portugiesen an Zofala gelegen. Die Luft ist hier so gesund, daß die Kranken von den Schiffen sogleich genesen, als sie nur an Land gesetzet werden. Die Insul St. Helena liegt über 500 Meilen von der Kaap der guten Hoffnung, und ihre Felsen reichen bis an die Wolken.

Den 17 Junius entdeckten wir ein Segel, worauf wir Jagd machten; des Morgens um 10 thaten wir einen Canonen-Schuß, und sendeten unser Boot an desselben Boord, zu vernehmen, ob der Krieg wider Frankreich erkläret wäre, konnten aber keine hinlängliche Antwort erhalten. Es war eine Schlupe von Kaap Fear, die mit Pech und Theer nach Londen wollte. Den 26sten sahen wir des Morgens wieder ein Segel, nach welchem wir unsern dritten Lieutenant mit dem Boote aussendeten, der uns die Zeitung brachte, daß mit Frankreich Krieg wäre, und verschiedene Französische und Englische Kriegs-Schiffe und Kaper in dem Canale kreutzeten. Dieses letzte Schiff war von Rotterdam nach Philadelphia bestimmet, und hatte 200 Pfälzer an Boord.

Den 23sten sahen wir 3 Seegel, auf welche der Commandeur Jagd machen ließ, und befanden hernach, daß 2 derselben von Dublin kamen, das dritte aber, so Nordwerts anseegelte, konnten wir nicht abrufen.

Den folgenden Tag sahen wir wieder 2 Segel, und machten Jagd darauf, befanden aber, nachdem wir dieselben eingeholet, daß es der Kaper der Salamander war, welcher ein Martinique-Schiff, so er erobert hatte, mit sich schleppete. Gemeldeter Kaper bestätigte, daß der Krieg wider Frankreich erkläret wäre. Abends um 7 Uhr sahen wir die Insul Portland etwan 4 Meilen von uns. Den 26sten lieffen wir höchst Freuden- und Vergnügungsvoll, daß wir uns nach so viel ausgestandenen Beschwerlichkeiten

keiten und Gefahren, wieder in unserm Vaterlande sahen, in den Haven zu St. Helena ein.

Die Ladung unsers Schiffes bestund in 2600000 Stücken von Achten und 150 Unzen Silberwerk; 10 Goldbaren und einer grossen Menge Gold-Staub und Virginischem Silber, welches alles auf 1250000 Pfund Sterl. geschätzet wurde.

Den ersten Heumonats wurde ein Wagen mit Silber, unter Bedeckung einer grossen Anzahl Matrosen, nach der Bank von Engeland gebracht, und den 15ten das übrige von dem Schatze, so aus 298 Kisten mit Silber, 18 Kisten mit Gold, und 20 Fässern mit Goldstaube, auf 32 Wagen nach dem Tour zu Londen gebracht, und das gemünzte Geld von dannen wieder nach der Bank geliefert wurde. Vor diesen Wagen ritt ein Paucker mit Trompeten und Hautboisten vorher, und die Matrosen bedeckten dieselben unter Anführung ihrer Officiers. Auf den ersten Wagen sahe man die Englischen Flaggen und die Spanischen darunter, und jeder dritte oder vierte Wagen führete ein Sieges- oder Ehren-Zeichen, so sie in der Süd-See sowohl als bey Nehmung des Aquapulco-Schiffes erobert hatten. Unser Commandeur war nebst Jhro Königl. Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin von Wallis in einem Hause in der Pallmaille, und sahen diesen Aufzug an.

Die 60 Holländische Matrosen, welche auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung an Boord unsers Schiffes Dienste genommen hatten, bekamen jeder 50 Thaler über ihre bedungene Besoldung, und den 11ten Winter-Monats bekam jeder Matrose von dem Centurion 300 Pfund und einen Schilling Sterl. als das erste Theil von dem Gelde ihrer Priese, nemlich des Aquapulco-Schiffes, worauf sie sich nach einer Herberge begaben, und sich lustig machten, wobey sie Cocarden an ihren Hüten, und Fiedler und Sackpfeifer vor sich her gehen hatten; Jm Anfange des Jenners 1745 sollen sie eine gleiche Summa, als den zweyten, und zu Ende des März-Monats eben so viel für ihren dritten und letzten Antheil ihres Priese-Geldes empfangen. So daß jeder Matrose für sein Antheil überhaupt 900 Pfund und 9 ß. Sterlings bekommet.

Was

Was für eine Summa der Commandeur und die geringeren Officiers, jeder nach seinem Range, empfangen werde, ist noch nicht bekannt, man kann aber aus dem Antheil, das jeder Matrose bekommen, wohl leichtlich einen Ueberschlag machen, daß dieselbe sehr groß und ansehnlich seyn müsse.

Solchergestalt hat sich diese ruhmwürdige Seefahrt geendigt, welche mit so viel Elend, Gefahr und Ungemach verknüpfet gewesen, und so viel Menschen das Leben gekostet hat, so daß von 2000 Mann, die mit dem Commandeur aus England ausgeseegelt, kaum 200, und diese noch dazu in sehr schlechtem Gesundheits-Zustande, in ihr Vaterland zurück gekommen sind; Wir wünschen also, daß der Commandeur sowohl als die Officiere und Matrosen die Früchte ihrer ausgestandenen Mühe und Arbeit lange Jahre geniessen mögen.

E N D E.



Graesse III 634
Ebert 1721

cf. Trier

die seltene 2. vermehrte
ausgabe

mater Finov

Opizzer

